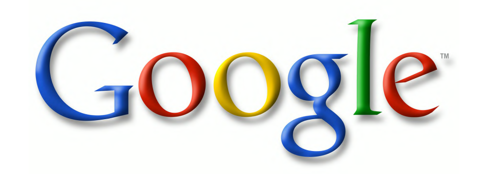
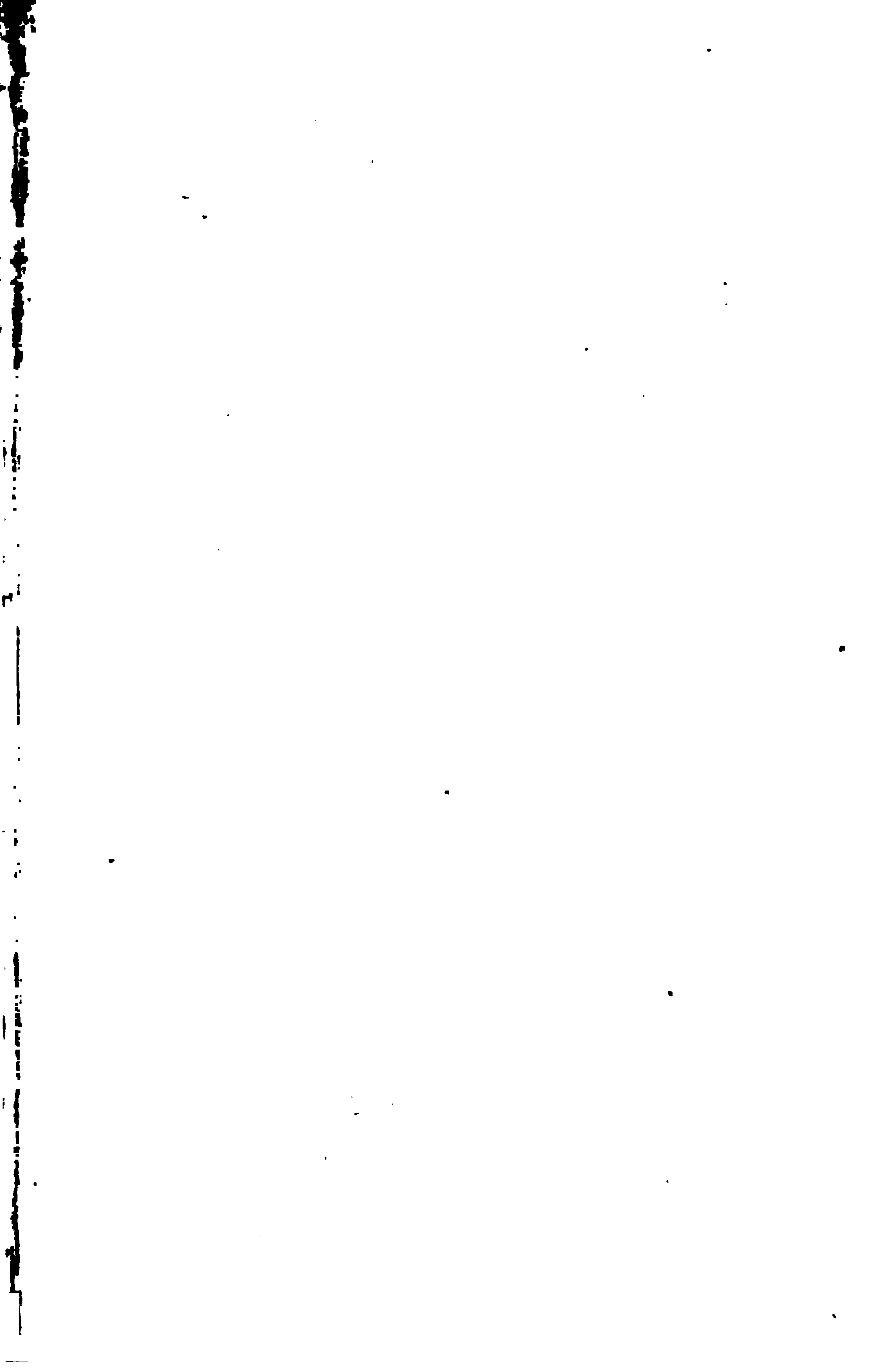
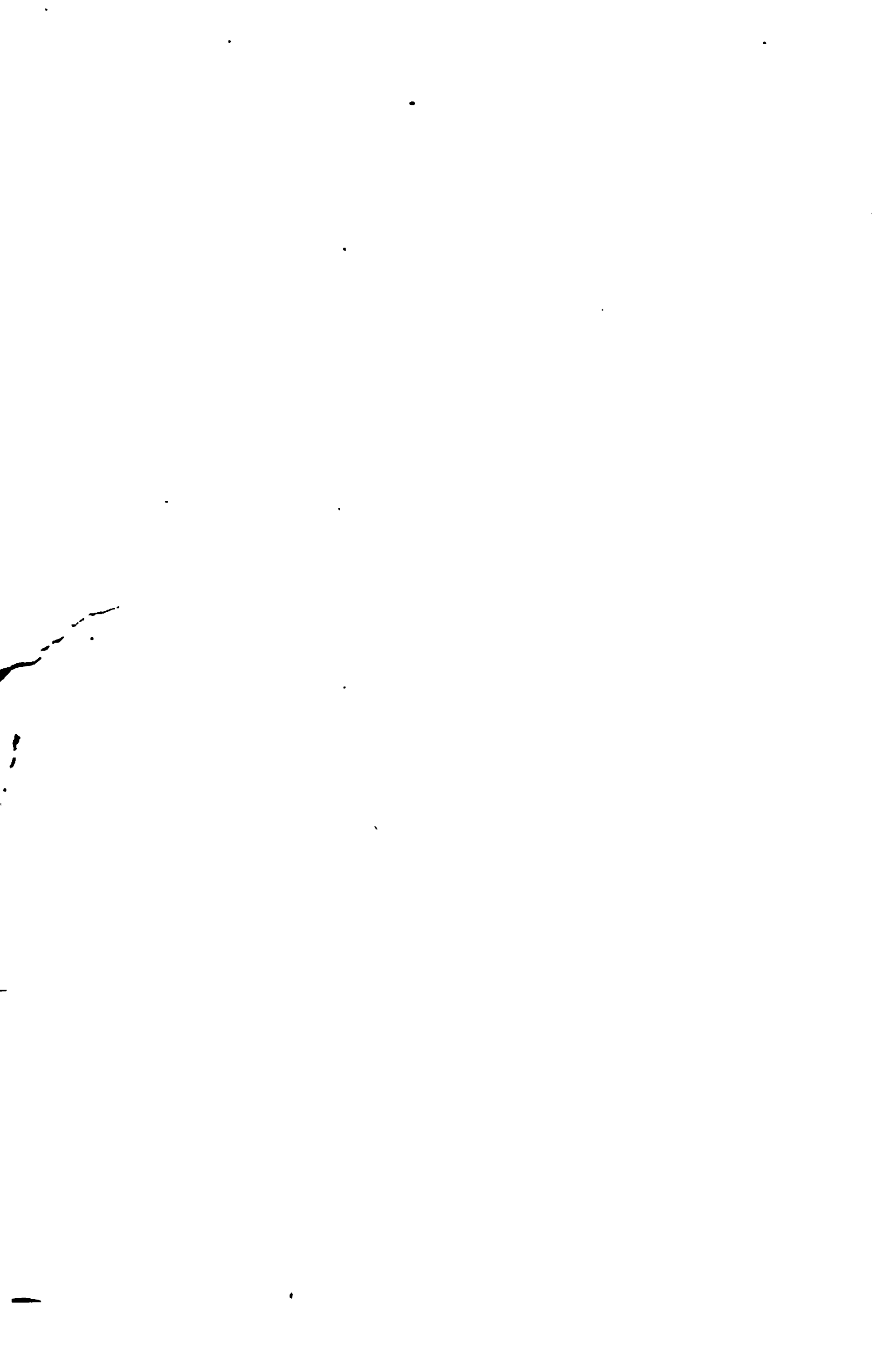
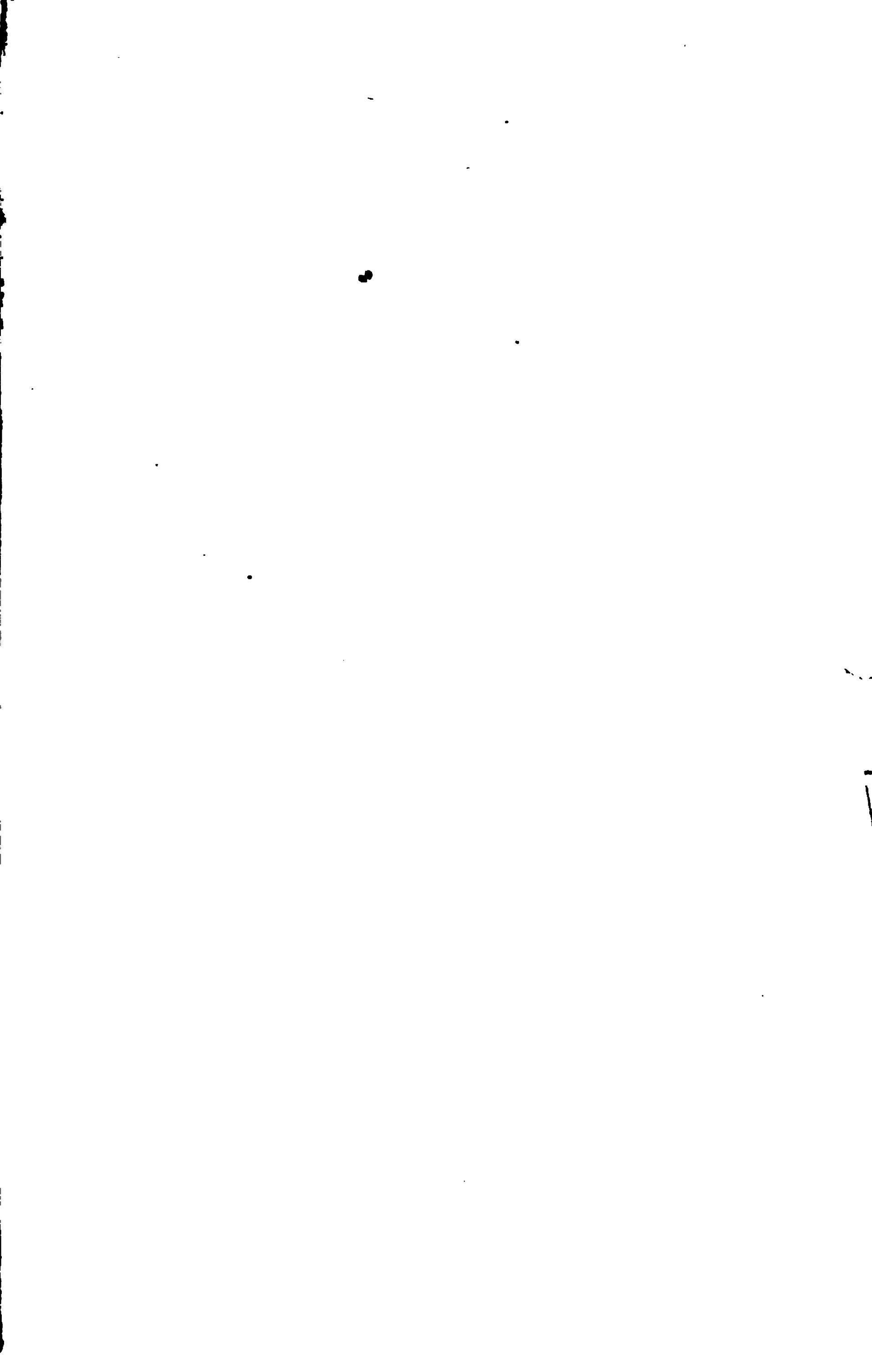










Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

begründet von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow.

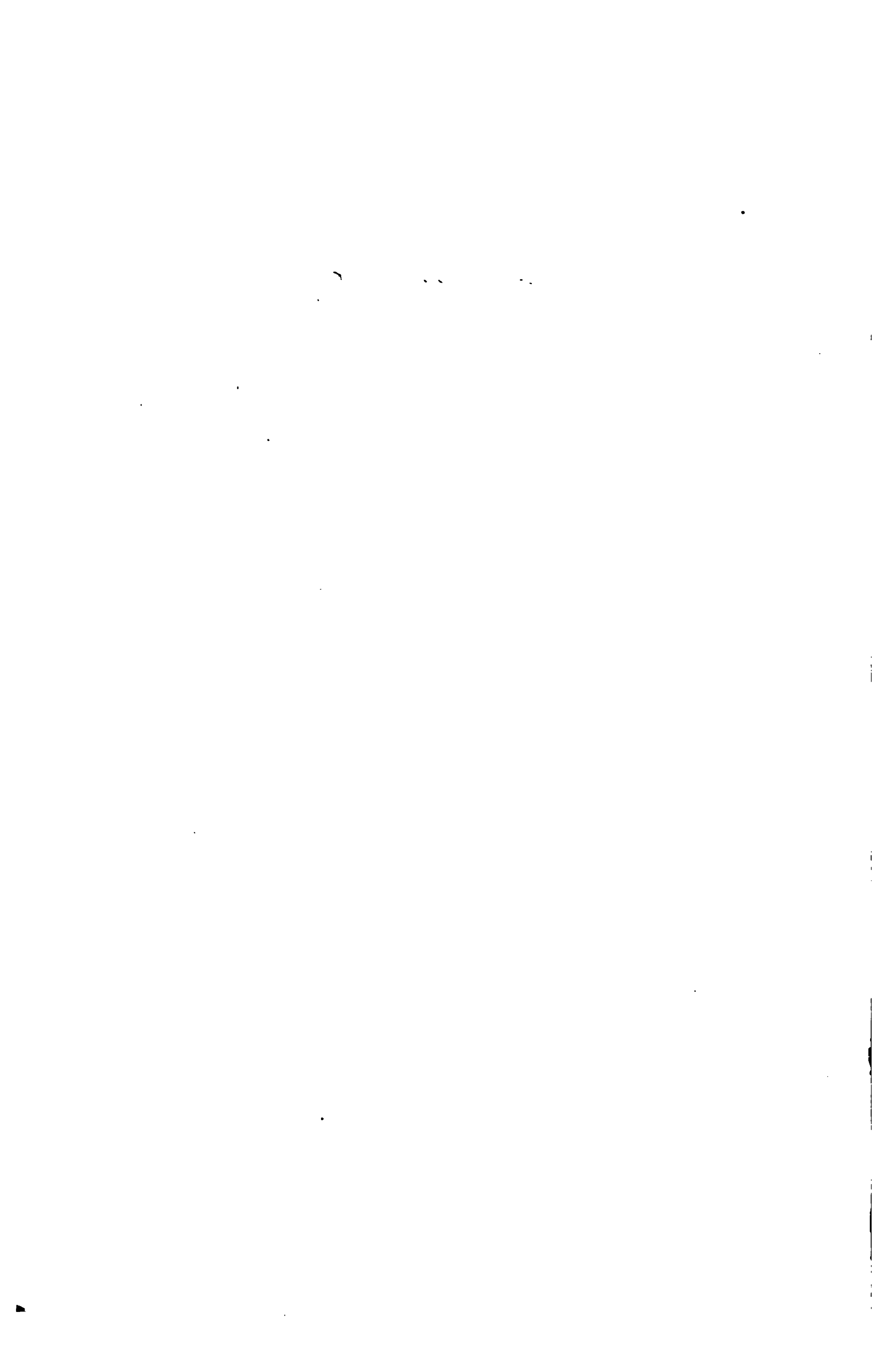
Neue Folge. XIV. Serie.

Heft 313—336.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofbuchhandlung.
1899.— 1900.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Inhalts-Verzeichniß.



Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 313–336 umfassend.)

Heft 313.

Erziehungsaufgaben in unserer Zeit.

Von

Dr. Albert Wittstock,
Schuldirektor a. D. in Leipzig.







Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1899.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Der Geniale Mensch.

Von

Cesare Lombroso.

Autorisirte Uebersetzung von Dr. M. O. Fränkel.
(XXII u. 448 S.) Gr. 8°. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.50.

I. Psychologie und Pathologie des Geistes.
II. Biologie des Genies.
III. Das Genie bei den Irren.
IV. Die Entartungs-Psychose des Genies.

Das diesen reichen Stoff behandelnde, anregende, belehrende Buch Lombrosos wird gewiß die weite Verbreitung finden, deren es vermöge seines Inhaltes sowohl als auch vermöge der Art, wie dieser erörtert wird, in so hohem Grade würdig ist.
(Dr. Ille in Wiener Medizinische Blätter.)

Was für eine Arbeit, was für ein Wissen steckt zu alledem in dem Buch! Und welche Selbständigkeit der Betrachtung, welche systematische Begabung!
(Dr. A. Schnitzler in Internat. Klinische Rundschau.)

Auch ohne ein Anhänger der vom Verfasser aufgestellten Theorien zu sein, wird man nicht umhin können, das Werk als eine vieldurchdachte, glänzend ausgeführte, tiefsinnige Arbeit zu bewundern. (Reichsgerichtsrath Meves im Archiv für Staatsrecht.)

Der Verbrecher

in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung.

Von **Professor Cesare Lombroso** in Turin.

In deutscher Bearbeitung von Dr. med. O. Fränkel, Sanitätsrath.

Mit Vorwort von Professor Dr. jur. **von Kirchenheim.**

Lex. 8° (XXII u. 562 Seiten). Erster Band. Preis 15 Mk. geh., 17.50 Mk. geb.

Inhalt:

I. Uranfang des Verbrechens.

Verhalten der Pflanzen und Thiere. Das Verbrechen und die Prostitution bei de[n] Wilden und Urvölkern. Das moralische Irresein und das Verbrechen bei den Kindern.

II. Pathologische Anatomie und Messungen an Verbrechern.

Untersuchung von 383 Verbrecherschädeln. Abnorme Beschaffenheit des Gehirns u[nd] der Eingeweide bei den Verbrechern. Maße und Gesichtsausdruck von 3839 Verbrechern.

III. Biologie und Psychologie des geborenen Verbrechers.

Vom Tättowiren der Verbrecher. Vom Gemüthszustande der Verbrecher. Der Selb[st]mord bei den Verbrechern. Gefühle und Leidenschaften bei den Verbrechern. Rückfall i[m] eigentlichen und uneigentlichen Sinne. Moral der Verbrecher. Die Religion der Verbreche[r]. Verstand und Bildung der Verbrecher. Gaunersprache. Die Handschrift der Verbreche[r]. Litteratur der Verbrecher. Das Bandenwesen. Moralisches Irresein und angeborenes Ve[r]brechen. Epileptoide Verbrecher. Die Widerstandsfähigkeit. Ueberschau und Schlußfolgeru[ng]. Verbrechen oder Wahnsinn? Das Schulmädchen Marie Schneider. Von Paul Lindau.

Desselben Werkes zweiter Band.

Lex. 8° (IV u. 406 Seiten mit einer Tafel). Preis 12 Mk. geh., 14.50 Mk. geb.

Inhalt:

I. Verbrechen aus Leidenschaft.

Unterscheidungszeichen. Selbstmord in Leidenschaft und Irrsinn.

II. Der irre Verbrecher.

Statistik. Biologie. Psychologie. Forensische Formen von Verbrechen. Unterschi[ede] betr. der Art der Geisteskrankheit. Der Alkoholismus als Verbrechen. Der hysteris[che] Verbrecher. Halbverrückte Verbrecher.

III. Der Gelegenheitsverbrecher.

Scheinbare Verbrecher. Kriminaloide. Leibliche und geistige Kennzeichen. Gewohnhei[ts]verbrecher. Geheime Verbrecher. Epileptoide. — Nachträge.

Erziehungsaufgaben in unserer Zeit.

Von

Dr. Albert Wittstock,
Schuldirektor a. D. in Leipzig.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1899.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Was in unserer Zeit als charakteristisch hervortritt, ist unverkennbar das allgemeine Streben nach Bildung. Allenthalben, in allen Ständen und Volksklassen ist ein wachsender Drang nach Kenntnissen und Wissen, ein zunehmender Trieb nach höherer Bildung bemerkbar. Das beweisen schon die vielen Bildungsvereine, die fast in allen Städten Deutschlands bestehen. Da giebt es allgemeine Volksbildungsvereine, Arbeiterbildungsvereine, Handwerker- und andere Bildungsvereine, Frauenbildungsvereine u. s. w. Der Ruf nach Bildung ertönt von allen Seiten. Bildung! ist gleichsam das Feldgeschrei in den Kämpfen dieser Zeit. Und diesem allgemeinen Bildungsbedürfniß entsprechen auch die vielen Bildungsgelegenheiten, wie sie heutzutage in so reichem Maße dargeboten werden, z. B. durch Volksbibliotheken u. dergl., namentlich aber durch öffentliche Vorträge, die heute bereits zur sog. Universitätsausdehnung, zu Volkshochschulvorträgen erweitert sind. Während es früher manche Universitätsprofessoren für eine Entweihung hielten, die Wissenschaft zu popularisiren, sehen wir heute Gelehrte aller Fächer unter das Volk treten als Verkünder und Verbreiter der Wissenschaft und der Bildung; es wird für Pflicht gehalten, für Mehrung und Ausbreitung der Bildung in immer weitere Kreise Sorge zu tragen. Natürlich erstreckt sich dieser allgemeine Bildungseifer besonders auch auf die Jugenderziehung, überall sind Regierungen, Magistrate und Gemeinden auf die Hebung

des Schulwesens bedacht, Fortbildungsschulen und höhere Lehranstalten aller Art werden gegründet, es ist eine anerkannte Thatsache, daß in unserer Zeit außerordentlich viel für Erziehung und Unterricht geschieht und daß die Pädagogik überhaupt große Fortschritte gemacht hat. Bei diesem großen Bildungsdrange, wo das ganze Volk in allen Kreisen von dem Gedanken ergriffen ist, daß es kein kostbareres Gut giebt, als Bildung, möchte man wohl sagen: Nun ist das goldene Zeitalter der Bildung und Gesittung, der Aufklärung und Civilisation herbeigekommen, nun erfreuen uns alle die schönen Folgen und Früchte, die aus der erhöhten Bildung hervorgehen.

Aber welch ein sonderbarer Kontrast! Während wir uns des Fortschrittes der Bildung rühmen, ist es zur landläufigen Redensart geworden: Die Welt wird immer schlechter! Und es werden Klagen laut über Erscheinungen, die keineswegs auf Bildung schließen lassen, sondern auf das gerade Gegentheil, Klagen über zunehmende Unsittlichkeit, Rohheit, Gottlosigkeit, über die tiefer sinkende Moralität und den im Steigen begriffenen Materialismus, über Genußsucht und Verweichlichung und besonders über zügellose Selbstsucht, die sich heute stärker denn je geltend macht; niedrige, rohe Selbstsucht, sagt man, die rücksichtslos nur den eigenen Vortheil sucht, macht sich heute stärker denn je geltend und bedroht die sittliche Ordnung mit schweren Gefahren. Dazu kommen die Klagen, daß die Sucht, reich zu werden, zu unerlaubten Mitteln verleitet, zu Betrügereien, Warenfälschungen, Schwindelgeschäften, unehrlichen Bankerotten, Kassendiebstählen u. s. w. Und während auf der einen Seite brutaler Materialismus, Luxus, Genußsucht, Verkehrtheit, Charakterlosigkeit, sittliche Lauheit und Schlaffheit als Grundgebrechen der Zeit bezeichnet werden, streben auf der anderen Seite unter den schroffen Gegensätzen des sozialen Lebens rohe, gesetzlose Triebe nach Auflösung der bürgerlichen Ordnung, die

menschliche Gesellschaft wankt unter den Vorboten sozialer Stürme, großer, tiefgehender Erschütterungen der heutigen Welt, und das Jahrhundert geht zu Ende unter vulkanischen Zuckungen, trüben Gärungen und Umsturzideen. Es würde zu weit führen, die ganze Reihe von Anklagen zu beleuchten, die gegen unsere Zeit und ihre Krankheitserscheinungen erhoben werden. Wenn wir von einem allgemeinen Gesichtspunkt ausgehen, so lautet die Diagnose des pathologischen Zustandes unserer Tage auf Materialismus acutus. Und ein gewichtig Theil der Schuld wird auf Rechnung des großen Fortschrittes der Naturwissenschaften gesetzt. Die Naturwissenschaften sollen die Religion gefährden und zum Atheismus führen. Dem Materialismus wird Schuld gegeben, er leugne den Glauben an das Walten eines persönlichen Gottes, der liebend und weisheitsvoll das Weltall durchdringt und erhält, denn der Materialismus lehre, daß die Welt der Dinge sich von selbst erhält und sich nach eigenen innewohnenden Kräften und Gesetzen bewegt. Wenn wir die Hauptanklagen des Zeitalters zusammenfassen, so gehen sie dahin, daß mit den materiellen Fortschritten die sittlichen nicht korrespondiren; daß die Menschen in allem fortgeschritten sind, nur nicht in der Moral, ja die zunehmende Zahl der Vergehungen Jugendlicher eher auf einen Rückschritt auf sittlichem Gebiete schließen lassen kann; daß es an Respekt vor Wahrheit, Recht und Gesetz gebricht, die intellektuelle Kultur keinen Einfluß auf die Gesinnungen zeigt, im Gegentheil mit der Aufklärung die Laster und Verbrechen zuzunehmen scheinen und trotz aller großen Fortschritte, die unsere Zeit in Erfindungen, Entdeckungen, wissenschaftlichen und Kunstleistungen zu verzeichnen hat, doch eine Barbarei im Menschengeschlechte um sich greift.

Diesen Anklagen gegenüber ist nun nicht mit Unrecht geltend gemacht worden, daß wohl zu allen Zeiten über die Schwächen, Fehler und Unvollkommenheiten der Menschen geklagt worden

des Schulwesens bedacht, Fortbildungsschulen und höhere Lehranstalten aller Art werden gegründet, es ist eine anerkannte Thatsache, daß in unserer Zeit außerordentlich viel für Erziehung und Unterricht geschieht und daß die Pädagogik überhaupt große Fortschritte gemacht hat. Bei diesem großen Bildungsdrange, wo das ganze Volk in allen Kreisen von dem Gedanken ergriffen ist, daß es kein kostbareres Gut giebt, als Bildung, möchte man wohl sagen: Nun ist das goldene Zeitalter der Bildung und Gesittung, der Aufklärung und Civilisation herbeigekommen, nun erfreuen uns alle die schönen Folgen und Früchte, die aus der erhöhten Bildung hervorgehen.

Aber welch ein sonderbarer Kontrast! Während wir uns des Fortschrittes der Bildung rühmen, ist es zur landläufigen Redensart geworden: Die Welt wird immer schlechter! Und es werden Klagen laut über Erscheinungen, die keineswegs auf Bildung schließen lassen, sondern auf das gerade Gegentheil, Klagen über zunehmende Unsittlichkeit, Rohheit, Gottlosigkeit, über die tiefer sinkende Moralität und den im Steigen begriffenen Materialismus, über Genußsucht und Verweichlichung und besonders über zügellose Selbstsucht, die sich heute stärker denn je geltend macht; niedrige, rohe Selbstsucht, sagt man, die rücksichtslos nur den eigenen Vortheil sucht, macht sich heute stärker denn je geltend und bedroht die sittliche Ordnung mit schweren Gefahren. Dazu kommen die Klagen, daß die Sucht, reich zu werden, zu unerlaubten Mitteln verleitet, zu Betrügereien, Warenfälschungen, Schwindelgeschäften, unehrlichen Bankerotten, Kassendiebstählen u. s. w. Und während auf der einen Seite brutaler Materialismus, Luxus, Genußsucht, Verkehrtheit, Charakterlosigkeit, sittliche Lauheit und Schlaffheit als Grundgebrechen der Zeit bezeichnet werden, streben auf der anderen Seite unter den schroffen Gegensätzen des sozialen Lebens rohe, gesetzlose Triebe nach Auflösung der bürgerlichen Ordnung, die

menschliche Gesellschaft wankt unter den Vorboten sozialer Stürme, großer, tiefgehender Erschütterungen der heutigen Welt, und das Jahrhundert geht zu Ende unter vulkanischen Zuckungen, trüben Gärungen und Umsturzideen. Es würde zu weit führen, die ganze Reihe von Anklagen zu beleuchten, die gegen unsere Zeit und ihre Krankheitserscheinungen erhoben werden. Wenn wir von einem allgemeinen Gesichtspunkt ausgehen, so lautet die Diagnose des pathologischen Zustandes unserer Tage auf Materialismus acutus. Und ein gewichtig Theil der Schuld wird auf Rechnung des großen Fortschrittes der Naturwissenschaften gesetzt. Die Naturwissenschaften sollen die Religion gefährden und zum Atheismus führen. Dem Materialismus wird Schuld gegeben, er leugne den Glauben an das Walten eines persönlichen Gottes, der liebend und weisheitsvoll das Weltall durchdringt und erhält, denn der Materialismus lehre, daß die Welt der Dinge sich von selbst erhält und sich nach eigenen innewohnenden Kräften und Gesetzen bewegt. Wenn wir die Hauptanklagen des Zeitalters zusammenfassen, so gehen sie dahin, daß mit den materiellen Fortschritten die sittlichen nicht korrespondiren; daß die Menschen in allem fortgeschritten sind, nur nicht in der Moral, ja die zunehmende Zahl der Vergehungen Jugendlicher eher auf einen Rückschritt auf sittlichem Gebiete schließen lassen kann; daß es an Respekt vor Wahrheit, Recht und Gesetz gebricht, die intellektuelle Kultur keinen Einfluß auf die Gesinnungen zeigt, im Gegentheil mit der Aufklärung die Laster und Verbrechen zuzunehmen scheinen und trotz aller großen Fortschritte, die unsere Zeit in Erfindungen, Entdeckungen, wissenschaftlichen und Kunstleistungen zu verzeichnen hat, doch eine Barbarei im Menschengeschlechte um sich greift.

Diesen Anklagen gegenüber ist nun nicht mit Unrecht geltend gemacht worden, daß wohl zu allen Zeiten über die Schwächen, Fehler und Unvollkommenheiten der Menschen geklagt worden

ist. Die Sittengeschichte der Völker zeigt, daß ähnliche Erscheinungen immer wiederkehren, nur unter veränderten Verhältnissen und Formen, ja selbst die sog. gute alte Zeit wird auch wohl nicht ohne Mängel gewesen sein. Und darum giebt es nicht Wenige, die sich mit der Frage schnell abfinden, indem sie sagen: „Wir leben nun einmal in einer unvollkommenen Welt. Die Menschen sind Menschen und bleiben, wie sie sind, das ist nicht zu ändern.“ Freilich ist mit derartigen Einwendungen und der bloßen Redensart, die Welt werde doch bleiben, wie sie ist, nichts geholfen. Wozu nützt dann die ganze Bildung, wozu alle Bildungsbestrebungen und Bildungsanstalten, wenn es dadurch nicht besser werden soll? Die menschliche Unvollkommenheit ist kein Grund, darum Entartungen und Mißbräuchen nicht zu steuern. Der Gärtner weiß, daß es immer Unkraut geben wird, aber darum läßt er das Unkraut nicht überwuchern, sondern sucht es auszurotten. Jedenfalls darf man die Stimmen nicht überhören, die da sagen, es muß Auswüchsen entgegengearbeitet werden; wenn auch das Ziel der Vollkommenheit nicht zu erreichen wäre, so müßte man doch wenigstens streben, ihm näher zu kommen. Was sollte daraus werden, wenn der Mensch von der Meinung beherrscht würde, daß er in seiner nicht abzuändernden Natur dahin zu leben habe, daß es unmöglich sei, zu größerer Vervollkommnung zu gelangen. Dann müßte der Mensch an sich selber verzagen. Wären wir nur da, um uns zu nähren und zu kleiden, so würden wir die Thiere des Waldes beneiden müssen, die der himmlische Vater ernährt und kleidet, ohne daß sie die schwere Arbeit des Lebens zu tragen haben. Nein, ohne die große sittliche Veredelung würde das Bewußtsein der wahren Menschenwürde verloren gehen. Da die menschlichen Anlagen unendlich entwickelungsfähig sind und durch Ausbildung zu einer Fertigkeit erhoben werden können, deren letzte Stufe nicht abzusehen ist,

sollten da, wo die Gebiete der materiellen Welt unermeßlich erweitert worden sind und so viele allgemeine und besondere Fortschritte und Vervollkommnungen der Gewerbe, Künste und Wissenschaften stattgefunden haben, nicht auch Fortschritte in der Sittlichkeit und im ethischen Gebiete möglich sein? Wohin sollte es führen, wenn der Mensch immer nur als das unselige Mittelding zwischen Thier und Engel erscheint, wenn kein Interesse mehr für Hohes und Edles vorhanden? Wenn der sittliche Idealismus wie altmodisches Vorurtheil betrachtet wird, wenn der Mensch seinen Geist in das Irdische und Sinnliche versenkt und diese Richtung zu dem Niederen die herrschende wird, da ordnet sich das Große und Hohe im öffentlichen und privaten Leben beschränkten Zwecken unter, dann gilt nur der äußere Vortheil, die krasse Selbstsucht. In solchen Zeiten erstirbt das Bewußtsein der wahren Menschenwürde, die geistig-sittliche Veredelung wird aus dem Auge verloren; man hat nicht einmal mehr Verständniß dafür.

Zu solchen Zeiten müßte man fragen, ob denn der Mensch sich nicht bedenklich verirrt hat. Es ist wahrlich der auffallendste Widerspruch, wenn man unsere Zeit wegen ihrer fortgeschrittenen Bildung rühmt und dabei Klagen erhebt über so viele Schattenseiten unserer vielgepriesenen Kultur. Es ist daher auch kein Wunder, daß bereits die zweifelnde Frage aufgetaucht ist, ob denn unsere Zeit überhaupt Bildung hat. Man sollte meinen, sagen die Ankläger der Zeit, wenn sich die Bildung wirklich gehoben hat, so müßte man doch die Folgen davon wahrnehmen. Und nun sehe man sich um, wie viel Elend, wie viel Thorheiten und Unverstand, wie viel Aberglauben, Vorurtheile und Unnatur giebt es noch in der Welt! Und wie oft wird die Freude am Leben verbittert durch Unvernunft, Lieblosigkeit und Mißgunst, durch Neid und Lüge! Die Ankläger gehen noch weiter, sie finden in der Gegenwart nicht Bildung, sondern Verbildung und Ueberbildung, sie sehen manches Verschrobene und Verzerrte,

nur seichtes Vielwissen und Oberflächlichkeit, Hohlheit der Köpfe und leeren Schein, und behaupten, daß es an innerer Gediegenheit fehle.

Bei solchen schwerwiegenden Anklagen in einer Zeit, wo Bildung zum Losungswort geworden ist, drängt sich die Frage auf: Was ist denn eigentlich Bildung? Worin besteht das Wesen der wahren Bildung? Wer ist in Wirklichkeit ein gebildeter Mensch zu nennen? Lassen Sie uns einmal untersuchen, was denn der Begriff „Bildung und gebildet sein" zu bedeuten hat und welcher Sinn mit diesem Worte verknüpft ist. Man kann häufig den Ausdruck hören: den „gebildeten Ständen" angehörend. Was sind denn das für Stände, die „gebildeten Stände"? Versteht man darunter vielleicht die sog. höheren Stände? Kann man sagen: je höher gestellt Jemand ist, desto höher gebildet ist er auch? Im Mittelalter konnten die meisten Ritter, Grafen und Fürsten, die sich doch gewiß zu den gebildeten Ständen rechnen, nicht lesen und schreiben. Die ritterliche Bildung bestand in gymnastisch-kriegerischen Uebungen und im Waffenhandwerk. Die hohen Herren betrachteten die Beschäftigung mit den Wissenschaften als etwas für sie nicht Passendes. Als nach dem Tode des Königs der Ostgothen seine Gemahlin dem Prinzen Athalrich wissenschaftlichen Unterricht geben lassen wollte, protestirten die Großen des Reiches dagegen, indem sie sagten: Das wäre keine standesgemäße Erziehung, ein König habe nicht die Feder, sondern das Schwert zu führen. Wenn heute ein Fürst nicht lesen und schreiben könnte, würde man ihn gewiß nicht zu den Gebildeten rechnen. Nach einer Urkunde vom Jahre 1358 konnten im Stifte Meißen der Propst und vier Domherren nicht schreiben. Das kam also selbst im geistlichen Stande vor, der doch in der Bildung obenan stand. Wir sehen, daß der Begriff der Bildung kein absolut feststehender für alle Zeiten, sondern ein fließender ist, abhängig von dem

erreichten Grade der Kultur. Wer im Mittelalter gebildet war, würde dem Begriff der Bildung des neunzehnten Jahrhunderts nicht entsprechen. Heute steht fest, daß, wenn Jemand zu den Gebildeten gezählt sein will, er Kenntnisse haben muß. Zur Bildung gehört Wissen. Demnach könnte man vielleicht sagen: Je mehr Jemand lernt, je mehr Kenntnisse und Wissen er hat, desto gebildeter ist er; es müssen also die Gelehrten, diejenigen, die wissenschaftliche Studien gemacht haben und gelehrt sind, die Allergebildetsten sein, denn sie besitzen ja die meisten Kenntnisse und das größte Wissen. Daß das aber in Wirklichkeit nicht immer zutrifft, zeigen viele Beispiele. Es sei hier nur an Baco von Verulam erinnert, bekanntlich ein bahnbrechender Geist im Gebiete der Wissenschaften, Urheber einer neuen Richtung in der Philosophie; seine große und dauernde Bedeutung in der Geschichte der Wissenschaften ist unbestritten. Aber diesem Mann von so überlegener Geisteskraft gebrach es gänzlich an moralischer Gesinnung, er mißbrauchte sein Amt zu egoistischen Zwecken, in seiner Eigenschaft als Richter war er bestechlich und beugte das Recht durch Annahme von Geschenken, ja er machte sich kein Gewissen daraus, gegen einen Mann, dem er Wohlthaten und Freundschaftsdienste zu verdanken hatte, öffentlich als Ankläger aufzutreten. Einen solchen Mann kann man trotz seines hervorragenden Wissens doch nicht als Muster der Bildung hinstellen, ja er ist trotz seiner vielen Kenntnisse nicht einmal aufgeklärt zu nennen, denn er wandelte in Rücksicht der heiligsten Angelegenheiten der Menschheit, in Rücksicht der Tugend und Gerechtigkeit nicht im Lichte, sondern in finsterer Nacht. Thatsächlich war auch Baco von Verulam ganz in dem Aberglauben seines Zeitalters befangen, er glaubte an die Goldmacherkunst, an das Lebenselixir, an Sympathiemittel u. dergl. Ein Mensch aber, der nicht wahrhaft aufgeklärt ist, ist auch nicht gebildet, denn die wahre Bildung schließt die Aufklärung

ein. Es giebt Menschen, die das Dasein der Gespenster leugnen, aber sich nichtsdestoweniger davor ängstigen, sie sind nicht aufgeklärt und nicht gebildet. Wir sehen, wie das Beispiel von Baco zeigt, es kann selbst Gelehrte geben, die doch nicht echt gebildet sind. Wissen und Bildung sind nicht identisch, das bloße Wissen macht es noch nicht, das Besitzthum der Gelehrsamkeit gewährt keine Garantie gegen sittliche Versunkenheit und Beschränktheit. Die bloße Gelahrtheit macht so wenig den Kern der eigentlichen Bildung aus, daß gar mancher Grundgelehrte nicht zu den Gebildeten gerechnet werden könnte, wenn sein Wissen bloß ein todtes wäre, ein äußerliches Gedächtniß- und Verstandeswerk, das zur Veredelung der ganzen Persönlichkeit nichts beiträgt. Es darf somit das Studium allein noch nicht als ausreichendes Merkmal der Bildung erachtet werden, es gehört noch mehr dazu. Wäre Jemand auch noch so kenntnißreich und durch sein Wissen hervorragend, wäre er selbst frei von allen gewöhnlichen Vorurtheilen seiner Zeitgenossen, dabei aber gewissenlos und lasterhaft, so könnte man ihn wahrlich nicht einen gebildeten Mann nennen. Hiernach können wir nun schon das Wesen der Bildung erkennen. Die Bildung offenbart sich in ihrer Wirkung auf die Gesinnung und den Gesamtcharakter des Menschen, darin liegt das wesentlichste Moment wahrer Bildung. Das gilt ganz besonders, wenn man von Berufsbildung spricht, die nur eine Halbbildung wäre ohne den höheren Gesichtspunkt der Charakterbildung. Wenn man sagt: ein Mann von kaufmännischer Bildung, von technischer Bildung, von wissenschaftlicher Bildung, von Weltbildung u. s. w., so sind alle diese darum noch keine gebildeten Männer, weil sie umfassende Kenntniß ihres Faches besitzen. Tüchtige Berufskenntnisse sind natürlich unentbehrlich für alles Fortkommen im Leben, aber es muß damit die Sittigung verbunden sein. Jeder Anspruch auf Bildung, der durch irgendwelche andere Eigen-

schaften erworben ist, würde wesentlich beschränkt werden durch sittliche Gebrechen, Charakterlosigkeit, Mangel an Wahrhaftigkeit, Herzlosigkeit, Niedertracht jeder Art. Niemand wird da von Bildung sprechen, wo man Rohheit der Sitte und Manieren oder eine Handlung findet, die auf Niedrigkeit des Sinnes deutet. Ohne den ethischen Gesichtspunkt könnte z. B. die Weltbildung nichts weiter sein, als verderbliche Oberflächlichkeit, äußere Politur, täuschende Scheinbildung. Mit dem sittlichen Fond aber kann selbst ein schlichter Landmann, der über die Aufgabe seines Lebensberufes klare Einsichten und Erkenntnisse hat, ja selbst der Arbeiter, der geschickt, intelligent und fleißig ist, verständig und einsichtsvoll im Gespräch, anständig und gesittet im Verkehr, gebildet genannt werden. Der wahrhaft Gebildete braucht nicht nothwendig ein Mensch von ausgebreitetem Wissen zu sein. Es giebt sehr gebildete Männer in den verschiedensten Lebenskreisen, ohne wissenschaftliche Studien gemacht zu haben. Und wie viele Frauen von edler Bildung giebt es, die von Gelehrsamkeit weit entfernt sind. Wir sehen hier, wie der Begriff der Bildung ein relativer ist und verschiedene Modifikationen hat. Eine gebildete Frau ist etwas anderes, als ein gebildeter Mann. Die echte Bildung zeigt sich immer im Charakter; wenn wir von Jemand aussagen, daß er ein gebildeter Mensch sei, so ist damit nicht bloß ein kenntnißreicher, sondern ein auf einer höheren Stufe der Charakterveredelung stehender Mensch gemeint, und auch der Aermste kann ein wahrhaft Gebildeter sein durch einen sittlich-guten Charakter. Bei aller Bereicherung des Wissens muß man stets den Zielpunkt ins Auge fassen: nicht nur immer klüger und unterrichteter zu werden, sondern das Wissen als ein Mittel zu betrachten, den Charakter zu veredeln. In dieser Veredelung des Charakters und der Erweiterung des geistigen und sittlichen Gesichtskreises liegt das wahre Ziel der Bildung. In unserer Zeit giebt es Viele, die

nach Bildung streben, um dadurch ihrem Fortkommen zu nützen oder Macht und Ansehen zu gewinnen. Aber wenn das Streben nach Wissen nicht hervorgeht aus dem Trieb nach innerer Vervollkommnung, wenn schnöder Ehrgeiz, niedere Gewinnsucht und andere böse Leidenschaften als Triebfeder zur Ausbildung des Verstandes dienen, dann leidet das sittliche Bewußtsein. Die Bildung ist zu höheren Zwecken da, als nur Thaler und Genüsse gewinnen zu helfen; es wäre betrübend, wenn wir die Bildung nur nach dem Nutzen, den sie für uns hat, schätzen könnten. Alle Fürsorge für ihre Hebung um ihrer selbst willen wäre sonst grundlos. Es ist ja erklärlich, daß Jeder an der Hebung seiner materiellen Lage arbeitet, und es ist richtig, je eifriger Jemand für seine Bildung sorgt, je mehr Kenntnisse sich Jemand anschafft, je unablässiger er an seiner Ausbildung arbeitet, desto besser sorgt er für sein Fortkommen, seinen Unterhalt. Nützliche Kenntnisse sind immer anwendbar und können daher niemals zuviel erworben werden. Aber die bloße Aufstapelung von Kenntnissen ist noch nicht Bildung. Wohl ist es ein altes Sprichwort: Der Mensch kann nicht genug lernen und lernt niemals aus; aber man muß sich davor hüten, plan- und zwecklos ein buntes Durcheinander von willkürlich zusammengerafften, bruchstückartigen Kenntnissen in der Seele oder vielmehr im Gedächtnisse aufzuspeichern. Nicht die Menge des Gelernten, noch die Zahl der gelesenen Bücher machen einen klugen und tüchtigen Menschen, sondern Gründlichkeit im Lernen, im Lesen, im Arbeiten. Wenig, aber gründlich wissen ist unendlich besser, als viel und ungründlich wissen. Zerstreutes, oberflächliches Wissen führt nur zu Flachheit und Einseitigkeit und geistiger Zersplitterung. Leider ist die Zahl Derjenigen, die ein Weniges von allem, aber nichts gründlich wissen, in rascher Zunahme begriffen. So außerordentlich bildend auch das Lesen guter Bücher ist, so kann doch die bloße Benutzung der Bibliotheken

noch keinen klugen und gebildeten Menschen machen. Alles kommt darauf an, welchen Gebrauch wir von Büchern machen, d. h. wie und welche Bücher wir lesen. Die oft ins Unglaubliche gehende Menge von Büchern, welche moderne Leser durchlaufen, wirkt häufiger verwirrend, als wahrhaft bildend, denn dieses flughafte Lesen läßt natürlich tiefgehende und dauernde Eindrücke nicht in der Seele zurück. Vielfach ist das Lesen nur ein passives Aufnehmen fremder Gedanken, wobei der Geist des Lesenden selbst wenig oder gar nicht denkthätig ist. So schmeicheln sich Viele mit dem Wahn, daß sie ihre Bildung vermehren, aber sie tödten durch das Lesen bloß ihre Zeit und haben nichts davon.

Wenn wir nun versucht haben, die Hauptzüge und Momente im Begriffe der Bildung zusammenzufassen und zu sehen, worin der wahre Kern und die wahre Blüthe der Bildung liegt, so sind wir nun auch gerüstet, zu erkennen, warum in unserer Zeit, trotzdem so viel für Hebung der Volksbildung geschieht, dennoch geklagt wird über sittlichen Rückgang, Materialismus, Selbstsucht, Verwilderung und dergl. Sicher ist nicht zu leugnen, daß Bildung, Kultur und Aufklärung, diese drei Begriffe sind ja synonym, in unserem Zeitalter mit mächtiger Gewalt auf die Entwickelung und Gestaltung des Volkslebens eingewirkt haben. Freilich giebt es auch eine Scheu vor der Aufklärung. Sogar Männer, die selbst an der Bildung des Volkes redlich mitwirkten, haben sehr nachdrücklich vor Aufklärung gewarnt und es als schädlich bezeichnet, im Volke Lehren verbreiten zu wollen, die über die Fassungskraft desselben hinausgehen. Lessing soll einmal gesagt haben, solche Aufklärerei, womit Mißbrauch getrieben wird, sei ihm ein wahrer Greuel und ein ebenso ehrlicher Kämpfer für Licht und Wahrheit, Moses Mendelssohn, warnt ausdrücklich vor den Nachtheilen, die durch Verbreitung der Aufklärung könnten herbeigeführt werden, und mahnt die Aufklärer, doch ja mit Vorsicht

und Behutsamkeit zu verfahren. — Um eingewurzelte Irrthümer, Aberglauben, Vorurtheile im Volke zu beseitigen, muß der Förderer der Aufklärung natürlich mit weiser Besonnenheit zu Werke gehen. Thomasius muß gegen das Hexenunwesen mit anderen Waffen kämpfen als der Jesuit Spee. Immer ist Vorsicht nöthig, damit man der guten Sache nicht Schaden zufüge. Mißbräuche sind ja allerdings mit der Aufklärung vorgekommen. Es hat Menschen gegeben, die sich Aufgeklärte nannten, indem sie die erhabensten Wahrheiten der Religion für abergläubische Meinungen, die Lehren der Weisheit für Sophisterei und Tugend und Sittlichkeit für bloße Hirngespinnste erklärten. Aber die Aufklärung selbst ist an solchen Verirrungen nicht schuld und man kann darum der Sache der wahren Aufklärung keine Fesseln anlegen. Es ist gar nicht zu denken, daß ein Mensch, der selbst Einsicht, Geistesfreiheit, Erkenntniß der Wahrheit besitzt, dieses jemals bedauern und wünschen könnte, sich noch in dem Zustande der Unwissenheit, der Beschränktheit und des Irrthums zu befinden. Der Mensch ist zum Licht geboren und das Licht dringt mit der Zeit doch durch. Die Bildung im Volke ist in einem beständigen Fortschritt begriffen, dieses Fortschreiten ist eine Naturnothwendigkeit, eine Bedingung des organischen Volkslebens. Gewiß, unser Zeitalter ist aufgeklärt, woran liegt es denn nun, daß, trotzdem die erwünschten Früchte für Sitte, Tugend und Wohlfahrt sich nicht zeigen? Dies kann nicht anders erklärt werden, als daß die ganze Aufklärung und Bildung, deren wir uns nicht mit Unrecht rühmen, leider keinen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen zeigt. Veredelung des Charakters, des ganzen inneren Menschen, ist der einzige Weg für eine Verbesserung der Gesellschaft. Die Aufklärung allein ist noch kein soziales Heilmittel, dadurch werden wir wohl klüger, aber noch nicht besser. Alle Aufklärung des Verstandes hat nur insofern Werth, als sie

auf den Charakter zurückfließt. Der Weg zu dem Kopf muß durch das Herz geöffnet werden. Ausbildung des Gefühlsvermögens ist das dringende Bedürfniß der Zeit. Und jetzt sind wir an den Punkt angelangt, von dem aus der Widerspruch sich erklärt, warum unsere Zeit trotz der gehobenen Volksbildung auf Abwege gerathen ist und zu Verirrungen geführt hat. Es herrscht eine tiefe Kluft zwischen der Ausbildung des Verstandes und der des Gemüthes; den bewundernswerthen Fortschritten unseres Jahrhunderts in der Erweiterung der Weltkenntniß und in der Vervollkommnung der äußeren Daseinsbedingungen steht ein betrübender Stillstand oder vielleicht gar Rückgang in der Kultur des Herzens gegenüber. Das Gemüth droht unter dem unruhevollen Hasten und Vorwärtsdrängen zu verkümmern, die Gefühlsbildung ist unverhältnißmäßig vernachlässigt, ungleich mehr wird die intellektuelle Ausbildung gepflegt. Es ist allgemein erkannt, daß bei der Mehrzahl der Zeitgenossen die kalte berechnende Verstandesthätigkeit vorherrscht, wobei das edlere Geistes- und Gemüthsleben zu kurz kommt, das Herz ist zurückgedrängt durch den einseitigen Verstand. Daher ist Gefühlsbildung das dringende Bedürfniß der Zeit. Es war unser großer Nationaldichter Schiller, der in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen gegen die Unterdrückung des Gefühlsvermögen seine Stimme erhob und die Abstumpfung der Gefühle als Hinderniß der Charakterbildung beklagte. Schiller dringt deshalb auf ästhetische Erziehung, d. h. eine Erziehung, die auf das Gefühl wirkt, um die innere Harmonie des menschlichen Wesens, worin die Totalität des Charakters besteht, zu ermöglichen. Er betont immer, daß die menschliche Natur ein eng verbundenes Ganzes ist und sein soll, als dessen eigentliches Centrum das Gefühl angesehen werden muß. Die wahre Kultur soll durch harmonische Einigung von Empfinden und Denken, von Sinnlichkeit und Vernunft der Idee der

Menschheit näher führen. Es genügt nicht, sagt Schiller, bloß den Kopf zu erhellen, man muß auch das Herz erwärmen; er will nicht das Vorherrschen des scheidenden Verstandes, sondern des harmonischen Gefühls. Schillers große und erhabene Ideen über die ästhetische Erziehung zu lesen, ist selbst ein ästhetischer Genuß. Vieles hat er nur angedeutet, die Uebersetzung seiner Theorie in die Praxis und die weitere Ausführung der Nachwelt überlassend. (Ich habe versucht, nach Schillers pädagogischen Prinzipien die Lösung des Erziehungsproblems weiter zu verfolgen in meinem kürzlich erschienenen Buche: „Das ästhetische Erziehungssystem", Leipzig, Verlag von Haacke, und ich möchte mir erlauben, diejenigen geehrten Zuhörer, die sich vielleicht für diese Zeitfrage interessiren und überhaupt über die auf das Erziehungswesen bezüglichen Fragen der Gegenwart noch mehr ins Einzelne gehenden Aufschluß begehren, als es in dieser kurzen Stunde geschehen kann, auf das Buch aufmerksam zu machen, worin die ästhetische Pädagogik ihrer ganzen umfassenden Bedeutung nach dargestellt ist.) Die ästhetisch-pädagogische Aufgabe bleibt immer noch zu lösen. Der ästhetischen Erziehung in ihrer ganzen umfassenden Bedeutung muß ohne Zweifel ein weit höherer Werth beigelegt werden als dies bisher geschehen ist; denn die Gefühlsbildung ist in unserer Zeit hintangesetzt durch das Uebergewicht der Verstandesbildung, es fehlt an harmonischer Ausbildung der Geisteskräfte, und das Gefühl bewirkt die Wiederherstellung der Harmonie der menschlichen Anlagen und Kräfte, welche eine glückliche und befriedigende Bildung erfordert. Wenn die glückliche Vollendung der Erziehung auf der harmonischen Bildung beruht, so ist diese nur möglich auf der sicheren Grundlage des Gefühls, welches das Resultat der im Menschen vereinten Kräfte, die Harmonie selbst ist und die erziehende Thätigkeit mit dem Lebenshauche kräftigt, der alles Einzelne zum rechten Ganzen vereinigt. Die Verstandesthätigkeit allein reicht nicht aus, um

die für den Menschen nothwendigen Aufgaben zu erfüllen. Ein bloßer heller und aufgeklärter Verstand ohne Wärme der Gefühle und Güte des Herzens ist oft ein warnender Beweis, wie eine Geistesanlage durch Uebermaß und unzweckmäßige Behandlung ausarten und in ihrer Uebertreibung schädlich werden kann. Und es tritt Disharmonie zu Tage, wenn der Geisteskraft eine einseitige Richtung gegeben wird, es wird nicht der ganze Mensch gebildet. Der Mensch ist nur ein Halber, wenn er bloß Verstand hat, aber kein Gefühl. Man darf aber kein Halber sein, sondern soll immer mehr streben, ein Ganzer zu werden, es ist sittliche Pflicht, ein ganzer Mensch zu sein. In unserer Zeit haben wir Beispiele genug von solchen halben Menschen, puren Verstandesmenschen, die aus Eigennutz den Gefühlen keinen Einfluß auf ihr Handeln gestatten. Das glückliche Gleichgewicht in ihnen ist zerstört, es fehlt die Seelenharmonie. Aber Disharmonie in sich selbst ist der unglücklichste Zustand des Menschen. Ist jedoch Harmonie im Individuum, so kommt auch Harmonie in die Gesellschaft. Darum kein Vorherrschen einer einzelnen Kraft, was nur zu einseitiger und oberflächlicher Ausbildung führt; alle individuellen Anlagen, nicht bloß einzelne, sollen entwickelt werden. Wahre Bildung heißt Harmonie aller Kräfte des ganzen Menschen, der lebendigen Empfindung neben der denkenden Vernunft. Die Erziehung soll die Kraft im Gleichgewichte stärken in der Dreieinigkeit des Fühlens, Denkens und Wollens, sie hat alle innig zu einem Ganzen vereinigten Seiten der menschlichen Natur zugleich ins Auge zu fassen. Der Mensch soll sich ganz als Mensch fühlen in völliger Uebereinstimmung mit sich selbst in einer wohlthuenden glücklichen Harmonie aller Kräfte, was Grundbedingung zur Erreichung des wahren Lebensglückes ist. Und es ist das Gefühl, das als Einheit und Mittelpunkt des geistigen Lebens alles harmonisch vereinigt und harmonische Bildung,

die Wiederherstellung der Harmonie, der Totalität der Kräfte, ist also nur auf ästhetischem Wege möglich, d. h. durch Pflege des Gefühlslebens, denn Aesthetik bedeutet im weiteren Sinne die Wissenschaft von den Gefühlen; die Grundsätze der Entwickelung des Gefühlsvermögens machen den Inbegriff der ästhetischen Erziehung aus. Die ästhetische Bildung erstreckt sich auf die unsere Gedanken und unsere Gesinnungen, auf die das Wort und die That begleitenden Gefühle, so daß Gefühl, Erkenntniß und Wille sich in Einheit und Harmonie entwickeln, und diese ästhetische d. h. Gefühlsentwickelung ist die einzig naturgemäße, nur dadurch ist die Erziehung des Menschen zum Menschen, zum wahren Menschen möglich. — Naturgemäße Erziehung, das kann man oft hören, das ist schon eine alte Forderung und es ist auch thatsächlich der Weg gebahnt, dieser Forderung gerecht zu werden, seit die Psychologie der Pädagogik dienstbar gemacht worden ist. Nur Hand in Hand mit der Seelenkunde ist die Erziehungsaufgabe richtig zu verstehen und durch die Kenntniß der Seelengesetze wird die Erziehung immer mehr zum naturgemäßen Ziele führen, d. h. den Menschen zu dem machen, was er, den Absichten der Natur nach, werden soll. Um das Kind naturgemäß zu bilden und zu erziehen, muß man auf den Wink der Natur achten. Die Natur zeigt nun, daß das Gefühl die Wurzel und den Grundboden des geistigen Lebens bildet. Neugeborene Kinder fangen ihre Entwickelung bekanntlich nicht mit dem Denken an. Wenn wir ein neugeborenes Kind vor uns haben, so können wir nicht sagen, daß es schon denkt, erkennt, urtheilt u. s. w. Eine nähere psychologische Untersuchung ergiebt, daß das Empfindungsvermögen im Menschen sich zuerst regt und sich weit lebhafter äußert, als das Erkenntnißvermögen. Die Grundlage und der Anfang der ganzen Seelenthätigkeit sind Empfindungen, der lebendige Pulsschlag im Menschen. Die Empfindung ist die

erste Manifestation des Lebens und die erste aller Thätigkeiten, in denen sich die Kraft der Seele zeigt. Kleine Kinder können noch nichts als empfinden, sie haben noch keinen Verstand, keine deutlichen Vorstellungen, keine Denk- und Urtheilskraft, aber durch ihr Geschrei, Lachen, ihre Thränen und Geberden erkennt man, mit welcher Lebhaftigkeit sie schon empfinden. Das Gefühlsvermögen ist das erste im Menschen, es ist die unmittelbare Ankündigung unseres Daseins überhaupt und der tiefste Lebensquell des menschlichen Organismus. Das ganze Dasein des Menschen ist nur Empfindung, von diesem primären Element geht alle weitere Entwickelung aus. Die Seele empfindet erst und dann erkennt sie, erst kommt das Gefühl und dann der Begriff und ohne Gefühl ist kein Begehren, kein Trieb, kein Wille möglich. Es giebt kein Streben in der menschlichen Seele, das nicht aus Gefühlen hervorginge. Der Mensch denkt wie er fühlt und er will wie er fühlt und denkt. Das Gefühlsvermögen ist also von erster Bedeutung für das menschliche Geistesleben, weil es dem Denken und Wollen ihre individuelle Gestaltung giebt und sie zur Verwirklichung, zur Bethätigung im Leben bringt. Das Gefühl bildet die Basis der menschlichen Seele, die Grundkraft und Einheit derselben, sowohl die Intelligenz als der Wille ist im Grunde Gefühl. Hier liegt das Fundament für alle Entwickelungsstufen des Geistes, die ohne Gefühl nicht möglich sind und auf ihm beruhen; es ist im Grunde nur eine Kraft in verschiedenen Modifikationen und in innigster Wechselwirkung. Im Herzen, dem Sitz der Gefühle, haben alle Funktionen ihren Ursprung, von diesem Grundquell aller Lebensbewegung, als dem Centrum der Geistesthätigkeit, geht alles menschliche Thun aus.

Die Natur hat also gezeigt, daß der Weg der menschlichen Entwickelung durch die Gefühle geht. Der Pädagogik muß daher das Gefühl zur naturgemäßen Grundlage angewiesen

werden. Nur dann kann die Erziehung eine naturgemäße sein, wenn das Hauptgewicht auf die Entwickelung des Gefühlsvermögens gelegt wird, auf diese ursprüngliche Anlage muß alles bezogen werden. Vorzugsweise und am meisten an das Gefühlsleben soll sich die Erziehung wenden, das Empfindungsvermögen, das sich am ersten im Kinde entwickelt, ist das erste Mittel, dem Menschen beizukommen. Gerade in den Jugendjahren ist die Empfänglichkeit des Gefühls am größten; das Kind, das noch keine deutlichen Vorstellungen hat, wird nur durch Gefühle geleitet. Die Jugend lebt in der Unmittelbarkeit des Gefühls, in ihr ist diese Himmelsgabe noch unverfälscht. Die Erziehung muß sich daher der Empfindungen des Zöglings bemächtigen und frühzeitig die Entwickelung und Thätigkeit des Gefühlsvermögens zu befördern und weise zu leiten bedacht sein. Nur durch das Gefühlsvermögen kann man nachhaltig erziehend wirken. Was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen. Was keine Demonstration hervorbringen kann, bewirkt das Gefühl. Je reiner, stärker und bestimmter unser Gefühlsvermögen wirkt, desto fester wird auch die Ueberzeugung von den höchsten Ideen in uns begründet. Es giebt Wahrheiten, die bloß durch das Gefühl erkannt werden, namentlich bei den höchsten Wahrheiten, Gottes-Dasein, Unsterblichkeit, Ewigkeit, da giebt es kein Wissen, sondern nur Glauben, d. h. innere Empfindung. Die Religion ist Empfindung, nicht ein Wissen, eine Theorie des Verstandes, sondern Gefühl, lebendige Kraft. Gott und Unsterblichkeit liegen über alles menschliche Wissen hinaus, wir können hienieden nur ein Glauben und Ahnen von ihnen gewinnen. Wer Gemüth hat, sucht und findet Tröstung und Beruhigung in diesem Glauben, den der Verstand mit seinen unzureichenden Schlüssen nie geben kann; wie viel entbehrt also der, der gemüthsarm ist! Wie glücklich ist der arme Mann mit reichem Herzen gegen den reichen Mann mit armem Herzen! Oder

giebt es ein Menschenleben, das nie von Schicksalsschlägen heimgesucht worden wäre? An wen auf Erden soll sich der schwache Mensch halten, wenn der Unbestand alles Irdischen ihn ergreift und ihn zuletzt alles verläßt? Nicht der Verstand, sondern vorzugsweise das Gefühl führt zu dem Trost, der in Gott einen zwar unerforschlichen, aber dennoch weisen und gütigen Lenker aller Dinge erblickt. Ebenso können Gesinnung und Charakter nicht durch bloßen Verstand gewonnen werden. Es sind immer die Gefühle, worauf es ankommt. Ohne die Stärke und Innigkeit des Gefühls kann der Mensch dem idealen Ziele seiner Vollkommenheit sich nicht nähern. Bei solcher allseitigen, beständigen Beziehung des ganzen Lebens auf das Gefühl ist sicher, daß das Gefühlsvermögen der sorgfältigsten Entwickelung und Veredelung bedarf, wenn nicht die Vernachlässigung desselben die ganze individuelle Kultur aufhalten soll. Gerade in Bezug auf die Gefühlsbildung kann das, was in der Jugend, wo das Kind allen Bildungen und Verbildungen ausgesetzt ist, versäumt worden ist, später nur schwer ersetzt werden.

Wenn die Zeitkrankheit Vernachlässigung und Verkümmerung des Gefühlslebens ist, so war die Erziehung keine naturgemäße und mußte nothwendig zur Unnatur führen. Es ist etwas Wahres daran, wenn man die einseitige Verstandesrichtung für die Uebel der gesellschaftlichen Zustände verantwortlich macht und bei den Klagen über Gefühlsverhärtung, Dickhäutigkeit, Roheiten und Auswüchse auf jene Ursache hinweist; die Vernachlässigung des Gemüthslebens führt leicht zu selbstsüchtiger Reflexion und weltkluger Berechnung und zu einem rohen egoistischen Materialismus. Es gehört also zu den hauptsächlichsten Erziehungsaufgaben der Gegenwart, die Pflege des Gemüths mehr zur Geltung zu bringen, die ethischen und idealen Interessen mehr zu begünstigen, Gemüths- und Herzensbildung muß in erhöhtem Maße zur pädagogischen Aufgabe

werden. Gemüthsbildung ist keine neue Forderung, sondern schon ein altes Thema in der Pädagogik, die Wichtigkeit der Gemüthsbildung ist schon oft und mit gebührendem Nachdruck betont worden. Dabei hat es auch nicht an gegnerischen Stimmen gefehlt, indem man mit der Gemüthsbildung eine verkehrte Auffassung verband. Natürlich soll das Erregen und Bewegen der Gefühle nicht ausarten in eine regellose Empfindelei, eine exaltirte Empfindsamkeit. Schwache Weichherzigkeit darf nicht mit dem gesunden Gefühle verwechselt werden, ein reines, lebendiges und kräftiges Gefühl soll in dem Zögling ausgebildet werden, frei von aller Schwärmerei und schwächlicher Sentimentalität. Auf Klarheit und Bestimmtheit, Frische und Festigkeit der Gefühle geht der Zweck der Gemüthsbildung. Der Mann von gesundem Gefühl ist gleich frei von aller Schwärmerei, wie von egoistischer Kälte, er verbindet mit der Begeisterung auch die vernünftige Ueberlegung; weder Phantast noch Menschenfeind, befördert er mit sicherem Schritte wo und wie er kann die höher steigende Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts durch den Einfluß seines fühlenden Herzens auf die Bildung und Beglückung seiner Menschenbrüder. Die hohe Bedeutung des Gemüths liegt hinlänglich zu Tage, das Gemüth des Menschen darf nicht leer ausgehen, die Mahnungen zu einer tieferen Gemüths- und Charakterbildung behalten ihr Recht. Denn was ist Gemüthsbildung anders als eine tüchtige Charakterbildung? Was sich in der Energie und Konsequenz des Charakters bewährt, das ist eben das Leben des Gemüths. Einen festen Charakter haben, mit einem für das Gute und Wahre warm schlagenden Herzen, das ist gemüthvoll und gemüthbildend. Häufig sagt man für Gemüthsbildung auch Herzensbildung, Herz und Gemüth bedeuten oft dasselbe. Der Sprachgebrauch hat die Sphäre der Empfindungen und Gefühle Herz genannt, worunter die tiefste Innerlichkeit der geistigen Menschennatur zu

verstehen ist, die Gesamtheit der Empfindungen und Gefühle, kurz der inneren Stimmungen, die zusammen das ausmachen, was man Gemüth und Herz nennt. Wie man es nennen möge, Gemüths-, Charakter-, Herzensbildung oder nach Schiller ästhetische Bildung, es ist immer derselbe zielbewußte Ausgangspunkt, daß nur in der Gemüthstiefe des Zöglings die echte Bildung lebt. Die Pädagogik muß den Hauptaccent auf Gefühl und Empfindung legen, als nothwendiges und vernünftiges Fundament aller Erziehung; der ganze Mensch soll nach seiner Natur und Bestimmung gebildet und vervollkommnet werden, ausgehend von der Entwickelung des Gefühls, des wichtigsten Faktors des Seelenlebens, das alle Kräfte des Menschen weckt und in Bewegung setzt, die Wurzelkraft bildet für alle Entwickelungsstufen des Geistes. Denn alles Denken und Thun wird vom Gefühl beeinflußt. In der Bibel heißt es: Die Gedanken kommen aus dem Herzen, also aus dem Gefühle, und der Dichter sagt: Gefühl ist alles. Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erreichen. Die Natur hat das Gefühl zur Hauptpotenz im Menschen erhoben. Der Bestimmungsgrund alles menschlichen Handelns ist im Gefühl zu suchen. Die ästhetische Pädagogik will naturgemäße Menschenbildung. Alles Erziehen, wodurch die Gefühlsthätigkeit geschwächt wird, ist nicht naturgemäß. Sollen die Kinder den natürlichen Anlagen gemäß gebildet werden, so muß der Schwerpunkt der Erziehung in der Einwirkung auf das Gefühl liegen, was um so nothwendiger ist in einer Zeit, wo geklagt wird, daß das Herz dem kalten berechnenden Verstande geopfert wird, die Zeit an theils roher, theils blasirter Unempfindlichkeit, innerer Haltlosigkeit und Zerfahrenheit krankt. — Aber Mangel an Gefühl macht selbstsüchtig und zu aller Gemeinnützigkeit untüchtig. Durch die einseitigen klugen Köpfe, die bloßen Verstandesmenschen gelangt die materielle Gewalt zur Uebermacht und die geistige Kraft des Rechts und der Wahrheit geht unter; um im Volksleben

das Gleichgewicht zu erhalten, bedarf das Gemüth der Pflege, daß aus der Brust lebendige Gefühle, aus dem Kopf erfrischende Gedanken hervorspringen, die zu Thaten werden. Das Gefühl muß in Staat, Leben und Wissenschaft zu Kraft und Energie werden. Der Weg zur Humanität geht nicht durch die Kenntnisse, sondern durch die Gefühle. Unserer Zeit thut noth, den humanen und sozialen Gefühlen Raum zu schaffen, in der neuen Weltlage, die Unendlichkeit der Kultur ist, in der rastlos fortschreitenden Bewegung nicht zu versäumen, daß das Höchste in der Menschheit realisirt werde, daß das geschehe, was die fortschreitende Zeit fordert, Herzensbildung. Je mehr in einem Zeitalter alles zunächst auf bloßen sinnlichen Genuß berechnet wird; je mehr der Mensch bloß auf sich und seinen Vortheil und nicht auf die großen Angelegenheiten des Gesamtwohls Rücksicht nimmt; je größer die Kollisionen ganzer Stände in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, desto höher steigt die Verpflichtung der Erziehung, die Gefühle in ihrer natürlichen Lauterkeit und Reinheit zu entwickeln, und die Thätigkeit des Gefühlsvermögens so zu stärken und zu leiten, daß dasselbe seine Rechte selbst gegen den Zwang der konventionellen Sitten und gegen den kalten Egoismus der Zeit geltend macht. Wenn es wahr ist, daß in den großen Bewegungen unserer Zeit schließlich doch nur in der rechten Erziehung die volle Garantie für eine bessere Zukunft liegt, so leuchtet ein, daß die Gemüthsbildung oder ästhetische Erziehung das nächste und dringendste Bedürfniß ist, nur durch eine gesunde Gefühlserziehung wird aus der großen Uebergangs- und Entwickelungsperiode, in der wir leben, eine gesunde Zukunft hervorgehen. Um einer neuen besseren Zeit Bahn zu machen, muß man die Hoheit und Wichtigkeit der ästhetischen Pädagogik vor Augen haben, die allein zum Ziel der Menschheit führt. Die Wichtigkeit der ästhetischen Erziehung erhellt schon aus dem großen Einfluß, den die Gefühle

auf das ganze menschliche Leben haben. Man kann sagen, daß die Welt von Gefühlen regiert werde; alle, die in der Welt etwas Hervorragendes leisteten, waren Menschen von feinem, geläutertem Gefühl, die vollendetsten Menschen waren diejenigen, die am tiefsten empfanden. Unter allen Triebfedern sind die Gefühle die mächtigsten, jeder Mensch steht unter der Herrschaft des Gefühls, und nur durch die Ausbildung des Gefühlsvermögens kann der Mensch befähigt werden, seiner ganzen Bestimmung mit Erfolg nachzustreben. Darum müssen die Gemüths- und Gefühlskräfte, die in den Jugendjahren am bildsamsten sind, frühzeitig geweckt und belebt und auf die höhere Bestimmung des Menschen bezogen werden, die Jugend muß eine tiefere Gemüths- und festere Charakterbildung erhalten.

Zu dieser Bildung unsere Jugend heranzuziehen, muß als pädagogische Hauptaufgabe der Gegenwart bezeichnet werden und es ist dazu besonders die Familie berufen, nicht bloß die Schule. Die Schule ist zunächst Unterrichtsanstalt und hat es als solche mit Kenntnissen und Fertigkeiten zu thun. Allerdings vermag auch die Schule auf die Bildung des Gemüths einen sehr fördernden Einfluß auszuüben und der Lehrer wird dieser wichtigen Aufgabe schon von selbst gerecht, da einem jeden Lehrgegenstand eine gemüthbildende Kraft innewohnt, es kommt nur auf die Methode an. Ja es giebt unter den verschiedenen Lehrgegenständen der Schule einige, die in ganz unmittelbarer Beziehung zu dem Gemüthsleben stehen, wie z. B. die Religion, der naturkundliche und weltgeschichtliche Unterricht, der Unterricht in der Muttersprache, im Zeichnen, Singen u. s. w. Aber die Schule vermag doch nie die tiefgreifende und weitreichende Wirkung auszuüben, wie sie einzig und allein dem Hause, der Familie zusteht. Die hauptsächlichste Stätte für das Gemüth ist der häusliche Herd. Die Familie, wo Freud und Leid gemeinschaftlich empfunden und getheilt werden, ist die eigent-

liche Bildungsstätte des Gemüths, an dem traulichen Herde des Familienlebens wird die Flamme immer wieder angeschürt, die die Herzen erwärmt. Das Herz kann am meisten bei einer guten häuslichen Erziehung gewinnen, die Gemüths- und Gefühlskräfte, die in der Jugend am bildsamsten sind, müssen schon frühzeitig geweckt und genährt werden in der Familie, wo der naturgemäße Boden für die unmittelbare Anregung des Gefühlslebens, für die Vertiefung und Kräftigung des jugendlichen Empfindens ist. Wo die Liebe waltet, wird das Gefühl nicht verhärten. Leider aber werden die Pflichten der häuslichen Erziehung oft sehr vernachlässigt, man kann es oft genug hören, daß die häusliche Erziehung vielfach im Argen liegt und daß in unseren Tagen nicht wenig für die Verbesserung des Familienlebens nöthig wäre. Bei dem großen Einfluß der Umgebung auf das Kind, in dessen Seele sich alles spiegelt, alles was es umgiebt, den größten Antheil auf seine Entwickelung hat, sollte namentlich die Jugend immer nur mit den besten Beispielen umgeben werden. Gute Lehren vermögen viel, unendlich mehr aber gute Vorbilder. Das Kind handelt nicht nach Gründen der Ueberlegung, es ahmt nach, was es sieht, es spricht nach, was es hört, es gewöhnt sich unbewußt eine gewisse Art zu fühlen, zu denken, zu sprechen, zu handeln an, die seine Eigenart, sein Charakter wird. Das Kindergemüth ist der empfänglichste Boden für die Aussaat guter Gewohnheiten, jung gewohnt, alt gethan. Die Bildung des Charakters hängt nicht wenig von dem Einflusse ab, den andere Charaktere auf uns ausüben. Leider gehört es zu den berechtigten Klagen der Zeit, daß die Familie oft kein gutes Beispiel bietet, daß die Familienpietät im Abnehmen begriffen, daß die oft belobten deutschen Tugenden stiller Häuslichkeit, arbeitsamer Mäßigkeit und frommer Sitte geschwunden, da alles locker und lose geworden, auch die Familienbande an Heiligkeit verloren haben. Die Glückseligkeit des

Lebens wird nicht mehr im traulichen Familienzirkel gesucht, das Haus wird zur Einöde unter der Genußsucht, unter rauschenden Vergnügungen und äußerem Glanz, und die häusliche Erziehung leidet unter all' den widerstrebenden Verhältnissen. Darum und weil noch täglich große Fehler in der Erziehung begangen werden, muß die Pädagogik immer mehr in das Leben und in die Häuser eindringen. Leider wird die Pädagogik gewöhnlich für ein trockenes Gebiet gehalten, woher es kommen mag, daß man sich weniger mit pädagogischer Lektüre beschäftigt und Schriften über Erziehung und Unterricht gewöhnlich nur bei Fachmännern Beachtung finden. Und doch giebt es keinen Gegenstand, der eine größere Wichtigkeit repräsentirt für Völker wie für Familien, Väter und Mütter sind die natürlichen Pädagogen. Die Erziehungskunst ist eine allgemeine Lebenskunst, die Jedermann kennen und üben soll. Wer Vater und Mutter sein will, muß auch die Fähigkeit besitzen, seine Kinder richtig zu erziehen. Ganz besonders die häusliche Erziehung ist zur Förderung der Gemüthsbildung berufen.

Es wäre traurig, wenn die Gemüthspflege in unserem Volke vernachlässigt würde, um so beklagenswerther, als ja sonst gerade der größte Vorzug des deutschen Volkes in der Innigkeit und Tiefe seines Gemüthes lag. Daß wir Deutschen im allgemeinen das meiste Gemüth besitzen, kann man schon daraus abnehmen, daß in keiner anderen Sprache sich ein Ausdruck findet, der dem Worte Gemüth vollkommen entspräche. Soll der Franzose das Wort Gemüth in seine Sprache übersetzen, so kommt er in Verlegenheit, denn er hat keinen Ausdruck dafür, er hilft sich mit Wörtern wie cœur, âme, caractère, naturel, esprit, humeur, aber das ist alles nicht das deutsche Gemüth. Ebenso ist's im Englischen, wo man Gemüth durch mind, soul, heart ausdrückt. Das nur uns Deutschen eigene Wort Gemüth und gemüthlich, was sich bei keinem anderen Volke findet, wie oft brauchen wir

es in den alltäglichen Lagen und Verhältnissen des Lebens, bei jeder Gelegenheit. Wie oft sagen wir bei unsern Vergnügungen: es war recht gemüthlich, ja wir machen uns sogar den Vorrang in der Gemüthlichkeit streitig, man sagt z. B. die Süddeutschen sind gemüthlicher als die Norddeutschen. Manchmal verbindet man mit dem Begriff des Gemüthlichen auch ein gemüthliches Sich-gehen-lassen, was zu dem ironischen Wort geführt hat: Es lebe die Gemüthlichkeit! Die deutsche Eigenheit, die im Gemüthsleben besteht, ist auch schon als Schwäche bezeichnet worden; den Deutschen wurde vorgeworfen, daß sie unpraktisch wären und sich bloß in Theorien bewegten. Man hat die Deutschen die Großhändler der Gelehrsamkeit genannt, denen aber dabei der praktische Sinn fehle. Dagegen rühmt man von den Engländern, daß sie eine praktische Nation wären, von Thatkraft und geschäftlicher Tüchtigkeit. Ist der Vorwurf, daß uns Deutschen das praktische Talent fehlt, begründet? Einst war Deutschland in Unternehmungsgeist, in Gewerbe, Handel ꝛc. weit voraus und blühte lange vor den übrigen europäischen Reichen; im Mittelalter versorgte es durch Tuch- und Leinenwebereien, Metallarbeiten ꝛc. fast alle Länder. In der Blüthezeit des deutschen Gewerbelebens vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert, als die deutsche Hansa die wichtigste Seemacht in Europa war, hatte der deutsche Handel eine unglaubliche Ausdehnung erlangt, wozu schon die äußerst günstige Lage Deutschlands an drei Meeren, sowie die großen schiffbaren Ströme beitrugen. Dadurch fiel ihm die natürliche Vermittelung zwischen den romanischen Abendgegenden und dem slavischen Norden und Osten, zwischen Italien nebst allen Südländern und Skandinavien nebst England zu. Aber der deutsche Handel beschäftigte sich nicht bloß mit dem Zwischenvertrieb der Waren, sondern gründete sich auch auf den produktiven Gewerbefleiß der eigenen Städte und die Kraft ihrer Bürger. Die Deutschen übertrafen

damals an gewerblichem Scharfsinn, Erfindungsgeist und vor allem an Tüchtigkeit der Arbeit alle anderen Nationen. Und in der gegenwärtigen Zeit, in der sich ein großer Umschwung durch das Maschinenwesen, durch Entdeckungen und Erfindungen aller Art in den Gewerbs- und Handelsverhältnissen und den ihnen dienenden Kommunikationsmitteln vollzogen, ist Gewerbsthätigkeit und Handel von den Deutschen auf eine immer höhere Stufe gebracht worden. Die Gesetzgebung muß nur sorgen, daß die ausländischen Erzeugnisse nicht die inländischen verdrängen und dem Absatz unserer Produktion nicht geschadet wird. Wir sehen also, daß der sogenannte unpraktische Deutsche neben seinem Gemüth auch viel Verstand besitzt, daß sich im deutschen Volke mit seinem Gefühl ein energischer, tapferer, thatkräftiger Sinn verbindet. Der Gemüthsmensch wird allerdings vom Gefühl bewegt, allein diese unmittelbare Erregung sucht er sich auch zum Bewußtsein zu bringen, und dadurch entsteht nun eben die Innigkeit des Deutschen, in welcher alle seine Vorzüge vor den andern Völkern wurzeln. Das deutsche Volk, ausgezeichnet durch Fülle der Empfindungen und Schätze des Gemüths, genießt mit Recht den Ruhm vor allen Völkern, das entwickeltste Gemüth zu besitzen, wie schon daraus hervorgeht, daß Deutschland das klassische Land der Musik, dieser Sprache des Gefühls, ist. Die Geschichte zeigt in den hervorragendsten Epochen, was deutsche Gemüthstiefe alles vollbracht hat. Die Deutschen haben nicht bloß das Pulver erfunden, sondern auch noch eine andere Kriegsmacht, die schwarzen Husaren vom Regiment Gutenberg, die Deutschen haben auch die Buchdruckerkunst erfunden und dadurch die Civilisation mit der mächtigsten geistigen und der wirksamsten materiellen Waffe ausgerüstet. Ja, was noch mehr ist, das deutsche Gemüth hat die große Reformation des sechzehnten Jahrhunderts geboren, die muthige That der deutschen Geistesbefreiung. Gemüth hängt zusammen mit Muth, und das sind eben die Eigenschaften, die

dem deutschen Muthe entsprießen und im deutschen Gemüthe ihre Wurzel haben, jene weithin gepriesene deutsche Gewissenhaftigkeit, Gradheit und Redlichkeit. Der echte deutsche Mann ist ehrlich, bieder, gradsinnig, er verschmäht Verstellung, Ränke und Winkelzüge. In der deutschen Reformation zeigt sich die deutsche Charakterfestigkeit in der Ueberzeugungstreue, in dem Muth, die Wahrheit frei und offen zu bekennen und in der heiligsten Angelegenheit des Menschen, in der Religion, keine Heuchelei zu treiben. Luther war der Mann voll deutschen Muthes, deutscher Kraft, der das große Werk mit deutscher Gemüthstiefe vollbracht hat. Mögen uns die sogenannten praktischen Völker immerhin spottweise Idealisten und Metaphysiker nennen, wir wissen, daß die Wahrheit allein uns frei macht. Und die neueste Großthat in der deutschen Geschichte, die Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich ist auch ein Werk der deutschen Gemüthskraft. Lange vorher, ehe durch die großartigen Waffentriumphe das Reich neu geschmiedet wurde, hat es mit Begeisterung im deutschen Herzen gelebt, was unsere Väter gleich einem schönen Jugendtraum in der Seele trugen, die nationale Sehnsucht des deutschen Volkes, die Sehnsucht nach Einheit und Einigung aller Stämme des Vaterlandes. Auf Sänger-, Schützen- und Turnerfesten und überall, wo deutsche Männer versammelt waren, ertönte das Lied: „Das ganze Deutschland soll es sein", und was so lange im deutschen Gefühl lebendig gewesen, wurde dann endlich zur That und Wahrheit, die deutsche Nationaleinheit, die unserem Volke nie wieder verloren gehen kann, alle inneren und äußeren Feinde werden dagegen nichts ausrichten. Als Columbus von den Meuterern seines Schiffes angegangen ward, daß er umkehren sollte, fragte er: Wie weit meint ihr, daß wir sind? Wie viel Knoten haben wir seit unserer Abfahrt zurückgelegt? Und als sie eine bedeutende Zahl angaben, versetzte Columbus: Ihr irrt euch, wir sind zehnmal weiter, kehrt um, wenn ihr

könnt. — Auch wir können nicht mehr umkehren, wir sind schon zu weit vor, wir können nicht umlenken von der Bahn des nationalen Fortschreitens, wohin uns die Geschichte gedrängt hat. Man kann nicht veraltete und überwundene Spaltungen und Trennungen wieder zurückrufen, ebensowenig wie man das deutsche Volk in seiner Entwickelung aufhalten oder in die Zeiten ehemaliger Zersplitterung und Beschränktheit zurückführen kann. In dem Drange der Weltverhältnisse, die gar keinen Stillstand zulassen, können wir nicht zurückbleiben. Wir stehen in der Periode einer großen Entwickelung und wir müssen vorwärts auf der Bahn nationaler Bildung und Gesittung. Und wir brauchen um unsere Nation nicht bange zu sein. Kräftig und elastisch, hat sich unser Volk immer wieder emporgerichtet und wir werden auch die gegenwärtige Krisis überwinden, wenn wir in dieser Zeit der großen Bewegungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die Erziehungsaufgabe nicht versäumen. Ist unter dem Drucke der Zeit das deutsche Volksgemüth abgestumpfter und flacher geworden, so bedarf es allseitiger Erweckung und Bereicherung, und der gefühlsbildende Zweck wird sicher erreicht werden, denn eine Erziehung, die auf Gemüths- und Herzensbildung geht, ist ganz dem deutschen Charakter entsprechend. In der germanischen Mythologie erscheint der Donnergott Donar mit dem wuchtigen Hammer Miölnir, der ausgeworfen immer wieder in seine Hand zurückkehrt: ein Symbol der deutschen Gemüthsstärke; thatkräftiges Gefühl ist der mächtige Thorshammer, in die Hand unserer Nation gegeben, damit sie immer wieder mit Muth und Kraft gerüstet sei, der deutsche Geist immer wieder in seine Tiefe zurückgehe, sich ermanne und stähle gegen die feindlichen Gewalten. Mögen deutscher Sinn, deutsches Herz und deutsches Gemüth immerdar ihren alten guten Klang bewahren zum Segen unseres Vaterlandes!



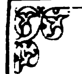
Erziehungsaufgaben
in unserer Zeit.

Von

Dr. Albert Wittstock,
Schuldirektor a. D. in Leipzig.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1899.



Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 313—336 umfassend.)

Heft 314.

Der verändernde Einfluß des Menschen
auf die
Pflanzenwelt Norddeutschlands.

Von
Fernando
Dr. F. Höck,
Oberlehrer in Luckenwalde.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1899.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Der verändernde Einfluß des Menschen

auf die

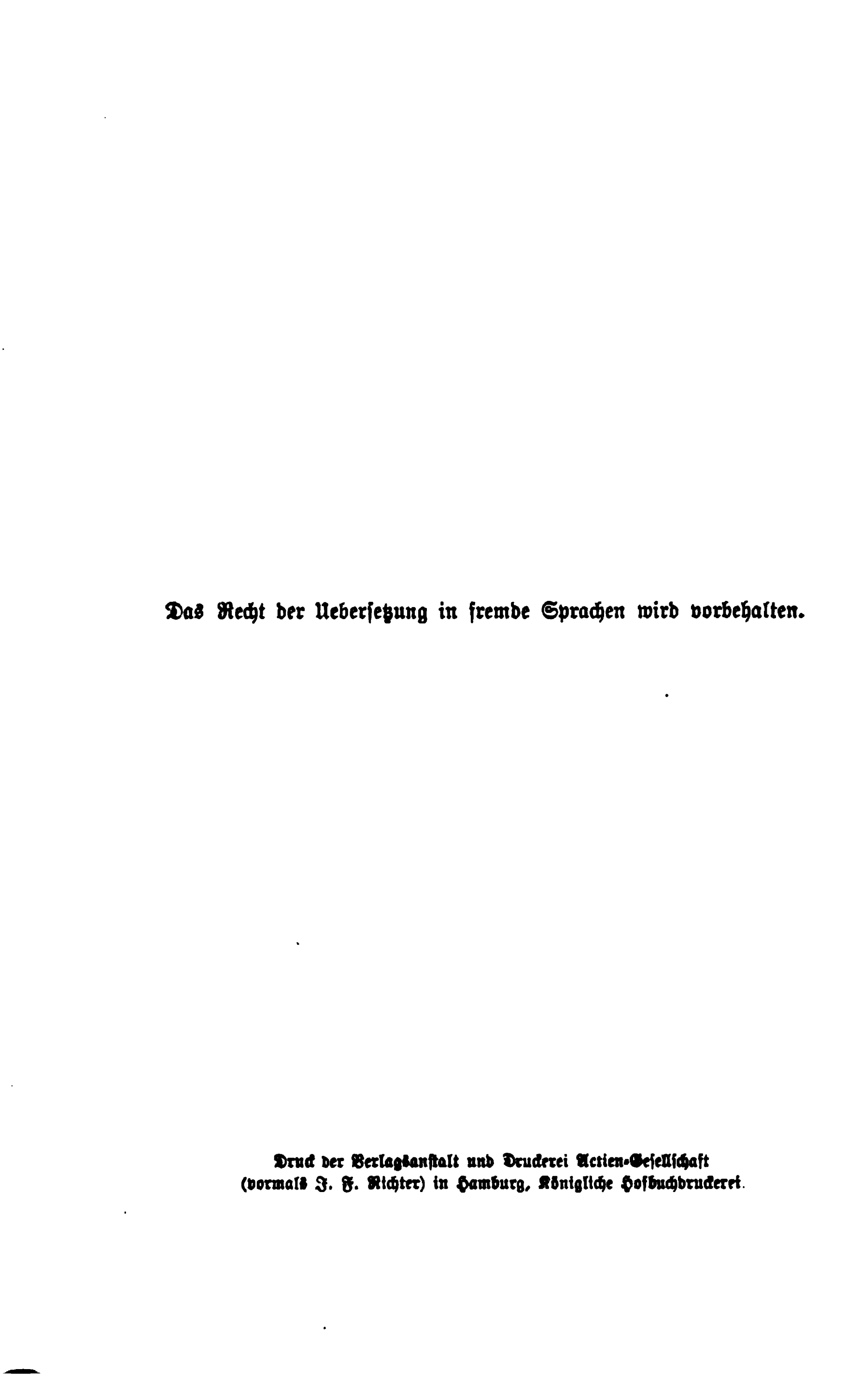
Pflanzenwelt Norddeutschlands.

Von

Fernando

Dr. F. Höck,
Oberlehrer in Luckenwalde.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1899.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Wenn wir sehen, wie jahraus jahrein gleichartige Pflanzen immer wieder an gleichen Orten erscheinen, die Pflanzen, welche im Herbst absterben, im nächsten Frühling oder Sommer wieder in gleicher Weise unsere Fluren schmücken, erhalten wir leicht den Eindruck, das Bild, das unsere Pflanzenwelt an einem Orte bietet, sei unveränderlich. Zwar wissen wir, daß unsere ältesten Bäume einmal ihr Ende finden; längst bevor dies eintritt aber sehen wir um sie herum eine Reihe jüngerer Glieder der gleichen Art entstehen und in deren Schatten wiederum Stauden und Kräuter, die im wesentlichen denen unter dem alten Baume gleichen. Thatsächlich wird denn auch von denen, welche der Pflanzenwelt eine mehr als oberflächliche Betrachtung gönnen, welche die Pflanzenbeobachtung mehr oder minder zur Hauptaufgabe ihres Lebens gemacht haben, den Botanikern, bis zu gewissem Grade diese Beobachtung bestätigt. Deshalb werden von ihnen die Fundorte namentlich seltener Pflanzenarten genau aufgeschrieben, damit nachfolgende Geschlechter sie wiederzufinden vermögen. Auch sie rechnen also mit dem Umstand, daß Pflanzen einer Art da wieder zu erscheinen pflegen, wo sie einmal waren, obwohl sie wissen, daß diese nicht immer sämtlich alljährlich erscheinen. So ist z. B. die (von Garcke) als Widerbart bezeichnete Orchidee (Epipogon aphyllus) wegen ihres oft jahrzehntelangen Ausbleibens und dann plötzlichen Wiedererscheinens an gleichen oder benachbarten Orten berühmt. Doch wissen die

Botaniker sehr wohl, daß bei einigen Arten, namentlich vielen Bewohnern von Schutthaufen, überhaupt nicht auf ein solches Wiedererscheinen zu rechnen ist, oft deshalb, weil sie bei uns im freien Lande überhaupt keine reifen Samen bringen, sondern nur immer wieder ihre Samen uns zugeführt werden. Abgesehen von diesen verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen, die man wohl als herumschweifende oder vagabondirende Pflanzen bezeichnet hat, da ihnen ein fester Wohnort fehlt, betrachten aber auch die Pflanzenkundigen unsere Pflanzenwelt im ganzen als unveränderlich; so sehr, daß eine Flora, wenn sie nur einmal wirklich zuverlässig bearbeitet wird, auch nach Jahrzehnten im allgemeinen richtig ist.[1]

Wollte man nun aber hieraus schließen, daß die gleichen Pflanzengenossenschaften wie heute auch schon vor Jahrhunderten und Jahrtausenden unsere Heimath in gleicher Weise bedeckten wie jetzt, so wäre dies falsch. Zunächst ist allgemein bekannt, daß in früheren Jahrtausenden in Deutschland Pflanzen vorkamen, die nirgends auf der Erde mehr ihres Gleichen finden, deren Reste man nur aus den Steinkohlen kennt. Auf diese folgten Pflanzen, die denen der heutigen Tropen am ähnlichsten waren, und erst allmählich wurde die Pflanzenwelt Mitteleuropas immer ähnlicher der, welche heute in der nördlichen gemäßigten Zone fast allgemein verbreitet ist. Aber hiervon können wir absehen, denn in diesen fernen Zeiten erhoben sich nur einzelne Theile unsers heutigen Flachlandes aus dem umgebenden Meere, ebenso wie noch heute die Felseninsel Helgoland als Merkstein aus alten Zeiten einsam aus der brausenden See hervorragt. Erst zu der Zeit, als die Pflanzenwelt in unseren Breiten eine im ganzen ähnliche wie heute war, erhob sich unser norddeutsches Tiefland in ähnlicher Weise wie jetzt als zusammenhängende Masse über den Meeresspiegel. Die Untersuchungen der Pflanzenreste unserer Moore, in denen der Verkohlungsprozeß noch weniger

weit vorgeschritten ist, als in den eigentlichen Kohlenlagern, hat gezeigt, daß auch seit dieser Zeit mehrfach wesentliche Wechsel in unserer Pflanzenwelt stattgehabt haben,[2] die durch Wechsel im Klima bedingt waren; man hat von einer oder mehreren Eiszeiten gesprochen. Aber in den letzten Jahrtausenden scheinen derartige klimatische Aenderungen, wenn sie überhaupt nachweisbar sind, wenigstens sehr geringfügig gewesen zu sein. Wäre es das Klima allein, das die Pflanzenwelt bedingt, so müßten noch heute die gleichen Pflanzenarten und Pflanzenvereine unsere Heimath bewohnen, wie zu den Zeiten, als Cäsar und Tacitus die erste Kunde über unser Heimathland aufschrieben. Obwohl die Angaben, welche diese Römer über unsere Pflanzenwelt machen, nur sehr dürftige sind, ja unser Flachland vielleicht überhaupt kaum berühren, läßt sich doch leicht nachweisen, daß in den seit jenen Zeiten verflossenen Jahrtausenden unsere Pflanzenwelt viele Veränderungen erlitten hat; die wesentlichsten aber von diesen haben wir selbst, d. h. die Menschen, und vorwiegend unsere Vorfahren erzeugt.

Allgemein bekannt ist, daß eine große Zahl von Pflanzen absichtlich bei uns aus fremden Ländern eingeführt ist, um sie zu unserem Nutzen oder zu unserer Freude zu züchten. Die Zahl der Arten allein, die wir pflanzen, um sie zur Bereitung unserer Nahrung zu verwerthen, ist gegen hundert.[3] Wenn nun auch etwa der dritte Theil von diesen vielleicht vor der Einführung in unsere Zucht an einzelnen Stellen unserer Heimath vorgekommen sein mag, so wuchs er da doch nicht so wie heute, wo wir zahlreiche Pflanzen dieser Arten in mehr oder minder regelmäßigen Reihen nebeneinander wachsen sehen, in Gärten oder auf Feldern; nein, in buntem Durcheinander mit anderen gänzlich unverwerthbaren Pflanzen kamen im Urzustande einige unserer jetzigen Nährpflanzen an einigen Orten unserer Heimath vor, wie zum Theil noch heute. Nun sind aber die Nähr-

pflanzen nur ein geringer Theil aller angebauten Gewächsarten.[4] Wenn auch die Zahl der heute noch zu arzneilichen oder gewerblichen Zwecken gebauten Pflanzenarten, namentlich die Zahl der Färbepflanzen, sehr in Abnahme begriffen ist, so wird doch ganz sicher von jeder dieser Gruppen mindestens ein Dutzend Arten hin und wieder in unserer Heimath gebaut, wirklich häufig nur einige Oel- und gespinnstfaserliefernde Pflanzen; viele der früher gebauten Arten haben sich aber im verwilderten Zustande erhalten und sehen jetzt oft wie wild aus. Weit größer aber ist die Zahl der Arten, die wir als Zierpflanzen in unsere Gärten eingeführt haben; ja diese wächst von Jahr zu Jahr immer mehr, und immer weiter werden die bei uns heimischen Arten, wie Vergißmeinnicht und Maßlieb (Bellis perennis), durch fremde Arten zurückgedrängt, oder auch sie müssen, wie das vielgestaltige, namentlich in seinen Blüten sehr wechselnde Stiefmütterchen, sich die Auslese durch den Gärtner gefallen lassen.

Wie schnell aber vollkommen fremde Pflanzen bei uns sich ein weites Anbaugebiet zu gewinnen vermögen, beweist keine Art besser als die Kartoffel. Erst seit 1—1½ Jahrhunderten ist ihr Anbau bei uns allgemein geworden, und jetzt ist sie für manche, namentlich der östlichen Provinzen von solcher Bedeutung geworden, daß an Werth für den Menschen höchstens eine Getreideart wie der Roggen sich mit ihr zu messen vermag. Gleich ihr sind aber von allgemein bekannten und nicht selten bei uns gebauten Pflanzen noch die Gartenbohne (Phaseolus), der Kürbis und der Tabak aus der Neuen Welt uns zugeführt, während die gleichfalls dorther stammende Getreideart, der Mais, in Norddeutschland nicht regelmäßig zur Reife gelangt, daher meist nur als Grünfutter gebaut wird. Aber auch von den bei uns allgemein gebauten Getreidearten sind vielleicht alle, sicher der größte Theil bei uns nicht heimisch, sondern aus Südeuropa, dem nahen Nordafrika oder Vorderasien uns zugeführt. Ob

vielleicht hierin der Hafer eine Ausnahme macht, dieser eine wirklich ursprünglich mitteleuropäische Getreideart sei,[5] vermögen wir nicht sicher zu entscheiden, in Norddeutschland ist er unbedingt nicht heimisch;[6] jedenfalls hat auch diese Art durch Einführung in den Dienst des Menschen eine Veränderung erlitten, die nicht geringfügiger ist als die, welche wir beim Vergleich zwischen der allgemein bekannten wilden und gebauten Möhre beobachten. Nur nebenbei mag im Anschluß hieran erwähnt werden, daß ein früher als Getreide bisweilen benutztes, hier wild lebendes Gras, der Schwaden oder das Mannagras (Glyceria fluitans) den anspruchsvolleren Menschen unserer Zeit kaum mehr als einsammelnswerth erscheint,[7] seitdem so viel werthvolleres Fremdes bei uns allgemein gebaut wird. Während wir also nicht gleich unseren Vorfahren uns mit der Ernte wild lebender Pflanzen begnügen, wenn diese auch, z. B. bei den Beerenpflanzen, noch durchaus nicht ganz aufgegeben ist, sondern die nutzbringenden Pflanzen an bestimmten Orten anbauen, schaffen wir dadurch Pflanzengemeinschaften in unseren Gärten und Feldern, welche früher gar nicht bestanden; wir verändern also nicht nur den Pflanzenbestand durch Einführung einzelner Arten, sondern erzeugen selbständig neue Bestände. Durch den Menschen aber sind nicht nur Felder und Gärten an Orten geschaffen, wo vielleicht früher Moore und Wälder waren; dem Menschen verdanken wir auch allein jene schönen Anpflanzungen, die als Anlagen jetzt wohl kaum einer Stadt unserer Heimath noch fehlen, die selbst zur Verschönerung mancher Dörfer nicht unwesentlich beitragen. Bedenken wir aber, welch' große Räume durch alle derartigen Anpflanzungen heute eingenommen werden, so werden wir gewiß schon deshalb den verändernden Einfluß des Menschen als keinen geringen bezeichnen. Kein anderer Einfluß hat so verändernd auf das Pflanzenkleid unseres Heimathlandes eingewirkt als unser eigener und der unserer Vorfahren; wir ver-

ändern beständig das Aussehen unseres Landes durch Anpflanzung nützlicher Arten, haben zugleich aber auch die Aufgabe, hierdurch für die Verschönerung unserer Heimath zu sorgen. Sicher würde eine plötzliche Erhöhung oder Herabminderung der durchschnittlichen Jahreswärme um einige Grade, obwohl sie sich ganz gewiß in der Pflanzenwelt bemerkbar machen würde, bei weitem nicht so verändernd wirken, wie das plötzliche Aufhören des Menschen mit seinen Eingriffen in die Vertheilung der Gewächse. Würde eine Seuche alle Bewohner unseres Landes fortraffen, so würde ein etwa vorher ausgewanderter, nach Jahrzehnten hierher zurückkehrender Mensch sicherlich kaum mehr seine Heimath wieder zu erkennen vermögen, weil der verändernde Einfluß des Menschen auf die Pflanzenwelt aufgehört hätte zu wirken. Denn dieser schafft nicht nur neue Bestände, er vernichtet auch solche, oft nur in der Entstehung begriffene, an Orten, wo sie ihm nicht lieb sind, wie auf Straßen und an Wegen.

Nun aber weiß Jeder, daß die durch den Menschen erzeugten Pflanzenbestände, also vor allem die Felder und Gärten, nicht allein solche Pflanzen beherbergen, welche der Landmann oder Gärtner dort angebaut hat. Nur zu sehr macht sich oft das Unkraut in diesen bemerkbar, wie der Mensch verächtlich die Pflanzen zu bezeichnen pflegt, die in seinen Züchtungen gegen seinen Wunsch und Willen aufkommen. Wir könnten nun glauben, daß die Unkräuter, d. h. die Pflanzen, welche ohne die Absicht des Menschen in den von ihm geschaffenen Beständen erscheinen, die Gewächse darstellen, welche vor dem Eingriff des Menschen in die Pflanzenwelt an jenen Orten wuchsen, daß es die alten Bürger des Landes wären, welche immer wieder von neuem ihre Rechte gegenüber den meist schwächer veranlagten, nur durch den Menschen künstlich genährten, geschützten und oft auch gestützten Eindringlingen geltend zu machen suchen. Bis zu gewissem Grade mag dies auch der Fall sein. Wenn

wir z. B. die Ackerscabiose oder den weißen Bienensaug, die große Brennessel oder den kleinen Ampfer sich stellenweise auf unseren Anpflanzungen breit machen sehen, so haben wir es wahrscheinlich mit alten Bürgern unserer Heimath zu thun. Sicher ist dies der Fall, wenn die Karthäusernelke, der ährige Ehrenpreis oder das Sandruhrkraut auf unseren mageren Sandäckern erscheinen, genau so wie wir sie in einem benachbarten Kiefernwald beobachten; aber diese gehören auch nicht zu den gefürchtetsten Unkräutern; einige tüchtige Spatenstiche, ein gehöriges Umpflügen vermag sie für längere Zeit zu verscheuchen. Alle diese treten nicht selten an solchen Orten auf, an denen der Mensch gar nicht oder nur wenig verändernd auf die Pflanzendecke eingewirkt hat. Ganz anders steht es mit einer großen Zahl anderer Unkräuter und darunter einigen der allerbekanntesten; ich erwähne nur die Kornblume, die Kornrade, die Mohnarten und den Ackergauchheil (Anagallis arvensis). Alle diese sind bei uns ganz auf Aecker und ähnliche Gelände beschränkt. Sie sind auch in unserer ursprünglichen Pflanzenwelt ganz ohne nahe Verwandte.[8] Ihre nächsten Verwandten aber sind da zu suchen, woher unsere Getreidearten größtentheils stammen, in den Ländern am Mittelmeer und in Vorderasien. Wir können daher fast als sicher annehmen, daß auch diese Begleiter unserer Getreidearten von dorther mit dem Getreide allmählich zu uns wanderten, ja daß auch sie wieder bei uns aussterben würden, wenn ein Anbau dieser oder ähnlicher Pflanzen aufhörte. Nun haben aber nicht nur unsere Getreidegräser, sondern auch andere unserer Nutzpflanzen, z. B. Lein und Luzerne, solche Begleiter, die ohne den Willen des Menschen, aber dennoch durch dessen Vermittelung bei uns eingewandert sind. Andere, die bei uns nicht dauernd sich zu halten vermögen, pflegen so in der Nähe von Mühlen oder Lagerplätzen von pflanzlichen Stoffen hin und wieder aufzutreten; sie liefern uns Beispiele für die vorhin er-

wähnten vagabondirenden Pflanzen, die immer wieder in unserer Flora erscheinen, nicht aber ihre Standorte bewahren, sondern stets von neuem einer Einfuhr von auswärts bedürfen. In ganz besonders großer Zahl aber finden wir diese an Schuttplätzen; besonders da, wo Schutt aus großen Gärtnereien abgelagert wird, treffen wir zahlreiche Gartenpflanzen in halbwildem Zustande. Ebenso sind die Ablagerungsplätze von Ballast berühmt als Orte, an denen man Pflanzen fremder Erdtheile vorübergehend beobachtet. In Fabrikorten, in welchen Wolle verarbeitet wird, findet man an den Stellen, wo von auswärts eingeführte Wolle oder die Reste der verarbeiteten Wolle abgelagert sind, eine Reihe von Pflanzen vorübergehend, deren Samen in der Wolle hafteten, so daß einige besonders für dieses Verbreitungsmittel geeignete Pflanzen, wie Spitzkletten- (Xanthium) und Schotenklee- (Medicago) Arten, auf diese Weise sich mehr oder minder fest in Ländern sämtlicher Erdtheile eingebürgert haben.[9] Mehr als ein Vierteltausend solcher Ankömmlinge[10] ist auf diese verschiedenen Weisen in dem letzten halben Jahrhundert unserer norddeutschen Pflanzenwelt zugeführt und mehr oder minder häufig beobachtet worden; nur wenige aber von ihnen haben sich einigermaßen fest angesiedelt; die größte Mehrzahl verschwindet sofort, wenn das Verbreitungsmittel aufhört zu wirken, das sie an den Ort brachte; sie bilden also einen noch weit mehr schwankenden Theil unserer Pflanzenwelt, als die angebauten Nutzpflanzen und deren ständige Begleiter, die Unkräuter. Dennoch ist im Laufe der Jahrhunderte sicher manche Art so auf die eine oder andere Weise zu uns gekommen, um sich mehr oder minder dauernd einzubürgern.[8] Am bekanntesten sind in der Beziehung die aus Amerika stammenden Nachtkerzen, das kanadische Berufskraut und die kanadische Wasserpest, von denen letztere, wie der Name sagt, den Menschen hier oft sehr hinderlich wurde. Ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß

weitaus die größte Zahl der eigentlichen Kräuter, d. h. der nach erfolgter Fruchtreife vollkommen absterbenden Pflanzenarten, erst auf die eine oder andere der bezeichneten Weisen, aber immer durch Vermittelung des Menschen in Norddeutschland eingeführt ist. Dennoch gehört mehr als der vierte Theil der gewöhnlich als eingebürgert betrachteten Pflanzenarten Deutschlands dieser Wachsthumsform heute an.[9] Jedenfalls würde ein großer Theil unserer Kräuter aus unserer Flora wieder verschwinden, wenn die Thätigkeit des Menschen aufhörte, während die ausdauernden Pflanzen zum großen Theil, wenn sie sich einmal eingebürgert haben, weniger der Unterstützung des Menschen bedürfen, daher auch entschieden vor dem Eingreifen des Menschen weit mehr in unserer Flora vorherrschten, als heute. So ist also nicht nur der Pflanzenbestand an einzelnen Orten durch den Menschen geändert, ganze Pflanzengenossenschaften sind durch unsere Vorfahren bei uns zuerst geschaffen, auch das Verhältniß der Wachsthumsformen ist durch den menschlichen Einfluß ein anderes geworden.

Bisher aber haben wir fast nur solche Verhältnisse berücksichtigt, in denen der Mensch gewissermaßen ergänzend auf die Pflanzenwelt unserer Heimath eingewirkt hat, sie bereicherte, ihre Mannigfaltigkeit vergrößerte. Wenn nun auch die Zahl der Arten, welche durch den Menschen bei uns ausgestorben sind, soweit wir nachweisen können, eine wesentlich geringere zu sein scheint, als die Zahl der uns zugeführten Arten, da viele wahrscheinlich ausstarben, ehe auf solche Verhältnisse geachtet wurde; so fehlt es doch auch nicht ganz an solchen Beispielen, wo Pflanzen nachweislich durch den Menschen bei uns vernichtet sind. Einen der bedeutendsten Belege hierfür liefert uns die Eibe. Wenn uns Tacitus mittheilt, daß in Deutschland eine große Menge von Eiben vorhanden war, so stimmt das heute nicht mehr; heute ist die Eibe als wilde Pflanze eine

Seltenheit bei uns; Entwaldungen und Entsumpfungen haben sie dazu gemacht.[11] Aehnlich wie die Eibe scheinen auch andere Holzpflanzen, wie die Elsbeere (Pirus torminalis), durch den Einfluß des Menschen seltener geworden zu sein.[12] Wahrscheinlich gilt Gleiches für eine sehr große Zahl seltener Pflanzen. Statt durch zahlreiche Beispiele zu langweilen, mag nur eins erwähnt werden, bei dem wir vielleicht das Aussterben einer Pflanze als Bürgerin unserer Heimath in wenigen Jahren mit erleben. Ein Verwandter des auch hier nicht seltenen Teufelsabbisses, einer der Scabiose nicht fernstehenden Pflanze, Succisa inflexa kommt im ganzen Gebiet des deutschen Reichs nur unweit Liegnitz vor. Hier bewohnte diese Art bis vor kurzem ein Gebiet von 30—40 qm Größe.[13] Seit vier Jahren etwa ist dies durch Kultur so verändert, daß das weitere Bestehen der Art höchst zweifelhaft ist; nur am unteren Theile eines Dammes haben sich im Schatten einer Ulme einige Vertreter davon gehalten; sollte dieser Baum gefällt werden, so würde jene Staude wohl aufhören, zu den Bürgern unserer Heimath zu zählen. Aehnlich wie hier läßt sich der vernichtende Einfluß des Menschen aber noch an zahlreichen anderen Arten nachweisen.

Umgestaltend für seine Zwecke hat unser Geschlecht aber wohl auf alle Pflanzenbestände unserer Heimath gewirkt. Fast allgemein bekannt ist, daß es eigentliche Urwälder, d. h. Wälder, auf deren Bestand der Mensch nicht verändernd eingewirkt hätte, in Deutschland überhaupt nicht giebt. Auch der sog. Urwald bei Neuenburg im äußersten Nordwesten unseres Vaterlandes, der noch als Beispiel eines solchen in einer Pflanzengeographie von Deutschland neuerdings genannt wurde,[14] ist, wie ich aus zuverlässigster Quelle[15] weiß, durchaus kein Urwald.

Es hat der Mensch derartig verändernd auf die Waldbestände unserer Heimath eingewirkt, daß es oft schwer ist, den ursprünglichen Bestand eines Waldes mit einiger Sicherheit

festzustellen. Nur der Umstand, daß auf dem im größten Theil des inneren ostelbischen Norddeutschlands vorherrschenden Sandboden, von der Birke abgesehen, kaum ein anderer Baum als die Kiefer bestandbildend auftritt, läßt es wahrscheinlich erscheinen, daß hier auch vor dem Eingriffe des Menschen in die Forstkultur die Kiefer der wichtigste bestandbildende Baum war. Ebenso macht der Umstand, daß die Buche, welche heute bei uns im Tieflande, von der Umgebung der Gebirge abgesehen, hauptsächlich in der Nähe der Ostsee waldbildend auftritt,[16] wenig andere Bäume neben sich aufkommen läßt, es wahrscheinlich, daß auch sie früher den Hauptbestand jener Wälder gebildet hat. Ueberhaupt hat sich als Regel für die Forstwirthschaft ergeben, daß meist an einem Orte die Bäume am besten gedeihen, die dort ihr natürliches Vorkommniß haben.[17] Diese Regel im Verein mit der Kenntniß aus Urkunden,[18] Ablagerungen und anderen für die Vorzeit Aufschluß über den Waldbestand liefernden Thatsachen setzen uns einigermaßen in den Stand, uns vorzustellen, wie früher unsere Wälder zusammengesetzt waren, zumal da wir bei manchen Baumarten bestimmt wissen, daß sie erst durch den Menschen hier eingeführt sind, so bei den Amerika entstammenden, z. B. der unechten Akazie, die jetzt auch stellenweise in Wäldern wie wild vorkommt. Sind derartige Bäume selbstverständlich früher in unseren Wäldern nicht zu finden gewesen, so ist wahrscheinlich, daß dafür andere um so häufiger waren. Von beständebildenden Bäumen scheint namentlich die Eiche heute seltener als einst in unsern Wäldern aufzutreten; die Habgier der Menschen hat besonders viele der riesigsten Bäume aus dieser Gattung vor der Zeit gefällt.

Ebenso wie die Wälder sind auch die nächst ihnen nach Tacitus für Deutschland am meisten bezeichnenden Bestände, die Sümpfe und Moore, jetzt zum großen Theil durch den Menschen

entfernt oder mindestens verkleinert. Durch Entwässerung sind sie vielfach in Wiesen umgewandelt, während andererseits auch durch Abholzung aus Wäldern Wiesen erzeugt sind;[19] in beiden Fällen ist das Aufkommen von Bäumen in diesen neugeschaffenen Beständen durch regelmäßige Mahd oder durch beständige Waide verhindert. Doch ist auch wohl denkbar, daß Wiesen ohne Eingreifen des Menschen entstehen; es ist daher nicht jede Wiese durch den Menschen erst erzeugt; es finden sich solche da, wo alljährlich der Boden mehrmals von fließendem Wasser überfluthet wird, die Gewalt des Wassers aber nicht so groß ist, daß die angesiedelten Stauden herausgerissen würden.[20] Ist das Gefälle des Wassers noch geringer und tritt vor allem kein Eisgang ein, so können sogar Holzgewächse sich ansiedeln, und es kommt zur Bildung der ein Zwischenglied zwischen Wäldern einerseits, Wiesen und Sümpfen andererseits bildenden Erlenbrüchen. Daß auch diese ursprünglich in Nordost-Deutschland an Wasserläufen sehr ausgedehnten Bestände durch den Menschen theilweise in fruchtbares Ackerland umgewandelt sind, ist allgemein bekannt; durch diese That gewann bekanntlich Friedrich der Große an der Oder, Warthe und Netze seinem Volke eine neue Provinz.

Aehnlich wie die Wiesen theils von Natur vorhanden waren, theils durch den Menschen erzeugt sind, mögen auch die Heiden zum Theil natürliche, zum Theil künstlich bedingte Bestände sein.[21] Natürliche Heide sehen wir da entstehen, wo der Ortstein, ein humusreicher, fester Sand den tiefer gehenden Wurzeln der Bäume das Eindringen in den Boden verwehrt; künstlich wird solche Heide bisweilen durch vollständigen Abhieb von Wäldern erzeugt; auch dieser Bestand ist also theilweise durch die Thätigkeit des Menschen hervorgerufen. Daß umgekehrt aber auch durch unser Geschlecht für Verminderung der Heidebestände gesorgt wird, weiß Jeder, der längere Zeit in westlichen Theilen unseres Vaterlandes, wo diese größere Aus-

dehnung haben, lebte; die Thätigkeit der Heidekultur-Vereine geht dahin, das durch diese Bestände eingenommene Land nach und nach in Gärten und Aecker umzuwandeln.

Daß in ähnlicher Weise wie offene Heiden auch öde Sandfelder und kahle Hügel durch Einwirkung des Menschen hervorgerufen werden können, welche dann unter Umständen eine steppenähnliche Pflanzenwelt beherbergen, die sonst bei uns zu den Seltenheiten gehört, können wir oft genug beobachten. So sehen wir alle Arten von Beständen des Binnenlandes durch den Menschen beeinflußt. Daß dies aber für die Küstenbestände ebensowohl gilt, geht schon aus den vorhererwähnten Thatsachen über Pflanzen auf Ballastplätzen hervor. Daß geradezu die Ausdehnung des von diesen Beständen stellenweise eingenommenen Raumes theils durch Eindeichung oder Aufschüttung vergrößert, theils durch Hafenanlagen verkleinert wird, ist allgemein bekannt. Doch gehört die Küstenregulirung ebenso wie die Aenderung der Flußläufe durch den Menschen kaum in den Rahmen dieses Vortrages hinein, denn hier ist es mehr das Gesamtgepräge des Landes im allgemeinen, als das der Pflanzenwelt im besonderen, das durch den Menschen verändert wird.

Erwähnt werden mag aber noch, daß selbst die Pflanzenwelt der Binnengewässer durch den Menschen in ihrem Gepräge beeinflußt wird. Dies zeigt sich nicht nur in der Einschleppung neuer Pflanzen, wie der schon erwähnten Wasserpest oder der gleichfalls Amerika entstammenden Azolla, eines kleinen Wasserfarns.[22] Nein, weit mehr wird durch Anlage von Kanälen und Benutzung dieser zur Schifffahrt ein Ausgleich der Pflanzen verschiedener Gewässer herbeigeführt, der sich oft allerdings mehr in der Uferflora als in der Pflanzenwelt der Gewässer selbst bemerkbar macht; denn stark fließende Gewässer, die theilweise für die Schifffahrt, namentlich für das Floßen geeignet sind, entbehren vielfach auf weite Strecken Pflanzen, wenigstens solche

höherer Gruppen. Andererseits aber hat der Mensch derartige Pflanzen oft durch Einfuhr von Abzugskanälen gänzlich zerstört, während umgekehrt die niedere Pflanzenwelt, namentlich kleine Spaltpflanzen (Beggiatoa) zur Vernichtung der durch Menschen in die Gewässer eingeführten unreinen Stoffe beitragen[23].

Da unbedingt in ähnlicher Weise, wenn vielleicht auch in geringerem Maße durch Seefahrt und Kanalisation die Pflanzenwelt der Meere stellenweise verändert ist, werden wir gewiß nicht zuviel sagen, wenn wir behaupten, daß jede Art von Pflanzenbeständen, die wir in unserer Heimath zu beobachten Gelegenheit haben, durch den Menschen einen Wandel erfuhr.

Es mögen auch andere Kräfte, vor allen das Klima und die in den Pflanzen selbst wirksamen Kräfte (Bastardirung, Anpassung an den Standort ꝛc.), ja sicher auch die Thierwelt verändernd auf unsere Gewächse eingewirkt haben. Keiner der in Betracht kommenden verändernden Einflüsse war aber auch nur annähernd ein so großer wie der des Menschen.

Nicht nur einzelne Pflanzenarten führte er aus fremden Ländern ein, ursprünglich heimische suchte er seinen Zwecken entsprechend zu ändern; jenen folgten andere gegen seinen Willen nach, wodurch das Verhältniß der Wachsthumsformen ein anderes wurde; er verursachte stellenweise das Aussterben ursprünglich hier heimischer Gewächse, er schuf vorher hier ganz unbekannte Bestände und wirkte verändernd auf sämtliche früher in unserem Flachlande vorhandeuen Pflanzengesellschaften ein. Wir sehen auch hier also wieder: „Vieles ist gewaltig in der Natur, nichts aber ist gewaltiger als der Mensch selbst."

Anmerkungen.

[1] So giebt für manche Arten an meinem jetzigen Wohnort Luckenwalde die 1864 erschienene Flora der Provinz Brandenburg von Ascherson noch den genauen Standort an, obwohl der Beobachter, dem wir die Angaben verdanken, Lehrer Ritter, längst gestorben ist.

[2] Vergl. besonders R. von Fischer-Benzon, Die Moore der Provinz Schleswig-Holstein. Hamburg 1891. 80 S. 8°. — Nehring, Eine diluviale Flora der Provinz Brandenburg. (Naturwiss. Rundschau VII. 1892, S. 31—33; cfr. auch ebd. S. 234—237, 245—247 und 451—457.)

[3] Höck, Nährpflanzen Mitteleuropas, ihre Heimath, Einführung in das Gebiet und Verbreitung innerhalb desselben. Stuttgart, Engelhorn, 1890. 67 S. 8°.

[4] F. v. Müller, Select Extra-Tropical Plants readily eligible for industrial culture or naturalisation. Melbourne 1888. 517 S. 8°.

[5] Haußknecht. Ueber die Abstammung des Hafers (Avena sativa). (Mittheil. d. geogr. Gesellsch. in Jena III, 2/3, 1894.)

[6] Krause, Floristische Notizen. (Bot. Centralbl. LXXIII, 1898, S. 337 ff., 379 ff.)

[7] Ascherson, Eine verschollene Getreideart. Brandenburgia 1895. S. 37—60.

[8] Hellwig, Ueber den Ursprung der Ackerunkräuter und der Ruderalflora Deutschlands. (Englers bot. Jahrbücher VII, 1886, S. 343—434.)

[9] Höck, Kräuter Norddeutschlands. (Englers bot. Jahrbücher XXI, 1896, S. 53—104.)

[10] Nach einer Zählung von mir für eine Arbeit „Pflanzen der Kulturbestände Norddeutschlands als Zeugen für die Kulturgeschichte unserer Heimath", die voraussichtlich demnächst in den Forschungen zur deutschen Landes- und Volkeskunde erscheinen wird, schon fast druckfertig vorliegt.

[11] Conwentz, Die Eibe in Westpreußen, ein aussterbender Waldbaum. Danzig 1892. 67 S. 4°.

[12] Conwentz, Beobachtungen über seltene Waldbäume in Westpreußen mit Berücksichtigung ihres Vorkommens im allgemeinen. Danzig 1895. 163 S. 4°.

[13] Figert, Metamorphosen der Liegnitzer Flora. (Deutsche bot. Monatsschr. XVI, 1898. S. 1—4.)

[14] Drude, Deutschlands Pflanzengeographie. Stuttgart 1896. 502 S. 8°.

[15] Briefliche Mittheilung von Professor Buchenau in Bremen, dem besten Kenner der nordwestdeutschen Flora.

[16] Höck, Laubwaldflora Norddeutschlands. Stuttgart 1896. 68 S. 8°.

[17] Mayr, Die fremdländischen Holzarten im mitteleuropäischen Walde. (Centralbl. f. d. gesamte Waldwesen XX, 1894, S. 337—444.)

[18] Krause in Englers bot. Jahrb. XI und XIII, Kieler Zeitung vom 15. März 1891 und Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg XXXIII.

[19] Krause, Beitrag zur Geschichte der Wiesenflora Norddeutschlands. (Englers bot. Jahrb. XV, 1893, S. 387—400.)

[20] Graebner, Gliederung der westpreußischen Vegetationsformationen. (Schriften der naturforsch. Gesellsch. in Danzig IX, 1898, S. 43—74.)

[21] Graebner, Studien über die norddeutsche Heide. (Englers bot. Jahrb. XX, 1895, S. 500—654.)

[22] Ascherson-Graebner, Synopsis der mitteleuropäischen Flora. Leipzig 1896—99.)

[23] Schorler, Gutachten über die Vegetation der Elbe und ihre Bedeutung für die Selbstreinigung derselben. Dresden 1897. 57 S. 8°.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königl. Hofbuchhandlung in Hamburg.

Nordlandsfahrt.

Eine Reise auf dem Hamburger Doppelschrauben-Schnelldampfer „Auguste Victoria“ nach Norwegen bis zum Nordcap und nach der Insel Spitzbergen und zwei Kaisertage in Bergen.

Von

Hugo Dinckelberg

Lieutenant a. D. und Hofrath.

Preis in buntem Umschlag Mk. 2.50.

Der bekannte Verfasser, der auch unter dem Pseudonym „Hans vom Berge“ geschrieben hat, schildert frisch, warmherzig und mit Humor die Reise, die er mit dem Doppelschrauben-Schnelldampfer „Auguste Victoria“ nach Norwegen bis zum Nordcap und Spitzbergen gemacht hat. Das Buch ist eine allerliebste Reiseplauderei, die nicht nur allen Nordlandsreisenden selbst, sondern allen Nordlandsfreunden, die sich mit dem Lesen begnügen müssen, hochwillkommen sein wird. Mit dichterischer Begeisterung beschreibt der Verfasser die wunderbaren Naturschönheiten der gewaltigen Fjorde mit ihren eisbedeckten, starren Felsenufern und den anmuthigen Strandbildern, wie besonders den Hardanger-, Geiranger- und Sognefjord, die riesigen Gletscher, rauschenden Gießbäche und sprühenden Wasserfälle, wie die Ausflüge an Land bei Odde, Molde, Naes und Trondhjem, bei Tromsö, Digermulen, Maraah und Gudwangen mit Stahlheim eine reiche Abwechselung bieten. In frischen Farben werden die Meeresfahrt an den Küsten und zwischen dem Inselgewirre, das Nordcap und Spitzbergen geschildert, und in die interessanten Reiseerlebnisse weiß der Verfasser der „Humoristischen Plaudereien eines Verwundeten“ auch wieder seinen prächtigen Humor einzuflechten. Mit besonderer Liebe weilt der gemüthvolle Plauderer, der sich auch als deutscher Patriot einen Namen gemacht hat, bei den „Zwei Kaisertagen in Bergen“. In diesem norwegischen Hafen traf die „Auguste Victoria“ mit der „Hohenzollern“ zusammen, und Seine Majestät besuchte das erstere Schiff, wie dessen Passagiere das Kaiserschiff besichtigen durften. So wird dem Leser dieser „Nordlandsfahrt“ auch ein Einblick in die Nordlandsreisen Seiner Majestät gewährt.

Der verändernde Einfluß des Menschen

auf die

Pflanzenwelt Norddeutschlands.

Von

Dr. F. Höck,
Oberlehrer in Luckenwalde.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1899.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 313—336 umfassend.)

Heft 315.

Die Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Hessen (1547).

Vortrag,
gehalten im „Historischen Abend“ zu Leipzig am 27. Februar 1895.

Von
Dr. S. Ißleib,
Professor am Königl. Gymnasium in Leipzig.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1899.





Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Die nordfriesischen Inseln SYLT, FÖHR, AMRUM und die Halligen vormals und jetzt.

Mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner

bearbeitet von

CHRISTIAN JENSEN.

Zweite Auflage.

Mit einigen 60 Abbildungen, einer Karte und 27 vielfarbigen Trachtenbildern auf 7 Tafeln.

Elegant geheftet Mk. 8.—, elegant gebunden Mk. 10.—.
Auch in 10 Lieferungen à Mk. —.80 zu beziehen.

Aus den Urtheilen der Presse:

Der Verfasser hat in dem stattlichen und von der Verlagsanstalt in vortrefflicher Weise ausgestatteten Bande ein höchst anschauliches und in den interessantesten Einzelheiten durchgeführtes Bild dieses eigenartigen Theiles unseres Vaterlandes geliefert. Mit Sorgfalt hat er die grosse und weitschichtige Litteratur der nordfriesischen Inseln für seine Arbeit verwerthet und mit seinen eigenen, reichen Erfahrungen zu einer einheitlichen Darstellung verschmolzen. — So ist ein Werk entstanden, das sicherlich für lange Zeit als ein zuverlässiges Quellenbuch dienen und künftigen Geschlechtern eine Fundgrube für die Kenntniss dieser hinschwindenden Welt sein wird. Aber auch das lebende Geschlecht wird neues Interesse gewinnen an diesen Inseln, an deren Bestande die Woge des Meeres täglich und stündlich nagt, und an den Resten des alten Stammes der Nordfriesen, die von Jahr zu Jahr kleiner werden und deren schwacher Nachwuchs durch die moderne Kultur mehr und mehr seiner Eigenthümlichkeiten beraubt wird.

Geheimrath Prof. Rud. Virchow in Zeitschr. f. Ethnologie.

Dazu ist die Darstellung klar und ungesucht, nirgends unnütz in die Breite gehend und doch gründlich und überaus reichhaltig an Stoff. Die Ausstattung des Werkes mit den vielen vortrefflichen Abbildungen und einer historischen Spezialkarte ist ganz vorzüglich der Preis verhältnissmässig gering. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung.

(Nord und Süd.)

Die Kapitel über Tracht, über Haus- und Lebenseinrichtung, über das an altheilige Satzungen gebundene Leben des Einzelnen von der Geburt bis zum Grabe, über Jahresfeste und Volksbräuche, reihen sich dem Besten an, was in gleicher Richtung andere Forscher den Sitten und Erinnerungen anderer Volksstämme abgelauscht haben etc.

(Hamb. Nachrichten.)

Während des Aufenthalts selbst bietet das vorliegende Werk reichen Stoff zu Beobachtungen und es erweckt angenehme Erinnerungen an die Tage, in denen wir Erholung und Stärkung am Strande des Meeres suchten.

(Hamb. Correspondent.)

Kirchenzucht und Polizei

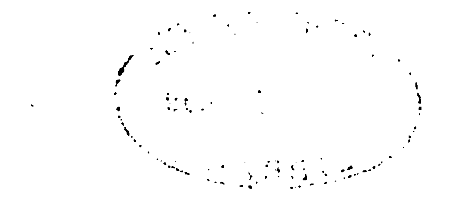
im alten Isenburger Lande.

Von

Dr. Eduard Otto
in Offenbach a. M.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.



Das sechzehnte Jahrhundert ist die klassische Zeit fürstlicher Landordnungen. Je mehr der Staat die Formen der mittelalterlichen Lehensverfassung abstreifte und die Formen des modernen Beamtenstaates annahm, je mehr die fürstliche Landeshoheit sich entwickelte, um so dringender machte sich das Bedürfniß geltend, das Leben in Staat und Gesellschaft durch Verordnungen von oben zu regeln. In ihnen findet die öffentliche Fürsorge des Beamtenstaates einen deutlichen und für die Beurtheilung der jeweiligen Zeitverhältnisse oft sehr interessanten Ausdruck. Der Territorialstaat lenkt mit dieser Gesetzgebung in die Bahnen ein, welche die größeren städtischen Gemeinwesen schon im Mittelalter betreten und zielbewußt verfolgt hatten. Die zahlreichen Landordnungen des Reformationszeitalters sind mitunter sehr umfangreich, denn sie sind häufig nicht nur Polizei- und Kirchenordnungen, sondern enthalten zugleich die Grundzüge des Landrechts. Indem sie sich mit größerem oder geringerem Erfolge der Aufgabe unterziehen, die landschaftlichen Sonderrechte mit den Begriffen und Grundsätzen des eingedrungenen römischen Rechts in Einklang zu bringen,[1] gewähren sie dem Privatrechte, namentlich dem Erbrecht und ehelichen Güterrecht, mitunter einen breiten Raum. Von dieser Bedeutung der Landordnungen für das Rechtsleben unseres Volkes soll hier abgesehen werden, zumal wir unserer Erörterung zwei Verordnungen zu Grunde legen, die solche rechtlichen Be-

stimmungen nicht enthalten. Was uns hier beschäftigt, sind die Anordnungen über Polizei und Kirchenzucht, wie sie im Reformationszeitalter und späterhin im Isenburger Ländchen, namentlich in der Grafschaft Isenburg-Birstein, Geltung gehabt haben. Die erste dieser Anordnungen ist im Jahre 1598 vom Grafen Wolfgang Ernst I., die zweite vom Grafen Johann Philipp im Jahre 1715 erlassen worden. Die letztere ist eine Ueberarbeitung der früheren, erhält aber durch die Zusätze und durch die Auslassungen, die sie aufweist, ein besonderes Interesse, weil gerade sie über den Wandel der Verhältnisse und Bedürfnisse während des siebzehnten Jahrhunderts Aufschluß geben. Die Ordnung des Jahres 1598 liegt dem Verfasser in einem von Canzleihand auf Papier geschriebenen und von anderer Hand sorgfältig verbesserten Entwurfe vor, die vom Jahre 1715 als eine mit dem gräflichen Secretsiegel versehene Reinschrift. Wir gehen von der älteren Ordnung aus und knüpfen die Besprechung der eigenthümlichen Bestimmungen der jüngeren bei Gelegenheit an, indem wir zugleich verwandte Zustände und Gesetze anderer deutscher Landschaften, namentlich die der benachbarten Gebiete, zur Ergänzung und Vergleichung in unsere Betrachtung hineinziehen.

Die „Ordnung vnd kirchen disciplin zue handhabe eußerlicher Zucht vnd christlicher Erbar- vnd bescheidenheit, welche in vnser, Grave Wolffgang Ernsts von Ysenburg, Grave zu Büdingen u. s. w., Grave- vnd herrschafft obseruirt vnd gehalten werden sollen", giebt sich als eine Erweiterung einer zehn Jahre vorher von dem Grafen Philipp, dem Vater Wolfgang Ernst's, erlassenen Verordnung zu erkennen, die dem Verfasser dieses Vortrages nicht bekannt ist. Ungemein bezeichnend für die einseitig theologische Betrachtung weltlicher Dinge, die dem ausgehenden sechzehnten Jahrhundert eigen ist, erscheint die lange Einleitung, womit der Graf seinen Erlaß begründet:

„Nachdem man täglich vor augen siehet, spüret vnd befindet die vielfältige strafen als krieg, brandt, mißwachßung, Tewerungh, hunger, Pestilentz, allerlei gefährliche vnd Neuwe Krankheitten, auch andere vnzehliche, erschreckliche Plagen, damit Gott der Almechtig daß Menschliche geschlecht in dießer letzten Zeit heimsuchet, So können wir anderst nicht ermeßen, dan daß solches vmb vnßer, dießer Welt, viel- vnd manigfaltigen sünden vnd boßheit Willen geschehe, vnd das vns Gott der Allmechtige alß vnser lieber getrewer Vatter durch solche schwere vnd Trübselige Zeit vnd mit seiner vätterlichen Ruthen vnd erynnerungh seines gerechten zornes vnd ewiger straffe zur wahrer Buß vnd bekehrung treiben vnd verursachen will, damit wir im rechten glauben mit rewigem hertzen als seine lieben kinder vnß zue jhme wenden, von sünden abstehen vnd vnßer leben beßern sollen, auf daß wir nicht mit den Gottloßen ohne trost verworffen vnd verdampt, sondern der zeittlichen vnd ewigen straf entfliehen vnd durch Christum ewig sehlig werden mögen" u. s. w.

Eine so theologisch gefärbte, wortreiche Einleitung zu einer gesetzlichen Verordnung weltlicher Gewalt muthet uns heute sehr fremdartig an, und der moderne Mensch ist geneigt, sie als leeres Gerede zu verurtheilen. Allein eine solche Verurtheilung wäre höchst ungerecht; denn es spricht sich in solchen erbaulichen Vorreden das Pflichtbewußtsein einer landesherrlichen Gewalt aus, die mit vollem Ernste jene neue, höhere Auffassung vom Wesen und von der Bedeutung des weltlichen Staates sich zu eigen gemacht hatte, wie sie im Gegensatz zu der durch das Mittelalter üblichen geringschätzigen Betrachtung des Staates[2] die Reformatoren zur Geltung gebracht hatten. Erst Luther hat ja den Staat als eine von Gott gewollte und sittliche Einrichtung betrachten gelehrt[3] und damit — freilich ohne es zu wollen — der Entwickelung des landesherrlichen Kirchenregiments die Wege geebnet. Gerade diese Werthschätzung

des Staates hat die Reformatoren trotz ihrer anfänglichen demokratischen Anschauung, die in der Gemeinde die Trägerin der kirchlichen Gewalt erblickte,[4] schließlich gezwungen, den Landesherrn als „Nothbischof" anzuerkennen,[5] weil sie sich der Einsicht nicht verschließen konnten, daß die Gemeinde für die ihr ursprünglich zugedachte Aufgabe durchaus nicht befähigt war. Die Landesherrschaften, denen die Kirchenhoheit auf diesem Wege übertragen wurde, empfanden das natürliche Bedürfniß, beim Erlasse von Verordnungen ihre neuen, landesbischöflichen Befugnisse und Pflichten nachdrücklichst zu betonen. Wie die theologischen Vertheidiger des protestantischen Kirchenregiments diese neue Einrichtung damit rechtfertigen, daß dem Staatsoberhaupt als einem Hauptgliede der Kirche die „custodia utriusque tabulae" zustehe,[6] so beruft sich auch in unserer Verordnung der Gesetzgeber, obgleich Calvinist, auf den Grundsatz der Lutherischen, daß den Obrigkeiten „die erste als auch die andere Tafel zu handhaben befohlen" sei, d. h. daß sie nicht nur für die Beobachtung der Pflichten gegen sich selbst und den Nächsten, sondern auch für die Beobachtung der Pflichten gegen Gott, die nach der Auffassung jener Zeit auf der ersten der mosaischen Gesetzestafeln verzeichnet gewesen waren, Sorge zu tragen haben. „Tragenden Amts halber" fühlt er sich zur Erhaltung und Förderung christlicher Zucht und Ehrbarkeit durch Bestellung von Kirchen und Schulen, sowie durch Regierung der ihm von Gott untergebenen Unterthanen sittlich verpflichtet. Bezeichnendermaaßen hat die Ordnung von 1715 an dieser grundsätzlichen Betonung der landesbischöflichen Pflichten und Gerechtsame nichts geändert, wohl aber hat sie jene erbauliche Einleitung wesentlich gekürzt, weil inzwischen das der früheren Zeit so eigenthümliche Bedürfniß nach theologischen Erörterungen gegen die Forderung knapper juristischer Fassung zurückgetreten war.

In der Vereinigung weltlicher und geistlicher Befugnisse in den Händen des Landesherrn, wie sie sich nicht allein in den neugläubigen, sondern auch in den altgläubigen Landen[8] in Folge der reformatorischen Bewegung vollzog, liegt auch der hauptsächlichste Grund für die enge Verbindung der Kirchenzucht und der weltlichen Polizei, die den Landordnungen eigen ist. Ueberall tritt die Neigung der Gesetzgeber hervor, einerseits rein weltliche Dinge vom religiös-sittlichen Standpunkte aus zu betrachten und demgemäß zu ordnen, andererseits durch rein äußerlichen weltlichen Zwang maaßgebend in die sittliche Entwickelung des Volkslebens einzugreifen. So werden z. B. die in fast allen Landordnungen enthaltenen Luxusverbote gewöhnlich durch die Erwägung begründet, daß solch „üppig Wesen" Gottes Zorn und Strafe herabbeschwöre, während die der weltlichen Gewalt nach unserem Dafürhalten weit näher liegende Rücksicht auf die aus solcher Ueppigkeit entspringenden wirthschaftlichen Schäden und socialen Mißstände manchmal erst in zweiter Linie in Betracht kommt. Andererseits hält es die Staatsgewalt für durchaus angezeigt, die Unterthanen zum fleißigen Besuche des Gottesdienstes und zum Genusse des heiligen Abendmahls zu zwingen. Der Gedanke, wie wenig mit solchem polizeilichen Zwang für die wahre Sittigung, für die Förderung religiösen Gefühls und lebendiger Ueberzeugung geleistet wird, scheint den Gesetzgebern keine Sorge gemacht zu haben. Mit der Vereinigung von Staats- und Kirchenhoheit in der Person des Landesherrn hängt weiterhin die Thatsache zusammen, daß die Amtsbereiche der weltlichen und geistlichen Diener des Staates erst recht spät schärfer gegen einander abgegrenzt worden sind. In der Zeit, von der hier die Rede ist, steht z. B. bei der Handhabung der weltlichen Polizei zuweilen der Pfarrer dem Schultheißen, bei der Handhabung der Kirchenzucht regelmäßig der Schultheiß

dem Pfarrer zur Seite. Eben deshalb, weil die polizeilichen Aufgaben des Staates einseitig vom religiösen Standpunkte und die sittlichen Pflichten allzu äußerlich vom polizeilichen Standpunkte aufgefaßt werden, greifen die Befugnisse der weltlichen und geistlichen Staatsdiener vielfach in einander über.

Der erste Artikel unserer Kirchenordnung gebietet die jährliche Ernennung zweier Kirchenrüger durch die Kirchenältesten (Seniores), den Pfarrer und den gräflichen „Offizialen oder Befehlshaber" des betreffenden Orts. Von diesen Kirchenrügern soll der Eine dem presbyterium, d. h. der Gemeinschaft der Kirchenältesten, der Andere der Gemeinde entnommen werden, und zwar so, daß das Amt jedes Neujahr in andere Hände übergeht. Es ist ein unbesoldetes Ehrenamt, und Niemand darf sich dessen weigern, wenn die Wahl auf ihn fällt. Durch Androhung hoher Strafe gegen die gehässigen Gemeindemitglieder werden die Kirchenrüger vor Unglimpf geschützt. Sie sollen „von niemandten angehauchet, schumpfieret, veracht, gelestert oder in einigen wegh bey hoher strafe vnd vnßer vngnadt angefochten vnd belästiget werden." Die Pflicht dieser Gemeindebeamten war denn auch heikel genug, um solchen Schutz durch Strafandrohung gerechtfertigt erscheinen zu lassen; denn sie waren durch einen leiblichen Eid verpflichtet, die Sitten ihrer Gemeindegenossen zu überwachen und alles „unehrbare und unchristliche Wesen" anzuzeigen, „damit den offentlichen schanden vnd lastern vnd dem ergerlichen leben, so viel immer möglich, gestewert vnd Gottes zorn, so durch solch rohes leben beide, wieder die thätter vnd auch die obrigkeitt, so solches nicht straffet, schwerlich gereitzt, begegnet werden möge." Alle Sonntage nach dem Gottesdienste hatten die Kirchenrüger vor dem Pfarrer (oder sonstigen „Kirchendiener", d. h. Geistlichen) des Orts ihre Rügen vorzubringen. Der Schultheiß oder Amtsverwalter hatte Namen und Vergehen der Angeschuldigten zu

verzeichnen und alsbald nach Befund die gebührende Strafe zu verhängen. Auf versäumte Rügepflicht und auf Amtsversäumniß des Schultheißen oder Amtsverwalters wird eine Buße von einem Ortsgulden (= 1/4 Gulden) gesetzt. Die Strafgelder kommen dem „Gotteskasten" zu Gute.

Die besprochene Einrichtung scheint sich in der Folge nicht in allen Stücken bewährt zu haben. Gewisse Personen, namentlich Mitglieder des gräflichen „Hofgesindes" scheinen sich geweigert zu haben, die Machtbefugniß der Sittenaufseher für ihre Person anzuerkennen. Auch konnte es nicht ausbleiben, daß sich Fälle ereigneten, die die Zuziehung des gesammten Presbyteriums zu den Verhandlungen nöthig machten. Ja, selbst diese kirchliche Gemeindebehörde war oft nicht im Stande, gewisse Fälle endgiltig zu entscheiden. Daher weist die Fassung von 1715 mehrere wichtige Zusätze auf. Die Rügen sollen künftig immer vor der Versammlung der Kirchenältesten, zu denen ja auch die Ortsgeistlichen gehören, vorgebracht werden. Dieser Körperschaft aber soll Jedermann, „er seye unterthan, beysaß oder schutzverwandter (!), auch Unsere unterbedienten undt das Gesinde bey hoff" Rede und Antwort zu geben schuldig sein. Hierdurch erhält der Amtsbereich der Aeltesten eine sehr weite Ausdehnung. Auch die Juden — denn diese sind unter den „Schutzverwandten" zu verstehen — werden hiermit der Sittenpolizei des Presbyteriums unterstellt, während sie anderwärts vielfach unter besonderer Aufsicht ihrer Rabbiner und Vorsteher (Judenbischöfe und Judenmeister) standen.[9] Alle Sachen, die von den Aeltestenkollegien nicht erledigt werden können, sind an die obere Kirchenbehörde, das gräfliche Consistorium, zu verweisen, das zu dem Zwecke nach jeder Donnerstagspredigt in der gräflichen Canzlei eine Sitzung abhalten soll. Bei dieser Gelegenheit soll das Consistorium überdies „die bei denen reformirten Kirchen bräuchlichen Conventus classici

pastorum" (Pfarrsynoden), die „Kirchen-visitationes vor denen vest- undt feyertägen" und die von den Predigern vorzunehmenden zeitweiligen Schulprüfungen anberaumen.

Der zweite Artikel handelt „vom gehör göttliches wortts undt gebrauch der heiligen Sacramenten," also vom Kirchenbesuch. Allen erwachsenen Personen männlichen und weiblichen Geschlechts wird der Besuch des Gottesdienstes an Sonn-, Bet- und Feiertagen, sowie der Wochenpredigten, die, wie es scheint, Donnerstags gehalten wurden, zur Pflicht gemacht. Selbst wenn „erhebliche vrsachen, nothwendige geschäffte vnd vnvermeidliche hinderniß" vorliegen, soll Niemand, ohne vorher vom Pfarrer und vom Schultheißen Erlaubniß eingeholt zu haben, den Gottesdienst versäumen. Den Schultheißen und Kirchenrügern wird eingeschärft, namentlich nach der Wochenpredigt, die augenscheinlich am häufigsten gemieden wurde, sich durch Umzählen zu überzeugen, ob alle Pflichtigen anwesend seien, die etwa Fehlenden aufzuschreiben und das Verzeichniß dem Ortsgeistlichen einzureichen. Wer ohne vorher eingeholten Urlaub die Kirche versäumt hat, den soll der Schultheiß in Strafe nehmen.

Ueber die Sonntagsheiligung und Sonntagsruhe hatte schon die Verordnung des Grafen Philipp vom Jahre 1588 Bestimmungen getroffen, die jedoch — offenbar deshalb, weil sie in das Verkehrsleben und in die Volkssitte allzu empfindlich eingriffen — ganz und gar nicht hatten ausgeführt werden können. Wolfgang Ernst I. sah sich daher genöthigt, diese Angelegenheit durch gesetzliche Vorschriften neuerdings zu regeln. Weltliche Geschäfte, die eine Versäumniß der Predigt oder „Ärgernis anderer Leute" mit sich bringen, werden durchaus verboten. Der „böse und dem Gottesdienst abbrüchige Gebrauch", an Sonntagen Märkte und Kirmessen abzuhalten, soll künftighin abgestellt werden, die Märkte und Kirmessen sollen

an den folgenden Montagen stattfinden. Damit jedoch die Krämer, die solche Veranstaltungen besuchen, keinen Grund haben, die Nichtkenntniß dieser Bestimmung vorzuschützen, sollen in dem laufenden Jahre (1598) die Märkte und Kirchweihen noch einmal an den früheren Terminen abgehalten werden. Mit dem folgenden Jahre aber soll das Verbot in Kraft treten. Schon in der katholischen Zeit hatte man in dem benachbarten Hessen den Besuch der Kirchweihen nur unter gewissen Einschränkungen gestattet. Man hatte ihn jedoch (auch für Sonntage) nicht schlechtweg verboten, weil die Kirmeß ursprünglich die Erinnerungsfeier an die Einweihung der Ortskirche,[10] häufig mit einem Ablaß begabt war, wie sie denn in manchen Gegenden geradezu „Ablaß" genannt wurde.[11] Landgraf Wilhelm der Mittlere von Hessen verfügte z. B. in seiner Landordnung vom Jahre 1500[12] hierüber folgendermaaßen: Auf die Kirchweihtage eines jeglichen Fleckens oder Dorfs soll es also gehalten werden: Wenn Jemand um Gottes Willen auf eine Kirchweihung ziehen und seiner Seele Ablaß verdienen will und in dem betreffenden Flecken oder Dorf einen Verwandten wohnen hat, so darf er, wenn die hohe Messe vorüber ist, diesen besuchen, und dem Verwandten mag es dann erlaubt sein, ihn ohne Aufwand („zymlicher maße") zu bewirthen; doch soll das Getränk dazu aus den Schenkhäusern geholt und von Jedem seine Zeche bezahlt werden. Auch soll der Besucher nicht über Nacht bleiben dürfen. Diese Bestimmungen lassen deutlich die Absicht der Regierung erkennen, der übertriebenen Gastlichkeit, wie sie an Kirchweihtagen geübt zu werden pflegte, zu steuern. Von der Anschauung, wonach das Kirmeßfest eine Entweihung des Sonntags bedeutet, ist hier noch nichts zu spüren, vielmehr ist der Besuch der Kirchweihe unter Umständen als ein religiöses Bedürfniß anerkannt. Ganz anders mußte hierüber eine evangelische Regierung urtheilen. In den reformirten Ländern, wo

die hohe Messe und der Ablaß der Kirmeßtage verschwanden, bestand kein religiöser Grund, den Besuch und die Abhaltung solcher völlig verweltlichten Feste an Sonntagen zu gestatten; im Gegentheil, die lärmende Festfreude des ausgelassenen Landvolks bei diesen Gelegenheiten mußte als eine Entheiligung betrachtet werden. Deshalb wird in unserer Ordnung die Verlegung der Kirmeß auf den Montag geboten. Wenn diese Anordnung in den seit Jahrzehnten von Grund aus veränderten kirchlichen Verhältnissen ihre Erklärung findet, so zeigt sie uns doch auch deutlich eine schwache Seite des Polizeistaates, der die Wirkung seiner Gesetzesparagraphen auf das Volksleben ebenso leicht überschätzt, wie er die urwüchsige Kraft, womit das Volk liebgewordene Bräuche festhält, unterschätzt. Offenbar hat das Verbot der Sonntagskirmessen und der Sonntagsmärkte die Tanz-, Eß- und Trinklust des Bauernvolkes nicht niederzwingen können, dem mit einer Verlegung des Sonntagvergnügens auf den Montag begreiflichermaaßen nicht gedient war, weil es am Werktag durch seine Feldarbeit an der Theilnahme an auswärtigen Festen gehindert ward. Ebenso wenig hat sich der Unternehmungsgeist und die Gewinnsucht der Krämer bannen lassen. Graf Johann Philipp sieht sich wenigstens veranlaßt, ebenfalls Klage zu führen über „das partiren[13] undt auslauffen auff die märkt undt kirchmessen" und gebietet Schultheißen und Pförtnern, an Sonn- und Feiertagen Thore und Schläge zu versperren, um ein solches Treiben zu verhindern. Er wiederholt das Gebot, Märkte und Kirchweihen auf die folgenden Montage zu verlegen, ein Beweis dafür, daß die gleiche Bestimmung der früheren Ordnung wenigstens auf die Dauer nicht hatte durchgeführt werden können. Die „Spielleute und Tänze an Sonn- und Feiertagen" sollten nach der Verordnung von 1715 bei hoher, von der Herrschaft willkürlich zu bemessender Strafe verboten sein. Diese puritanische Strenge

der kalvinistischen Regierung wird indessen im achtzehnten Jahrhundert einer so festgewurzelten Volkssitte gegenüber vermuthlich ebenso wenig ausgerichtet haben wie vorher im sechzehnten Jahrhundert.

Während die Herrschaft gegen die Sonntagsvergnügungen und das sonntägliche „Partieren" einschreiten zu müssen glaubt, kommt sie andererseits den wirthschaftlichen Bedürfnissen der Landbevölkerung entgegen. Bei lang anhaltender, nasser Witterung während der Erntezeit sollte es den Leuten auf Grund vorher eingeholter Erlaubniß des Pfarrers und des Schultheißen erlaubt sein, an trockenen Sonn- und Feiertagen ihren Erntearbeiten nachzugehen. Doch sollten sie unter keinen Umständen den Gottesdienst darüber versäumen.

Eltern und Gesindeherrschaften wird zur Pflicht gemacht, ihre Kinder und ihr Gesinde an den Sonntagnachmittagen „zum Catechismo", d. h. zur „Kinderlehre" zu schicken. Offenbar pflegten sich auch damals schon die heranwachsenden Bürschchen gern von dem „Examine" zu drücken, indem sie „auf der Bohrkirchen", d. h. auf den Emporen, Platz nahmen und von dort aus ihre pflichteifrigeren Genossinnen begafften. Daher verbieten unsere Ordnungen den „Jungen und Knaben" die Emporen. Sie sollen gleich den Mägdlein im Schiff der Kirchen auf den für sie bestimmten Plätzen sitzen. Aus der Ordnung von 1715 erfahren wir, daß sich die „Kinderlehre" auf alle „ledige mans- undt weibspersonen" erstreckte. Ueber sie soll ein genaues Verzeichniß geführt werden, und der Schulmeister (der zumeist auch das Glöckneramt versah) soll die Ausbleibenden jedesmal anmerken und sie dem Pfarrer mittheilen, damit sie selbst oder ihre Eltern zur Strafe angehalten werden. Die Eltern, Herrschaften und Lehrherrn sollen auch darauf halten, daß ihre Kinder, ihr Gesinde und ihre Lehrlinge sich gehörig auf die Kinderlehre vorbereiten, und sie „zu hauß zu

lernung des Catechismi undt jedesmahl aufhabender Fragen und antwort anweißen."

Vorzeitiges Verlassen des Gottesdienstes, bevor der Geistliche den Segen gesprochen, ist nach beiden Ordnungen strafbar und soll nur kranken Leuten und schwangeren Frauen nachgesehen werden. Alles müßige Spazierengehen während des Gottesdienstes, namentlich das Herumlungern auf dem Kirchhofe, wird mit Strafen bedroht. Die spätere Verordnung fügt auch für die Kirchenschläfer eine Buße bei. Während des Gottesdienstes darf in den Wirthshäusern nicht gezecht werden; nur Fremden und Wandersleuten wird ein Trunk und Imbiß nicht verwehrt.

Ein schönes Zeugniß für das Pflichtgefühl der Regierung, die sich berufen sieht, auch dem geringsten Unterthan den Besuch der Kirche zu ermöglichen, ist der Zusatz der späteren Ordnung, der auf die Gemeindehirten besondere Rücksicht nimmt. Danach soll entweder das Vieh erst nach der Früh- oder Vormittagspredigt ausgetrieben werden, oder es sollen die Gemeindemänner während der Kirchenstunden der Reihe nach den Dienst der Hirten übernehmen.

Von ganz besonderem Interesse sind die in beiden Ordnungen enthaltenen Bestimmungen über den Genuß des heiligen Abendmahls. Graf Wolfgang Ernst I. war vom lutherischen zum kalvinistischen Bekenntnisse übergetreten.[14] Nach dem im Augsburger Religionsfrieden zum staatsrechtlichen Grundsatze erhobenen Satze: „cuius regio eius religio",[15] hat er, wie manch anderer Fürst seiner Zeit, von seinen lutherischen Unterthanen die Bekehrung zu seinem Glauben gefordert. Bei dieser Umwandlung machte die Lehre vom heiligen Abendmahl begreiflicherweise die größten Schwierigkeiten. In vielen Unterthanen, die sich äußerlich dem Religionszwange des Landesherrn fügten, war die Auffassung Martin Luther's vom Wesen und

von der Bedeutung des heiligen Abendmahls so tief gewurzelt, daß sie den Tisch des Herrn lieber ganz meiden, als Brot und Wein im Sinn und nach dem Brauche der „Sakramentierer“ empfangen wollten. Auf diese Vermuthung führt mit Nothwendigkeit die vorsichtige, man möchte fast sagen zartfühlige Fassung der Bestimmung über den Genuß des heiligen Abendmahls. Mit vielen und eindringlichen Worten werden die Unterthanen ermahnt, „mit fernerer versäumnis vnd verachtungh des heiligen nachtmahls sich ahn Gott dem herren zu ihrem eigenen beschwerlichen nachtheil vnd vnzweifflichem Verderben, jha zu endtlicher Straf vber landt vnd leuthe sich weitter nicht zu versündigen, sondern mit hertzlicher begierdt der Speiß des ewigen lebens, so offt ein jeder in seiner Pfarrkirchen gelegenheit darzu hatt, zu genießen vnd gebrauchen vnd sich an solchem heilsamen werckh kein ansehen einiges Menschen oder auch der ganzen weldt ergern noch hindern zu lassen.“ Die Regierung hält sich für berufen, im Nothfalle den Gebrauch der heiligen Sakramente zu erzwingen, aber sie ist vorsichtig und zartfühlend genug, hinzuzufügen, daß sie gleichwohl vorerst nicht gemeint sei, „die Schwachen zue übereilen oder jemandt zue derer allein wahren Religion mit zwangh zue treiben.“ Sie empfiehlt jedem Unterthan, der sich bezüglich der Abendmahlslehre im Herzen und Gewissen beschwert fühle, sich bei seinem Geistlichen aus Gottes Wort Bericht zu holen, und, wenn des Pfarrers Bescheid ihm nicht überzeugend dünke, sich an „die zu geistlichen Sachen Deputirten“, also an das gräfliche Consistorium oder unmittelbar an den Grafen selbst zu wenden. Doch soll der Betreffende diesen Weg in aller Stille beschreiten, ohne andere Leute zu „verunruhigen“, d. h. ohne seine Gewissensbedenken auf Andere zu übertragen. Das Anerbieten des Grafen, seine zweifelnden Unterthanen in Glaubenssachen persönlich zu berathen, läßt uns einen Blick in sein Innerstes

thun und offenbart uns die liebenswürdigsten und achtungswerthesten Züge seines Wesens: seinen tiefen religiösen Ernst, die ungemeine Festigkeit seiner religiösen Ueberzeugung und sein rührendes Mitgefühl für die in ihrem Gewissen beschwerten und innerlich ringenden Unterthanen. Von einem solchen Manne müssen wir annehmen, daß er aus wahrer, innerster Ueberzeugung den Glauben gewechselt hat, und daß ihm die Bekehrung seiner Landeskinder zu dem Glauben, den er für den „allein wahren" hielt, nicht eine Machtfrage, sondern eine Herzensangelegenheit war, eine heilige Aufgabe, für die er seinem Gott Rechenschaft zu geben sich schuldig fühlte. Daß jedoch dieser wohlmeinende Herr seinen Zweck nicht erreicht hat, beweist der Umstand, daß die oben angeführte, erbauliche Ermahnung fast unverkürzt in die Verordnung von 1715 übergegangen ist, die, wie schon bemerkt, im Uebrigen nach knapperer Fassung strebt und deshalb mit theologischen Erörterungen weit weniger freigebig ist als ihre Vorlage. Man war innerhalb der verflossenen 117 Jahre mit der von Wolfgang Ernst I. beliebten Duldsamkeit offenbar nicht weiter gekommen, und so schärft denn Johann Philipp den Predigern und Kirchenältesten noch besonders ein, auf die, welche selten oder gar nicht zum Tische des Herrn kommen, gute Acht zu haben, damit sie erinnert und ermahnet werden mögen. Aber auch er ist rücksichtsvoll und einsichtig genug, keine Strafandrohung hinzuzufügen und den Zweifelnden den Weg zu seiner eigenen Person offen zu halten.[16] Fremde und ausländische Personen sollen nach seiner Verfügung nur dann zum Abendmahle zugelassen werden, wenn sich der Geistliche gewissenhaft davon überzeugt hat, „daß sie im glauben undt wandel gesunde Mitglieder der Reformirten Kirchen findt."

Der dritte Artikel handelt vom Gotteslästern, von dem greulichen Fluchen und leichtfertigen Schwören „bei dem leib,

gliedern vnd wunden vnßers Herrn Jesu Christi" u. s. w. Gegen die abscheuliche Unsitte des Mißbrauchs des göttlichen Namens, die von vielen Zeitgenossen als ein öffentliches Unglück gerügt wird, hatte der berühmte streitbare Widersacher des „Hosenteufels", der kurbrandenburgische Hofprediger und Generalsuperintendent Andreas Musculus im Jahre 1556 eine besondere Schrift ausgehen lassen, die große Verbreitung gefunden zu haben scheint. Dem Verfasser unserer Ordnung war sie sicherlich bekannt, wie auffallende Anklänge ihres Textes an den Wortlaut der Bußpredigt darthun.[17] Ganz ähnlich wie in der genannten Schrift heißt es in der Landordnung, dieses Laster sei bei Jung und Alt so „gar gemein", daß es allein hinreiche, um den Unterthanen furchtbare Leibesstrafen und ewige Verdammniß zuzuziehen. Es werden darum Geistliche, Schultheißen und Amtsverweser, Kirchenälteste und Kirchenrüger gleichermaaßen beauftragt, diesem Unwesen nach Kräften zu steuern, die Fluchenden und Schwörenden zunächst treulich zu vermahnen und zu verwarnen, wenn sie aber trotzdem zum dritten Male sträflich erfunden werden, zur Anzeige zu bringen, damit sie die gebührende Strafe treffe. Die Buße steigert sich von Fall zu Fall. Auch soll ein jeder Hausgenosse die andern in dieser Beziehung überwachen und, wenn seine wohlgemeinten Ermahnungen und Warnungen nicht fruchten, die Missethäter den Senioren, Kirchenrügern, Geistlichen oder der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung melden. Unterläßt er dies, so ist er selbst der Buße verfallen. Die Eltern werden verpflichtet, ihre Kinder, wenn sie solche Sünde begehen, leiblich zu züchtigen oder für sie das Strafgeld zu erlegen. Sind die Kinder der Ruthe bereits entwachsen und widerspenstig, so sollen sie von den Eltern selbst „der Obrigkeit zugebracht" werden. Der rohe Mißbrauch des Namens Gottes hat in dem Jahrhundert des großen Krieges begreiflicher Weise trotz aller früheren väter-

thun und offenbart uns die liebenswürdigsten und achtungswerthesten Züge seines Wesens: seinen tiefen religiösen Ernst, die ungemeine Festigkeit seiner religiösen Ueberzeugung und sein rührendes Mitgefühl für die in ihrem Gewissen beschwerten und innerlich ringenden Unterthanen. Von einem solchen Manne müssen wir annehmen, daß er aus wahrer, innerster Ueberzeugung den Glauben gewechselt hat, und daß ihm die Bekehrung seiner Landeskinder zu dem Glauben, den er für den „allein wahren" hielt, nicht eine Machtfrage, sondern eine Herzensangelegenheit war, eine heilige Aufgabe, für die er seinem Gott Rechenschaft zu geben sich schuldig fühlte. Daß jedoch dieser wohlmeinende Herr seinen Zweck nicht erreicht hat, beweist der Umstand, daß die oben angeführte, erbauliche Ermahnung fast unverkürzt in die Verordnung von 1715 übergegangen ist, die, wie schon bemerkt, im Uebrigen nach knapperer Fassung strebt und deshalb mit theologischen Erörterungen weit weniger freigebig ist als ihre Vorlage. Man war innerhalb der verflossenen 117 Jahre mit der von Wolfgang Ernst I. beliebten Duldsamkeit offenbar nicht weiter gekommen, und so schärft denn Johann Philipp den Predigern und Kirchenältesten noch besonders ein, auf die, welche selten oder gar nicht zum Tische des Herrn kommen, gute Acht zu haben, damit sie erinnert und ermahnet werden mögen. Aber auch er ist rücksichtsvoll und einsichtig genug, keine Strafandrohung hinzuzufügen und den Zweifelnden den Weg zu seiner eigenen Person offen zu halten.[16] Fremde und ausländische Personen sollen nach seiner Verfügung nur dann zum Abendmahle zugelassen werden, wenn sich der Geistliche gewissenhaft davon überzeugt hat, „daß sie im glauben undt wandel gesunde Mitglieder der Reformirten Kirchen sindt."

Der dritte Artikel handelt vom Gotteslästern, von dem greulichen Fluchen und leichtfertigen Schwören „bei dem leib,

gliedern vnd wunden vnsers Herrn Jesu Christi" u. s. w. Gegen die abscheuliche Unsitte des Mißbrauchs des göttlichen Namens, die von vielen Zeitgenossen als ein öffentliches Unglück gerügt wird, hatte der berühmte streitbare Widersacher des „Hosenteufels", der kurbrandenburgische Hofprediger und Generalsuperintendent Andreas Musculus im Jahre 1556 eine besondere Schrift ausgehen lassen, die große Verbreitung gefunden zu haben scheint. Dem Verfasser unserer Ordnung war sie sicherlich bekannt, wie auffallende Anklänge ihres Textes an den Wortlaut der Bußpredigt darthun.[17] Ganz ähnlich wie in der genannten Schrift heißt es in der Landordnung, dieses Laster sei bei Jung und Alt so „gar gemein", daß es allein hinreiche, um den Unterthanen furchtbare Leibesstrafen und ewige Verdammniß zuzuziehen. Es werden darum Geistliche, Schultheißen und Amtsverweser, Kirchenälteste und Kirchenrüger gleichermaaßen beauftragt, diesem Unwesen nach Kräften zu steuern, die Fluchenden und Schwörenden zunächst treulich zu vermahnen und zu verwarnen, wenn sie aber trotzdem zum dritten Male sträflich erfunden werden, zur Anzeige zu bringen, damit sie die gebührende Strafe treffe. Die Buße steigert sich von Fall zu Fall. Auch soll ein jeder Hausgenosse die andern in dieser Beziehung überwachen und, wenn seine wohlgemeinten Ermahnungen und Warnungen nicht fruchten, die Missethäter den Senioren, Kirchenrügern, Geistlichen oder der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung melden. Unterläßt er dies, so ist er selbst der Buße verfallen. Die Eltern werden verpflichtet, ihre Kinder, wenn sie solche Sünde begehen, leiblich zu züchtigen oder für sie das Strafgeld zu erlegen. Sind die Kinder der Ruthe bereits entwachsen und widerspenstig, so sollen sie von den Eltern selbst „der Obrigkeit zugebracht" werden. Der rohe Mißbrauch des Namens Gottes hat in dem Jahrhundert des großen Krieges begreiflicher Weise trotz aller früheren väter-

lichen Ermahnungen und Züchtigungen noch mehr zugenommen. So sieht sich denn zu Anfang des 18. Jahrhunderts Graf Johann Philipp veranlaßt, die Bestimmungen der früheren Verordnung noch zu verschärfen. Nach der Fassung von 1715 wird Derjenige, welcher trotz mehrfacher über ihn verhängter Strafen vom Fluchen und Schwören nicht abläßt, am Leibe gestraft oder gar aus dem Lande verwiesen.

Der nächste Artikel greift wie der vorige in das Leben des Hauses ein, indem er den Familien eine gute Kinderzucht zur Pflicht macht und hierbei auf das gute Beispiel der Eltern und Erzieher verständiger Weise das Hauptgewicht legt. Man soll die Kinder zum Gebet, zur Schule und zu ehrlicher Arbeit anhalten. Die Kinder selbst sollen sich in allen Stücken gehorsam und willig zeigen.

Auf die Schulverhältnisse geht die ältere Ordnung nicht näher ein, eine allgemeine Volksschulbildung scheint sie noch nicht anzustreben. Der mit vollem Recht gerühmte Eifer der Reformatoren für die Hebung der Bildung ist ja bekanntlich vorerst vorzugsweise den Lateinschulen zu Gute gekommen, während die Begründung der Volksschulbildung eines der größten Verdienste der Pietisten und der evangelischen Regierungen des 17. und 18. Jahrhunderts ist.[18] Für die erhöhte Bedeutung, die man zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Volksschule beimaß, liefert denn auch die Ordnung Johann Philipp's ein hübsches Zeugniß, indem sie Folgendes bemerkt: „Weil wir uns auch die Bestellung der Schulen als ein notwendiges stück des Christenthumbs dergestalt angelegen seyn lassen, daß die Jugendt nicht allein in beten, singen undt denen Haubtstücken Christlicher Religion, sondern auch im Schreiben undt rechnen wohl unterrichtet werden kann undt darzu genugsam gelegenheit hat, Als sollen die Kinder hier im ort (d. h. in Offenbach a. M.) selbst bey vermeydung

Unserer Straff undt ungenadt zur Schulen verwießen undt angehalten, auch, um dießem zu geleben, diejenige Kinder, welche zur Schulen tüchtig, von den Pfarrern undt übrigen presbyteris aufgeschrieben werden." Es wird also die Aufstellung einer Liste der schulpflichtigen Kinder Offenbachs verlangt, und die Durchführung des Schulzwanges wenigstens für den Hauptort des Birsteiner Gebiets angestrebt.

Daß der Schulzwang alsbald auch auf dem Lande durchgeführt worden wäre, ist nicht anzunehmen, wiewohl sich die Herrschaft augenscheinlich redlich bemühte, dieses Ziel zu erreichen. In seiner Isenburg-Birsteiner Schulordnung, die er im Jahre 1730 erließ,[19] klagt Graf Wolfgang Ernst III. bitterlich über die Stumpfheit der Untergebenen, die „weit grössere Sorgen vor das unvernünfftige Viehe als den unsterblichen Geist ihrer durch Christi Blut so theuer erkaufften Kinder anwenden", die Wohlthaten eines verbindlichen Schulunterrichts durchaus nicht einsehen wollen und darum allen hierauf abzielenden Anordnungen der Regierung einen zähen Widerstand entgegensetzten. Man hatte offenbar damit begonnen, auf dem Lande zunächst Winterschulen einzurichten. Die Dorfkinder wurden nur in den Wintermonaten, während welcher die Feldarbeit ruhte, von einem „Winterschulmeister" unterrichtet. Bei dieser Einrichtung war es nicht zu vermeiden, daß die Schulkinder „das des Sommers wieder vergaßen, was sie den Winther durch mit saurer Mühe erlernet". Die Schulordnung des Jahres 1730 bestimmt deshalb, daß im Gebiete der Grafschaft Isenburg-Birstein „fernerhin kein Unterschied unter den Sommer- und Winterschulen bestehen soll, sondern dieselben des Sommers anderst nicht als wie im Winter durch ohne Abbruch der gewöhnlichen Schulstunden gehalten werden sollen." Wo bisher nur ein Winterschulmeister bestellt war, soll künftig „ein tüchtiges Subjectum zu einem beständigen Schulmeister

angenommen, zuforderst aber von dem Pfarrer des Orths examinirt und hierauf zum Consistorium zur Confirmation geschickt, auch demselben ein hinlängliches Salarium jährlich gereicht werden." Unvermögenden Gemeinden verheißt der Graf eine entsprechende Beisteuer zu den aus den Schullasten erwachsenden Kosten aus dem Hospital im Dreieicherhain. Der Schulpflicht sollten alle Kinder vom 5. Lebensjahre bis zur Confirmation unterliegen. Kleinere Kinder, die in der freien Zeit doch nur müßig umherlaufen und bei der Feldarbeit nicht mithelfen, werden auch in der Sommerszeit mit der vollen Stundenanzahl bedacht, die der Winterlehrplan aufwies, während die größeren im Sommer mit Rücksicht auf ihre Theilnahme an den landwirthschaftlichen Arbeiten täglich mit nur zwei Schulstunden (von 12—2 Uhr Nachmittags) zu belasten und in „der strengen Erntezeit" für einige Wochen ganz zu beurlauben sind. Der Schulmeister wird der Aufsicht des Pfarrers und der Kirchenältesten unterstellt, die ihrerseits dem gräflichen Consistorium verantwortlich sind. Bezüglich des Unterrichtsplanes wird den Pfarrern freie Hand gelassen, doch sollen sie auf Besserung stets bedacht sein und bei beabsichtigter Einführung neuer Lehrbücher die Genehmigung des Consistoriums einholen. Daß die Regierung auch beim Erlaß dieser Schulordnung auf ein hartnäckiges Widerstreben der Landbevölkerung gefaßt war, beweist schon der Umstand, daß sie es den Schulmeistern zur Pflicht macht, „ohne Menschenfurcht" ihres Amtes zu walten. Trotz redlichem Willen hat es denn auch die Landesherrschaft in den nächsten Jahrzehnten nicht durchsetzen können, daß die Schulen im Sommer regelmäßig besucht wurden. Zu Anfang des Jahres 1768 sah sie sich zu einer weiteren Verfügung[20] genöthigt, die offenbar von der Einsicht getragen ist, daß man den Bogen zu straff angezogen habe. Darnach soll die Schulpflicht der Kinder erst nach zurückgelegtem 6. Lebensjahre beginnen und sieben Jahre

währen. Nach zurückgelegtem 13. Lebensjahre sind die Kinder zur Einsegnung zuzulassen, „wenn selbige die zur christlichen Confirmation erforderliche Wissenschaft erlangt haben". Trifft diese Voraussetzung nicht zu, so müssen die Betreffenden noch länger in der Schule verbleiben. Wo hingegen häusliche Verhältnisse es wünschenswerth machen, dürfen Kinder, die sich über die erforderlichen Kenntnisse schon vor Ablauf des 13. Lebensjahres ausweisen können, auf Grund eines vom Pfarrer an das gräfliche Unterconsistorium zu erstattenden Berichts schon vor dem gesetzlichen Termin eingesegnet werden. Außer dem pflichtmäßigen Schulunterricht sollen die Schulmeister auf Verlangen gegen „billigmäßige Belohnung" Privatunterricht im Rechnen und Schreiben ertheilen, eine Einrichtung, die den Unterthanen wohlmeinend empfohlen wird. Die sonntägliche Catechismuslehre haben alle confirmirten jungen Leute bis zum Ablaufe ihres 18. Lebensjahres, junge Handwerker „bis zum Gesellenstand" zu besuchen.

In den Gang des Volksschulunterrichts, wie er um die Mitte des 18. Jahrhunderts bestand, gestattet uns die Dienstinstruction für die Schulmeister[21] einen Einblick. Die Lehrer ließen natürlich noch Manches zu wünschen übrig. Manche von ihnen waren allzu geneigt, um ihrer eigenen Bequemlichkeit willen oder aus Gefälligkeit gegen die Gemeindegenossen den Unterricht häufig auszusetzen. Auch pflegten sich nicht Wenige in ihrer persönlichen Haltung arg zu vernachlässigen. Die Instruction betont daher vor Allem, daß der Schulmeister in Pflichttreue, Gottesfurcht und ehrbarem Wandel ein gutes Beispiel geben soll. Gottesfürchtig soll er sein, aber kein scheinheiliger Frömmler. Ein werkthätiges Christenthum wird von ihm gefordert. In diesem Geiste soll er auch den Religionsunterricht betreiben. Er soll den Kindern die Ueberzeugung einpflanzen, „daß es mit dem blossen aus-

wendig-lernen nicht gethan seye, sondern man sein gantzes Leben und Wandel darnach einrichten müsse". — Der Unterricht begann mit einem „erbaulichen Gesang, andächtigem Gebät und Ablesung eines Capituls aus der Bibel". Dann wurden „die gewöhnlichen Lectiones" vorgenommen. Den Schluß bildeten wiederum andächtiger Gesang und Gebet. Bei der Behandlung der Schüler soll der Schulmeister den Fähigkeiten der Einzelnen billige Rechnung tragen und nicht alle über einen Kamm scheeren. Mit Sanftmuth, Freundlichkeit, Bescheidenheit und Geduld soll er seines Amtes warten. Ist er genöthigt zu züchtigen, so soll er sich „alles Polterns, unziemlicher Hefftigkeit, Schänden und Schmähens enthalten" und beileibe den Kindern keine „Annamen" geben. Unzeitige „Gelindigkeit" ist auch vom Uebel. „Gezänk und Gewäsch" im Unterrichte soll der Schulmeister unter keinen Umständen dulden. Besonders aber hat er darauf zu achten, daß die Schule ohne Noth nicht versäumt wird. Auch hat er sich im Unterrichte davon zu überzeugen, was seine Schüler von der Sonntagspredigt behalten und sich daraus zu Herzen genommen haben.

Man kann nach alledem der Isenburg-Birsteiner Regierung die Anerkennung nicht vorenthalten, daß sie mit sittlichem Ernste und redlichem Willen, mit richtiger Einsicht in das Wesen und die Bedürfnisse des Unterrichts an der schwierigen und wichtigen Aufgabe der allgemeinen Volksbildung gearbeitet hat. Ihre Verfügungen offenbaren einerseits die heilsame Nachwirkung der pietistischen Strömung,[22] namentlich in der Forderung, die Jugend zu einem werkthätigen Christenthum zu erziehen, andererseits sind sie getragen von einem humanen Geiste, der deshalb besonders bemerkenswerth ist, weil er von den Anschauungen der sogenannten Philantropinisten, die ja mit ihren Erziehungslehren erst in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts hervortreten, nicht beeinflußt gewesen sein kann.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zur Betrachtung unserer Kirchenzucht- und Polizeiordnungen zurück! Der 5. Artikel trägt die Ueberschrift „Vom Friedleben“ oder „Von Ehrbar- und Friedfertigkeit“ und fordert ein friedliches Ehe- und Familienleben. Von einer Strafandrohung ist in der älteren Fassung hier wie im vorigen Artikel, d. h. bei denjenigen Bestimmungen, welche die innersten Verhältnisse des Familienlebens, das Verhältniß der Ehegatten, sowie der Eltern und Kinder betreffen, in taktvoller Weise abgesehen, während die bureaukratischer gefärbte spätere Ordnung den Zuwiderhandelnden wegen des öffentlichen Aergernisses, das sie geben, harte Strafen in Aussicht stellt.

Ziemlich ausführlich verbreitet sich die Ordnung von 1598 im folgenden Artikel über das „Vollsaufen“. Wer die deutsche Culturgeschichte kennt, muß zugeben, daß solche Ausführlichkeit Zuständen gegenüber, wie sie im 16. und 17. Jahrhundert bestanden, berechtigt erscheint. Wie in vielen anderen Landordnungen ereifert sich auch in der unserigen der Gesetzgeber gegen die alte Volkssitte des Zutrinkens. Auf das Vortrinken „mit halben und gantzen“ wird eine Geldstrafe gesetzt. Auch wer mit Halben oder Ganzen dem Zubringenden Bescheid thut, soll der Strafe nicht entgehen. Wer „in füllerei“ erfunden wird und sich in der Trunkenheit „ungeschickt hält“, wird mit einer Geldstrafe belegt, die sich in Wiederholungsfällen verdoppelt und verdreifacht. Bei der vierten nachweisbaren Uebertretung tritt 24stündige, bei der fünften achttägige Thurmstrafe ein. Den Wirthen wird ihre Rügepflicht eingeschärft. Der Schenkwirth, der das „greuliche und viehische Sauffen“ gestattet und die Völler nicht anzeigt, „soll gestrafft werden wie die Trunkenböltze selber“.[23] Um dem nächtlichen Zechen und Schlemmen zu begegnen, wird die Polizeistunde für den Sommer auf 9, für den Winter auf 8 Uhr festgesetzt.

Zugleich mit dem Saufteufel soll der Spielteufel ausgetrieben werden. Die ältere Ordnung verbietet alle Spiele schlechthin, die jüngere nur für den Fall, daß solche „zu einer schäd- undt schändlichen Gewohnheit“ werden. Schon hieraus ersieht man, daß die Herrschaft mit ihrer Verordnung gegen die nationalen Laster der Trunk- und Spielsucht ohne Erfolg angekämpft hatte. Ueberdies giebt die Ordnung Johann Philipp's eine recht bezeichnende Erklärung für diese Erfolglosigkeit früherer Bestimmungen, indem sie offen ausspricht, „daß eben diejenigen, welche andere abmahnen oder zum Wenigsten anzeigen sollen, selbsten in der füllerey begriffen undt so tags dann nachts in denen Wirthshäußern zu finden seyndt“. Also auch die zu Hütern der öffentlichen Sitte bestellten landesherrlichen Unterbeamten und Gemeindebehörden hatte im 17. Jahrhundert die allgemeine sittliche Verwilderung ergriffen und für ihre Aufgabe untüchtig gemacht. Es werden daher die Schultheißen und Kirchenältesten, sowie die Kirchenrüger ernstlich ermahnt, „keine böße exempel oder Aergerniß zu geben“ und ihre Rügepflicht, die sie seither vollkommen verabsäumt hätten, gewissenhaft zu erfüllen.

Bezüglich der Fleischessünden, von denen der 7. Artikel handelt, wird auf eine besondere gräfliche Verordnung verwiesen, die jährlich zwei Mal von der Kanzel herab verlesen werden soll. Es ist dies eine Art der öffentlichen Bekanntmachung, die heutzutage auf berechtigte Bedenken stoßen würde, die aber durch das ganze Mittelalter [24] und bis in die neuere Zeit hinein beliebt gewesen ist. In socialer und sittengeschichtlicher Hinsicht interessant ist die Bestimmung der Ordnung, die offenbar gegen eine Beschränkung des ehelichen Umgangs und der Kinderzahl gerichtet ist. Während außereheliche Geschlechtsgemeinschaft unbedingt strafbar ist, soll man Eheleuten nicht gestatten, daß „sie sich voneinander enthalten“

und bei anderen Leuten ihren Aufenthalt haben. Sie sollen bei einander wohnen oder der Strafe der Obrigkeit gewärtig sein. Greift hiermit die Staatsgewalt in die innersten Angelegenheiten des Ehelebens in sehr energischer Weise ein, so bewährt sie in der Frage nach der Untersuchung von geschlechtlichen Vergehen sich äußerst vorsichtig und vernünftig. Sie sucht vor Allem allen öffentlichen Skandalen nach Möglichkeit vorzubeugen, indem sie die Kirchenältesten anweist, ehe das Vergehen ruchbar wird, dem Pfarrer in aller Stille Anzeige zu erstatten, damit dieser die der Fleischessünde verdächtigen Personen ohne öffentliches Aufsehen vorfordere und ihnen ins Gewissen rede. Auf diesem Wege konnten, wenn anders die Aufsichtspersonen die erforderliche Verschwiegenheit besaßen, am ehesten öffentliches Aergerniß und schmutziger Klatsch vermieden werden. Erst wenn geistliche Ermahnung bei den Unzüchtigen nicht verfangen wollte und das Vergehen ruchbar würde, sollte mit ihnen im Wege Rechtens verfahren werden. Auf Kuppelei wird die nämliche Strafe gesetzt wie auf Unzucht.

Der folgende Artikel handelt von den Hochzeiten. Bei diesen Familienfesten wurde im Mittelalter bekanntlich ein Luxus entfaltet, der uns mitunter märchenhaft erscheint. Wir wären versucht, über den Bericht von der Hochzeit eines Zinkenbläsers mit einer Bäckerstochter zu Augsburg im Jahre 1493, wobei 720 Gäste an 60 Tischen schmausten und an acht Tagen 20 Ochsen, 49 Zicklein, 500 Stück Federvieh, 30 Hirsche, 15 Auerhähne, 46 Kälber, 900 Würste, 95 Mastschweine, 1006 Gänse, 25 Pfauen und eine große Zahl von Fischen und Krebsen verspeist wurden,[25] ungläubig den Kopf zu schütteln, lägen nicht noch andere, gut beglaubigte Angaben ähnlicher Art vor.[26] Daher haben sich denn auch schon frühzeitig die städtischen Behörden bemüht, dem beliebten Aufwande

durch besondere Verbote und Einschränkungen zu steuern.[27] Für diese städtischen Hochzeitordnungen sind indeß zuweilen mehr ständische als sittliche und wirthschaftliche Rücksichten maaßgebend gewesen, während in den nachfolgenden landesfürstlichen Verfügungen namentlich die moralische Seite hervorgekehrt wird. Im Allgemeinen lassen die Hochzeitordnungen des 16. Jahrhunderts dem gastlichen Sinne und der Vergnügungssucht ziemlich weiten Spielraum. Die Ordnung des Landgrafen Wilhelm des Mittleren von Hessen aus dem Jahre 1500[28] gestattet für Städte die Einladung von 80, für Dörfer die Einladung von 40 Hochzeitsgästen, und in Butzbach (in der Wetterau) erstreckten sich die Hochzeiten im 16. Jahrhundert auf zwei Tage.[29] Ja, gerade in der Wetterau sind zweitägige Bauernhochzeiten mit über 100 Hochzeitsgästen noch heute nichts Ungewöhnliches, und in manchem hessischen Ort hat der Brautlauf (wenigstens der wohlhabenderen Bauern) seinen uralten Charakter als eines Gemeindefestes[30] bis auf den heutigen Tag treulich bewahrt. In großen Städten war die gesetzlich erlaubte Zahl der Hochzeitsgäste natürlich viel höher. Die Braunschweiger Rathsordnung von 1579 bemißt sie auf 144 Personen.[31] In der älteren isenburgischen Ordnung ist eine Personenzahl nicht genannt, die jüngere aber zieht sehr enge Grenzen, indem sie bestimmt, daß ohne besondere gräfliche Erlaubniß höchstens 10 Paare an der Hochzeitsfeier theilnehmen sollen, eine Bestimmung, die offenbar in der durch den großen Krieg verursachten und zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch sehr fühlbaren Zerrüttung des ländlichen Wohlstandes ihren Grund hat. Bereits im Mittelalter bestand die Sitte oder vielmehr die Unsitte des „Voressens“ oder der „Suppe“.[32] Schon vor dem Kirchgange wurde nämlich den Hochzeitsgästen eine Morgensuppe vorgesetzt, der weitere Gerichte folgten, und wozu dem Weine wacker zugesprochen wurde.

Da geschah es denn oft, daß die Gäste, anstatt das Brautpaar in die Kirche zu begleiten, im Braut- oder Hochzeitshause „bei der Suppen“ sitzen blieben, oder daß sie gar berauscht in der Kirche erschienen. Daher eifern manche Ordnungen gegen das „Suppen- und Voressen“. Auch die Isenburger Bestimmungen gebieten ausdrücklich, daß sich die gesammte Hochzeitsgesellschaft nach dem dritten „Puls“ (Glockenzeichen) mit dem Brautpaare in die Kirche begebe, und bedrohen die, welche „bei der Suppen sitzen bleiben und sich voll saufen oder sonsten unter der Predigt im Hochzeit- oder Brauthause sich finden lassen“, sowie den Bräutigam, wenn er „zu solcher Unordnung Ursach gegeben“ mit empfindlichen Geldstrafen. Bei dem eigentlichen Hochzeitsschmause, der auf den Kirchgang folgt, soll das „säuische Saufen undt Nötigen“ und jede Verschwendung vermieden werden. Die spätere Ordnung nimmt hierbei Gelegenheit, die aus diesem „Ueberfluß“ entspringenden wirthschaftlichen Schäden nachdrücklichst hervorzuheben. Sie begnügt sich übrigens nicht mit Luxusverboten, sondern wendet ihrem mehr juristischen Charakter gemäß auch den rechtlichen und kirchlichen Formen der Eheschließung und ferner dem Verhalten der Brautleute ihre Aufmerksamkeit zu. Ledige Personen sollen nicht aufgerufen werden, bevor sie in einer vom Pfarrer des Orts anzustellenden Prüfung sich mit ihrem Katechismus oder wenigstens mit den Hauptstücken der christlichen Religion vertraut gezeigt haben. Auch sollen sie vorher bei der gräflichen Kanzlei um „Consens“ nachsuchen, damit nicht „diejenige Persohnen zusammen heiraten mögen, denen es naher verwandtniß oder anderer ursach halber nicht gebühret“. Weiterhin tritt die Ordnung Johann Philipp's dem eingerissenen Mißbrauche, daß Brautleute gerade diejenigen Gottesdienste zu versäumen pflegen, bei denen sie aufgerufen werden, mit der richtigen Erwägung entgegen, daß sie gerade in dieser Zeit be-

sondere Ursache haben, Gott um seinen Segen anzurufen. Es wird daher die Kirchenversäumniß der Verlobten mit der verhältnißmäßig hohen Geldstrafe von einem halben Gulden bedacht.

An die Bestimmungen über die Hochzeiten schließt sich dann in einem weiteren Artikel eine Verordnung über die Tänze, die seit alter Zeit einen wichtigen Bestandtheil des Hochzeitsfestes bildeten. Sie wurden in Städten meistens auf dem Rathhause abgehalten,[33] das im Volksmunde zuweilen auch den Namen „Spielhaus“ führt,[34] da es der Menge als öffentlicher Vergnügungsraum offenbar interessanter war denn als Sitz der Stadtregierung. Zunftgenossen hielten ihren Tanz auch wohl auf ihrem Zunfthause.[35] Manchmal besaßen selbst bescheidene Städtchen wie das hessische Alsfeld neben dem Spielhause noch ein „Tanz- oder Hochzeithaus“, das allein geselligen Zwecken diente. Gewöhnlich wurden jedoch in kleineren Städten gewisse Räume des Rathhauses den Veranstaltern einer Festlichkeit gegen einen bestimmten Zins vermiethet. Für das Städtchen Butzbach gestattet sogar noch eine unter dem Ministerium Karl Friedrichs von Moser (1778) erlassene Reformordnung,[36] daß das große Rathhauszimmer zum Zwecke von Hochzeiten, Tanzbelustigungen und erlaubten öffentlichen Spielen an Bürger vermiethet werde. Der Miether hatte für den ersten Tag einen Gulden, für jeden weiteren 30 Kreuzer zu erlegen und den etwa verursachten Schaden zu ersetzen. Durch solches Entgegenkommen mochten die Regierungen den „Winkeltänzen“ zu begegnen hoffen, die ja viel bedenklicher und schwerer zu beaufsichtigen waren. Auf dem Lande lagen die Verhältnisse weniger günstig. Hier stand gewöhnlich ein für die Abhaltung von größeren Tanzbelustigungen geeigneter Raum nicht zur Verfügung, und so blieb nichts übrig, als die Hochzeitstänze auf Gassen oder auf freien Plätzen (unter der Dorflinde)

abzuhalten. Für diese Tänze unter freiem Himmel sprach überdies uralte Volkssitte. Zur Sommerszeit hatte das Landvolk von jeher im Freien seinen Reigen gesprungen, und noch heute wird auch in solchen Dörfern, denen es an geeigneten Tanzsälen nicht fehlt, bei der Kirmeß auf der Gasse oder auf einem freien Platze, manchmal auch in einem geräumigen Bauernhofe der Tanzboden aufgeschlagen. Beide isenburgischen Ordnungen wollen von solcher Anhänglichkeit an einen alten Volksbrauch durchaus nichts wissen und bestimmen „zur befurderung ehrlicher zucht und verhüttungh alles ergerlichen vnweßens", daß die Hochzeitstänze nicht auf der Gasse, sondern in den Häusern sollen abgehalten werden. Maaßgebend für diese Bestimmungen waren hauptsächlich gesellschaftliche Bedenken. Das zeigt die Bemerkung, daß sich bei den Gassentänzen „allerley gesindlein mit einschleiffe". Es galt für unanständig, daß das Gesinde an solchen Tanzbelustigungen seiner Dienstherrschaften theilnahm, und die Dienstboten konnten ihre Tanzlust nicht bändigen, wenn sich das lockende Schauspiel vor ihren Augen vollzog. Wie die Hochzeitsordnungen vieler anderer Städte hatten z. B. die in Butzbach geltenden Bestimmungen, soweit sie die Hochzeitstänze betrafen, ganz vornehmlich den Zweck, das Gesinde von diesen Belustigungen auszuschließen, und die Butzbacher Stadtrechnungen des 16. Jahrhunderts verzeichnen zuweilen Strafgelder von „Mägden und Knechten, so über der Kellner und der Rats Gebot an die Hochzeitstänze gelaufen und doch nicht darzu berufen gewesen".[37] Man wird demnach das Wort „Gesindlein" in unserer isenburgischen Ordnung nicht im Sinne von „Gesindel", sondern in seiner ursprünglichen Bedeutung aufzufassen haben, wenn es freilich auch hier offenbar schon den Beigeschmack des Verächtlichen hat. Für das Verbot der Gassentänze war neben dem besprochenen socialen Bedenken die Rücksicht auf „ehrliche Zucht" entscheidend.

Das „ärgerliche Unwesen", das es zu verhüten galt, tritt uns in fast allen polizeilichen Anordnungen jener Zeit deutlich entgegen. Bei den ländlichen Reigentänzen, die ja nicht, wie die „Hoftänze" der adeligen Gesellschaft, „getreten", sondern „gesprungen" wurden,[38] ging es nicht besonders ehrbar und züchtig zu.[39] Namentlich pflegte der Tänzer seine Tänzerin in der Absicht, sie nach Möglichkeit zu entblößen, auf bedenkliche Art herumzuschwenken, hochzuheben und „abzustoßen". „Do laufft man vnd würfft vmbher eyn, das man hoch sieht die bloßen beyn", sagt Sebastian Brant.[40] Hauptsächlich dieser rohen Unsitte wegen bezeichnen unsere Ordnungen den Tanz als einen „bösen Brauch". Sie verbieten auch ausdrücklich „alles ohnzüchtig schwenken vnd ohngebertig springen vnd drehen". Ueberdies fordern sie die Anwesenheit „ehrbarer Matronen", deren weiblicher Takt solchem Unwesen Einhalt zu thun geeignet ist. Sie suchen demnach dem unanständigen Gebahren der Tanzenden auf ähnliche Art zu begegnen, wie die sächsisch-ernestinische Landordnung vom Jahre 1556,[41] die den Eltern der Mädchen die Vermahnung und Beaufsichtigung ihrer Töchter zur Pflicht macht. Hier wird übrigens auch den Spielleuten anbefohlen, durch Aufspielen eines „unzüchtigen Tanzes" zu Unanständigkeiten keine Veranlassung zu geben, eine Bestimmung, die die Vermuthung nahe legt, daß das Schwenken und Hochheben mit einer bestimmten Gattung von Tänzen verbunden war. Nach einer Nürnberger Rathsordnung[42] waren die „schändlichen Tänze" nicht die gewöhnlichen, von alters hergebrachten, sondern neuerdings aufgekommene Tänze. Auch sie gebietet, „daß hinfüro einicher hofirer (Musikant) oder spilman eynichen sollichen tanntz nit pfeyffen, schlahen noch machen, auch nymant, wer der sey, frow oder man, dieselben nit tanntzen, an dem tanntzen an ainander nit halsen oder umbfahen sollen". Wir sehen, daß hier schon das Umfassen der

Tänzerin für unanständig galt. Wie ernst man es mit den in Rede stehenden Verboten meinte, zeigt die Bestimmung der genannten sächsischen Landordnung,[43] wonach in Städten neben den Stadtknechten zwei Rathspersonen, in Dörfern die Heimbürgen und der Gerichtsbüttel zur Ueberwachung der Tänze verordnet werden, damit sie die Uebertreter aufzeichnen und zur Strafe bringen. Wie die Aufzeichnungen des Görlitzers Paul Schneider[44] beweisen, ließ man es bei Drohungen nicht bewenden. Er berichtet, daß in Görlitz einmal in einer Woche elf junge Burschen wegen unanständigen Tanzens vom Rathe gestraft wurden. Frauen und Mädchen gegenüber, die sich ungebührlich hielten, bediente man sich des vielleicht noch wirksameren Mittels, ihnen „andern zur Abscheu" das Tanzhaus für ein Jahr zu verbieten.[45] Im Isenburgischen wird wie anderwärts „der böse Brauch des leichtfertigen Tanzens" auf die Hochzeiten beschränkt, und die Fassung der Verordnungen läßt deutlich genug erkennen, daß die Herrschaft auch die Hochzeitstänze nur deshalb erlaubt, weil sie die Unmöglichkeit der Unterdrückung dieser Volkssitte einsieht. — Mit wahrhaft puritanischer Strenge schreitet die ältere Ordnung gegen die alten Lieblinge des vergnügungslustigen Landvolks, namentlich der Dorfjugend, ein, gegen die Spielleute: „Die Pfeiffer, Geyger und andere Spielleuth, so den leuthen zum Müssiggangh, vnnötigen Prassen vnd schlämmen anlaß geben, sie auch vmb drinkgelt oder gaben nicht vnbesucht lassen, Sollen keines orths weder bey tagh, noch bey nacht Ihren muthwillen zue treiben geduldet werden". Die armen Burschen und Mädchen! Was konnte ihnen die Erlaubniß der Hochzeitstänze frommen, wenn ihnen Niemand aufspielen durfte? Wer die Dorfjugend kennt, wird nicht daran zweifeln, daß sie diese Schwierigkeit zu überwinden wußte. Wie heute, so wird es auch damals schon unter den Burschen Virtuosen gegeben haben, die den verpönten Spiel-

mann zu ersetzen wußten; auch wird es an Dorfspielleuten, die das Musiciren nur gelegentlich als Nebengewerbe betrieben, nicht gefehlt haben. Im schlimmsten Falle genügte der Gesang eines Mädchens als Tanzmusik. Noch vor wenigen Jahrzehnten konnte man im Vogelsberg an Sonntagen junges Volk antreffen, das zum Liede einer mit schriller Stimme begabten Gespielin tanzte. Die Ordnung vom Jahre 1715 hat jene drakonische Bestimmung ihrer Vorlage gestrichen, entweder weil man sich inzwischen von der Undurchführbarkeit überzeugt, oder weil man von dem Beruf und von der Kunst der Musiker höher denken gelernt hatte.

Bezüglich der Kindtauffen (Artikel 10) ist die spätere Ordnung ausführlicher als die frühere. Diese beschränkt sich wie die meisten hierauf bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen der gleichzeitigen Landordnungen auf das Verbot übertriebenen Aufwandes. Schon der besprochene Erlaß des Landgrafen Wilhelm des Mittleren von Hessen aus dem Jahre 1500[46] gebietet in dieser Hinsicht: „Ein jeglicher, er sei reich oder arm, der Kindbett haben (abhalten) will, der soll aufs höchste und nicht mehr denn zehen Frauen, einen Priester, der das Kind tauft, mit dem Opfermanne laden, und der Gevatter, ist er eine Mannsperson, noch zwei seiner guten Freunde mit sich nehmen, und der Gevatter soll in solchem Kindbett ein halb Viertel Weins, dem Kinde nicht mehr denn zehen Weißpfennige, dem Gesinde in dem Hause jeglichem sechs Heller und der Bademutter (Hebamme) einen Weißpfennig schenken, und des Abends soll keine gesellschaft in des, der das Kind taufen läßt, oder in des Gevattern Hause gehalten werden. Welche solches überfahren (übertreten) und bruchhaftig erfunden werden, die sollen das verbüßen mit der höchsten Buße“, d. h. mit zehn Gulden. Indessen war es recht schwer, dem bei Kindtaufen üblichen Aufwande wirksam zu begegnen. Die Frauen waren

es, die ihre Neigungen, bei solcher Gelegenheit etwas aufgehen zu lassen und durch ihre „Traktation“ zu glänzen, nicht zu unterdrücken vermochten. Waren doch die Kindtaufschmäuse Frauengesellschaften. Von Männern waren ja eigentlich nur der Geistliche mit dem Küster und der Gevattersmann gelitten. Eine wie untergeordnete Rolle die Männer bei der Kindtaufe spielten, beweist schon der Umstand, daß die meisten Ordnungen nur die Anzahl der einzuladenden Frauen bestimmen, und noch deutlicher die merkwürdige Volkssitte, selbst den Vater des Kindes beim Taufschmause abzusondern. An manchen Orten des Braunschweiger Landes z. B. war der Vater des getauften Kindes dazu verurtheilt, während des Schmauses auf einem Holzklotze in der Stubenecke zu sitzen.[47] Dieser Auffassung der Kindtaufe als einer besonderen Angelegenheit der Weiber entsprach denn auch die im Isenburgischen herrschende Gepflogenheit der Väter, der Taufhandlung in der Kirche ganz fern zu bleiben. Je weniger aber die Männer bei diesen Familienfesten bedeuteten, um so mehr waren sie geneigt, den von den Weibern beliebten Aufwand beim Taufschmause zu verurtheilen. Sehr bezeichnend dafür ist die Beschwerdeschrift der Gemeinde des hanau-lichtenbergischen (jetzt hessischen) Städtchens Babenhausen an den Stadtrath vom Jahre 1508.[48] Da heißt es: „Item, so ist not, das ein regiment in der gemeynde gemacht werde, wie es mit der kindttauff gehalten werde, besunder wie viel ein kindtbetterschin zu irer (!) kyndttauff frawen (!) haben solle vnd nit mere; dan die armen vnterstehen mere frawen dan die richen zu haben, vnd werden sonach die armen menner (!) mit iren dorichten weybern hoch beschweret und zu unmoglichen kosten gebracht, das do durch einen rait der gemeynde zu nutze billiche mit eyner zimlichen ordenunge versehen und verkommen wirt“. (Auch hier werden neben den wirthschaftlichen auch sociale Bedenken laut.)

Da nun der Rath die dringend geforderte Kindtaufordnung nicht erließ, so verfügte die gräflich-hanauische Regierung auf Ansuchen der Gemeinde: „Item, mit der kindtauff sol es bey meniglich (!) also gehalten werden, nemlich bey einer pene (Strafe) eins rynschen guldens, der herrschafft ½ vnd der ander ½ gulden der Stadt vnableßlich zu bezalen, also das ein igliche frawe zu Bodenhusen, sie sy rych oder arme (!), zu irer tauff, tauffung vnd kindtbette nit mere dan den gevatter, die ammen vnd vier frawen irer nehsten frundt (Verwandten) laden vnd halten sol by obgemelter pene, dornach wollen sich manne vnd frawen haben zu richten. Solich ordnung der kindtauff sol einer gemeynde offentlich midt leudenden glocken verkundt werden. Es soll auch ein yeder gevatter by obgemelter pene nit mere dan zwen alt thurnes vnd der ammen 6 pfennige schenken". Die Verfügung der hanauischen Regierung macht zwischen reich und arm keinen Unterschied und läßt von den Bedenken, die die Beschwerdeschrift andeutet, nur die Rücksicht auf den wirthschaftlichen Wohlstand gelten. Unsere isenburgischen Ordnungen hingegen betrachten die Sache wiederum mehr vom religiösen Standpunkte. Schon die derbe Fassung in der Verfügung Wolfgang Ernst's läßt dies deutlich erkennen: „Bey den kindttäuffen soll man sich so wohl als bey den hochzeitten mit gästladen und andern Dingen also verhalten, daß nicht dem Teuffel mehr denn Gott mit vberiger füllerey vnd vnnutzen kosten gebient werde bei Peen eines halben gulden. Es soll auch kein kindtbeth, Gasterey oder andere Gelach mit versäumnis der Catechismipredigt gehalten werden bey Peen jeder Person, so darbei ist, eines halben orthsgulden, und die, so es angerichtet haben, sollen die straff doppelt erlegen". Auch in diesem Punkte hat die gräfliche Verordnung augenscheinlich nicht gefruchtet, denn Graf Johann Philipp sieht sich ebenfalls veranlaßt, gegen „das bei

denen Kindttauffen nicht weniger als bei Hochzeiten seither in üppigem brauch gewesene Fressen undt Saufen" zu eifern. Er verbietet ausdrücklich die den Hochzeitsuppen entsprechenden „starcken, höchst schädlichen Gevatterimbisse vor der Taufhandlung". Bisher hatte der Gevatter einem alten Volksbrauche gemäß zum Taufschmause den Wein oder das Bier gespendet. Graf Johann Philipp findet, daß durch diese Sitte der Gevatter „schändlich mißbrauchet undt damit dieses Christliche werck Vielen sonst Christliebenden undt guttätigen leuten gantz Verhasset gemacht" wird. Es soll demnach nur dem Vater des getauften Kindes erlaubt sein, nach Verrichtung der heiligen Handlung „einen Trunck wein oder nach seiner gelegenheit Bier undt dabey, wan er will, ein stück Kuchen oder an deßen statt bretzel nebst Keß undt Butter zu spendirn und aufzusetzen". Jede Zuwiderhandlung wird mit einer ungewöhnlich hohen Geldstrafe bedroht. Das Gevatterngeschenk, das der Gevatter bei der Taufe seinem Patenkinde in die Wiege zu legen pflegte, soll künftig über eines Reichsthalers Werth nicht hinausgehen. Nur besonders vermögenden Leuten und „Bedienten" d. h. Beamten, die den guten Willen haben, soll ein Patengeschenk vom Werthe von höchstens zwei Reichsthalern ausnahmsweise gestattet sein. Die üblichen Neujahrsgeschenke an die Patenkinder werden in echt bureaukratischer Verachtung der Volkssitte als „eingeschlichener Mißbrauch" verurtheilt und ein für allemal verboten. Was die Feier des Taufsakraments selbst anlangt, so tritt das Gemeindeprincip hierbei stark hervor. Die spätere Ordnung verfügt, daß solche nicht im Hause, sondern „in öffentlicher Versammlung der Gemeinde" nach der Predigt vorgenommen werde, da ja die Taufe nichts anderes sei, als die feierliche Einverleibung der Neugeborenen in die Gemeinde Christi. Deshalb soll die Gemeinde in der Kirche beisammen bleiben, bis die heilige Handlung vollzogen ist.

Den Eltern wird ans Herz gelegt, „Ihre Kinder forderſamſt zur heiligen Taufſ zu bringen undt darzu die erſte gelegenheit, die ſie in der verſammlung der gemeinde haben können, zu ergreiffen undt das Kindt länger nicht denn acht Tag, wann es eher nicht geſchehen kann, keineswegs liegen zu laſſen." Auch auf die äußere Ordnung wird Bedacht genommen. Die Amme trägt das Kind in die Kirche. Für ſie wie für die „Goth oder gevatterin" ſind Plätze im vorderſten Weiberſtuhl nächſt der Kanzel freizuhalten. Die Väter, die, wie ſchon bemerkt, die ganze Taufangelegenheit bisher als Sonderangelegenheit der Frauen betrachtet hatten, werden ernſtlich aufgefordert, bei der Feier des Sakramentes perſönlich zu erſcheinen. Auch für den Vater und ſeinen Gevatter ſoll ein Stand im vorderſten Stuhl bereit gehalten werden.

Anhangsweiſe fügt die Ordnung Johann Philipp's hier weiter eine Beſtimmung bei, die mit dem Taufſakrament nichts zu thun hat. Freilich handelt es ſich dabei ebenfalls um die Aufnahme eines Neulings in eine Gemeinſchaft, nämlich um das ſogenannte „Hanſen" oder „Hänſeln", das ſchon im Volksleben des Mittelalters eine große Rolle ſpielt. In Butzbach wurden die Bürgermeiſter, die dieſes Amt zum erſten Male antraten, und alle neugewählten Schöffen und Rathmannen „gehanſet", d. h. in die „Hanſe" (Genoſſenſchaft) des Raths feierlich aufgenommen.[49] Die bei ſolchen Gelegenheiten bräuchlichen Ceremonien ſtellen ſich hie und da allerdings als eine harmloſe Traveſtie der Taufhandlung dar. In St. Goar am Rhein wurde der Fremde, der ſich „verhanſen", d. h. für die Zeit der Meſſen in die Gilde der dortigen Kaufleute einkaufen wollte, an das Zollhaus geführt, mit einem Halsbande von Meſſing geſchmückt, worauf er nach eigener Wahl die Waſſer- oder die Weintaufe empfing.[50] Es iſt durchaus nicht unwahrſcheinlich, daß derartige Bräuche auch im Iſenburgiſchen be-

standen, und daß gerade deswegen bei Gelegenheit der Tauf-ordnung auf die Sitte Bezug genommen wird, beim Antritt einer neuen Würde seinen „Einstand" zu geben. Ueberall hatte ja der Neuling im Mittelalter sein gebührliches „Hansgeld" zu erlegen. Es betrug im sechzehnten Jahrhundert in Butzbach für den Bürgermeister drei Gulden, für jeden Schöffen oder Rathmann sieben Tornose. Dieses Geld wurde in Gemeinschaft mit den Amtsgenossen verschmaust und vertrunken. Daß solche Gelage mit der Zeit ausarteten und immer kostspieliger wurden, bezeugt die Art, wie unsere Verordnung die gesellschaftliche Verpflichtung des Neugekorenen abzulösen sucht: „Als Unß auch bey dießem articul vorgekommen, daß diejenige, so zum gericht- oder Schöffenstuhl gezogen werden, nach anleitung eines an etlichen orten hergebrachten mißbrauchs große, kostbahre mahlzeiten und gastereyen anstellen, So wollen Wir solche Neuerung(!) bey vermeydung Unserer ernstlichen bestraffung hiermit gäntzlich abgeschaffet, verbotten, jedoch dießes erlaubet haben, daß der Neue Schöff oder gerichtsmann anstatt der mahlzeit einem jeden seiner mitschöffen, wann Er will, auf das höchste einen Thaler geben, undt dießer solchen nach Seinem gefallen anwenden möge." Die Thatsache, daß die ältere Ordnung das „Hansen" gar nicht erwähnt, und der Wortlaut der späteren, die es als eine Neuerung bezeichnet, lassen vermuthen, daß die Sitte erst neuerdings (wohl von benachbarten Städten) in das Isenburger Land eingedrungen war.

Mit dem 11. Artikel, „von Zauberei", nimmt die Isenburger Herrschaft den Kampf mit dem Volksaberglauben auf. In einem Jahrhundert, das die „Historia von Doktor Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer vnd Schwartzkünstler," hervorgebracht hat, mußte der Zauber ja eine ungemein wichtige Angelegenheit sein. Darauf weisen schon die zahlreichen Gattungen von Zauberkünstlern, die uns die Schriftdenkmäler

jener Zeit nennen. Eine keineswegs erschöpfende, aber immerhin ziemlich reichhaltige Aufzählung solcher Gewerbe giebt die Polizeiordnung der Stadt Straßburg aus dem Jahre 1628.[51] Sie klagt über das „Teufflische Zaubern, Wahrsagen, Beschwören, Geist vertreiben, Chrystallen- vnd Handtsehen, Siebreuttern, Segnen vnd dergleichen mehr andere abergläubische Händel, deren sich etliche mit Charakteren (Buchstaben!) vor schießen, hawen oder stechen vest vnd versichert zu machen, die Nachtschäden vnd andere sonst vnheylsame Kranckheiten zu curiren, oder auch verlohrene sachen wiederumb zu erlangen, gebrauchen", und bedroht die „Zauberer, Wahrsager, Geist- oder Teuffelsbeschwerer, Segensprecher, Planetenleser, Chrystallen- oder Handtseher" mit „Thurm, Pranger, Ruthenstreich, Schwerdt vnd Fewer." Regierungen, die selbst an Zauberei, d. h. an die Möglichkeit persönlicher Bündnisse mit dem Teufel und an das Vermögen, in seiner Kraft übernatürliche Dinge zu wirken, noch fest glaubten, mußten natürlich Alles, was ihnen als Zauberwesen erschien, sehr ernst nehmen, während der Staatsmann der Neuzeit für die noch keineswegs erstorbene Vorliebe des Volks für Kartenschlägerinnen, Wunderdoktoren u. s. w. meist nur ein mitleidiges Lächeln übrig hat. Hören wir, was Landgraf Georg I. von Hessen in seiner Landordnung[52] hinsichtlicht der Zauberei bestimmt: „Dieweil auch die grose und abscheuliche Sünde der Zauberey und Abfall von Gott in unserem Land fast allenthalben überhand genommen, und aber Wir Uns biß daher nicht allein vor Unsere Person mit allem Ernst beflißen, solchem Greuel vor Gott, so viel menschlich und möglich, gänzlich auszutilgen und abzuschaffen, sondern auch Unseren Beamten in Unserer nechstverfertigten Peinlichen Proceß-Ordnung gnädiglichen eingebunden, auf diejenige, so mit berührtem Laster behaftet, gute Achtung zu geben, so thun Wir Uns daselbsthin referiren und befehlen allen und Jeden Unsern Be-

amten hiermit abermals, daß Sie über dieser und angeregter Unserer Ordnung zum Treuligsten und fleisigsten halten, und, da sie in Erfahrung bringen werden, daß jemand mit vorgedachter laster einem, als mit Christallsehen, wahrsagen, seegen, abergläubigen und verbottenen Künsten, item Zauberey, unaufhörlichem Gottes Lästern und Täglichem Vollsauffen, deßgleichen mit dem verführerischen Irrthum der Wiedertäuffer umgiengen, solche Personen greifen, gefänglich einziehen, damit sie ihre wohlverdiente Straf, die ihnen nach Gelegenheit und Befindung an Leib und Leben oder in andere weege wiederfahren soll, unnachläßig bekommen und empfangen sollen." Was dieser fromme Wahn und Eifer zu bedeuten hatte, darauf giebt die Geschichte der Hexenverfolgungen, die sich gerade auch der wohlmeinende erste Landgraf von Hessen-Darmstadt angelegen sein ließ, eine schauervolle Antwort.[53] Auch im Isenburgischen pflegten die Mädchen gleich jenem Bürgermädchen in Goethes „Faust" sich von einer „Hexe" das leibhaftige Bild ihres Zukünftigen im Krystalle oder im Sieb zeigen zu lassen[54] und sich durch allerlei wunderlichen Liebeszauber unwiderstehlich zu machen. Auch hier ließ der Bauer sein Vieh, der Landsknecht seine Wehr von weisen Frauen segnen oder sich schuß-, hieb- und stichfest machen. Auch hier wurden Krankheiten von Zauberkundigen besprochen und der Teufel beschworen, der aus Besessenen sprach. Diesem herrschenden Aberglauben gegenüber bestimmen unsere Ordnungen kurz und bündig, daß man Wahrsager und Zauberer anzeige und an Leib und Gut strafe. Die spätere Ordnung erstreckt diese Strafandrohung auch auf diejenigen, „die solchen leuten nachlauffen undt bei Ihnen rath holen."

Eine sehr wunde Seite des gesellschaftlichen Lebens berührt der Artikel 12, die Bettelei. Die gewaltige Menge der Bettler war schon zu Ende des Mittelalters zu einer furchtbaren Land-

plage geworden. Landgraf Wilhelm der Mittlere von Hessen sah sich z. B. genöthigt, in seiner Landordnung vom Jahre 1500[55] gegen die gabenheischende Menge der Landfahrer mit scharfen Bestimmungen vorzugehen. Es handelt sich dabei nicht nur um die gemeinen Bettler, sondern um eine große Zahl von Spielarten der „gehrenden Diet.“ Dahin gehören vor Allem die „Terminierer“, d. h. die bettelnden Mönche, deren Sack keinen Boden hatte. „Trag her plus! dem Sack dem ist der Boden uß“, läßt Sebastian Brant den Prior seinen Bettelbrüdern zurufen.[56] Eine andere Abart von Bettlern waren die „Stationirer“ oder „Heiltumführer“, d. h. die wandelnden Reliquienkrämer,[57] denen Sebastian Brant vorwirft, daß sie keine Kirchweih versäumen und die Unwissenheit der Volksmenge auf das Schnödeste ausbeuten, indem sie ihr bald Heu aus der Krippe zu Bethlehem, bald einen Knochen von Balams Esel, eine Feder aus St. Michael's Flügel, oder den Zaum von St. Georg's Roß feil bieten.[58] Die hessische Verordnung von 1500 nennt ferner die „Knappsäcke und Sonnenkrämer“, also die Hausirer, die ihren Kram unter freiem Himmel feilbieten, und lenkt die besondere Aufmerksamkeit der Beamten auf das verderbliche Treiben der Zigeuner, die nachweislich bereits um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts am Mittelrhein ihr Wesen trieben. Man hielt diese fremdartigen, räthselhaften Gesellen nicht nur für schlimme Zauberer, Gauner und Diebe, sondern fürchtete sie als „Auspäher und Verräther der Christenheit“, d. h., man argwöhnte, sie stünden im Solde der Ungläubigen. Auch das Reich fand sich genöthigt, den fahrenden Leuten das Handwerk zu legen. Schon der Regensburger Landfriede vom Jahre 1281 erklärt „die Lotterpfaffen mit langem Haar“, d. h. die entlaufenen, umherschweifenden Pfaffen, die ihre Tonsur verwachsen lassen, und die Spielleute für vogelfrei.[59] Die 1577 zu

Frankfurt a. M. aufgerichtete Reichspolizeiordnung, deren Bestimmungen für manche landesfürstliche Verordnung maaßgebend geworden sind, gesellt zu den Bettlern und Müßiggängern, die sie mit Strafen bedroht, die Schalksnarren, Pfeifer, Trompeter, Spielleute, Singer, Reimensprecher und „springenden Weiber“ („Springerinnen“, Tänzerinnen). Sie unterläßt jedoch nicht, zu bemerken, daß sie die Meistersinger von den leichtfertigen Gesellen unterschieden haben will, „die sich auf Singen und Sprüch geben und darin den geistlichen und weltlichen Stand verächtlich antasten.“[60] Nachdem sich die Reformation über den größten Theil Deutschlands verbreitet hatte, wurde in den katholischen Landen die Menge der gewerbsmäßigen Wallfahrer so drückend empfunden, daß sich der berühmte Vorkämpfer der katholischen Sache, Herzog Max von Bayern, gezwungen sah, in seiner 1616 erlassenen Landordnung die „unbekannten Pilgram vnd Kirchenfehrter“, die sich über ihre Herkunft und ihr Wallfahrtsziel nicht genugsam ausweisen könnten, unter die auszuweisenden „Landstörtzer“ (Landstreicher) zu rechnen.[61] Besonders genannt werden hier die „Jakobsbrüder“, d. h. jene Gesellschaften, die nach dem Grabe von San Jago di Compostella in Spanien, einem der berühmtesten Wallfahrtsorte aller Zeiten, pilgerten oder zu pilgern vorgaben,[62] die aber häufig Schwindler und Tagediebe waren. Auch die Bettelei der „Sondersiechen“ (Aussätzigen) will Max in seinem Lande nicht dulden, weil sie von Rechtswegen in ihren Gutleuthäusern bleiben sollen.

Die schlimmste und gewaltthätigste Gattung von Landstreichern bildete im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert das fahrende Kriegsvolk, das bald hier, bald dort seine Haut zu Markte trug, die herrenlosen Landsknechte. Sie, die bei drohenden Kriegen Gegenstand eifrigen Werbens und wichtiger Verhandlungen waren, wurden zu einer entsetzlichen Land-

plage, sobald sie von ihrem Soldherrn abgelöhnt waren und ihre Fähnriche zum Zeichen der Lösung ihres Dienstverhältnisses das Tuch von der Stange rissen. Weil sie wußten, daß die Nachfrage kriegslustiger Fürsten nach ganzen Haufen größer war, als die nach einzelnen Knechten, und weil sie da, wo sie in Schaaren auftraten, Gewalt üben konnten, pflegten sie sich nach ihrer Entlassung häufig zu „vergarden",[63] d. h. zu kleineren oder größeren Haufen zusammenzurotten, um „terminirend" (bettelnd), stehlend, auch wohl plündernd und raubend die Landschaft zu durchstreifen und die Bauern zu schinden und zu plagen. So waren sie gefürchtet wie die Pest. Mit tiefem Ingrimm wurden die „frommen Landsknechte" von vielen ihrer Zeitgenossen gehaßt. Ein Nürnberger Chronist[64] macht es dem sonst so volksthümlichen Kaiser Max I. zum schweren Vorwurf, daß er „die böße Sucht, die Landsknecht, ins Teutschland gebracht, welcher Terminiren, Gartten und Betteln mancher Bauer täglich hart klagt und kein end mehr nimmer nehmen will," und Sebastian Franck nennt diese Landverderber „eitel Mörder, Räuber und Brenner".[65] Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sind die gardenden herrenlosen Knechte oder „Gardebrüder" mehrfach Gegenstand der Reichstagsverhandlungen, und die „Vergatterungen" werden von Reichswegen verboten. Die Frankfurter Reichspolizeiordnung von 1577 widmet diesem gefährlichen, landschädlichen Brauche des fahrenden Kriegsvolks einen besonderen Abschnitt, dessen Hauptinhalt in die späteren Landordnungen (z. B. in die kurpfälzische vom Jahre 1594) übergegangen ist.[66]

Für das Bettlerunwesen, wie es zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts am Mittelrhein herrschte, sind die ausführlichen Bestimmungen des ersten Darmstädter Landgrafen, Georg's I, besonders bezeichnend.[67] „Es ist beynahe," heißt es darin, „kein Land in Teutscher Nation, da es mehr Landstreicher gibt als alhier am Rhein Strohm, dero dann nicht einerley Art ist,

sintemahl etzliche sich für verbrandte, etzliche für preßhafte Leute, etzlich aber für Würtzkrämer, für Tagelöhner oder für Betler ausgeben, worunter das meher Theil Diebe seynd, Item Mörder, Betrüger und falsche Spiehler, die ihre sonderbare Gesellschaft (d. h. ihre besondere Gaunerzunft) haben, welche nicht arbeiten wollen, und sich darumb auf das Betteln, rauben, stehlen und betrügen begeben, damit sie müßig gehen und gute faule Tage haben mögen. Dieweil dann auch solche Landfahrer, so auch gemeinlich Huren mit umbführen, unsern Unterthanen in viel Weeg ärgerlich, überlästig und beschwerlich seyn, auch nicht unterlaßen, uf Ersuchen ihren Vorteil einzubrechen und die Unserige des Nachts, oder wann sie im feld an ihrer arbeit seyn, jämmerlig zu bestehlen, so soll solches Gesindlein in Unser Obrigkeit vermög der Reichs-Constitution keineswegs gelitten, sondern da derselbigen wenig oder viel in einem Unserer Flecken oder Dorffer ankommen würden, den nächsten (Grenznachbarn) wieder zurückgewiesen werden."* Bezüglich der „Gardebrüder" heißt es dann: „Wann auch die Herrenlosen Knechte den Landstreichern nicht viel ungleich seynd und weniger nicht als dieselbigen je bißweilen mit bösen Stücken umbgehen, so soll ihnen kraft des Reichs-Abschieds das Garden und Haußieren in Unseren flecken und Dörfern mit nichten gestattet werden." Für den augenscheinlich nicht seltenen Fall, daß sie „rottieren" und sich dem „Schub" gewaltsam widersetzen, wird verordnet, daß sie „mit dem Glockenstreich verfolgt werden", d. h. daß man die Landwehr gegen sie aufbiete. Da es ja ein stehendes Heer noch nicht gab, so blieb den Regierungen in solchen Fällen nichts übrig, als zu der uralten Einrichtung der „Nacheile" oder des „Landgeschreis" ihre Zuflucht zu nehmen, einer Rechtsgewohnheit, die die gemeinen Centmänner verpflichtete,

* Aus dieser Praxis, das Gesindel den Grenznachbarn zuzuschieben, die es dann ihrerseits weiterschoben, erklärt sich der Ausdruck „Schub".

auf Erfordern des Gerichtsherrn bei „läutenden Glocken“ in Wehr und Waffen auszuziehen, um Landfriedensstörern und Verbrechern zu widerstehen.[68] Diese bewaffneten Landsassen werden freilich den krieggewohnten „Gardebrüdern“ gegenüber, wenn die Letzteren in stattlicher Anzahl auftraten, keinen leichten Stand gehabt haben. — Die Verordnung des Landgrafen macht ferner die Ortsbüttel und Bettelvögte[69] auf diejenigen Bettler besonders aufmerksam, „so uf falsche Briefe oder angenommene Krankheiten betlen“, namentlich wenn sie vom Auslande hereinkommen. Auch auf die landstreichenden Aussätzigen, die billig in ihren Siechenhäusern verharren sollten, sollen die genannten Beamten ein wachsames Auge haben; doch soll diesen Aermsten Almosen zu fordern nicht (wie in der bayerischen Landordnung!) verboten sein. Den fahrenden Schülern, von denen die meisten „grose, ungeschickte Esel“ sind, „die sich auf das umherlaufen und betlen gewöhnen, inmittelst aber gar nicht oder sehr wenig studiren und darüber, wann sie nun zu ihren mannbahren Jahren kommen und nichts gelernet haben, sich in Diebs- und andere Gesellschaften oder an den Bettelstab begeben,“ soll nur dann aus dem Gotteskasten eine Wegzehrung gegeben werden, wenn sie sich vor den Beamten, Ortspfarrern oder Schulmeistern genugsam ausweisen und in einer mit ihnen anzustellenden Prüfung ihre Kenntnisse und Fähigkeiten („ingenia“) darthun können. Freilich wußten solche fahrenden Schüler oder Studenten mit den Behörden und Geistlichen zuweilen gut auszukommen, indem sie durch Ueberreichung von Kalendarien, „prognosticis“ und anderen selbstverfertigten Schriften und „Praktiken“ ihrer Bettelei einen gewissen vornehmen Anstrich gaben.[70] Da die Obrigkeiten jener Zeit unbedenklich nach dem harten staatsrechtlichen Grundsatze verfuhren, der ihnen allein die Entscheidung über den Glauben der Unterthanen anheimstellte, sahen sich gewissenhafte und

glaubensstarke Männer häufig gezwungen, um ihres Glaubens willen mit Weib und Kind ins Elend zu ziehen. Solchen Leuten aufzuhelfen, betrachteten die Glaubensgenossen mit Recht als ihre Christenpflicht. So verehrte der Butzbacher Rath dem Prädikanten Franciscus Artopoeus, der „des Evangelii halben" aus seiner niederdeutschen Heimath „in das Elend verstoßen, mit Weib und Kind gar ledig und bloß" ankam und von der Stadtherrschaft als Kaplan angestellt wurde, „nicht aus Gerechtigkeit (d. h. nicht weil er dazu verpflichtet gewesen wäre), sondern aus Erbarmung und christlichem Mitleiden" im Jahre 1573 10 Gulden, „damit er seine Haushaltung um so besser möge anstellen, auch etliche Bücher zeugen und also seinem Kirchendienst fleißiger könne abwarten."[71] Solche Beweise christlicher Nächstenliebe waren gewiß nicht selten; aber bald wurde das Mitgefühl christliebender Personen von Schwindlern schmählich mißbraucht. Das älteste Butzbacher Kirchenbuch erzählt von einem abenteuernden Landsknecht, Kilian Vogel, daß er sich durch seine Beredsamkeit einen solchen Anstrich zu geben wußte, daß ihn die Stadtherrschaft zum — Pfarrer in Butzbach bestellte. Er konnte „ein Maß Weins auf einen Soff aussaufen und tapfer zechen". Nachdem er als „Geistlicher" anderthalb Jahre sein Wesen getrieben, wurde ruchbar, daß er sammt seinem Weibe an „den Franzosen" (Syphilis) leide. Nun wurde er entlassen; aber er hatte bei den herrschaftlichen Beamten (Kellnern) und anderen guten Leuten „ziemlich geborget und mit den Fersen bezahlet".[72] Solche Fälle mahnten zur Vorsicht. Daher bestimmt Landgraf Georg, daß angebliche Pfarrer oder Schulmeister, die um ihres Glaubens willen vertrieben zu sein behaupten, oder dienstlose Schreiber, wenn sie sich als bloße „Strunzer" oder „Vagabundi" erweisen, entweder ohne Geschenk, oder doch „gar gering abgefertiget werden". Den Zigeunern wird als Verräthern der

Christenheit, Dieben, Betrügern, Wahrsagern und Verbreitern von Teufelskünsten der Durchzug durch das landgräfliche Gebiet strengstens untersagt. Dabei wird der Thatsache gedacht, daß sie bisweilen leichtfertige Gesellen und Dirnen an sich locken, die dann ihren Leib und ihr Angesicht färben und sich in ihre Gesellschaft, die ja nur aus „Huren und Buben" bestehe, aufnehmen lassen. Ein merkwürdiger Beweis für die Anziehungskraft, die die wilde Romantik des Zigeunerlebens damals auf gewisse Schichten des Volkes ausübte! Auch die Spielleute und Gaukler, sowie jene Abenteurer, die auf den Märkten Glückshäfen errichten und durch falsche Vorspiegelung reichen Gewinnes die Menge um das Ihre bringen, sollen als Landstreicher und Müßiggänger betrachtet und aus dem Lande gewiesen werden.

Gegenüber diesen ausführlichen Bestimmungen der landgräflichen Ordnung sind die der isenburgischen auffallend kurz, während doch die Zustände in der Grafschaft kaum anders gewesen sein können, als in dem benachbarten darmstädtischen Gebiete. Die isenburgischen Beamten werden einfach angewiesen, keine Bettler zu dulden, die sich durch ihrer Hände Arbeit nähren können. Auffallender Weise fehlt auch die in vielen anderen Landordnungen enthaltene Aufforderung an die Gemeinden, die Kinder der landsässigen oder vielmehr landläufigen Bettler ihren Eltern zu entziehen, um sie zu ehrlicher Arbeit, womöglich zur Erlernung eines Handwerks anzuhalten.

Der folgende Artikel (13) enthält die Grundzüge einer Dienstbotenordnung und rügt namentlich den Muthwillen und Ungehorsam der Knechte, Mägde, Gesellen, Lehrlinge und Tagelöhner, die nach Belieben ihren Dienst aufkündigen und davonlaufen, und befiehlt, dergleichen unzuverlässige und gewissenlose Leute zu strafen. Auch unterläßt die Ordnung nicht, an das biblische Gebot zu mahnen, dem Nächsten sein Gesinde nicht abzubringen oder abwendig zu machen.

Der folgende Artikel (14) gehört der späteren Ordnung allein an und handelt von den Begräbnissen. Er macht zunächst den Angehörigen eines Verstorbenen die sofortige Anzeige des Todesfalles beim Pfarrer zur Pflicht, „damit der Christlichen Begräbniß undt leich Predigt halber gewisse Verordnung geschehen möge". Diejenigen, welche dem Verstorbenen die letzte Ehre erweisen wollen, sollen sich am Sterbehause versammeln und von da der Leiche in geordnetem Zuge paarweise auf den Friedhof folgen, anstatt wie bisher „wie das unvernünftige Vieh" durcheinanderzulaufen. Der Glöckner ist für die Ordnung des Leichenzuges verantwortlich. Die weitverbreitete Sitte des Leichenschmauses, die z. B. in der Wetterau unter dem Namen „Laad" (Leidl) noch jetzt hier und da besteht, scheint im Isenburger Lande damals nicht bestanden zu haben, sonst würde sie in den Ordnungen auf keinen Fall unerwähnt geblieben sein.

Zum Schlusse wird den gräflichen Beamten die gewissenhafte Ausführung aller in der Kirchenzucht- und Polizeiordnung enthaltenen Vorschriften nochmals eingeschärft. Wenn ihnen ohne Zuthun der Kirchenrüger oder Kirchenältesten Uebertretungsfälle bekannt werden, so sollen sie nicht erst deren Anzeige abwarten oder gar durch die Finger sehen, sondern aus freien Stücken sofort gegen die Uebertreter einschreiten. Fälle, die sie nicht glauben erledigen zu können, haben sie dem gräflichen Consistorium vorzubringen. Vor allen Dingen aber sollen sie dem gemeinen Manne mit gutem Beispiele vorangehen und durch eigenen Wandel bezeugen, daß die Ordnung der Obrigkeit ihnen heilig ist. Amtleute, Centgrafen, Kellner, Schultheißen und Kirchenälteste, die sich der ihrer Rüge- und Strafpflicht unterstellten Vergehen selber schuldig machen, trifft doppelt so hohe Strafe als andere Leute.

Werfen wir auf die Einrichtung der Kirchenzucht und

Polizei durch die isenburgische Gesetzgebung einen kurzen Rückblick, so springt in die Augen, daß sie an den nämlichen Mängeln leidet, die der „kirchlich bedingten Verwaltung"[73] des Beamtenstaates, wie er sich im Zeitalter der Reformation und später entwickelt, insgemein eigen sind. Die gräfliche Obrigkeit offenbart die Neigung, Dinge von vorwiegend weltlichem Charakter vom kirchlichen Standpunkte zu betrachten, und diese einseitige Auffassung führt sie hier und da zur *Verkennung der derben Lebenskraft der Volkssitte.* Sie neigt ebenso sehr dazu, die Gefahr volksthümlicher Gewohnheiten für das staatliche und sittliche Leben zu übertreiben, wie dazu, im Gefühle ihrer landesherrlichen und landesbischöflichen Gewalt die Widerstandskraft des Volksbrauches zu unterschätzen und sich demgemäß mit unlösbaren Aufgaben zu belasten. Auf der anderen Seite sucht sie *sittlich-religiöse Dinge einem äußerlichen, polizeilichen Zwange* zu unterwerfen, der ihre wohlgemeinte Absicht, die Hebung von Treu und Glauben, die Sittigung des Volkslebens, nie und nimmer verwirklichen kann. Wo es ihr aber gelingt, sich von diesen Vorurtheilen loszuringen, da trifft sie mit merkwürdigem Takte fast durchweg das Richtige. Gar manche Bestimmungen (wie die über die Behandlung geschlechtlicher Vergehen, über den Besuch des Abendmahls, über das Wesen und die Bedeutung der Volksschulbildung) geben davon Zeugniß. Hohe Anerkennung verdienen vollends der sittliche Ernst und das starke Pflichtbewußtsein, die diese Obrigkeit offenbar beseelen. Sie fühlt lebendig den Beruf des Staates, die natürlichen und nothwendigen socialen Gegensätze nach Möglichkeit zu mildern, indem sie vor ihrem Richterstuhl nicht nur Arme und Reiche, Hohe und Niedrige als gleich anerkennt, sondern nach den Worten der Schrift urtheilt und handelt:

Welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.

Anmerkungen.

[1] R. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 1889, S. 722 f., und H. Siegel, Deutsche Rechtsgeschichte, 1895, S. 121 ff. Sehr lehrreich ist auch der Aufsatz in W. Arnold's Studien zur deutschen Kulturgeschichte, 1882, S. 301 ff.

[2] H. von Treitschke, Politik, Bd. 1, 1898, S. 332. Sehr ausführlich: H. von Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung, 1887, S. 356 ff. Vergl. auch A. E. Berger, Die Kulturaufgaben der Reformation, 1895, S. 19 ff.

[3] von Treitschke, Politik, Bd. 1, S. 335, und J. von Döllinger, Akademische Vorträge und Aufsätze, Bd. 3, 1891, S. 280 f.

[4] F. Chr. Baur, Geschichte der christlichen Kirche, Bd. 4, 1863, S. 366, und R. Rothe, Vorlesungen über Kirchengeschichte, Bd. 2, 1875, S. 343 ff. Herzog's Realencyclopädie für protestantische Theologie, Bd. 12, 1883, S. 181 ff. Brecht, Autorität und Gewissen (Flugschriften des Evangelischen Bundes Nr. 128), S. 26 f.

[5] R. Sohm, Kirchengeschichte im Grundriß, 1896, S. 146. Daß die Reformatoren von ihrem Gemeindeprinzip schließlich abkamen, hat ihnen von Seiten der Radikalen scharfen Tadel zugezogen. Die Wiedertäufer erklärten die Einrichtungen der Evangelischen geradezu für ein „anderes Papstthum". L. von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, Bd. 3, 1873, S. 365.

[6] R. Rothe, a. a. O. S. 350 f., und von Treitschke, a. a. O. S. 336.

[7] Diese Vorstellung entbehrt freilich der biblisch-historischen Begründung. Vergl. H. Gärtner, Handbuch der biblischen Geschichte, Bd. 1, 1884, S. 174.

[8] W. Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Reformationsgeschichte, 1874, S. 348.

[9] G. L. von Maurer, Geschichte der Städteverfassung in Deutschland, Bd. 2, 1870, S. 504 f. In seiner Judenordnung vom Jahre 1539 bewilligt Philipp der Großmüthige den Juden wenigstens, „daß sie sonderliche Personen vnder inen haben, die beneben vnsern Amptknechten mit zusehen, das die Juden sich rechtschaffen vnd dieser articul gehalten." C. F. Günther, Bilder aus der hessischen Vorzeit, 1853, S. 78. Landgraf Georg II. von Hessen befiehlt 1623, daß die Juden die schweren Verbrechen ihrer Genossen (Diebstahl, Hurerei, Ehebruch, Todtschlag u. s. w.) nicht unter sich bestrafen, noch der christlichen Obrigkeit verhehlen. Günther, a. a. O. S. 88.

[10] Ueber den Ursprung der Kirchweihen vergl. G. Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters, Bd. 1, 1895, S. 193.

[11] Vergl. meinen Aufsatz über das Volksleben der Stadt Butzbach im Mittelalter im Archiv für hessische Geschichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 342, Anm. 1.

[12] Papierhandschrift (Entwurf!) im Großherzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt.

[13] Gerade um der Sonntagsheiligung und Sonntagsruhe willen mag man auch die „Schutzverwandten" der Aufsicht der kirchlichen Gemeindebehörden unterstellt haben. Die hessischen Judenordnungen der Landgrafen Georg I. und Georg II. verbieten den Juden ausdrücklich den Sonntagshandel. Günther, a. a. O. S. 82 und 88.

[14] G. Simon, Geschichte des reichsständischen Hauses Ysenburg und Büdingen, Bd. 2, 1865, S. 291.

[15] Fr. von Bezold, Geschichte der deutschen Reformation, 1890, S. 870 f.; ferner G. Droysen, Geschichte der Gegenreformation, 1893, S. 11, und G. Egelhaaf, Deutsche Geschichte im sechzehnten Jahrhundert, Bd. 2, 1892, S. 591.

[16] Graf Johann Philipp war wie jener Wolfgang Ernst I. ein ebenso umsichtiger wie menschenfreundlicher Herr. Vergl. F. W. Sommerlad, Geschichte des öffentlichen Schulwesens zu Offenbach, 1882, S. 9 f.

[17] Andreas Musculus, Vom Gotteslestern. Getruckt zu Jhena durch Tobiam Steinmann 1589 (verfaßt 1556!). Blatt E. II. Die betreffende Stelle lautet: „Vnd da wir Deutschen gar one sünd weren (wie wir doch tieffer als alle völcker auff erden darinnen stecken), so verdienet die jetzige newe sünd des grausamen Gottslesterns, so von der Welt anfang nie erhöret vnd noch auff diese stund bey keiner Nation oder volck auff erden als bey vns allein gebreuchlich, mehr dann zu viel, das vns Gott auffs greulichst straffe vnd heimsuche, wie er vns dann zu thun drewet vnd weiset, vnd wird one zweiffel Deutschland als ein heisser Badt zugericht werden auch aus der Vrsach, das solchem erschrecklichen schmehen vnd schenden nicht gewehret, noch von der Obrigkeit gestewert wird, wo sie anderst nicht vber das alles auch selber darinnen steckt."

[18] W. Beyschlag, Protestantismus und Volksschule (Flugschriften des Evangelischen Bundes Nr. 127), S. 6 und 9.

[19] Abgedruckt bei Sommerlad, a. a. O. S. 198 ff.

[20] Abgedruckt ebendas. S. 201 f.

[21] Gedrucktes Formular.

[22] K. Schmidt, Geschichte der Pädagogik, 1867—70, Bd. 3, S. 444 und 477. Vergl. auch B. A. Schmid, Pädagogisches Handbuch, 1877—79, Bd. 2, S. 319 ff.

[23] Die nämliche Bestimmung findet sich in Butzbach. Archiv für hessische Geschichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 372.

[24] Mainzer Chroniken, herausgegeben von K. Hegel, Bd. 2, 1882, S. 23,18 ff. und 41,27 ff.

[25] A. Schultz, Deutsches Leben im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, 1892, Bd. 1, S. 270.

[26] J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, Bd. 1, 1878, S. 373, Anm. 5.

[27] Schultz, a. a. O. S. 260 ff.

[28] S. oben Anm. 12.

[29] Archiv für hessische Geschichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 370.

[30] Elard Meyer, Deutsche Volkskunde, 1898, S. 167 ff.

[31] H. Bodemeyer, Hannoversche Rechtsalterthümer, 1857, S. 63.

[32] S. oben Anm. 12.

[33] Vergl. die sächsisch-ernestinische Landordnung vom Jahre 1556. (Der durchleuchtigen, hochgeborenen Fürsten, Herrn Johans Friedrichen des Mittlers, Herrn Johans Wilhelm vnd Herrn Johans Friedrichen des Jüngern, gebrüdere, Hertzogen zu Sachsen etc. Policey- vnd Landtsordnung.) § 71.

[34] Archiv für hessische Geschichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 370.

[35] Ebendas.

[36] Vergl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift für Social- und Wirthschaftsgeschichte, Bd. 5, S. 405.

[37] Archiv für hessische Geschichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 350.

[38] K. Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter, Bd. 2, 1897. S. 152 ff., und Fr. Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland, Bd. 1, S. 25 ff.

[39] W. Rudeck, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland, 1897, S. 57 ff. Viel werthvolles Material für diesen Gegenstand bietet Scheible's Kloster, Bd. 6, 1847, S. 407 ff.

[40] Sebastian Brant's Narrenschiff, Ausgabe von Fr. Zarncke, 1854, S. 60 ff. Dazu Commentar S. 397.

[41] S. oben Anm. 33.

[42] J. Baader, Nürnberger Polizeiordnungen, 1861, S. 91 f. Auch Cyriacus Spangenberg, der in seinen „Brautpredigten“ den alten ehrbaren Reigen das Wort redet und gegen „das wüste umlauffen, unzüchtige Drehen, greiffen und maulleckenʺ, gegen das „auffwerffen und entblöffen der Mägdleinʺ eifert, scheint diese Unsitte als etwas Neues zu betrachten. (Scheible, Das Kloster, Bd. 6, S. 413 und 416.) Aus Nürnberg wird von „welschen Tänzenʺ berichtet, die im Jahre 1612 die englischen Comödianten des Casseler Landgrafen unter großem Beifall von Jung und Alt aufführten mit „Wunderlichem Verdrehen, Hupfen, hinter und für sich springen, überwerffen und andern seltsamen Geberdenʺ. (Scheible, Das Kloster, Bd. 6

S. 354.) Sollten nicht auch die in den Verordnungen gerügten Tänze „welschen“ Ursprungs sein? Wir haben oft genug dergleichen „Sitten“ aus dem Welschland bezogen. Dagegen scheint allerdings der Umstand zu sprechen, daß Geiler von Kaisersberg gerade den welschen Tänzen im Gegensatze zu den unzüchtigen deutschen Wohlanständigkeit nachrühmt. (Schultz, Deutsches Leben, Bd. 2, S. 490 f.) Auch wissen wir, daß es bei den Tänzen der deutschen Bauern schon zu Neidhart's Zeiten wild zuging. (Schultz, Höfisches Leben zur Zeit der Minnesänger, Bd. 1, 1889, S. 546 ff.) Der Widerspruch löst sich vielleicht durch die Annahme, daß späterhin der inzwischen verderbte welsche Tanz seinen Einfluß auf jene „burgerlichen Tänze“ erstreckte, die Spangenberg (Scheible, Das Kloster, Bd. 6, S. 414) als ehrbar vertheidigt. An den Bauerntänzen war allem Anscheine nach nicht viel mehr zu verderben. Die Frage bedürfte genauerer Untersuchung.

[43] Sächsisch-ernestinische Landordnung, 1556, § 70.

[44] Diarium des Görlitzer Consuls Paul Schneider, herausgegeben von E. Schulze im Neuen Lausitzischen Magazin, Bd. 71. Darnach hat der Görlitzer Rath mit Berufung auf eine ähnliche Bestimmung des Leipziger Raths verfügt, „das ein itzlicher, der sich an offenen tentzen vordrehet und die jungfrau oder frawen herumb schwendt, das mancher bis ubenan gesehen wyrt, auch sunst, so sy yre kranghent hat, schamrot gemacht wort, sal 1 Schock geldes geben.“ (S 24.)

[45] S. oben Anm. 33.

[46] S. oben Anm. 12.

[47] R. Andree, Braunschweiger Volkskunde, 1896, S. 212.

[48] Papierhandschrift im Großherzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt. Vergl. Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen, Neue Folge, Bd. 1, S. 748.

[49] Archiv für hessische Geschichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 362.

[50] K. Höhlbaum, Mittheilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, Heft 10, S. 94 ff. Grebel, Geschichte von St. Goar, 1848, S. 323 ff. Vergl. auch Maurer, Geschichte der Städteverfassung in Deutschland, Bd. 2, 1870, S. 281, und O. Schade im Weimarischen Jahrbuch, Bd. VI, S. 408.

[51] Der Stadt Straßburg Policey-Ordnung. Getruckt bei Johann Karolo, Anno 1626, S. 6 und 7.

[52] Ich besitze diese Ordnung in einer älteren Abschrift, die keine Jahrzahl nennt. Vergl. dazu Steiner, Georg I., Landgraf von Hessen-Darmstadt, 1861, S. 51 ff. Sie deckt sich ihrem Inhalte nach mit der von Steiner (S. 66 ff.) abgedruckten Ordnung des Jahres 1574, weicht jedoch im Wortlaut stellenweise von ihr ab.

[53] Steiner, a. a. O. S. 57.

[54] Goethe's Faust, Ausgabe von G. von Löper, 1879, S. 43

[55] S. oben Anm. 12.

[56] Seb. Brant's Narrenschiff (Zarncke), S. 61 f.

[57] Ebendas. S. 402.

[58] Ebendas. S. 62.

[59] Monumenta Germaniae, Leges II, p. 430,9.

[60] Aller des Heylichen Romischen Reichs gehaltener Reichs-Täge Abschiede und Satzungen, Frankfurt a. M., Joh. Martin Schönwetter, 1707, S. 885 f.

[61] Landts- vnd Policey-Ordnung der Fürstenthumben Obern- vnd Nidern Bayern, 1616, S. 683.

[62] G. Liebe, Die Wallfahrten des Mittelalters und ihr Einfluß auf die Kultur (in den Neuen Jahrbüchern für klassische Philologie, Alterthumskunde, Geschichte und deutsche Litteratur, Bd. 1, S. 149 ff.). Den eigenthümlichen Bummlerhumor der Jakobsbrüder offenbaren ihre Lieder. S. L. Uhland's Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, Nr. 302 ff.

[63] Eigentlich „sich vergabern" oder „vergattern", d. h. sich sammeln (vergl. englisch gather). Die deutsche Heersprache hat wenigstens das Hauptwort „Vergatterung" (V. schlagen!) bewahrt. Ueber Vergardungen vergl. man die lehrreiche Schrift von G. Paetel, Die Organisation des hessischen Heeres unter Philipp dem Großmüthigen, 1897, S. 71 ff.

[64] Handschriftliche Chronik in meinem Besitz.

[65] Sebastian Franck, Germania. Von des gantzen Teutschlands, aller Teutschen völcker herkommen u. s. w. Ausgabe von 1599, Bl. 272b.

[66] Aller des Heyl. Rom. Reichs u. s. w. Abschiede und Satzungen, S. 875. Churfürstlicher Pfaltz Landts-Ordnung, 1594, Bl. F. II.

[67] S. oben Anm. 52.

[68] Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen, Neue Folge, Bd. 1, S. 307.

[69] G. L. Kriegk, Deutsches Bürgerthum im Mittelalter, Bd. 1, 1868, S. 145 f. Die Bestallung eines Bettelvogts bei J. Brucker, Straßburger Zunft- und Polizeiordnungen, 1889, S. 136 f. Der den Landfahrern verhaßte Bettelvogt und sein gegen hübsche Burschen mitleidiges schönes Weib spielen eine Rolle in dem bekannten Volksliede. (Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn, Ausgabe von Birlinger und Crecelius, 1874, Bd. 1, S. 94 f.)

[70] Archiv für hessische Geschichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 386.

[71] Ebendas. S. 390.

[72] Ebendas. S. 382 f.

[73] W. Wachsmuth, Allgemeine Kulturgeschichte, Bd. 3, 1852, S. 114 ff.

Ueber Wasserwirthscha

Von

H. von Samson-Himmelstjerna
in Dorpat.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 313—336 umfassend.)

Heft 324.

[Z]um Wesen der Erfindung.

Von

E. Rasch,
Oberingenieur am Bayerischen Gewerbemuseum in Nürnberg.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Zum Wesen der Erfindung.

Von

E. Rasch,
Oberingenieur am Bayerischen Gewerbemuseum in Nürnberg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Der moderne Mensch pflegt mit einer gewissen Selbstgefälligkeit die Jetztzeit als das Zeitalter der Erfindungen zu bezeichnen.

Und in der That scheint der Stolz, daß „wir es so herrlich weit gebracht haben", der sich in diesem häufig gebrauchten Worte wiederspiegelt, ein berechtigter. Hat doch die seit Jahrtausenden stagnirende Technik innerhalb des letzten Jahrhunderts Wandlungen erfahren, die — wie E. Hartig sagt — oft genug den Charakter des Wunderbaren an sich tragen. „So groß jedoch der Gegensatz einer Dampfmaschine unserer Tage mit dem ältesten Steinhammer des vorhistorischen Menschen sein mag: dasjenige Geschöpf, welches zuerst seine Hand mit einem solchen Werkzeuge bewaffnete, welches vielleicht einen Fruchtkern zum ersten Male auf diese Weise einer harten Schale abgewann, es mußte — so scheint es — einen Hauch jenes Geistes in sich verspüren, welcher einen Entdecker unserer Zeit unter dem Aufblitzen eines neuen Gedankens beseelt."[1]

Mit Recht deuten diese trefflichen Worte Lazarus Geiger's darauf hin, daß die fieberhaft schnelle Entwickelung der modernen Technik keineswegs einer gesteigerten Leistungsfähigkeit unseres Geschlechtes als besonderes Verdienst zuzuschreiben ist. Die rapiden Fortschritte sind mehr eine Folge der sorgfältigen Ausbildung und Verbreitung der geistigen Werkzeuge. „Diese haben sich" — wie Reuleaux in seiner Kinematik gelegentlich

meint — „ähnlich denjenigen der neueren mechanischen Werkstätten aufs Mannigfaltigste gemehrt, — die Leute, die damit arbeiten, sind die alten geblieben." Pflegt man doch im Gegentheil ernst über immer mehr und mehr abnehmende Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit des Arbeiters der modernen Werkstätten zu klagen, der, Vorschriften receptmäßig befolgend, Maschinen bedient, welche durch den Witz ihres Erfinders bis in ihre kleinsten Theile belebt sind, so daß „sie stellenweise für vernunftbegabt gehalten werden könnten." Und gerade diese erschütternde Tragik, daß der kunstfertige Arbeiter an seinem Werkzeug — der Maschine — selbst auf die Stufe der Maschine herabsinkt, warnt den Techniker, Constructeur, Ingenieur eindringlich davor, in übertriebener Werthschätzung seiner Thätigkeit, seines Werkzeuges — „des wissenschaftlichen Vermögens der Menschheit", mit dessen Zinsen ja nur er wirthschaftet — zu vergessen.

Zwar kann ihm dieses, einem fruchttragenden Acker gleichende Grundcapital nicht gekündigt werden; unverständig wäre es jedoch, die Quellen, die das Gelände stets von Neuem befruchten, zu verstopfen und die Ertragfähigkeit des Bodens zu unterbinden.

Er sei dessen eingedenk, daß die wahren, selbstständigen Erfindungen — die häufig den Charakter von Offenbarungen an sich haben — nicht wie die mustergültige Construction einer Dampfmaschine gelehrt werden können. Noch nie dürfte es einem Constructeur — selbst dem geschicktesten seines Faches — gelungen sein, eine selbstständige Erfindung von Bedeutung zu machen, wenn er sich eines Tages mit diesem festen Vorsatz hinter seinen Arbeitstisch gesetzt haben sollte. Der Erfolg der Bemühungen dürfte in den seltensten Fällen kaum ein gequältes Nachempfinden, Ummänteln, Umgehen vorhandener Vorbilder sein, ein Graus dem Patentamt und eine Freude der Patentstreitigkeiten schlichtenden Juristen und Anwälte.

Darin stimmen sämmtliche berühmten Denker und Forscher,

denen man einen weitschauenden Blick für das Wahre zutrauen kann, überein, daß alle großen, wahren Erfindungen und Entdeckungen Ausfluß eines gewissen Witzes des Unbewußten sind, Offenbarungen, die an den Ideen der Zeit gereift, sich aus dem Unbewußten heraus zur Verwirklichung drängen — daß sie keineswegs das Ergebniß klar verfolgbaren, speculativen Suchens sind.

Die meisten wirklichen, selbstständigen Erfindungen kommen — wie der große Helmholtz in Bezug auf Faraday sagt — „vollkommen überraschend, wie durch einen unbegreiflichen Instinct gefunden, zu Tage." „Faraday selbst wußte die Gedankenverbindungen, die ihn zu einer Reihe wissenschaftlicher Entdeckungen von folgenschwerster Bedeutung geleitet hatten, auch später kaum in klarer Weise wiederzugeben."

Goethe meint in einer bemerkenswerthen Sentenz: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken, im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt." Voltaire nennt alle Handlungen des Genies „Werke des Instincts". Lombroso meint, „daß die höchsten Ideen der großen Denker, vorbereitet durch äußere Eindrücke und von ihrem Feingefühle verarbeitet, unerwartet ans Licht treten." Sehr scharf beobachtend rückt Schopenhauer dem Wesen der Erfindung zu Leibe. „Unsere besten, sinnreichsten und tiefsten Gedanken," sagt er, „treten plötzlich ins Bewußtsein, wie eine Inspiration." „Offenbar sind sie Resultate langer und unbewußter Meditation und zahlloser, oft weit zurückliegender, im Einzelnen vergessener Apercus . . . . Selten liegt der ganze Proceß unseres Denkens und Beschließens auf der Oberfläche, d. h. besteht in einer Verkettung deutlich gedachter Urtheile, obwohl wir diese anstreben, um uns und Anderen Rechenschaft geben zu können: gewöhnlich aber geschieht in der dunklen Tiefe die Rumination des von

außen erhaltenen Stoffes, durch welche er zu Gedanken umgearbeitet wird."

Wenn nun unsere Philosophen die Entstehung der Erfindungen im Unbewußten suchen, so dürfte es eine lohnende Aufgabe sein, diesen Vorgängen im Unbewußten nachzuspüren, sie dem Bewußtsein nahe zu bringen, die Erfinderthätigkeit zu einer bewußten zu machen. Eine hohe Aufgabe wahrlich — zur Zeit liegen nur verschwommene Umrisse schattenhaft vor uns; es gilt jedoch das Mikroskop geduldig mit der Zeit scharf einzustellen, so daß schließlich das Bild fest umrissen vor dem Objectiv der Erkenntniß vor uns liegt.

Die Lösung dieser Frage nach dem Wesen der Erfindung ist nicht müßige Spielerei und hat nicht lediglich erkenntnißtheoretischen Werth, sie ist von größter Wichtigkeit für das Industrierecht.

In der patentrechtlichen Praxis macht sich bekanntlich Nichts so schwer fühlbar, als der Mangel einer befriedigenden Definition der Erfindung.

Der Philosoph besäße zwar die Strenge der Logik, beherrscht aber nicht den gewaltigen Apparat, den wir Technik nennen.

Wir Techniker besitzen dagegen — um es ruhig einzugestehen — nicht das Rüstzeug und die Ruhe des Philosophen.

Uns ist auch nicht der breit-behagliche Ueberblick des Philosophen, Theologen, Philologen eigen, der inneren Zusammenhang und Wechselwirkung zwischen unserem Beruf und anderen Disciplinen lebendig erkennen läßt.

„Der Beruf des Technikers ist heutzutage nicht ein Handwerk;" aber vom Handwerker haben wir — sit venia verbo — nicht Alles bis jetzt abschütteln können.

Es ist dies eine nothwendige Folge der raschen Entwickelung unserer Disciplin einerseits und des zwingenden Princips der stetigen Differenzirung innerhalb derselben andererseits.

„Mit der Tagesplage unserer Berufsthätigkeit erfüllt, schauen wir nur auf den Ast, auf dem wir sitzen; auf den Stamm achten wir jedoch nicht.“ [2]

Wir können die Wahrheit dieser ernsten Worte eines unserer weitschauenden Fachgenossen ohne jede Beschämung anerkennen: unsere Disciplin ist jung; sie hat in kurzer Frist die technischen Aufgaben von Jahrhunderten nachgeholt. Es wird sicher eine Zeit des Besinnens, der ruhigen Umschau kommen, in der wir gewissermaaßen das Integral, das Facit unserer jetzigen rastlosen Differenzirung bilden und Klarheit über brennende Fragen von allgemeinstem socialem Interesse schaffen werden.

Wir werden uns klar werden über Manches, das wir jetzt im ersten Rausch des Erfolges außer Acht zu lassen scheinen: wohin wir eigentlich hinaus wollen mit der raffinirten Entwickelung der Maschine, des Menschensurrogates.

Wir werden klar erkennen, was „Technik“ ist und sein soll und welche hohe Aufgabe dem Techniker zufällt. Sicher besteht sie nicht darin, mit möglichst großer Routine während der achtstündigen Bureauzeit den logarithmischen Rechenstab zu schieben, stehende Dampfmaschinen oder liegende, Ankerwickelungen für Gleichstromdynamos oder Wechselstrommaschinen zu entwerfen, je nachdem ihn das Schicksal in die eine oder andere Specialabtheilung der Maschinenfabrik, an den einen oder den anderen Constructionstisch warf.

Wir wissen nicht, ob die Entwickelung der Großindustrie vom kulturellen und nationalökonomischen Standpunkt aus ein Fortschritt zum Guten oder zum Bösen ist, wir wissen nicht, ob Kapitalanhäufung, Trustbildung auf der einen Seite und Aufgehen des Kleinhandwerkes im Arbeiterproletariat auf der anderen Seite eine n o t h w e n d i g e , unabwendbare F o l g e des technischen Fortschrittes ist, ob sie überhaupt im causalen Zusammenhang mit der T e c h n i k steht oder ob sie lediglich eine

Folge der wachsenden Uebervölkerung und Concentration des Kapitals ist. Wir wissen nicht, welche Werthe die Technik schafft, ob ihre Producte geeignet sind, angesichts der in geometrischer Progression wachsenden Uebervölkerung auf die Dauer die eigentlichsten Lebensbedingungen des Menschen zu erleichtern, bei denen die Nahrungsmittelfrage, der Hunger, schließlich die ausschlaggebende Rolle spielt. Wir ahnen vielleicht, daß neben der Ausdehnung des Transportwesens der Technik schließlich auch die directe Aufgabe werden muß, Nahrungsmittel im eigentlichen Sinne des Wortes zu schaffen, sei es durch technische Förderung der landwirthschaftlichen Production, sei es dadurch, daß der Traum des großen Siemens in Erfüllung geht und der Techniker dereinst aus „Steinen Brot“, aus unorganischen Substanzen organische Nahrungsmittel, machen wird.

Sobald die Technik ihre große Aufgabe, das eigentliche große Ziel erkannt haben wird, das ihr in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit gesteckt ist, werden wir die sociale Frage mit Klarheit durchschauen. Sobald die Industrie nicht nur lediglich handwerksmäßig „auf Bestellung“ arbeitet, wird auch der Ingenieur die ihm gebührende hohe sociale Stellung einnehmen. Durch leere Propaganda zur „Hebung des Ingenieurstandes“ will und kann der Techniker seine gesellschaftliche Stellung nicht bessern! Alle jene Fragen von höchster nationalökonomischer Tragweite werden unbedingt ihre Lösung finden, sobald wir nur ihren inneren Werth erkennen.

Auch die häufigen und berechtigten Klagen über unsere Gesetze betreffend den gewerblichen Rechtsschutz, das Patentgesetz, das Gebrauchs-, das Geschmacksmustergesetz, gegen den Gesetzgeber, den Juristen und gegen die Praxis des Patentamtes sind nicht immer ganz gerecht.

Wir verlangen beispielsweise von jedem Beamten des Patentamtes, daß er in jedem einzelnen Falle die schwere Frage, ob

eine neue **Erfindung** vorliegt oder nicht, correct entscheiden soll, wir verlangen, daß der Gesetzgeber, der Jurist, uns ein ideelles Recht correct in unfehlbaren, für unzählige Fälle verschiedenster Art zutreffenden Paragraphen verbrieft; und doch sind wir selbst, die wir es zuerst wissen sollten, nicht im Stande, dem Juristen das Wesen der Erfindung zu schildern, geschweige denn ihm eine strenge, allgemeingültige Realdefinition der Erfindung an die Hand zu geben. Hoffentlich bringt uns das zwanzigste Jahrhundert einen Philosophen, der, in den Reihen der Techniker stehend, mit umfassendem Geist die großen Probleme löst, die mit dem technischen Schaffen und mit der nationalökonomischen Aufgabe der Technik verknüpft sind.

Dies zur Entschuldigung zahlreicher Anleihen, die ich bei der flüchtigen Behandlung meines Themas bei Philosophen, Dichtern und Denkern nothgedrungener Weise machen muß; ich hoffe, daß den Anschauungen, die jene über das Wesen der Erfindung aussprechen, eine gewisse Beweiskraft zugesprochen werden darf, wenngleich sie auch nicht durch den Pythagoräischen Lehrsatz bewiesen werden können.

Die meisten Dichter und Denker sprechen sich nun, wie wir oben gesehen haben, einstimmig dahin aus:

> „Erfindungen werden im Unbewußten geboren und treten sprunghaft in die Welt des Realen."

Eins müssen wir jedoch von vornherein bei jedem Erfinder voraussetzen. Er muß die Principien beherrscht haben, die seiner Erfindung zu Grunde liegen. Der Kongoneger kann daher lediglich durch Inspiration eine neue Wärmekraftmaschine, etwa den Dieselmotor, nicht erfinden, wenn er die Principien der mechanischen Wärmetheorie, die dieser Neuerung zu Grunde liegen, sowie die zu lösende Aufgabe nicht erfaßt hat.

Die erste Phase einer Erfindung ist das Erfassen eines Problems, das Erhaschen einer Aufgabe. Der Endzweck aller

Erfindungen seit dem Aufdämmern der ersten Kultur ist die Verbesserung der vorhandenen Lebensbedingungen, das Schaffen neuer Hülfsmittel hierfür. Der Erfinder geht an den Mängeln, die ja allem Irdischen anhaften, nicht achtlos vorüber — wie das Thier. Der erste Mensch, der einen Stein ergriff, um die Wucht seines Faustschlages zu vergrößern; der, zum Wurfe ausholend, die Grenzen der ihm erreichbaren Wirkungssphäre weit hinausschob und dadurch den Grundstein zu unserer hochentwickelten Ballistik legte; der Mensch, der den ersten Hammer in einen Stiel fügte und das Arbeitsgebiet seiner Faust durch dies Werkzeug der Werkzeuge, das getreue Abbild seines Armes und der geballten Faust, ins Unbegrenzte hinein vervielfältigte — er war ein eminenter Erfinder.

Die Erkenntniß des Mangels, der Unvollkommenheit dringt stärker auf den feiner als gewöhnliche Sterbliche empfindenden Erfinder ein. Man muß ihm mit Lombroso ein größeres Feingefühl, ein feineres Empfindungsvermögen gegen äußere Eindrücke, gegen die Unzulänglichkeit der Dinge und Vorgänge der Außenwelt zugestehen. Das Talent reproducirt. „Es gleicht," wie Jürgen-Meyer sagt, „einem Schützen, welcher nach einem — wie uns scheint — schwer zu treffenden Punkte zielt; das Genie aber hat Zielpunkte, die für unser Auge gar nicht wahrnehmbar sind. Wohlverstanden liegt hierbei das Neue nicht in den Elementen, sondern in der Richtung des neuen Schusses, der gethan wird."

„Ich habe ein neues Wild auf dem Korn. Ich habe den *Schimmer* von einer *Methode*, nach welcher eine Kolbenstange veranlaßt werden kann, senkrecht auf und nieder zu gehen," sagt Watt fein empfindend gelegentlich seiner Erfindung der Gelenkgeradführung. Die Stellung eines Problems ist das erste und — fast scheint es — das wichtigste Moment im Entwickelungsgang einer Erfindung. Der Erfinder hat, wie Watt so trefflich von sich sagt, „ein neues Wild auf dem Korn". Das Jagd-

ieber hat ihn ergriffen, er trägt das ihn quälende Problem wie ine unbequeme Bürde mit sich herum, bis er sie gelegentlich bschütteln kann. Und manches mittelmäßige Talent ist daran u Grunde gegangen und geht täglich daran zu Grunde, weil hm die Befriedigung, welche dem Genie erreichbar wird, versagt ist.

So stehe ich in meiner Berufsthätigkeit beispielsweise alljährlich mehrmals vor der Aufgabe, Erfinder des „wahren Perpetuum mobile" zu berathen. Es ist nun ein überaus undankbares und gewöhnlich völlig aussichtsloses Bemühen, diese Erfinder innerlich von der Widersinnigkeit ihrer Bemühungen zu überzeugen. Sachliche Beweise, und wenn sie noch so drastisch und populär scheinen, prallen von den zumeist ungebildeten und in einen ganz bestimmten Punkt ihres Problems (gewöhnlich „die kolossale Uebersetzung" 2c.) verbohrten Erfinder ab. Am besten wirkt es noch immer, zum Schluß vor ihren Augen ein technisches Werk aufzuschlagen (etwa Bauschinger: Die Schule der Mechanik; München, Oldenburg), in dem ja die meisten Varianten des Problems behandelt sind, so daß sie zu der Einsicht kommen, daß ihre Erfindung nicht mehr neu, beziehungsweise patentfähig und weiterer Zeit- und Geldaufwand unrentabel ist.

Einer gewissen Tragik entbehrte es nicht, als vor Kurzem ein zweiundachtzigjähriger Nürnberger Seidenwirker seine Idee (die bekannte Hebercombination) vor seinem Tode „wenigstens noch deponiren" wollte, damit das Resultat dreiundzwanzigjähriger Arbeit der Nachwelt nicht verloren gehe.

Das Perpetuum mobile scheint in der That seine unheilvolle Anziehungskraft noch nicht in den technisch nicht durchgebildeten Kreisen verloren zu haben, die mit einem gewissen bewußten Nihilismus über das Gesetz von der Erhaltung der Energie hinwegschreiten und auch allen Belehrungen gegenüber ein mitleidiges Lächeln des Besserwissenden behalten.

So veröffentlicht das „Oesterreichische Patentblatt" 1899

S. 201: — Perpetuum mobile. — Johann Papitz in Berlin. 20. April 1899.

Der wahre Erfinder sinnt und grübelt im Geheimen unablässig nach Lösung des ihm verschwommen vorschwebenden Problems, nach Befriedigung des ihm zum Bewußtsein gekommenen Zwiespaltes. Sämmtliche Erscheinungen der Außenwelt besitzen nun vor seinem Auge eine weitere Bedeutung, als die ihnen zukommt und die vor uns Allen klar und deutlich erkennbar daliegt. Sie könnten ihm ja vielleicht zur Lösung seines Problems dienen! Er combinirt — gewöhnlich ohne sich davon Rechenschaft abzulegen — unablässig. Jedes Ding, jeder Vorgang des Lebens wird mit geschärftem Blick gesehen und probirend mit seinem Problem in causalen Zusammenhang gebracht. Jeder Mechanismus, jedes Getriebe, jeder physikalische Vorgang, der ihm zufällig aufstößt, wird seiner schemenhaften Erfinder-Idee probeweise eingefügt, wobei das stets wachende kritische Gewissen entscheidet, ob dieses neue Element zur Lösung der gesteckten Aufgabe geeignet ist oder nicht. Zahllose vergebliche Versuche können es sein, die seine Psyche, theils unbewußt, theils bewußt, immer aufs Neue rege halten, bis er die Naturkräfte in Combinationen lockt, die sein Problem befriedigen können. Die 36 Blätter eines Kartenspiels lassen sich bekanntlich in überaus mannigfaltiger Weise auflegen bezw. combiniren und zwar beträgt die ungeheure Anzahl dieser Permutationen 36! (sechsunddreißig Facultät) d. h.

$$36! = 1 \times 2 \times 3 \times 4 \times \ldots\ldots 35 \times 36.$$

Um wieviel größer ist nun die Mannigfaltigkeit, mit der die zahllosen Elemente, Mechanismen, Getriebe, Verfahren der Technik und die verschiedenen physikalischen Vorgänge in ursächlichen Zusammenhang gebracht werden können. „Die in der Welt der Erscheinungen waltenden Kräfte tragen" — sagt J. Kohler — „die Potenz zu unendlichen neuen Combinationen in sich; die aus

hr uns entgegenblitzenden Bilder enthalten die Keime zu tausend neuen Gestalten, denn ihre Bildungselemente sind überaus reich und fruchtbar; die Welt ist begrenzt, insofern sie ihre Gesetze hat, aber sie ist unendlich, indem sie innerhalb dieser Gesetze eine unbegrenzte Entwickelung von Gestalten bietet."

Wie ein Strom durchziehen die einzelnen Bilder und Vorgänge des täglichen Lebens die Sphäre der inneren Beobachtung des Erfinders, mit allen Nervenfasern gespannt liegt sein Innenleben — wie ein Jäger — auf der Lauer, bereit, in dem Momente zuzufassen, in dem ihm ein Zeichen gegeben wird, daß das für die Lösung des Problems brauchbare, das gesuchte Element vorüberfließen will. Seine auch im Unbewußten nimmer rastende Kritik über Wahr und Falsch, Wichtig und Richtig läßt ihn diesen Moment nicht verpassen und giebt seinem Bewußtsein dieses Signal. Die überraschende Zweckmäßigkeit irgend einer Combination, die ihm häufig der Zufall in die Hände spielte und die er bei systematisch-bewußtem Suchen vielleicht nicht gefunden haben würde, bringt ihm die Möglichkeit der Lösung seines Problems plötzlich zum Bewußtsein.

Fragt man irgend einen Erfinder, wie er auf seine Idee gekommen ist, so kann man 100 gegen 1 wetten, daß er eine vollständig befriedigende Antwort nicht geben kann.

Daß das Unbewußte und der Zufall thätig waren, spiegelt sich auch in den gewöhnlich etwas verschwommenen Aeußerungen wieder, wie etwa: „es wäre recht sonderbar," „merkwürdig" gewesen, ... es sei in ihm „plötzlich" die Idee „aufgetaucht" . . . . und dergleichen mehr.

Wir können nun jedoch keineswegs mehr sagen, Erfindungen seien ein Spiel blinden Zufalles. Wir wissen bereits, daß das Erfinden äußerst intensive Functionen der Psyche zur Voraussetzung hat. Einmal die bewußte Empfindung der Unzulänglichkeit und des Mangelhaften, das allen Dingen und Erscheinungen

des täglichen Lebens anhaftet; zweitens die Erkenntniß der Ursache dieser Unvollkommenheit und als Folge das nervöse, angestrengte Suchen nach Lösung dieses Widerspruches zwischen dem „Soll" und dem „Haben", — mit einem Worte, die Fixirung des Problems.

Der zweite Schritt der Erfinderthätigkeit war ein — größtentheils unbewußt verlaufendes — Probiren, ein Combiniren von Dingen, die im täglichen Leben uns hundertfach, ohne beobachtet zu werden, aufstoßen, mit dem lösungsbedürftigen Problem und die gleichfalls häufig unbewußt bleibende Kritik des Werthes der spontan geübten Combinationsthätigkeit. Daß die jeweiligen sinnlichen Wahrnehmungen und mithin auch der Zufall ein gewichtiges Wort mitsprechen, kann nicht abgeleugnet werden. Jeder zufällig erblickte Hebel, jedes Getriebe, jeder physikalische Vorgang spricht zum Erfinder: „Siehe zu, ob du mich für die Lösung deines Problems gebrauchen kannst." Eine Legion complicirtester und gewöhnlich nur verschwommen und unscharf im Bewußtsein haftender Denkoperationen geht dem Erhaschen der befriedigenden Combination, der Lösung voran.

In demselben Augenblick, in dem das Hülfsmittel, welches zur Lösung des Problems führt, von dem Spürsinn des Erfinders erhascht wird, in dem die Möglichkeit der Lösung seines Problems in dem Bewußtsein des Erfinders auftaucht, ist die eigentliche Erfinderthätigkeit beendet — wenngleich die nun folgende Aufgabe, den nur im Skelet, im Umriß gegebenen Erfindergedanken zu Fleisch und Blut zu verdichten, ihm eine praktische Form zu geben, häufig der weitaus größere Theil der Arbeit ist und große Ansprüche an Zeit und Geld stellt.

Die praktische Construction einer Erfindung ist berufsmäßige Arbeit eines Ingenieurs.

Sie kann sehr wohl einem an der Erfindung Unbetheiligten übertragen werden; ja manche Autoren rathen dies geradezu an.

der Erfinder bewegt sich weniger sicher auf dem Boden der praktischen Wirklichkeit, in dem sich die Dinge bekanntlich härter an einander stoßen sollen, als die Gedanken. Er ist gewohnt, in seiner Erfindung Kräfte spielen zu sehen, wo der Constructeur faßbare Hebel, Räder, Getriebe fühlen muß, da er ja den raumlosen Gedanken in räumliche Gebilde umzuwandeln hat. Der Erfinder wird auch gar zu leicht geneigt sein, seine Erfindung mit Feinheiten von häufig zweifelhaftem Werth und mit weiteren Erfindungen secundärer Natur zu spicken, die sich im Rahmen der ersten, umfassenden Erfinder-Idee bewegen, so daß die Gefahr nahe tritt, der wichtigste Erfinder-Gedanke könne unter der Fülle secundärer, mehr nebensächlicher, erdrückt werden. Falls der Erfinder nicht gleichzeitig ein kühler, geschickter Constructeur ist, so kann ihm entschieden angerathen werden, die praktische Verwirklichung seiner Idee einem nüchternen Techniker zu übertragen, der keineswegs von vornherein geneigt sein wird, die Erfindung in liebevoller Einseitigkeit zu verhätscheln, ein Fehler, in den der Erfinder seinem Geisteskinde gegenüber gar zu leicht verfällt. Der Constructeur geht, wie ein strenger Pädagoge, oft recht unzart mit dem Geisteskind des Erfinders um, das häufig zu phantastischen, unpraktischen Auswüchsen hinneigt.

Der Erfinder hüte sich wohl, von vornherein sofort constructive Elemente in seine Idee hineinzumischen; er vermeide im ersten Stadium seiner Erfindung Alles, was mit dem constructiven Ausbau zusammenhängt. Er lasse die leicht verwischbare, einer flüchtigen Pastell-Skizze ähnliche Idee ruhig in seinem Geiste ausreifen, bis das Skelet fix und fertig vor ihm steht. Auch jetzt gehe er nicht sofort an das Construiren. Die ersten Aufzeichnungen, Fixirungen seiner Erfinder-Idee erfolgen am zweckentsprechendsten schematisch. Gerade die schematische Darstellungsweise ist außerordentlich geeignet, eine Idee am reinsten, in umfassender Allgemeinheit, auf einen Blick übersichtlich, wieder-

zugeben. Das Gesammtbild wird nicht durch die für die Erfinder-Idee unwichtige äußere Form, durch Nebensächlichkeiten getrübt. Das Fleisch, das späterhin die dürren Knochen des Skelets zu umkleiden hat, ist für die Erkenntniß des eigentlichen Wesens einer Erfindung vor der Hand ohne Bedeutung. Und gerade für den Erfinder ist es unbedingt erforderlich, daß er sich genau klar wird, worin das Wesen seiner Erfindung beruht, weil unser Patentgesetz an den Erfinder die Forderung stellt, eine exacte Definition seiner Erfindung zu geben. Das Patentgesetz verlangt, daß der Erfinder einen eindeutig bestimmten Schutzanspruch aufstellt, der das Wesen seiner Erfindung vollständig, erschöpfend wiedergiebt und umfaßt. Es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß durch Ertheilung eines Patentes keineswegs eine Erfinder-Idee an sich, wie eine solche in facto vorliegt, in ihrer ganzen Tragweite vor Nachahmung geschützt wird. Ein wirklicher Schutz wird nur dann erreicht und vom Patentrecht zugestanden, wenn der Erfinder es versteht,

> durch eine einfache, logisch und technologisch richtige Definition, durch den Patentanspruch, das Wesen des Erfindungs-Gedankens eindeutig und in seiner ganzen Tragweite zu umgrenzen.

Ist der Schutzanspruch einmal zu eng gefaßt, so ist dasjenige Gebiet der Erfindung, das über den Kreis dieser Definition hinausragt, vogelfrei; der Erfinder geht des ihm eigentlich gebührenden Schutzes verlustig.

Da nun vor dem Patentrecht ja lediglich die logische Kraft einer richtig formulirten Definition, nicht aber die vielleicht wirklich vorliegende Erfindung als solche, rückhaltlose Anerkennung findet, so erwächst hieraus den betheiligten Kreisen, dem Erfinder und dem technischen Sachwalter, die eindringliche Mahnung zur Uebung und Gewöhnung an logisch konsequentes und technologisch richtiges Denken.

Allgemeine Recepte für die Abfassung von Patentansprüchen lassen sich natürlich nicht aufstellen.

Auf einen Punkt von Bedeutung macht E. Hartig in seinen „Studien in der Praxis des Kaiserlichen Patentamtes" aufmerksam. Er weist in dieser trefflichen Arbeit mit Recht darauf hin, daß es nicht möglich ist, das Wesen einer Erfindung durch nebeneinanderreihendes Aufzählen von sämmtlichen Gliedern einer Maschine, durch ein „Inventarverzeichniß" klarzulegen. Man solle mehr die zeitlich verlaufenden Vorgänge ins Auge fassen und, wie er es nennt, die „verbalen Begriffe" aus einem Erfinder-Gedanken herausschälen. Jedoch auch das nackte Aufzählen der zeitlich verlaufenden Vorgänge, die sich an die einzelnen Glieder einer Maschine knüpfen, kann, so scheint es, das innere Wesen noch nicht bloßlegen. Wichtiger und umfassender dürfte jedenfalls die Vorschrift sein, bei einer Beschreibung stets den Zweck als Richtschnur im Auge zu behalten, der sowohl die Erfindung, als Ganzes betrachtet, als auch die einzelnen in zeitlicher Reihenfolge verlaufenden Vorgänge und schließlich auch die todten Glieder des ganzen Mechanismus beseelt.

Machen wir uns den Zweck klar, der jedem einzelnen Theile, jedem Hebel, jedem Zapfen, jeder Schraube einer Maschine zu Grunde liegt, so sind wir auch geradezu gezwungen, zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, Wichtigem und Unwichtigem zu unterscheiden, über die Valenz, die Werthigkeit eines jeglichen Gliedes, einer jeglichen im Dienste der Hauptaufgabe stehenden Bewegung Kritik zu üben. Zur Erklärung des Wesens der Dampfmaschine ist der Arbeitsvorgang des expandirenden Dampfes im Cylinder von größerer Wichtigkeit, als die Schiebersteuerung, diese wieder von größerer Bedeutung, als der Kurbelzapfen, als das Maschinenbett oder gar die Fundament-Schrauben. Um jedoch andererseits die Anforderungen an stabile Fundamentirung einer Dampfmaschine

klarzulegen, wird eine Umkehr in der Wichtigkeit der oben aufgezählten Elemente eintreten. Es ist klar, daß hier die Verankerung im Fundament, die Form des Maschinenbettes, die Massenvertheilung gegenüber der Steuerung und den Arbeitsvorgängen im Cylinder gebieterisch in den Vordergrund treten.

Wenn wir nun die Erfindung in ihren einzelnen Entwickelungsphasen vom Aufblitzen eines Problems an bis zur ausgereiften, praktisch verwerthbaren Lösung begleitet haben, so ist es für den Erfinder ein harter, mühevoller Weg gewesen, der ihn zur letzten Station, zum Patent führte, zum Patent, das viele Hoffnungen und gewöhnlich mehr Enttäuschungen für ihn zu bergen pflegt.

Die Enttäuschungen würden ihm häufig erspart bleiben, falls er Unparteilichkeit genug besäße, um sich die Frage, ob seine Neuerung, seine Construction auch wirklich eine Erfindung ist, streng sachlich, ohne Selbstüberschätzung beantworten zu können.

Die Gefahr liegt jedoch nahe, daß der Erfinder den Werth seiner sogenannten „Idee“, in die er sich mit einer gewissen liebevollen Zärtlichkeit versenkt hat, zu überschätzen geneigt ist. Und doch gilt auch hier, bei der Fassung des Patentanspruches, bei der Definition seiner Erfindung der Grundsatz, daß — wie Hartig richtig meint — Derjenige am meisten erreicht, der am wenigsten verlangt.

Jedoch kommt ein weiterer mildernder Umstand in Frage, der es entschuldigt und erklärt, daß die meisten Erfinder zur Selbsttäuschung und Ueberschätzung ihrer „Erfinderthätigkeit“ hinneigen. Es ist dies der Mangel an einer vom Patentamt sanctionirten Definition der Erfindung. Am treffendsten scheint immerhin noch die Definition der „Enquetecommission“ zur Revision des Patentgesetzes 1887, S. 4, zu sein; sie lautet:

„Erfindung ist Lösung eines technischen Problems, die nach ihrem technologischen Begriff neu und nach Art

ihrer Verwirklichung in mindestens einer Ausführungsform vollständig dargelegt ist."

Jedoch auch bei dieser etwas verschlungenen Definition tritt ein Glied auf, das nicht absolut starr und scharf umrissen, sondern wie Kautschuk dehnbar ist.

„Was ist eine nach ihrem technologischen Begriff neue Lösung?" Man könnte beinahe versucht sein, „die Erfindung" zu antworten und an die Katze zu denken, die, sich im Kreise herumdrehend, vergeblich bemüht ist, den eigenen Schwanz zu erhaschen.

Fast scheint es, als ob Goethe auch hier den Nagel auf den Kopf trifft, obwohl er kein Patentanwalt, sondern bekanntlich Dichter und Wirklicher Geheimrath war. Wenn er auch keine Definition giebt, so beantwortet er doch die Frage, „was ist Erfinden," mit dem kurzen, befriedigenden:

„Es ist der Abschluß des Gesuchten!"

Vielleicht dürfte es nicht müßig sein, zu untersuchen, ob die erfinderische Thätigkeit Analoga in der Thätigkeit des menschlichen Geistes aufweist, und ferner, ob vielleicht die unterscheidenden, sowie die tangirenden Merkmale zur Klarstellung des Wesens der Erfindung beitragen können.

Wir haben bis jetzt bemerken können, daß das Erfinden in einer kritisch geregelten Combination an und für sich bekannter Elemente des Wissens und der Erfahrung (d. i. Gesetzmäßigkeiten, denen Stoff, Kraft, Raum und Zeit folgen) besteht. Diese combinatorische Geistesthätigkeit im allgemeinsten Sinne des Wortes allein ist jedoch lediglich „Probiren"; zur Erfindung wird dies Probiren, wenn ein gewisser Endzweck durch die ineinandergreifende Kette der Combinationselemente in einer vorhin nicht bekannten Weise verwirklicht wird.

Verwandte Merkmale sind auch jeder schöpferischen Thätigkeit eigen.

> Wenn wir vorhandene Elemente a, b, c, d .... in einem speciellen Fall derart in inneren Zusammenhang bringen, daß die einzelnen Bildungselemente a, b, c, d .... in Folge dieser Abhängigkeit eine Complexion φ (a b c d e ...) mit vorhin unbekannter Wirkung φ (a b c d e ...) = x bilden, so ist diese Thätigkeit als eine *schöpferische* zu bezeichnen.

Es scheint fast, als ob diese Begriffsbestimmung sowohl Entdeckung, als auch Erfindung und künstlerische Schöpfung umfaßt und somit die nächsthöhere Gattung (das genus proximum) der Erfindung angiebt.

Es erübrigt nun, dem artbildenden Unterschied (der differentia specifica) zwischen künstlerischer Schöpfung, Entdeckung und Erfindung nachzugehen.

Zwischen dem *Schaffen* des Künstlers, des Erfinders, des Entdeckers scheinen Wesens-Unterschiede nicht zu bestehen, etwa der Art, daß man das künstlerische Opus als „Ausfluß des Göttlichen“, als „Offenbarung“ und daß man im Gegensatz dazu die Entdeckung des Physikers, Mathematikers, die Erfindung des Ingenieurs mehr als pedantisch-gewissenhaftes Austüfteln bezeichnen könnte.[3]

Das Unbewußte spielt, wie wir gesehen haben, hier wie dort dieselbe, mehr oder minder wesentliche oder unwesentliche Rolle. Unterscheidend sind lediglich die Eigenschaften, die das *Geschaffene* kennzeichnen.

Die künstlerische Schöpfung (Composition, Dichtung, Skulptur, Bild) stellt uns bekannte Elemente in einer „Composition“ vor, deren innerer Aufbau eine *ästhetische Wirkung*, die Befriedigung der Psyche im Gefolge hat.

Die Entdeckung erweitert unser *Wissen* und unsere *Erfahrung*.

Wenn der Mathematiker die beiden Seiten a und b eines Rechteckes in inneren Zusammenhang bringt, so sagt man, d

bildet eine sogenannte „Function“ und drückt diesen inneren Zusammenhang allgemein durch das Functionszeichen φ (oder f) aus. Findet er nun, daß Function φ (a b) eine vorhin nicht bekannte Eigenschaft besitzt, etwa die, daß sie den Flächeninhalt x des Rechtecks angiebt, so hat er unzweifelhaft eine Entdeckung gemacht, und zwar ist sie darin zu suchen, daß er es verstanden hat, diesen beiden bekannten Elementen a b ein vorhin unbekanntes Resultat abzuzwingen, nämlich daß

$$a \times b = x.$$

Das Gleichheitszeichen „=“ deutet an, daß ein Gleichgewicht zwischen Soll und Haben, daß eine gewisse Befriedigung die Thätigkeit des Combinirens abschließen muß. Es trifft dies nicht lediglich für mathematische, physikalische, sondern auch für die Erfindung und für die künstlerische Schöpfung zu.

Wohlgemerkt liegt das Unbekannte nicht in den Einzelelementen, auch nicht in der zeitlichen oder räumlichen Combination der einzelnen Bildungselemente, sondern lediglich in der Neuheit der Wirkung durch den besonderen verwirklichten Fall.

Wenn es nun zutreffen dürfte, daß eine Kunstschöpfung einen ästhetischen, eine Entdeckung einen erkenntnißtheoretischen Effect besitzt, so ist es schwieriger, den Effect der Erfindung eindeutig zu kennzeichnen.

Und zwar hat dies darin seinen Grund, daß wir vor der Hand uns darüber noch nicht klar sind, was Technik ist und was Technik soll; kurzum, der Mangel an einer Realdefinition des Begriffes „Technik“ macht sich hier schwer fühlbar.[4]

Im Allgemeinen wird jedoch die Untersuchung, ob in einem speciellen Fall eine Wirkung als „technischer Effect“ angesehen werden kann, nicht schwer fallen; jedenfalls hat sich diese Frage in der patentrechtlichen Praxis, wo sie speciell bei Berührungspunkten zwischen Geschmacksmuster und Gebrauchsmuster auftaucht, ohne Inconsequenz entscheiden lassen.

Setzen wir den Begriff „technisch“ als eindeutig bestimmbar voraus, so kennzeichnet sich die Erfindung als

„Schöpfung mit technischem Effect.“

Wir können somit künstlerische Schöpfung, Entdeckung und Erfindung in das nachstehende Schema bringen:

Art	Gattung (genus proximum)	Art unterscheidendes Merkmal (differentia specifica)	
Künstlerische Schöpfung (Artbezeichnung fehlt dem Sprachgebrauch)	Schöpfung φ (a′ b′ c′ d′ ....) = x	Effect	ästhetisch
Entdeckung			erkenntnißtheoretisch
Erfindung			technisch

Lediglich die Qualität des Effectes, der Charakter der Wirkung und somit auch der Zweck einer Schöpfung dürfte das artunterscheidende Merkmal zwischen künstlerischem Opus, Entdeckung und Erfindung bilden und ebenso auch den Maaßstab für den inneren Werth dieser abgeben.

Die Gesetze und die Voraussetzungen des Schaffens sind jedoch bei allen Dreien die gleichen.

P. K. von Engelmeyer-Moskau meint in einer seiner tiefen Arbeiten:[5]

„Drei Elemente bilden das technische Schaffen und überhaupt die technische That: erstens das Wollen, zweitens das Wissen und drittens das Können“ .... „Wer nur will und nicht weiß, der ist ein Phantast. Wer nur weiß und nicht kann, der ist ein Ohnmächtiger.“

Einwandfreier und von weit größerer definirender Kraft

dürfte es jedoch sein, nicht die Schaffensvorgänge an sich, sondern das Resultat der Schöpfung durch „Wollen, Wissen und Können" zu kennzeichnen.

v. Engelmeyer sagt weiter selbst: „Es ist einleuchtend, daß nicht nur das technische, sondern alles menschliche Schaffen, ja sogar jede zielbewußte That sich nach dem Schema des Dreiactes (Wollen, Wissen, Können) auffassen läßt."

Und in der That hat Goethe's „Faust" nicht nur impulsives „Wollen", den Willen zur Schaffung der tiefsten der Dichtungen, zur Voraussetzung. Goethe war gewiß auch ein „Wissender", der den inneren Zusammenhang zwischen Sein und Schein, menschlichem Wollen und Können in einer Tiefe durchschaute, wie wenig andere Sterbliche.

Ebenso ist sein „Können" gigantisch, wenngleich wir seine Schöpfungen nicht durch ihre Leistung in Pferdekraftstunden oder durch den technischen Nutzeffect η abschätzen können.

Es scheint gerade für die Erkenntniß des Wesens der Schöpfung, sei sie künstlerisch, wissenschaftlich oder technisch, von Bedeutsamkeit zu sein, daß die Entstehungsgesetze für die Gattung „Schöpfung" Wesensunterschiede nicht erkennen lassen.

Nicht das Schaffen an sich: Zweck, Ziel und Effect der Schöpfung bilden vielmehr das artunterscheidende Merkmal, die Differentia specifica, zwischen Kunstschöpfung, Entdeckung und Erfindung.

Dichtung, Composition, Gemälde und Skulptur appelliren an die Psyche des Menschen, haben einen ästhetischen Effect.

Jedes Kunstwerk regt zu neuer Bethätigung des Willens an: es vermehrt die jeweilige Summe, das Integral des Gewollten, es giebt der menschlichen Psyche Gelegenheit und Raum, sich in neuen Regungen auszuleben, und wirkt fruchtbar, wie der Sauerteig, der des Menschen Seele zersetzt oder läutert, zum Guten oder Bösen, Schönen oder Häßlichen mit suggestiver Kraft hindrängt, je nach der inneren Tendenz und dem Werthe des Opus.

Die Entdeckung hat einen Effect, der sich von dem der künstlerischen Schöpfung scharf unterscheidet.

Das Ziel des Entdeckers ist Erkenntniß des Seins, das Wissen. Er will in erster Linie das Integral des Gewußten vergrößern, bereichern. Jede Entdeckung bietet einen Beitrag, um den inneren Zusammenhang in der Natur zu ergründen, um das Räthsel des Seins und Werdens der Lösung näher zu bringen.

Und nun der Erfinder! Seine Schöpfung, die Erfindung, kann und will nicht die Psyche, auch nicht den Erkenntnißdurst des Menschen befriedigen.

Die Erfindung ist dem Realen gewidmet: sie bereichert den Schatz menschlichen Könnens durch neue Hülfsmittel.

Wenn der Geist willig, das Fleisch, die Materie schwach, träge ist, so giebt jede Erfindung ein Mittel, um natürliche Vorgänge zu beschleunigen, die Wirksamkeit der Dinge zu erhöhen.

> Die Aufgabe der Technik besteht darin, das physische Können des Menschen durch räumlich oder zeitlich gekennzeichnete Hülfsmittel zu erhöhen.

Der Inhalt des menschlichen Daseins ist von Hause aus flach und beschränkt: er wird ständig vertieft und ist bis ins Erstaunliche erweitert worden, einzig und allein durch die selbstschöpferische Thätigkeit des menschlichen Geistes.

Die Kunst schuf zuerst vorhin nicht gekannte Gefilde, auf denen die Psyche sich ausleben, sich dem Schönen in Tönen und Bildern hingeben kann.

Die Entdeckung und Erfindung fand lange keinen Raum zur Entfaltung: die genetische Kraft war im klassischen Alterthum gewissermaaßen absorbirt durch eine rückhaltslose Hingabe im Genusse der künstlerischen Schöpfung.

Bis in die Neuzeit hinauf klebte daher auch der Forschung eine gewisse mystische, künstlerische Auffassung des Seins an, eine Auffassung, die am liebsten nur das als „wahr" aner-

kennen wollte, was dem selbstgeschaffenen Schönheitsideal und der jeweiligen ethischen Weltanschauung sich zwanglos einfügen ließ.

Der zweite „Act" in der Kulturgeschichte wurde durch die Entdeckung, durch die ständige Bereicherung des „Gewußten" eingeleitet. Die dritte Entwickelungsstufe wird durch die technische Erfindung beherrscht, die nunmehr die letzte Lücke in dem Dreiact der schöpferischen Thätigkeit des Menschen ausfüllt.

Die Berechtigung der technischen Schöpfung, Erfindung gegenüber der wissenschaftlichen und künstlerischen steht außer Frage: der Entwickelungsgeschichte der Menschheit zufolge dürfte sie nicht nur die letzte, sondern auch die höchste Stufe bilden, auf der es dem Menschen vergönnt ist, sich als Schöpfer auszuleben. Der Effect einer Erfindung ist positiv greifbar und unbestritten gegenüber dem der künstlerischen und wissenschaftlichen Schöpfung, während der Effect der letzteren beiden der Bekrittelung durch subjective Modeanschauungen zugänglich ist.

Voraussetzung bei der Schöpfung und mithin auch bei der Erfindung ist die Neuheit des Effectes einer Complexion $\varphi\,(a\,b\,c\,d\ldots) = x$.

Der Ausdruck „neue Erfindung" ist mithin eigentlich tautologisch: eine „alte Erfindung" ist objectiv ein Unding.

Allerdings werden täglich zahlreiche Nacherfindungen gemacht, die subjectiv die Kennzeichen der Erfindung besitzen und von den Erfindern ohne Kenntniß bereits vorhandener Lösungen wiederholt werden; objectiv fehlt jedoch die Bedingung, daß bei der Complexion

$$\varphi_1\,(a\,b\,c\,d\ldots) = x$$

der Effect x unbekannt ist, sobald eine Complexion

$$\varphi_2\,(a'\,b'\,c'\,d'\ldots) = x$$

also mit dem gleichen Effect x, bekannt war. Der Grundsatz: „Wenn zwei Größen einer dritten gleich sind, so sind sie unter sich selbst gleich, ist hier ohne Weiteres anwendbar; die Com-

plexion φ_1 ist somit identisch mit φ_2: eine Erfindung liegt nicht vor.

Sehr häufig tritt der Fall ein, daß innerhalb der Gesammtcomplexion φ_1 (a b c d ...) mit dem neuen Effect x eine kleinere Anzahl von Einzelelementen infolge ihrer eigenartigen Anordnung ebenfalls einen neuen Effect x_2 aufweisen, oder daß ein Element, etwa c, durch eine Complexion neuer Erfindungselemente ersetzt ist, so daß wir für den letzteren Fall erhalten

$$\varphi_1 \; (a\,b\,\underbrace{c) = x}_{\varphi_2 \; (\alpha\,\beta\,\gamma) = x_2.}$$

Weiter kann von φ_2 ein Element (etwa β) durch eine dritte Complexion φ_3 $(\delta\,\varepsilon\,\gamma)$ mit neuem Effect x_3 ersetzt werden u. s. f. Und in der That werden in jede Erfindung mit der Zeit eine Reihe von neuen, verbessernden Erfindungen ($\varphi_2\ \varphi_3\ \varphi_4 \ldots \varphi_n$) staffelförmig eingeschachtelt, die jedoch begrifflich, technologisch und patentrechtlich der Erfindung φ_1 untergeordnet sind und in einem Abhängigkeitsverhältniß zu φ_1 stehen, derart, daß

$$\begin{array}{l} \varphi_2 \text{ nicht ohne } \varphi_1, \\ \varphi_3 \text{ nicht ohne } \varphi_2, \\ \varphi_4 \text{ nicht ohne } \varphi_3 \\ \vdots \quad \vdots \quad \vdots \end{array}$$

möglich ist.

Ich möchte daher φ_1 als Erfindung erster Ordnung, φ_2 als Erfindung zweiter Ordnung u. s. f. bezeichnen.

Bei patentrechtlichen Streitfragen pflege ich gewöhnlich die Analyse von Erfindungen nach dem im Obigen nur kurz angedeuteten Verfahren einzuleiten; dieselbe hat mir stets gute Hülfe geleistet. Zu beachten ist dabei, daß man stets von dem Effect x_1 x_2 der collidirenden Erfindungen ausgeht und dann erst die Complexionselemente aus den Erfindungen φ_1 und φ_2 herausschält und einer vergleichenden Untersuchung unterwirft.

Ein Beispiel möge dies kurz erläutern. Prof. Dr. W. Nernst hat ein elektrisches Glühlicht in Vorschlag gebracht, bei dem der glühende, leuchtende Körper aus sogenannten Leitern zweiter Klasse besteht, welche sich im kalten Zustande nahezu wie Strom-isolatoren verhalten, im hocherhitzten Zustande dagegen den elektrischen Strom verhältnißmäßig gut leiten.

Schaltet man ein derartiges Glühstäbchen in einen elektrischen Stromkreis ein, so wird der Effect gleich Null, d. h. es tritt überhaupt eine technische Wirkung und insbesondere die gewünschte Lichtwirkung nicht ein.

Erhitzt man jedoch durch eine beliebige Vorwärme-Vorrichtung das Stäbchen bis zur Rothgluth, so wird es selbst stromleitend, wird durch den in Wärme sich umsetzenden Strom nunmehr dauernd auf Weißgluth erhalten und strahlt — auch nach dem Aufhören des Vorwärme-Processes — selbstständig ein Licht aus, das aus hier nicht zu erörternden Gründen gegenüber den bekannten elektrischen Beleuchtungsmitteln den Vorzug einer hohen Oekonomie besitzt.

Die einzelnen Complexions-Elemente sind nun

a) Glühkörper aus Leitern zweiter Klasse,
b) elektrischer Strom,
c) Vorwärme-Verfahren.

Nebenbei bemerkt mag werden, daß die Bildungselemente einer Erfindung sehr vielgestaltig sind. Im vorliegenden Falle ist beispielsweise Element a ein räumlich und substanziell gekennzeichneter Körper, Element b eine Form der Energie und Element c ein Verfahren, also ein verbaler Begriff.

Das Ziel, welches erreicht werden soll und erreicht wird, ist: ein ökonomisches elektrisches Licht. Die Ursache der Lichtwirkung ist der elektrische Strom (b) einerseits und das Vorwärme-Verfahren (c) andererseits; beide Elemente b und c wirken auf das Object (a), den Glühkörper, ein.

Wir haben also

Elektrischer Strom b } eines Glühkörpers a = Licht = x
Vorwärmung c

oder

$$\varphi_1\ (\overline{b\,c} \rightarrow a) = x_1.$$

Innerhalb dieser Complexion b c ⟶ a sind nun die Elemente c und a zahlreicher Variationen fähig.

Wir haben unter c ganz allgemein jedes Vorwärmeverfahren bezeichnet. Bei dieser Fassung würden sämmtliche Ausführungsformen innerhalb des Kreises φ_1 fallen, wären also von φ_1 abhängig, gleichgültig, ob man die Vorwärmung durch ein Streichholz c′, eine Zündflamme c″ oder durch eine complicirte Heizvorrichtung bewirkt, wie sie Nernst in seinen Patenten beschreibt.

Diese elektrische Vorwärme-Vorrichtung besteht bekanntlich aus einer im Nebenschluß zum Speisestrom stehenden Platinheizspirale (α), die beim „Anzünden" des Glühkörpers (a) durch den elektrischen Strom (b′) glühend gemacht wird, den eigentlichen Glühkörper (a) vorwärmt und sodann durch eine elektrische Regulirung (β) ausgeschaltet wird. Die Vorwärmung c ist also durch eine Complexion φ_2 ($\alpha\,\beta$) ersetzt worden, so daß

$$\begin{array}{c} \varphi_1\ (\overline{b\,c} \rightarrow a) = x_1 \\ \downarrow \\ \varphi_2\ (b'\,\alpha\,\beta) = x_2. \end{array}$$

Soll nun $\varphi_1\ (\overline{b\,c} \rightarrow a) = x_1$, also die umfassendste Complexion, eine berechtigte Erfindung darstellen, so muß die Voraussetzung zutreffen, daß die Complexion Strom - Vorwärmung eines sogenannten Elektrolytglühkörpers, noch nie den Effect Licht gehabt hat. In Wirklichkeit hat jedoch Jablochkoff bereits vor zwanzig Jahren in einem deutschen Patent eine Complexion beschrieben, die den gleichen Effect (Licht) haben konnte. Jedoch hat er nicht den allgemeinsten Fall behandelt, daß nämlich c

jede beliebige Vorwärmung darstellt. Jablochkoff bewirkt in eleganter Weise bekanntlich die Vorwärmung dadurch, daß er zwischen den Elektroden des Glühstäbchens Hochspannungs-Funken überspringen läßt, welche das im kalten Zustande isolirende Glühstäbchen bis zur Leitungsfähigkeit erhitzen.

Diese specielle Ausführungsform (c′) der Vorwärmung c verhindert mit einem Schlage, daß die allgemeinste, weittragendste Form der Erfindung

$$\varphi_1\ (\overline{b\,c} \rightarrow a) = x_1$$

Gegenstand eines Schutzes sein kann, da bereits bekannt war,

$$\varphi\ (b\ (\dot{c}') \rightarrow a) = x.$$

Und in der That beschränkt sich der Schutz des Nernst'schen Patentes denn auch lediglich dem Patentanspruch gemäß auf „eine vom Glühkörper getrennte, äußere Wärmequelle zur Erzielung eines bekannten Effectes (Vorwärmung — Licht)".

Was ist überhaupt noch neu? Diese Frage spielt in dem Patentwesen in dem oft erbitterten Kampfe der Parteien,[6] dem Patentamt einerseits und dem Erfinder andererseits, zuweilen eine geradezu grausame Rolle und macht oft jahrelange Erfinderthätigkeit zu nichte, eitle Hoffnungen zerstörend. Man könnte häufig versucht werden, Erfindungs-Jägern, die das Jagdgebiet der Erfindungen, das technische Kapital an vorhandenen Mechanismen und Elementen nicht beherrschen und kennen, zur Abschreckung rundweg mit dem Sohn des Akiba zu erklären: „Es sei Alles schon dagewesen." Und in der That würde diese Radikalkur häufig Segen stiften und Arbeit und Kapital vor unnützer Vergeudung bewahren. Jedoch hätte eine derartige Regierung der Neuheit auch noch einen ernsten, einen tieferen Sinn.

In einem zum mindesten überaus geistvoll geschriebenen Werk, betitelt „Grundlinien einer Philosophie der Technik", weist Ernst Kapp darauf hin, daß unsere meisten Erfindungen von der Natur bereits „vorerfunden" sind, daß unsere Erfinder

organische Vorbilder unbewußt copiren. Und wenn wir dem Unbewußten in den früheren Ausführungen nur ein eng umgrenztes Thätigkeitsgebiet zugestanden, so geht Kapp so weit, im Unbewußten ein „organisirendes Princip“ zu erblicken, das nach Bethätigung ringt und dem Erfinder — gewissermaaßen „suggestiv“ — die Lösung unterschiebt. Jedoch läßt sich diese äußerst frappirende Thatsache, daß viele unserer Erfindungen ein Spiegelbild organischer Vorbilder, wie Kapp es nennt, „Organprojectionen“ sind, auch ohne Zuhülfenahme dieses dem nüchternen Techniker etwas mystisch erscheinenden, organisirenden Princips erklären.

Die Natur hat seit Anbeginn des Weltalls an zahllosen Problemen gearbeitet; und sie hat nicht fruchtlos gewirkt, sie hat sie gelöst. Klar ist es, daß sie nie irrt, daß die Lösung stets dem Zwecke angepaßt ist. Die ganze Entwickelung des Weltalls, die Entwickelung der Pflanzen, der Thiere, der einzelnen Organe dieser, ist stets im Kampfe ums Dasein vom Zwecke und von der Wahrheit geleitet worden, die ja im letzten Grunde mit dem Zweckmäßigen identisch scheint.

Organe, die den Keim des Zweckmäßigen in sich tragen, haben sich — geläutert durch die Prüfung der Jahrtausende — erhalten; sie haben sich den Lebensbedingungen der Zeiten angepaßt und bestehen heute noch in den Gliedern von Mensch, Thier und Pflanze. Unzweckmäßige Anläufe und Auswüchse fielen dem Untergange anheim. Und wenn in der üppigen, ersten Entwickelungsperiode unserer Erde groteske Saurier mit phantastisch-furchtbaren Gliedern und Waffen die Lüfte und Wässer durchwälzten, so zeigt unsere jetzige Welt ein nahezu friedlich und harmlos scheinendes Bild. Der Kampf ums Dasein wird jetzt mit anderen Waffen ausgetragen, mit „Waffen, die der Intellect geschaffen“ und die, den Stempel des Zweckmäßigen an sich tragend, uns ein Ziel auf dem kürzestmöglichen Wege erreichen lassen.

Unsere ältesten Dampfmaschinen, die Wasserhaltungs-Maschinen, gleichen mit ihren „kraftschlüssigen Ketten, Zahnbögen, den schlotternden Gestängen und ihren Balanciers" melancholisch nickenden Ungeheuern und erinnern mit ihrer ungebundenen Willkür in Bewegung und Form unwillkürlich an den Ichthyosaurus. Die unzweckmäßigen Glieder der Maschine sind (ebenso wie der Ichthyosaurus) verschwunden und haben Zweckmäßigerem Platz gemacht. Ueberall treten uns eindeutig bestimmte, der Willkür entzogene Bewegungen und Arbeitsvorgänge in den elegant laufenden modernen Maschinen, die von verhältnißmäßig großer Einfachheit sind, entgegen.

Es ist nun einleuchtend, daß manche Erfinder-Aufgaben in der Technik gestellt werden, die, wie sich gewöhnlich später zeigt, die Natur bereits gelöst hat.

Die Aehnlichkeit eindeutig lösbarer Probleme wird dann auch den praktischen Lösungen eigen sein, die sowohl in der Natur als auch in der Technik ihre Daseins-Berechtigung erringen, ihre Prüfung vor dem unerbittlichen Forum der Zweckmäßigkeit bestehen müssen.

Der erste Hammer besaß ohne Zweifel dieselbe Aufgabe, die so lange sein getreues Vorbild, der menschliche Vorderarm mit der zur Faust geballten Hand — unter tausend anderen Aufgaben allerdings —, beim Faustschlage erfüllt hatte. Aufgabe und Zweck des Hammers ist es, diese Schlagwirkung womöglich durch Verlängerung des Hammerstieles und Vergrößerung des Hammergewichtes noch zu vergrößern, die Leistungsfähigkeit des Faustschlages zu erhöhen.

Der Hammer soll nicht die überaus mannigfaltigen Functionen der Hand übernehmen; er soll nicht kneten, fassen, kratzen, nein, er soll einzig und allein zur Erzeugung der Schlagwirkung dienen, dafür aber auch den Schlag desto gründlicher und intensiver ausführen.

Und wie viel enger ist die Aufgabe eines Hammers gegenüber seinem organischen Vorbilde! Wie weit ins Einzelne gespalten ist die Aufgabe der Werkzeuge, die alle unter den Begriff „Hammer" fallen! Wie innig hat sich die Form des Hammers stets dem jeweiligen Zwecke angeschmiegt! Man denke nur an den Hand-, den Zuschlaghammer, den Hammer des Schuhmachers, des Uhrmachers und an den Dampfhammer! In der That beschränkt sich die Aehnlichkeit einer „Organprojection" mit ihrem Vorbild nur in der Uebereinstimmung des Zweckes, der Aufgabe. Wird diese Aufgabe im Laufe der Zeit eine andere, so verschwindet auch die — auf den ersten Blick recht verblüffend wirkende — Aehnlichkeit zwischen Organprojection und Vorbild. Und gerade hieran scheint Kapp hartnäckig vorbeigesehen zu haben! Die Aufgabe eines Dampfhammers hat mit der einer menschlichen Hand, die zu tausend und abertausend subtilen Bewegungen, „Manipulationen", fähig ist, wenig gemein — und in der That dürfte wohl auch Niemand die empfindungsfähige, nervöse Hand eines Geigenvirtuosen mit einem Dampfhammer vergleichen wollen.

Aus dem Entwickelungsgang dieses ersten Werkzeuges, des Hammers, lassen sich einige morphologische Principien herausschälen, die uns auch aus sämmtlichen Erfindungen entgegenleuchten und denen, wie es scheint, zum mindesten ein großer Antheil an dem Fortschritte und der rapiden Entwickelung der Technik zugesprochen werden muß, wenn man nicht gar so weit gehen will, die Ursache dieses Fortschrittes in der allmählich mehr und mehr durchsickernden Erkenntniß, Beachtung und Uebung dieser Principien zu suchen.

Zweck jeder Erfindung, jedes Werkzeuges, jeder Maschine war die Erhöhung der Leistungsfähigkeit in Erfüllung einer Aufgabe. Dieses Ziel scheint nun — wenn wir der Entwickelungsgeschichte der Technik überhaupt trauen und aus ihr

eine Lehre ziehen können — durch die Anwendung zweier Principien auf dem kürzesten Wege erreicht worden; einmal durch das bereits berührte Princip, das in Beschränkung der Mannigfalt der Aufgabe besteht, und zweitens durch die Beschränkung der Bewegungswillkür; und scheint es fast, als ob das Paradoxon, „in der Beschränkuug zeigt sich der Meister,“ hier zur uneingeschränkten Geltung kommt und jedem Erfinder als nie irrende Richtschnur empfohlen werden kann.

Das Urbild des Hammers, die menschliche Hand, kann von dem in Kugelgelenken, Scharniren, Bändern und Sehnen geführten Arm noch zu tausenderlei Functionen verwandt werden; die Beschränkuug dieser Functionen auf eine, den Schlag, führte zur Erfindung des Werkzeuges, des Handhammers. Wird dessen Bewegungsfreiheit der Willkür entzogen und wird die Bewegungsmöglichkeit auf eine einzige, eindeutig bestimmte Bewegung beschränkt, so haben wir die Maschine, den Schwanzhammer und den Dampfhammer erfunden; der letztere kann nicht mehr die mannigfaltigen, von der Willkür und Geschicklichkeit des Arbeiters abhängenden Bewegungen eines Handhammers ausführen; die einzige Bewegung, die durch zwangläufige Führungen erzielte Verticalbewegung, führt er jedoch weit präciser und intensiver als ein von Hand bethätigter Hammer aus.

Reuleaux hat dieses Princip in seiner Kinematik ausgesprochen, scheint es jedoch nicht umfassend genug formulirt zu haben.

Wenn er den Fortschritt der Technik in der Vermeidung des Kraftschlusses und das Allheilmittel dagegen im Paarschluß sieht, so trifft dies keineswegs allgemein zu.

Unter Hinweis auf die Figuren 1 und 2 möge hier kurz der Unterschied zwischen Kraftschluß und Paarschluß erläutert werden.

Die primitivste Art der Lagerung der in der Pfeilrichtung

umlaufenden Welle a (Fig. 1) eines Wasserrades war die, daß man die durch das Wasserrad belastete Welle einfach auf zwei glatte Querbalken b eines Bockes setzte. Da die umlaufende Welle nun auf den Querbalken b seitlich abrollen würde, so ordnete man einen Anschlagriegel c auf dem Joch b an, gegen den nun die Welle a aufzulaufen bestrebt ist.

Das Eigengewicht des Rades (also eine Kraft, die Schwerkraft) verhindert ein Steigen der Welle und hält sie — unter normalen Umständen wenigstens — in der gewünschten Drehachse.

Dieser „Kraftschluß" ist naturgemäß eine unvollkommene Art der Lagerung bei Kraftübertragung: ein geringfügiges

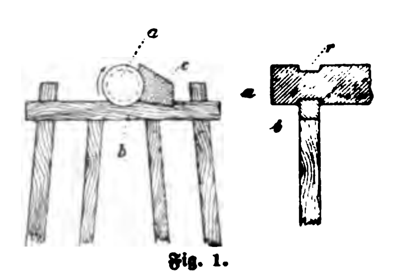


Fig. 1.

Hinderniß kann die ganze Welle mitsammt dem Wasserrade aus der gewünschten Lage ausheben. Ebenso ist eine horizontale Verschiebung der Achse in keiner Weise verhindert.

Bei längerem Lauf strebt jedoch diese Lagerung einer bei Kraftübertragung wenigstens, vollkommeneren Form, dem Paarschluß, ganz von selbst zu. Der Zapfen a nutzt sich nämlich am Umfange an der Auflagerstelle mit der Zeit ab und bildet schließlich eine tiefere Rille r, die nunmehr bereits laterale Vorschiebungen des Rades in der Wellenachse ganz von selbst verhindert.

Ebenso gräbt sich der Zapfen a im Auflagerbalken b und in dem Anschlagriegel c förmlich ein Bett ein, derart, daß auch das Ausspringen der Welle aus der Drehachse zum großen Theil verhindert ist.

Vervollständigen wir nun die Umhüllung des Zapfens a, derart, daß der Zapfen vollständig durch eine ringförmige Lagerhülse umschlossen wird, so erhalten wir den sogenannten Paarschluß, wie ihn Fig. 2 schematisch ebenfalls an einer Wellenlagerung veranschaulicht.

c ist eine Welle, die jedoch von vornherein mit einer Einziehung, mit dem schwächeren Zapfen a und dem Bund b versehen ist, so daß eine Verschiebung der Welle in der Achsenrichtung ausgeschlossen ist. Ebenso ist auch die Beweglichkeit in der Verticalebene durch die den Zapfen a am ganzen Umfange umschließenden, feststehenden Lagerschalen d gehemmt. Während also beim Kraftschluß (Fig. 1) die Begrenzung der Bewegungs-

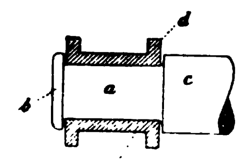


Fig. 2.

freiheit durch Mitwirkung einer Kraft, der Schwerkraft erfolgt, wird dies beim Paarschluß (Fig. 2) lediglich durch die gestaltliche Ausbildung der aneinander geketteten Theile (Zapfen und Lagerschale: „ein Paar") und durch die Festigkeitseigenschaften der Constructionstheile erreicht.

Allerdings trifft es nun häufig zu, daß der Paarschluß dem Kraftschluß überlegen (speciell bei der Kraftübertragung) erscheint, so daß man versucht ist, den Paarschluß als höhere Form des Kraftschlusses anzusehen. In Wirklichkeit hat dies jedoch keineswegs allgemeinere Gültigkeit.

Es würde beispielsweise durchaus keinen Fortschritt in der Elektrotechnik bedeuten, falls man den Anker einer Dynamomaschine, etwa durch Stellringe der Achse begrenzt, paarschlüssig gegen die Feldmagnete laufen ließe. Man gestattet ihm viel-

mehr — zu Gunsten des Nutzeffectes — sich kraftschlüssig pendelnd in die magnetische Schwerachse einzustellen. Aehnlich wäre es parador, in der Feinmechanik die Ersetzung des Kraftschlusses durch Paarschluß zu fordern.

In den exacten Theilmaschinen und Meßinstrumenten soll gewöhnlich der „todte Gang", das Spiel, vermieden werden, d. h. die Bewegungsfreiheit der Theile soll auf die zulässige, die gewünschte Bewegung beschränkt werden; und dies wird in der Feinmechanik gerade durch ausgiebigst angewandten Kraftschluß erreicht. Ueberall finden wir bei Führungen, bei der Lagerung von Mikrometerschrauben u. s. w. Spannfedern, Gefühlschrauben und sonstige kraftschlüssige Glieder angewandt, die das Spiel verhindern sollen, eine Aufgabe, die selbst der geübteste Mechaniker durch Einschleifen von paarschlüssigen Führungen nicht erreichen kann.

Die Vermeidung des Kraftschlusses kann mithin keineswegs allgemeines Princip sein. Ein weit umfassenderer Grundsatz, den Reuleaux auch unbedingt gefühlt hat, verbirgt sich dahinter: es ist die Beschränkung der Bewegungsfreiheit innerhalb der Maschine, die Differenzirung, zur Erreichung größtmöglichster Leistungsfähigkeit.

Die Zange kann als Abbild des menschlichen Gebisses angesehen werden. Das Gebiß hat die Aufgabe, Gegenstände, insbesondere Speisen, Nahrungsmittel, zu zerbeißen und zu zermalmen. Die erstgenannte Aufgabe fällt auch den Beiß- und Kneifzangen zu — jedoch besteht die Aehnlichkeit der Zange, der Organprojection, mit dem organischen Vorbild, dem thierischen Gebiß, auch nur, solange der Zweck des Beißens, des Zertheilens beiden gemeinsam ist. Die Aehnlichkeit ist verwischt, wenn der Zweck ein anderer wird, beispielsweise bei der Flachzange, der Schmiedezange oder gar bei der Einspannklaue der Materialprüfungsmaschine, die eben schon, wie der Name sagt,

mehr einer „Klaue" gleicht. Auch bei all den erwähnten Werkzeugen tritt das genannte Princip der erhöhten Leistungsfähigkeit bei Einschränkung der Aufgabe, des Zweckes in den Vordergrund; man verlangt nicht mehr, daß eine Zange Gegenstände, wie das Gebiß zermalme, sondern höchstens zertheile, zerbeiße oder festhalte.

Als Vorbild aller optischen Apparate müssen wir das Auge ansehen.

Wenn wir uns zum ersten Male klar machen, daß die Natur in unserem Auge optische Probleme vor unermeßlicher Zeit praktisch gelöst hat, die des Menschen zwerghaftem Witz auf die Dauer doch nicht unenthüllt blieben, so weiß man nicht, ob vor der geheimnißvoll waltenden, nie irrenden Natur oder vor dem Erkenntnißdurste des Menschen uns Staunen und Bewunderung erfüllen soll.

Die Erkenntniß des Sehprocesses konnte uns erst aufgehen, als wir den photographischen Apparat, das getreue Abbild des Auges, erfunden hatten. Im Auge spielen sich photographische Processe in rapider, stetiger Aufeinanderfolge ab, wobei von der achromatisch gebauten Krystallinse des Auges auf der lichtempfindlichen Netzhaut ein stets wechselndes Bild der Außenwelt entworfen und in jedem Moment dem Bewußtsein übermittelt wird. Im photographischen Apparat, der bis ins Kleinste dem Auge nachgebildet ist, macht sich dagegen auch — wie in allen technischen Erfindungen, die einen Fortschritt bedeuten — eine Einschränkung der Aufgabe bemerkbar. Der photographische Apparat soll nicht eine Reihe von zeitlich aufeinanderfolgenden Erscheinungen reproduciren — dies erreicht seine Erweiterung, der Kinematograph —, sondern nur einen einzigen Moment dauernd für alle Zeit fixiren, mithin die Thätigkeit des Auges, die ja Täuschungen und der Aufmerksamkeit des unscharf Beobachtenden unterworfen ist, in einer bestimmten Richtung zu

verfeinern — und dieser Aufgabe entledigt er sich ja bekanntlich „mit photographischer Treue".

Beim Teleskop, einer Combination der im Auge bereits vorhandenen Linsen, wird die Fähigkeit des Auges ebenfalls in einseitiger Richtung verschärft, verfeinert. Ein Riesenteleskop verlängert die Tragweite des Auges bis zu den entferntesten Gestirnen, als Opernglas ist es nicht zu verwenden und über die Lebewesen eines Wassertropfens kann es uns vollends keinen Aufschluß geben; hier muß das Mikroskop an seine Stelle treten und die Fähigkeit des Auges in umgekehrter Richtung verfeinern. Jedoch wird auch hier, wie bei den übrigen technischen Variationen des Auges, die Leistungsfähigkeit nur erhöht, indem der Erfinder aus der Aufgabe des Auges einen kleinen, engumgrenzten Kreis herausgreift, den Zweck, die Anwendbarkeit, kurz, die Mannigfaltigkeit der Aufgabe beschränkt.

Dasselbe Princip leitet auch das Telephon, das Analogon unseres Ohres. Die Membran, welche durch die Schallwelle in Vibration versetzt wird, das Trommelfell, ist beiden Apparaten, dem Ohr wie auch dem Telephon, gemeinsam. Beim Ohr jedoch bringen die Tonschwingungen die abgestimmten Stäbchen des Corti'schen Organs in Resonanz, gleichsam als wenn die Saiten eines Claviers beim Hineinsingen eines Tones mitklingen. Von diesem „Miniaturclavier", wie es Helmholtz nennt, aus werden die die Vibrationen durch einen Ast des Gehirnnerves zu den entsprechenden Gehirnpartien telegraphisch gewissermaaßen übermittelt. Und wie das Corti'sche Organ die rauhen, groben Schallwellen in subtile Nervenimpulse umwandelt, so übersetzt auch die Inductionsspule des Telephons die rohen Schallbewegungen der Membran (des technischen Trommelfelles) in fein abschattirte elektrische Stromimpulse um, welche Leitungsdrähte, meilenweit mit Blitzesschnelle durcheilend, in einem zweiten technischen Ohr, dem Empfängertelephon, die vernommene Botschaft dienstfertig reproduciren.

Aber auch hier wird die staunenerregende Fähigkeit des „technischen Ohrs“, den Raum zu durchdringen, auf Kosten der Anwendbarkeit erreicht.

Die Anwendbarkeit des Telephons ist eben an das Vorhandensein zweier Apparate und der intransportablen Leitung gebunden, ist also keineswegs mehr so mannigfaltig, wie die des organischen Vorbildes, des Ohres.

Wie aus den angeführten Beispielen zur Genüge erhellt, besteht eine Aehnlichkeit zwischen technischen Lösungen und den organischen Vorbildern nur, falls der Zweck beider Organe identisch oder ähnlich ist. Daß die Natur gleichen Gesetzen wie die Technik beim Bau ihrer Werke, ihrer Erfindungen unterworfen ist, bestätigt nur die Richtigkeit, die Wahrheit der Gesetze, die ja der rastlose Mensch sich nicht (wie philosophische Seifenblasen) aus den Fingern gesogen, sondern mit seinem Spürsinn dem Wirken der Natur abgelauscht hat.

Die Pflanze bietet Lösungen von zahlreichen Problemen. Sie ist dem Künstler ein Vorbild für die Schönheit der Form, ein Wunder im architektonischen Aufbau, eine chemische Fabrik, in der die geheimnißvollsten chemischen Reactionen der Assimilation praktisch verwerthet werden.

Die verwirrende Fülle der Probleme gestattet uns jedoch kaum, die Gesetze, die hier befolgt werden, klar zu durchschauen.

Beschränkt sich dagegen der Zweck eines Organs auf Lösung einer einzigen Aufgabe, so leuchtet uns auch zuweilen aus der Lösung ein klar durchsichtiges Gesetz entgegen.

Das prägnanteste Beispiel dafür bleibt immer der architektonische Anbau des Knochens. Drei Gelehrten, Meyer-Zürich, Wolff-Berlin und Culmann, haben wir die Erkenntniß zu verdanken, daß die Natur mit größtmöglicher Oekonomie ihre Werke baut. Culmann wies nach, daß die schwammartig spongiosen Bällchen der thierischen Knochen keineswegs ein regel- und zweck-

loses Gewirre von Knochensubstanz und Hohlräumen sei, wie man bisher geglaubt. Er wies nach, daß das netzartige Gefüge der Knochensubstanz genau in denselben Linien angeordnet ist, welche der Ingenieur in der Graphostatik an Körpern ähnlicher Form entwickeln würde, die ähnlichen Kräftewirkungen (wie die Knochen) ausgesetzt sind.

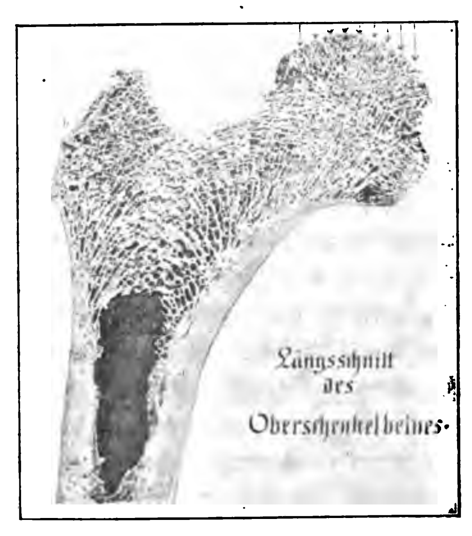


Fig. 3.

Er entwarf beispielsweise einen Kran, dem er die Umrisse des oberen Endes eines menschlichen Oberschenkelbeines gab, nahm eine den Verhältnissen beim Menschen entsprechende Belastung an und zeichnete in diesen Kran die resultirenden Zug- und Drucklinien ein. Es zeigt sich nun, daß im menschlichen Oberschenkelbein die Knochenbälkchen genau dieselbe Anordnung



Fig. 4.

haben, wie die theoretischen Zug- und Drucklinien am knochenähnlichen Kran.

Das Netzwerk des Knochengefüges ist mithin genau nach den Gesetzen der Statik aufgebaut, ähnlich wie das Gitterwerk einer kunstgerechten Brücken-Construction.

Auch dieses Beispiel zeigt deutlich, daß die Technik wohl denselben Gesetzen wie die Natur folgt, und daß — falls beiden eine und dieselbe Aufgabe gestellt ist — ihre Lösungen (und die Mittel zur Lösung) Identität aufweisen. Keineswegs sind Erfindungen und technische Construction jedoch lediglich als nackter Abklatsch organischer Vorbilder anzusehen. Die naheliegende Consequenz, welche aus der Theorie der Organprojection gezogen werden könnte, bei Lösung technischer Probleme die Natur zu copiren, würde heillose Irrungen und Enttäuschungen zeitigen.

Ein schlagendes Beispiel dafür bietet die Erfindungsgeschichte der Nähmaschine. Zahlreiche mühevolle Versuche, die Handnaht maschinell zu imitiren, sind vergeblich gewesen, bis man schließlich mit diesem Princip brach und unter Anwendung des Ketten- und Hakenstiches verhältnißmäßig leicht zu befriedigender Lösung gelangte.

Aber auch dies Beispiel zeigt, daß die Beschränkung der Aufgabe, die Theilung der Aufgabe auf zwei getrennte, Hand in Hand arbeitende Mechanismen dem Probleme die Lösung bot.

> Differenzirung, d. h. Beschränkung in der Mannigfaltigkeit der Aufgabe und in der Bewegungswillkür einer Maschine scheint das große, fortschrittliche Princip zu sein, das sich aus der Entwickelungsgeschichte der Erfindungen herausschälen läßt und sämmtliche Erfindungen wie ein rother Faden durchzieht.

Neuerdings macht O. Hertwig[7] in einer akademischen Festrede darauf aufmerksam, daß dieses morphologische Princip allgemeine Gültigkeit auch über die Grenzen der Technik hinaus besitzt. Er geht auf die Anwendbarkeit gewisser organischer

Entwickelungsgesetze, auf die socialen Probleme ein und weist darauf hin, wie gerade die durch gesteigerte Beherrschung der Naturkräfte so außerordentlich gesteigerte Production auch die socialen Verhältnisse völlig umgestaltet habe, so daß das wissenschaftliche und technische Zeitalter zugleich auch das sociale geworden ist. Wie aber die Biologie uns zeige, daß eine höhere Organisationsstufe nur erreicht werde durch weitgehende „Differenzirung" der Theile und hierdurch bedingte größere gegenseitige Abhängigkeit derselben, so bedinge auch in der Staatenentwickelung die stets fortschreitende Arbeitstheilung und die hierdurch hervorgerufenen, verwickelten Gegenseitigkeitsverhältnisse einen langsamen Fortschritt zu höherer Organisation mit reicherem sittlichen Inhalt.

Im vorigen Jahrhundert haben sich erfinderische Köpfe damit abgemüht, die Natur copirend, wunderliche Automaten zu bauen. Das Staunen jener Zeit war Vaucanson's Ente, welche fraß und es sogar bis zur Verdauung gebracht hatte, desselben Meisters Flötenspieler, der alle Finger richtig bewegte, die Clavierspielerin des jüngeren Droz, welche auch beim Spiel gleichzeitig ihren Händen mit den Augen folgte und nach beendeter Kunstleistung aufstand, um der Gesellschaft eine höfliche Verbeugung zu machen. In unseren Augen ist die Lösung dieser Aufgaben, die eine beträchtliche Summe von Scharfsinn erforderte, gleichbedeutend mit leerer Spielerei, die wir mitleidig belächeln; und doch war es jenen Erfindern bitterer Ernst. Das Ziel, dem wir Alle nachjagen, ist eben im Laufe der Zeit ein anderes geworden; dies ist der Grund des technischen Fortschrittes.

„Wir suchen jetzt nicht mehr," wie Helmholtz sagt, „Maschinen zu bauen, welche die tausend verschiedenen Dienstleistungen eines Menschen vollziehen, sondern verlangen im Gegentheil, daß eine Maschine eine Dienstleistung, aber an Stelle von tausend Menschen verrichte."

Anmerkungen.

[1] Lazarus Geiger, Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit, S. 87, 89 x.

[2] Peter Klimentitsch von Engelmeyer-Moskau, Dingl. Polyt. Journal 1899, Heft 2 ff.

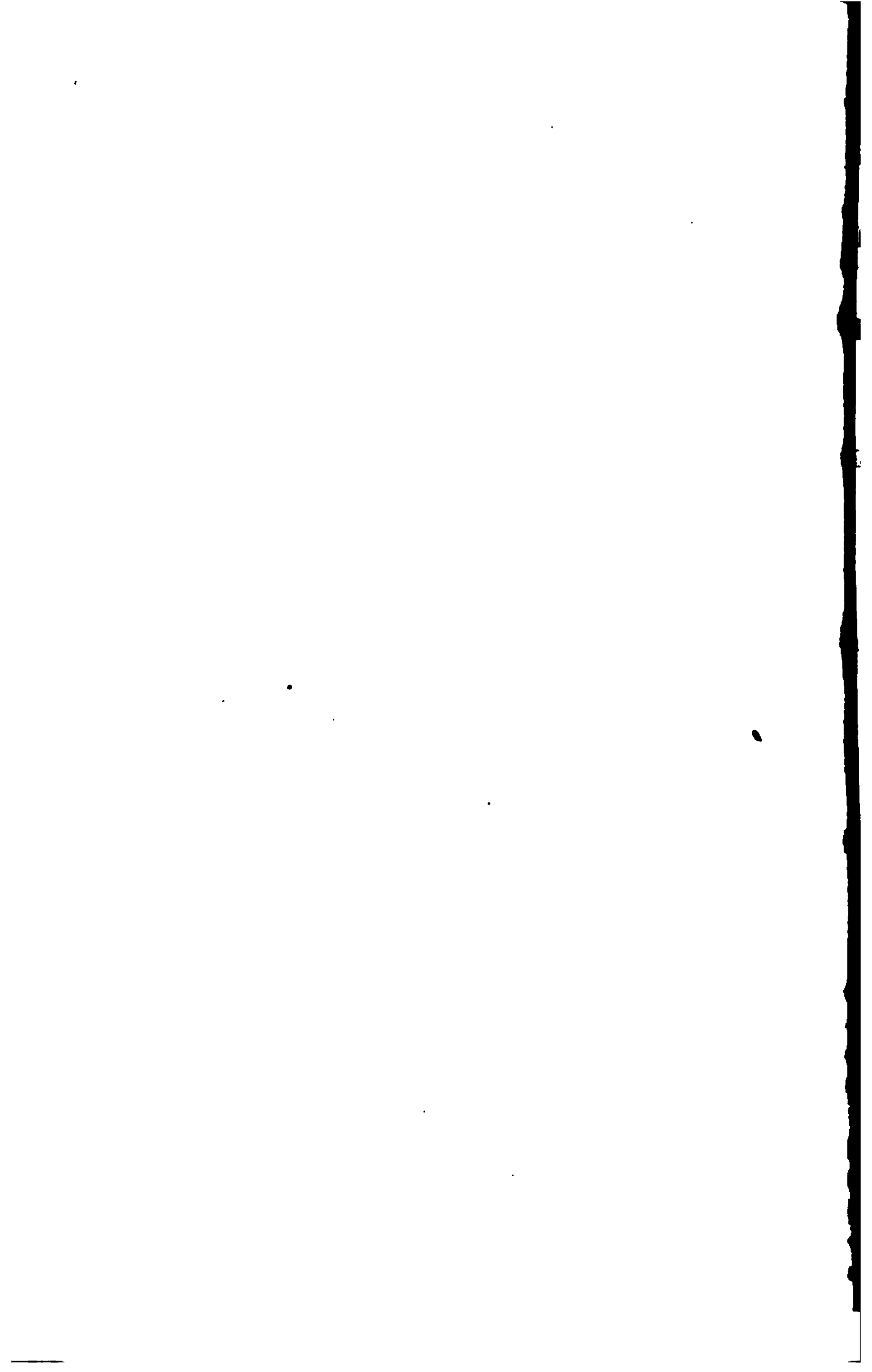
[3] Kohler, Industrierechtliche Abhandlungen und Gutachten, Dichter und Erfinder, S. 1 ff. Berlin, Carl Heymann.

[4] „Technik ist die Kunst, Naturerscheinungen planmäßig und auf Grund der erkannten natürlichen Wechselwirkungen der Dinge ins Leben zu rufen." Peter K. von Engelmeyer, Dingl. Polyt. Journal 1899, Heft 7.

[5] Allgemeine Fragen der Technik. Dingl. Polyt. Journal 1899.

[6] Das Patentamt war ursprünglich als eine Stelle gedacht, die dem „Schutzsucher" Schutz gewährt. Das hat sich allmählich geändert und wäre an und für sich auch in der Ordnung, wenn nicht aus den patentamtlichen Verfügungen (Vorbescheiden x.) eine feindselige Zugeknöpftheit spräche, die es geradezu als vornehmste Pflicht zu betrachten scheint, jede Ertheilung eines Patentes auch dann hintanzuhalten, wenn der Anmeldung eine schutzfähige Erfindung zu Grunde liegt. Der Verkehr mit dem Patentamt beim Verfolg einer Patentanmeldung ist selbst für den geschicktesten Ingenieur und allgemein Gebildeten nahezu aussichtslos, sofern dieser nicht bereits sich seine Erfahrungen in dieser Hinsicht erkauft hat. Die Folge davon ist die Entwickelung des Patentanwalt-Unwesens, über das man heute eine so lebhafte Klage erhebt. Es ist erstaunlich, daß man gegen das Letztere sogar mit legislativen Maaßregeln, einem eigenen Gesetz, vorgehen will, während doch die Ursache in der hyperformalen Geschäftspraxis und Geschäftssprache des Patentamts zu suchen ist. Hier scheint in der That die merkwürdige Auffassung Princip zu sein, daß die Sprache nur da wäre, um zu verschweigen; zu verschweigen, daß die Erlangung eines Patentes gewöhnlich auch dann möglich ist, selbst wenn der Vorbescheid dies als „ausgeschlossen" hinstellt, daß es ferner lediglich auf eine entsprechende Formulirung des Patentanspruches ankommt, zu verschweigen, welch ein Patentanspruch gebilligt werden kann u. s. f.

[7] O. Hertwig, Die Lehre vom Organismus und ihre Beziehungen zur Socialwissenschaft, Jena 1899, G. Fischer.



Zum Wesen der Erfindu

Von

E. Rasch,
Oberingenieur am Bayerischen Gewerbemuseum in Nürnberg.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 313—336 umfassend.)

Heft 325/26.

Dante.

Von

Chr. Hönes,
Dekan in Nürtingen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.



Dante.

Von

Chr. Hönes,
Dekan in Nürtingen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

1. Das Leben.

Unter den Culturvölkern des Mittelalters nimmt das italienische eine eigenthümliche Stellung ein. Politisch scheinbar unbedeutend und machtlos, ein Anhängsel erst des deutschen Kaiserthums, dann des französischen Königthums, eine Lockspeise für jeden kühnen Eroberer, ein Zankapfel für alle in den Vordergrund der Geschichte tretenden Mächte, weiß es doch auf geistigem Gebiet eine führende Rolle zu übernehmen und zu behaupten. Zwei Erscheinungen freilich, die im Mittelalter eine so hohe Bedeutung für das geistige Leben hatten, haben in Italien wenig Boden gefunden: das Ritterthum und die Kreuzzüge. Dafür aber hatte es einen Reichthum an Ueberlieferungen aus dem klassischen Alterthum, es zehrte an einer ruhmreichen Vergangenheit, während die übrigen Völker von vorn anfangen mußten. Hinwiederum tauchten auch die Ideen und Einrichtungen der Neuzeit hier viel früher auf, als anderswo. Die geographische Lage Italiens, die es nach allen Seiten hin offen hielt, das Papstthum, das es in Verkehr mit allen christlichen Völkern brachte, waren zwar die Ursachen, warum das Land so spät zu politischer Macht und Selbstständigkeit gelangte, sie brachten aber eine großartige Mischung von Volks- und Culturelementen zu Stande, die für die Entwickelung des geistigen Lebens außerordentlich günstig war. Blicken wir in das politische Treiben hinein, wie es sich auf der apenninischen Halbinsel

im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gestaltete, so gewahren wir hier sowohl bei den einzelnen Personen, als bei den einzelnen Gemeinwesen einen Freiheitsdrang und eine Regsamkeit, wie sonst nirgends. Die Oberherrschaft des Kaisers bestand fast nur noch dem Namen nach. Die aufstrebenden Städte ließen sich auch das Joch von Bischöfen und benachbarten Fürsten nicht mehr gefallen. Unter einander hatten sie blutige Fehden, und der Sieger verfuhr schonungslos gegen den Besiegten. Auch die Städte selber waren der Schauplatz innerer Zwistigkeiten. Meist machten verschiedene Adelsgeschlechter sich gegenseitig den ersten Rang streitig; dann entbrannte der Kampf zwischen dem Adel und dem aufstrebenden Bürgerthum. War der Adel verdrängt oder vernichtet, so traten die Zünfte, die reichen Vollbürger, an seine Stelle, und ihre Herrschaft lastete dann ebenso schwer auf dem geringen Volke. Dies veranlaßte neue Unruhen. Häufig gelang es einzelnen Volksführern, sich an die Spitze einer Partei zu stellen und mit ihrer Hülfe eine Gewaltherrschaft zu gründen. Diese rief dann wieder Verschwörungen hervor, wobei der Meuchelmord an der Tagesordnung war. Bei dem ohnehin heißen Blute des Volkes und bei der Wildheit der damaligen Sitten braucht man sich nicht zu verwundern, wenn unerhörte Greuel geschahen. Die Kirche, die berufen war, versöhnend und mildernd einzugreifen, war selbst Partei geworden, und ihre Würdenträger gaben sich allen Freveln der Parteiwuth rücksichtslos hin. So schrecklich aber auch diese Zeiten waren, so waren sie doch geeignet, eine großartige geistige Regsamkeit und gewaltige Charaktere hervorzubringen. Mit der Gefahr wuchs der Muth, ihr zu trotzen, mit dem Verluste die Fähigkeit, ihn zu ersetzen. Und neben den Helden des Lasters brachte die Zeit auch Helden der Tugend hervor. Neben den Zügen des schwärzesten Verrathes finden wir auch solche des hochherzigsten Edelmuthes. In beredter

Weise hebt Macaulay in seinem Essay über Dante die Vorzüge der Zeit heraus. „Religiöse Begeisterung, ritterlicher Sinn für Liebe und Ehre, demokratischer Freiheitsdrang sind die drei gewaltigsten Mächte, die je auf die Sinnesart großer Menschenmassen eingewirkt haben. Jede hat schon für sich allein große Begeisterung hervorgebracht und die wichtigsten Umwälzungen herbeigeführt. Zur Zeit Dante's wirkten alle drei oft vermengt, gewöhnlich aber im Streit mit einander auf den Geist des Volkes. Die schönsten Werke der Dichtung sind stets in Zeiten politischer Wirren entstanden, wie die üppigsten Reben und die lieblichsten Blumen auf einem Boden wachsen, der durch den Ausbruch eines Vulkans befruchtet worden ist. Dies ist der Fall sogar in großen Gemeinwesen, wo die Arbeitstheilung dem Denker gestattet, sich in weiter Entfernung von den politischen Vorgängen der Erforschung der Natur oder der des menschlichen Geisteslebens hinzugeben. Ganz anders aber ist es in kleinen Staaten, wie in dem Dante's. Die Geschichtschreiber klagen darüber, daß die Parteileidenschaften hier, wo beide Theile auf so engen Raum zusammengedrängt waren, persönliche Gehässigkeit annahmen, daß Jedermann stets in Waffen sein mußte, und jeder Augenblick Krieg hervorrufen konnte; daß Griechenland in kleinlichen Händeln sein bestes Blut, womit es die Weltherrschaft hätte erwerben können, vergossen habe; daß Italien die Kräfte und Fähigkeiten, durch die es sich die Unabhängigkeit von Papst und Kaiser hätte verschaffen können, vergeudet habe. Das ist wohl wahr, aber die Sache hat auch ihre Kehrseite. Die Menschheit verdankt dem Römerreiche nicht so große Förderung, wie der Stadt Athen, noch dem französischen Königreiche so viel, wie der Stadt Florenz. Die Heftigkeit der Parteileidenschaft mag vom Uebel sein, aber sie ruft eine Beweglichkeit des Geistes hervor, die unter den jeweiligen Zuständen der Gesellschaft um jeden Preis erzeugt werden muß. Der Stand der Dinge war

also nicht durchaus ein schlechter zu nennen; er war besonders geeignet, die Gabe der Dichtung in Geistern zu wecken, die reich an Einbildungskraft und Beobachtungsgabe waren. Ebenso wie die politischen Zustände wirkte der religiöse Geist des Zeitalters auf dieses Ergebniß hin. Fanatismus ist ein Uebel, aber nicht das größte der Uebel. Jedes Mittel ist gut, das ein Volk aus Erstarrung und Erschlaffung aufrüttelt, das seinen Geist von rein sinnlichen Gegenständen zu, wenn auch irrigen Gedanken über Geheimnisse der sittlichen und intellektuellen Welt und von unmittelbar selbstsüchtigen Interessen zu solchen lenkt, die sich auf das Vergangene, das Künftige, das Fernliegende beziehen. Solche Wirkungen hat schon der schlimmste Aberglauben erzielt, die katholische Religion aber hat selbst in den Zeiten ihrer größten Entartung niemals den Geist des großen Lehrers eingebüßt, dessen Vorschriften die beste Sittenlehre, dessen Wandel das reinste Vorbild sittlicher Vollendung dargeboten hat."

Wie groß die Regsamkeit des Volkes und seine Fähigkeit, sich von erlittenen Verlusten zu erholen, gewesen sein muß, beweist nicht nur der ewige Wechsel, mit dem wir die bis zur Vertilgung besiegte Partei an vielen Orten bald wieder als Siegerin auftreten sehen, sondern auch insbesondere die Geschichte einzelner Städte. So sehen wir 1162 Mailand von Kaiser Friedrich I. erobert und zerstört und fünf Jahre darauf, 1167, in alter Macht dem gewaltigen Kaiser trotzend. Ein kühnes, kraftbewußtes Geschlecht wuchs heran; jede Eigenthümlichkeit suchte sich in rücksichtsloser Weise geltend zu machen; gewaltige Leidenschaften wurden entfesselt und ihre Wirkungen waren oft entsetzlich. Der bunte Wechsel von Kriegen, Friedensschlüssen und Bündnissen gab dem Feldherrn, dem Staatsmann, dem Redner reiche Veranlassung zur Entfaltung seiner Gaben und Fertigkeiten. Daneben zeigten aber auch Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften einen großartigen Aufschwung. Die

Universitäten Italiens, besonders Padua, Bologna und Salerno, standen im Mittelalter in hohem Ansehen. Arzneikunde und Rechtsgelehrsamkeit konnte sonst nirgends in Europa erlernt werden, als hier, und wenn auch das theologische Studium hauptsächlich in Paris seine Blüthe erreichte, so waren doch die Zierden dieser Hochschule Italiener (Petrus Lombardus — Thomas von Aquino) und Italien nahm regen Antheil an all den verschiedenen Formen, zu denen die mittelalterliche Theologie sich entwickelte.

In dem großen Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstthum, der von der Mitte des elften bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die ganze Christenheit bewegte, standen die italienischen Gemeinwesen überwiegend auf der Seite des Papstes, weniger aus religiösen Gründen, als weil ihre Freiheit vom Papste weniger zu befürchten hatte, als vom Kaiser. Das Papstthum, das in diesen kleinen Freistaaten eine Vormauer gegen das erstarkende Kaiserthum sah, begünstigte ihre Unabhängigkeitsbestrebungen und beeiferte sich, Bündnisse mit ihnen zu schließen. So war der lombardische Städtebund ein willkommenes Werkzeug für die Päpste, um die Uebermacht der hohenstaufischen Kaiser zu dämpfen, und selbst ein Barbarossa mußte trotz einzelner großer Erfolge sich endlich doch der Macht dieses Städtebundes beugen. Die Oberherrschaft des Kaisers wurde zwar nicht als unberechtigt angesehen, aber thatsächlich doch als Fremdherrschaft empfunden. Freilich, wenn schwächere Städte von stärkeren bedrängt wurden, war ihnen das Eingreifen des Kaisers stets begehrenswerth. Die Parteinamen Welfen, wie sich die Gegner, und Ghibellinen, wie sich die Anhänger des Kaisers nannten, blieben auch dann noch bestehen, als die Kaiser sich nicht mehr um Italien kümmerten und der Kampf fast ohne einen Gegenstand zu sein schien. Ob diese oder jene Partei, nicht ob der Kaiser oder der Papst herrschen solle, war die Frage.

Zu den bedeutendsten Freistaaten Italiens gehörte Florenz. Die Stadt hatte gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts 150 000 Einwohner, zählte 110 Kirchen, 300 Wollfabriken mit 30 000 Arbeitern, 600 Notare, 80 Banken, die den Credit der ganzen Welt centralisirten und die Anleihen aller Staaten Europas betrieben. Das Jahreseinkommen des Freistaates betrug 300 000 Goldgulden.

Macaulay bemerkt hierzu, daß dieses Einkommen dasjenige weit übertraf, das England und Irland zusammen 300 Jahre später der Königin Elisabeth liefern konnten. Während Dante in der göttlichen Komödie den Verfall der Sitten in Florenz und besonders die unzüchtige Kleidung der Frauen rügt, entwirft sein Zeitgenosse Villani eine viel vortheilhaftere Schilderung der Florentiner. Er nennt sie einfach und bescheiden, mit feinem, hellem Verstand stets die besten Auskunftsmittel ersinnend. Als geistreiche Spötter faßten sie das Lächerliche mit Laune, Takt und artigem Wesen auf und vereinigten damit ein wohlbemessenes Benehmen. Leider war die Stadt der Schauplatz erbitterter Parteikämpfe, und alle Versuche, Ruhe und Eintracht herzustellen, waren stets von kurzer Dauer. Wie schrecklich die Parteiverbitterung war, geht z. B. daraus hervor, daß die Ghibellinen eines Tages den Beschluß faßten, die ganze Stadt zu zerstören. Sie wurden übrigens vertrieben, ehe sie diesen Beschluß ausführen konnten.

In diesem Gemeinwesen wurde im Jahre 1265 Dante geboren. Wir sind leider nicht in der Lage, ein lückenloses Bild seines Lebensganges zu entwerfen; wir sind lediglich auf einige Notizen der florentinischen Geschichtsschreiber, auf einzelne private und öffentliche Urkunden und auf die Andeutungen, die Dante in seinen Schriften giebt, die aber freilich als Dichtung und Wahrheit aufzufassen sind, angewiesen. Die italienischen Biographen, an ihrer Spitze Boccaccio, haben kritiklos über-

lieferte Anekdoten und eigene Vermuthungen verwoben. Dante's Familie gehörte zu den angeseheneren, war aber nicht adligen Ranges, wie man früher auf Grund eigener Aeußerungen des Dichters angenommen hatte. Dante ruft nämlich im Paradiese beim Anblick seines Ahnherrn Cacciaguida aus: „O Adel des Blutes, was ist es zu verwundern, daß die Menschen da unten auf Erden so stolz darauf sind, da ich bis in den Himmel den Stolz darauf gefühlt habe." Dieser Cacciaguida soll von Kaiser Konrad III. im heiligen Lande zum Ritter geschlagen worden sein; allein dadurch wurde die Familie nicht adlig, und auch diese Ritterwürde beruht lediglich auf dem Zeugniß des Dichters, der sie wohl aus Familienüberlieferung hat. Scartazzini hat nachgewiesen, daß Dante's Familie in allen florentinischen Urkunden, wo sie genannt wird, stets unter den bürgerlichen steht. Dem aristokratischen Geiste des Dichters war es nun einmal Bedürfniß, sich auch der Abstammung nach „aus dem gemeinen Haufen" zu erheben. Seine Familie war ursprünglich begütert, ihr Wohlstand scheint aber im Sinken begriffen gewesen zu sein; wir haben noch eine Reihe Schuldscheine, die von Dante herrühren und die zusammen auf den ansehnlichen Betrag von 33000 Mark sich beliefen. Wahrscheinlich trat Dante das väterliche Erbe mit Schulden an und konnte sich doch nicht entschließen, Häuser oder Güter zu verkaufen, weil er den Glanz des Hauses zu schmälern fürchtete. Dante's Mutter starb bald nach seiner Geburt, der Vater heirathete zum zweiten Male, starb aber, so lange Dante noch ein Kind war. Es kann also weder von mütterlicher, noch von väterlicher Einwirkung bei ihm die Rede sein. Ebensowenig verdankte er wohl seinen Lehrern. Florenz besaß zwar ein Gymnasium, wo Dante in den üblichen Fächern, in der lateinischen Grammatik und Rhetorik, in der Arithmetik und auch in den Anfangsgründen des Griechischen unterrichtet wurde. Aber wie wenig hier geboten wurde, zeigt

schon das barbarische Latein jener Zeit. Von den lateinischen Klassikern waren nur wenige bekannt und auch diese wurden nicht mehr verstanden. Dante selbst erzählt, daß er erst im sechsundzwanzigsten Lebensjahre Boethius de consolatione und Cicero de amicitia in die Hände bekommen und nicht ohne Schwierigkeit gelesen habe wegen seiner schwachen Kenntniß in der Grammatik. Der Dichter scheint ein Knabe gewesen zu sein, den Wissensdurst und Ruhmesdrang zu großartigen Anstrengungen trieben. Für jede Kunst und Wissenschaft empfänglich, suchte er sich besonders in Musik, Zeichnen, Naturwissenschaften und Mathematik auszubilden; auch in körperlichen Uebungen that er sich hervor. Ein Mann wenigstens hat auf die geistige Entwickelung des Dichters großen Einfluß ausgeübt; dies war Brunetto Latini, der beste Kenner der Alten, ein hochgebildeter Mann, für die Florentiner ihr Lehrer in den politischen Wissenschaften, der mehrfach zu schwierigen diplomatischen Sendungen benutzt wurde. Er war der Mann der Praxis, der die Gelehrsamkeit aus den Schranken der Zunft heraus in die Kreise des Lebens führte. Während seines Aufenthaltes am Hofe Ludwig's IX. verfaßte er in französischer Sprache eine Art Encyclopädie, den „Tresor", der den Umfang der gelehrten Bildung jener Zeit darstellt. An einen regelmäßigen Unterricht durch ihn dürfen wir wohl nicht denken, sondern eher an ein freundschaftliches Verhältniß, wobei der gelehrte Meister seinem wißbegierigen Schüler die Schätze seiner Kenntnisse zuführte, ihm vielleicht auch den Gebrauch seiner Büchersammlung gestattete. Wahrscheinlich ist der Grund zu Dante's encyclopädischer Bildung durch Brunetto gelegt worden. Leider war sein Lebenswandel weniger erbaulich, und wenn er auch gewiß nicht sittenverderblich auf seinen Schüler eingewirkt hat, so konnte er ihm doch auch kein Vorbild edler, sittlicher Haltung geben. Auch als Dichter hat sich Brunetto versucht, aber ohne Geist und Geschmack zu

zeigen. In einem seiner Gedichte sagt er von sich selbst, er habe für ein bischen weltlich gegolten (un poco mondanetto), habe sich aber bekehrt. Es scheint ihm dies aber nicht ganz gelungen zu sein, denn Dante versetzt ihn wegen eines häßlichen Lasters in die Hölle. Es könnte dies uns pietätlos erscheinen, aber da sein Lebenswandel allgemein bekannt war, so blieb dem Dichter, wenn er seinen Lehrer nicht mit Stillschweigen übergehen wollte, nichts Anderes übrig, als ihn hier aufzuführen. Er sagt dort von ihm (Hölle 15, 83):

> Der theure Mann! Sein Vaterangesicht
> Noch seh' ich's vor betrübtem Geiste schweben,
> Wie einstens, als er mich in heit'rem Licht
> Gelehrt, wie Menschen ew'gen Ruhm erwerben.
> (Come l'om' s' eterna, wie der Mensch sich verewigt.)
> Und wie mir dies noch theuer ist und werth,
> Soll kund, so lang ich bin, die Zunge geben.

Da Italien das Land der Universitäten war, so liegt die Frage nahe, ob denn Dante nicht auch eine Universität bezogen hat. An der Lust hat es ihm wohl nicht gefehlt, aber an den Mitteln; wenigstens klagt er im Convito darüber, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, vom Tische der Engel zu speisen, d. h. offenbar eine Hochschule zu beziehen.

Wenden wir uns nun zu seiner Jugend zurück! In einem Alter, wo sonst Frauenschönheit wenig Eindruck auf die Seele der Knaben zu machen pflegt, in seinem neunten Lebensjahre, sah Dante bei einem Maienfest ein achtjähriges Mädchen, deren Anblick ihn aufs tiefste ergriff. In seiner frühesten Schrift (Vita Nuova = Neues Leben) schildert er, wie ihm ein neues Leben durch die Geliebte aufgegangen sei, wie er sich ewig nach ihrer Gegenwart gesehnt und doch nie vermocht habe, sie ohne Zittern, ohne gewaltsames Schlagen aller Pulse zu ertragen. Ein Gruß von ihr war ihm die höchste Seligkeit. „Eine

Flamme von Zärtlichkeit für die ganze Welt kam über mich; sie machte, daß ich Jedem verzieh, der mich beleidigt hatte.“ Den Eindruck, den die Jungfrau auf Jedermann machte, schildert er in folgendem Sonette:

So edel, sittig ist mein theures Leben,
Die Herrin, Andern sich zum Gruße neigend,
Daß jede Zunge bebt, in Ehrfurcht schweigend
Und nicht ein Auge wagt, sich zu erheben.

Sie hört ihr Lob von jedem Munde schweben
Und geht, so sanft sich und bescheiden zeigend,
Daß sie ein Wunder scheint, vom Himmel steigend,
Um ihn auf dieser Erde kundzugeben.

Sie scheint so hold, wer immer sie betrachte,
Und gießt durchs Aug' ins Herz so süße Triebe,
Daß die nur, die sie fühlten, sie verstehn,

Und von den Lippen scheint ein Geist zu wehn,
So voll von Huld und Innigkeit und Liebe,
Daß er zu jeder Seele flüstert: Schmachte!

Der Tod der Geliebten erschütterte das Gemüth des Dichters aufs tiefste, und es dauerte lange, bis er sein Herz einer neuen Liebe öffnete und sich der Gemma Donati vermählte.

Die Familie Donati gehörte zu den ersten der Stadt, und so schien diese Verbindung ein großes Glück für Dante zu sein, aber sie brachte ihm wenig Freude. Er erwähnt nie seiner Gattin; nach seiner Verbannung blieb sie in Florenz und erzog die Kinder. Die Söhne nahm der Vater später zu sich. Ein Verwandter Gemma's war der berüchtigte Corso Donati, gewöhnlich der Baron genannt, der florentinische Katilina, ein Mann, der großes Unheil über seine Vaterstadt brachte. Seine Schwester, Piccarda, ein edles Wesen und ebenfalls eine Freundin Dante's, wurde von Corso wider ihren Willen mit einem seiner Parteigenossen verlobt, und als sie gleichwohl in seiner Abwesen-

heit den Schleier nahm, mit Gewalt aus dem Kloster gerissen und an den Brautaltar geführt. Ein anderer Donati, Forese zubenannt, war ein leichtsinniger Lebemann und hatte eine Zeit lang keinen günstigen Einfluß auf Dante. Dieser trifft ihn im „Fegfeuer“ und richtet die Worte an ihn:

> Willst du des gedenken,
> Was du mit mir einst warst und ich mit dir,
> So wird noch jetzt dich die Erinn'rung kränken.
> (Fegf. 23, 115.)

Gegen weibliche Reize scheint Dante überhaupt nicht immer auf der Hut gewesen zu sein. Ein Brief, den er aus den ersten Jahren der Verbannung geschrieben hat — dessen Echtheit freilich bestritten wird —, beschreibt die Verheerungen, die eine Dame aus Casentino in seinem Herzen angerichtet habe. Diese Liebe habe alle anderen Gefühle in seinem Busen vertrieben und in Fesseln gelegt, ihm seinen freien Willen geraubt und den lobenswerthen Entschluß, den er gefaßt habe, den Frauen zu entsagen, vernichtet. Canzonen, die dieser Casentinerin gelten, sollen nach der Ansicht Einiger in Wahrheit die Liebe zu der spröden Vaterstadt Florenz besingen. Die Vertheidiger des Dichters sehen auch in der Huldigung, die er im Fegfeuer der Gentucca von Lucca darbringt (sie werde ihm eine Stadt theuer machen, der so Viele Uebles nachreden), nur ein Zeichen der Freundschaft, nicht der Liebe. Allein Dante selbst läßt gewiß nicht ohne Grund sich im Paradiese von Beatrice scharfe Vorwürfe machen wegen seines Flattersinnes. Ein junger Vogel lasse zwei- oder dreimal Pfeile auf sich schießen;

> Doch vor den Augen des bereits Beschwingten
> Wird Netz umsonst gespannt und Pfeil verschossen;

er aber habe immer neue Pfeile der Mädchen erwartet.

Bezeichnend auch ist es, daß der Dichter der göttlichen Komödie da, wo er in den Kreisen der Hölle und des Fegfeuers

die Strafen für die Sünden der Fleischeslust schildert, sich am meisten ergriffen zeigt. Nirgends ist die Beklemmung seiner Seele tiefer und schmerzlicher. Es wird darum doch etwas Wahres sein an dem Ausspruch Boccaccio's: „Trotz solcher Vorzüge und Tugenden und trotz so hoher Gelehrsamkeit fand der Hang zur Ueppigkeit noch Boden genug, und zwar nicht allein in seinen jugendlichen, sondern auch in seinen reiferen Jahren."

Aus jenen Verirrungen, zu denen ihn Forese verleitet hatte, scheint sich der Dichter bald wieder emporgerafft und fortgefahren zu haben, sich all des Wissens zu bemächtigen, das seine Zeit besaß. Die alten Klassiker, so viel man ihrer damals besaß, dienten seinem Geiste zur Nahrung, Aristoteles, „der Meister Derer, die da wissen", wie er ihn nennt, und seine arabischen Erklärer, die großen Meister der Scholastik, und endlich auch die heilige Schrift. Die Bibel, in anderen Ländern den Laien unzugänglich und meist auch den Geistlichen wenig bekannt, wirkte in Italien, wo die lateinische Sprache die Sprache der Gebildeten war, nicht bloß als ein im Gottesdienste gebrauchtes, sondern auch als ein vielgelesenes Buch auf das geistige Leben denkender Menschen. Wie vertraut Dante mit dem Inhalt und mit der Sprache der lateinischen Bibel war, geht aus all seinen Schriften hervor.

Dante wollte aber nicht ein weltfremder Stubengelehrter werden, er strebte nach thätigem Antheil an dem politischen Leben seiner Vaterstadt, und es sollte ihm auch bald ein entsprechender Wirkungskreis zufallen. Er hat seinen Mitbürgern im Krieg und im Frieden Dienste geleistet. Er wurde bei Gesandtschaften verwendet und fand auch Gelegenheit, sich im Kriege auszuzeichnen. Er nahm 1289 an der Schlacht von Campaldino gegen Arezzo Theil, nach seiner eigenen Angabe „in den Waffen kein Kind mehr". In seinem fünfunddreißigsten

Lebensjahre wurde ihm die Auszeichnung, daß er in den Rath der zwölf Prioren gewählt wurde. Hiermit begann sein Unglück. In Folge von Familieneifersüchteleien waren die in Florenz übermächtigen Welfen in zwei Parteien gespalten, in die „Weißen" und in die „Schwarzen". Ihr Kampf brachte die ganze Stadt in Verwirrung. Dante neigte zu den Weißen hin, bewies aber als Prior seine Unparteilichkeit dadurch, daß er für die Verbannung der beiderseitigen Häupter stimmte, obgleich er dadurch auch seinen Freund Guido Cavalcante aus dem Vaterlande vertrieb. Die Weißen wurden nun bei dem Papste Bonifacius VIII. als Ghibellinen verdächtigt und dieser, der schon längst gern Florenz in seine Gewalt bekommen und zum Kirchenstaat hinzugefügt hätte, bot sich an, seinen Günstling Karl von Valois als Friedensstifter zu senden. Mit aller Entschiedenheit widersetzte sich Dante der Einmischung des Papstes und des französischen Prinzen; er soll sogar, was freilich neuerdings mit Recht bezweifelt wird, selbst unter den Gesandten gewesen sein, die nach Rom geschickt wurden, um die Sendung Karl's zu hintertreiben. Vor der Abreise soll er gesagt haben: „Wenn ich gehe, wer bleibt, wenn ich bleibe, wer geht?" In Rom war alles beschlossene Sache, obgleich man sich ganz uneigennützig stellte. Hatte doch Bonifacius sogar dem Kurfürsten von Sachsen geschrieben, er solle sich bei Kaiser Albrecht dafür verwenden, daß Toskana wieder in seine Gewalt komme. Dante lernte so die Zweizüngigkeit und Begehrlichkeit der päpstlichen Politik kennen und faßte gegen Bonifacius VIII. einen tiefen Groll, der sich an vielen Stellen seines großen Gedichtes fast allzu leidenschaftlich kundgiebt. Karl von Valois kam, vom Papste mit Geld und Truppen unterstützt; er versprach zwar, sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Stadt zu mischen, aber er ließ es zu, daß die Schwarzen mit Mord und Brand gegen die Weißen wütheten. Auch auf Dante entlud sich der Zorn

der Gegenpartei. Sein Haus wurde geplündert und zerstört; er selbst wurde der Veruntreuung öffentlicher Gelder bezichtigt; und ohne jegliches Beweisverfahren, nur „weil das öffentliche Gerücht sie dieses Verbrechens beschuldige" — so heißt es im Urtheilsspruch —, wurden er und mehrere seiner Amtsgenossen im Jahre 1302 auf zwei Jahre verbannt und in eine Geldstrafe von 18000 Lire verurtheilt. Da Dante die Geldstrafe nicht sogleich bezahlen konnte, wurde sein Vermögen eingezogen, die Verbannung auf Lebenszeit ausgedehnt und ihm bei Strafe des Scheiterhaufens verboten, das Gebiet der Stadt zu betreten.

Vergeblich machten die Vertriebenen Versuche, sich auf gütliche oder gewaltsame Weise die Rückkehr zu verschaffen. Auch der friedliebende Papst Benedikt XI. verwandte sich umsonst für sie. Unzufrieden mit seiner eigenen Partei, über die sich Dante mehrfach verächtlich und mißmuthig ausspricht, hoffte er persönlich sich mit seiner Vaterstadt aussöhnen zu können, allein die Bemühungen Derer, die im Besitze der confiscirten Güter waren, vereitelten sein Bestreben. Im siebzehnten Gesang des Paradieses läßt sich der Dichter sein trauriges Geschick durch seinen Urahn Cacciaguida vorauskündigen:

Wie Hippolyt geflohen aus Athen
Ob Phädras blut'gem Haß und argen Ränken,
So mußt auch du von Haus und Heimath gehn;
Dies wollen sie, dies ist's, worauf sie denken,
Und wo man Christum frech zum Markte trägt (d. h. in Rom),
Dort wird's zur That, dich schonungslos zu kränken.
Und dem Gekränkten folgt, so wie er's pflegt,
Ein böser Ruf, allein die Wahrheit künden
Wird Gottes Rache, die den Argen schlägt.
Du wirst dich Allem, was du liebst, entwinden,
Und in dem bittern Schmerz, den dies erweckt,
Wirst du des Bannes ersten Pfeil empfinden.
Und wie geschenktes Brot versalzen schmeckt,
Wie hart es ist, zu steigen fremde Stiegen,
Wird durch Erfahrung dann von dir entdeckt,

Doch wird so schwer nichts deinen Nacken biegen,
Als die Gemeinschaft mit der bösen Schaar (die Parteigenossen),
Mit der dem Banne du wirst unterliegen.
In tollem Wahn, verrucht und undankbar
Bekämpft sie dich, doch zeiget bald zerschlagen
Ihr Kopf, nicht deiner, wer im Rechte war.
Wie sinnlos dumm sie, wird ihr Ausgang sagen,
Und daß du für dich selbst Partei gemacht,
Wird künftig dir die schönsten Früchte tragen.

Leider traf diese Weissagung von den „schönen Früchten" nicht ein. Der Umstand, daß er „sich selbst zur Partei gemacht", diente nicht dazu, sein Leben angenehmer zu gestalten. Aus jener leidenschaftlich heftigen Absage an die eigene Partei hören wir noch deutlich die Enttäuschung heraus, die der Dichter an seinen Genossen erlebt hat, und die scharfen Auseinandersetzungen, die endlich zum Bruche geführt haben. Dante stellte an sich und darum auch an Andere die höchsten Forderungen und pflegte sein Mißfallen gegen Freund und Feind rücksichtslos kundzugeben. So mag er sich manchen hochgestellten Gönner entfremdet haben, und vielleicht ist auch aus diesem Grunde seine Ehe nicht glücklich gewesen. Das erfahrene Unrecht diente noch dazu, ihn bitterer und härter in seinem Urtheil zu machen.

Ueber das, was Dante in der Verbannung erlebte, darüber, welche Städte er gesehen und welcher Menschen Sinn er erkannt hat, haben wir wenig sichere Nachrichten. Zunächst wandte er sich nach Verona, wo die Familie della Scala, die Scaliger, herrschten. Diese waren stets bereit, unglückliche Verbannte, besonders solche von berühmtem Namen, aufzunehmen. Die Zuflucht, die der Dichter hier fand, wurde ihm aber bald genommen. Auf den ihm gewogenen Bartolomeo della Scala folgte dessen Bruder Alboin, mit dem er sich nicht befreunden konnte. Ruhelos wanderte der Verbannte in ganz Italien umher, er soll sogar auch nach Frankreich und England gekommen sein, und

aus einigen Stellen der göttlichen Komödie läßt sich wenigstens eine Bekanntschaft mit Paris und mit Flandern erschließen.

Auf seinen Reisen fand er wohl auch in manchem Kloster gastliche Aufnahme und zugleich in den Klosterbibliotheken Mittel zu wissenschaftlichen Studien; diese wurden nämlich trotz des unsteten Lebens mit unermüdlichem Eifer fortgesetzt, so daß man wohl sagen kann, Dante habe sich des gesammten Wissensstoffes seiner Zeit bemächtigt. Für seine schriftstellerische Thätigkeit war es natürlich sehr ersprießlich, daß er soviel von dem, was Natur und Kunst in- und außerhalb der Grenzen Italiens Sehenswerthes boten, durch eigene Anschauung kennen lernte und daß er Einblick in das politische Treiben so vieler Gemeinwesen gewann. Werthvoll für ihn wurde auch die Kenntniß der verschiedenen Mundarten seines Vaterlandes, dadurch wurde er befähigt, der Schöpfer einer gemeinsamen Muttersprache zu werden. Allein ihm selbst brachte dieses unstete Leben viele Beschwerden und Demüthigungen; er fand es, wie wir oben hörten, hart, fremde Treppen auf- und abzusteigen, und fremdes Brot schmeckte ihm versalzen. Durch alle seine Schriften geht die wehmüthige Klage über das Vertriebensein aus der Vaterstadt und über die Leiden und Entbehrungen, die sein Leben mit sich brachte.

Man könnte fragen, warum er denn die Verbannung so schwer genommen habe, da ihm doch bei seinen Gaben und Kenntnissen die ganze Welt offen gestanden hätte. Er bekannte sich ja selbst als einen Weltbürger, dem die Welt sei velut piscibus aequor, „wie den Fischen das Meer". Hätte er nicht wenigstens in einer anderen Stadt Italiens eine gelehrte oder staatsmännische Laufbahn einschlagen können? Allein er war trotz allen Weltbürgerthums Florentiner mit Leib und Seele, und der Begriff eines gemeinsamen italienischen Vaterlandes war damals erst im Werden begriffen. Zum Staatsmann oder Beamten fehlte dem Dichter die Geschmeidigkeit des Fisches im

Weltmeer, und ein akademisches Lehramt war ihm, als einem Nichtakademiker, nicht zugänglich. Es ist wohl anzunehmen, daß er sich durch Privatunterricht da und dort sein Brot verdient habe.

Die traurigen Erfahrungen, die er machte, und die im Zusammenhang mit den verworrenen politischen Verhältnissen seines Vaterlandes standen, veranlaßten Dante, immer wieder über politische Dinge nachzudenken und nach einem Heilmittel für all diese Schäden zu suchen; und dieses glaubte er in dem Kaiserthum gefunden zu haben. Das alte Römerreich, das den Völkern Friede, Ordnung und gleiches Recht gebracht hatte, stand vor seiner Seele in idealem Glanze, und dieses Römerreich fand nach seiner Meinung seine geradlinige Fortsetzung im römischen Kaiserthum deutscher Nation. Wie eine höchste Obrigkeit da ist für die geistliche Leitung der Völker, so muß auch die weltliche in einer Hand vereinigt sein. Daß die römischen Kaiser Deutsche waren, kam nicht in Betracht, da sich im Mittelalter die Volkscharaktere noch nicht so herausgebildet und so scharf unterschieden hatten, wie jetzt. Das römische Kaiserthum hatte freilich seit dem Untergang des schwäbischen Kaiserthums thatsächlich aufgehört; die Bedingungen seiner Lebensfähigkeit waren vernichtet. Dante zwar betrachtete es als eine schwere Pflichtverletzung, daß Rudolph von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht sich um die Wirren Italiens nicht gekümmert hatten; aber in der Bevölkerung Italiens war das Andenken an die deutsche Herrschaft so gut wie geschwunden; nur einzelne lombardische und toskanische Ghibellinen wandten sich von Zeit zu Zeit hülfesuchend über die Alpen. Im Ganzen waren die Interessen fast aller italienischen Machthaber und vor Allem die des immer mächtiger werdenden Frankreichs gegen die Erneuerung des alten Kaiserthums. Aber siehe da! Was ein aussichtsloser Traum dieses Dichters zu sein schien, sollte plötzlich zur Wirklich-

keit werden. Der 1308 zum deutschen König erwählte Graf Heinrich von Lützelburg faßte den Entschluß, die alten Rechte des Kaiserthums wieder auszuüben. Wenn je ein Fürst, so hat dieser den Namen eines Romantikers auf dem Throne verdient. Französisch gebildet und von französischer Ruhmbegierde erfüllt, ohne Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse, folgte er lediglich dem Thatendrange seines Herzens, dem das prosaisch gewordene Vaterland keine Nahrung bot. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte die Nachricht von diesem Entschlusse in Italien. Die fast überall vertriebenen Ghibellinen athmeten auf, die Welfen erschraken. Von einem höheren Gesichtspunkte faßte Niemand die Frage auf, Jeder dachte nur an seine Parteiinteressen, Niemand wünschte das Heil des ganzen Vaterlandes. Nur Einer trug mit klarem Bewußtsein solche Hoffnungen in sich, und dies war ein Mann ohne Stellung, der bis jetzt umsonst der Partei, der er angehörte, patriotische statt selbstsüchtige Gesinnungen beizubringen gesucht hatte, es war Dante.

Man kann sich denken, wie er bei einer so ungeahnten, für ihn so herrlichen Erscheinung erbeben mußte, aber man muß seine „Episteln" lesen, die fliegenden Blätter, die er während des ganzen Römerzuges ausstreute, man muß sie lesen in ihrer flammenden Beredtsamkeit, in ihrem Prophetentone, um die ganze Höhe seiner Verzückung und die ganze Tiefe seiner Verblendung zu ermessen. Es wird zwar die Echtheit dieser Briefe angezweifelt, aber daß er solche geschrieben hat, ist verbürgte Thatsache, und ihr Inhalt kann wohl kaum anders gelautet haben, als der der vorliegenden. Gott hat sich, heißt es in der ersten Epistel, des Menschengeschlechtes in seinem unerträglichen Jammer erbarmt, es hat sich wieder aufgerafft der Löwe vom Stamm Juda, es kommt ein neuer Moses, der das Volk von allen Plagen Egyptens erlösen, ein friedlicher Titane, der die Gerechtigkeit wieder aufblühen lassen wird. Italien, erhebe

dich in Freude und Jubel und gehe deinem Bräutigam entgegen, dem Tröster der Welt, dem Stolze der Völker, Heinrich dem Huldreichen, Göttlichen. Wenn die gegenwärtigen Geschlechter sich etwas von dem alten Schwunge der Troer und Latiner bewahrt haben, so sollen sie eilen, den kaiserlichen Aar zu grüßen, der mit der Raschheit des Blitzes herabkommen wird. Der Luxemburger steigt in der Thal im Oktober 1310 von den Alpen herab mit einer Schaar von fünftausend Söldnern; die verbannten Ghibellinen strömen ihm von allen Seiten entgegen, auch Dante ist unter ihnen. Er sieht die Kaiserliche Majestät, er hört ihre Worte und er spricht in seinem Innern: Ecce Agnus Dei, qui tulit peccata mundi (Siehe, das ist Gottes Lamm ꝛc.). Aber er verlangt weder Aemter, noch Ehren, noch Belohnungen. Während sein Landsmann und Mitbruder in Apollo, Cima da Pistoja, in den Dienst des Kaisers tritt, begnügt sich Dante, den „Messias“ gesehen zu haben und kehrt „an die Quelle des Arno“ zurück, um durch weitere Flugschriften die Wege des Herrn zu bereiten und seine Pfade zu ebnen. Der Zug des Weltbefreiers war kein Triumphzug; der „friedliche Titane“ mußte durch Flammen und Blut vorwärtsdringen; die lombardischen Städte verschließen ihm die Thore und werden nur mühsam erobert. Florenz wird der Mittelpunkt des Widerstandes und seine reichen Geldmittel bereiten dem Kaiser überall Schwierigkeiten. Die päpstliche Zweizüngigkeit hatte zunächst den gut katholischen Fürsten ermuntert, unter der Hand aber hetzte sie gegen ihn auf, bis sie zuletzt sich offen gegen ihn erklärte.

Dante verdoppelt seine Mahnungen. „Alle Leiden, die einst in seiner Treue das glorreiche Sagunt für die Sache der Freiheit erduldet hat, werdet ihr in eurer Verrätherei und Schande für die Sache der Sklaverei erfahren.“ Er wendet sich an den Kaiser und bittet ihn, sich nicht mit der Unterdrückung der lombardischen Städte aufzuhalten, sondern den

entscheidenden Stoß auf das Hauptbollwerk des Widerstandes auszuführen. Der Dichter und Träumer zeigt hier mehr strategische Einsicht, als der kaiserliche Heerführer, der die kostbarste Zeit, solange noch die Gegner von der Ueberraschung gelähmt waren, in Oberitalien vergeudete und es doch nicht verhindern konnte, daß die eroberten Städte sich wieder hinter seinem Rücken empörten. „Man muß die Axt an die Wurzel des Giftbaumes legen," fährt Dante fort, „die vergiftete Quelle ist im Thale des Arno. Florenz ist die Schlange, die die Eingeweide ihrer eigenen Erzeuger zerfleischt, das unreine Thier, das mit seiner Krankheit die Heerde des Herrn ansteckt, eine gottlose Myrrha, die von blutschänderischen Gelüsten verzehrt wird. (Das geht wohl auf das Bündniß mit dem heiligen Vater.) Erhebe dich also und mache deinem Zaudern ein Ende, erhabener Sprößling Isais, glaube an deinen Herrn, den Gott Zebaoth, unter dessen Augen du ziehest, komm den Goliath zu erlegen mit der Schleuder deiner Weisheit und dem Steine deiner Macht; bei diesem Sturze werden Nacht und Schatten des Schreckens das Lager der Philister bedecken und Israel wird erlöst sein."

Die Florentiner vermerkten den gegen sie gerichteten Inhalt des Briefes sehr übel. Als sie daher einige Zeit später (September 1311) aus politischer Klugheit den größeren Theil der verbannten Weisen zurückriefen, nahmen sie Dante ausdrücklich von der Amnestie aus. Und so kam es denn, daß der Dichter, für den bei seinen Lebzeiten nach dem schönen Ausdruck Michelangelos „der Himmel seine Thore immer weit offen hatte", die seiner Vaterstadt unerbittlich bis zuletzt verschlossen fand.

Der Feldzug des Luxemburgers verlief kläglich. Der Widerstand gegen „den Befreier" war allgemein und bildete sich hinter seinem Rücken immer wieder neu, je weiter er ins Innere des Landes vorrückte. Er konnte sich in Monza nicht der berühmten eisernen Krone bemächtigen und mußte sich mit einer

nachgemachten begnügen, wie er später in Rom, da ihm die Welfen den Zugang zum Heiligthum Sanct Peter's verweigerten, sich in der Laterankirche krönen lassen mußte. Auf der Rückkehr von Rom begann er endlich Florenz zu belagern, er erlag aber bald (August 1313) einem Siechthum, das er sich bei der Belagerung von Brescia zugezogen hatte; und fast ganz Italien nahm die Kunde davon mit einem wahren Gefühl der Erlösung auf. Die Zeiten waren gar verändert seit den Hohenstaufen. Dante wollte dies freilich nicht erkennen; während er früher geklagt hatte, daß „der Messias" so überlange zögerte, und in dem gewaltsamen Tode Albrecht's die himmlische Strafe dieser Unthätigkeit erblickte, sucht er nun Trost in dem Gedanken, daß der Retter zu früh gekommen sei. Im Paradiese erwartet ein Thron

> Die Seele des hohen Heinrichs, die Italien
> Zu heilen kommen wird, eh' es bereit ist.

Nach dem Tode Clemens' V. machte sich Dante zum Dolmetsch der öffentlichen Meinung und verlangte in einem an die italienischen Cardinäle gerichteten, ebenfalls den biblischen Ton anschlagenden Schreiben die Zurückführung des päpstlichen Stuhls von Avignon nach Rom. „Vielleicht," heißt es da, „werft ihr erzürnend ein: Wer ist es, der nicht scheuend die plötzliche Strafe des Usa (2. Sam. 6, 7) sich gegen den wankenden Altar erhebt? Allerdings bin ich unter den von Jesus Christus geweideten Schafen eines der geringsten: bin ich ja schon viel zu arm, um mit priesterlichem Ansehen auftreten zu können. Nicht durch Reichthum, sondern durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und der Eifer um sein Haus verzehrt mich. Auch im Munde der Säuglinge und der Unmündigen ertönte schon die gottgefällige Wahrheit, und ein Blindgeborener hat die Wahrheit verkündigt, die die Pharisäer nicht bloß verheimlichten, sondern auch boshaft zu verdrehen suchten." Er nennt sich von so vielen

vernachlässigten und unbewachten Schafen „eine einzige fromme, aber machtlose Stimme, die sich beim Leichenbegängniß der Mutter Kirche vernehmen läßt: „Ambrosius liegt im Winkel, vergessen liegen Augustinus und Beda; statt ihrer führen sie die Decretalen des Innozenz und des Cardinals von Ostia im Munde; denn jene suchten Gott als das wünschenswertheste Ziel, diese (d. h. die Bischöfe) streben nur nach Einkünften und Pfründen.“ Viele seien im Stillen mit ihm einverstanden, wenn sie auch vor Erstaunen stumm seien. „Noch lebt der Herr, und er, der der Eselin des Bileam die Zunge zu lösen wußte, ist auch Herr über die Thiere unserer Tage.“

Das Schreiben, wenn es je an seine Adresse gelangte, hatte keine Wirkung; nach langer Wahlversammlung wurde endlich (1316) Johann XXII., der Candidat der französischen Partei, erwählt.

Noch einmal schien ein Hoffnungsstern für Dante zu leuchten. Die ghibellinische Sache hatte an Uguccione della Faggiula einen erfolgreichen Vertreter. Die Pisaner hatten ihn zu ihrem Herrn erwählt, und an der Spitze der zurückgebliebenen kaiserlichen Söldner brachte er den Welfen empfindliche Niederlagen bei. Im Jahre 1314 eroberte er Lucca, und hier scheint nun Dante einen durch die Liebe oder Freundschaft jener oben erwähnten Gentucca verschönten Aufenthalt gefunden zu haben. Im Jahre 1315 erfocht Uguccione einen entschiedenen Sieg über die Florentiner, und nun schien sich das Blatt vollständig gewendet zu haben. Allein durch seine Härte machte sich Uguccione verhaßt; im April des folgenden Jahres empörte sich Lucca gegen ihn und bald darauf auch Pisa, und er mußte sich nach Verona an den Hof der Scaliger flüchten. Florenz erneute das Urtheil gegen die Ghibellinen, gegen die Weißen und gegen Dante und seine Söhne. Dante wird, als zu keiner Partei gehörig, besonders angeführt; seine Söhne hatten wohl mitgekämpft.

Er hatte übrigens noch Freunde in der Stadt, die sich für seine Rückkehr bemühten. Sie riethen ihm, ein Gesuch um Begnadigung einzugeben. Man gab ihm zu verstehen, daß die Aufhebung seiner Verbannung zugestanden werden könne, aber unter den für Alle gleich geltenden Bedingungen: Zahlung einer Geldsumme und öffentliche Kirchenbuße. Dante konnte sich hierauf nicht einlassen; er war sich keiner Schuld bewußt und verzichtete lieber auf die angebotene Begnadigung. „Das also wäre die glorreiche Zurückberufung," schreibt er, „durch die Dante Alighieri, nachdem er nahezu drei Lustren die Verbannung getragen hat, seinem Vaterlande wiedergegeben würde. Diesen Lohn hat seine Unschuld verdient, dies der Schweiß und die Anstrengung, die er auf die Wissenschaft verwendet hat? Fern sei von einem Manne, der ein Vertrauter der Philosophie ist, die unbesonnene Niedrigkeit eines irdisch gesinnten Herzens, daß ich es über mich gewänne, mich zur Buße zu stellen. Fern sei es von einem Manne, der überall Gerechtigkeit predigte und der Unrecht erduldet hat, daß er den Urhebern dieses Unrechts, als wären es seine Wohlthäter, sein eigenes Geld zahle. Nicht das ist der Weg, in das Vaterland zurückzukehren. Wenn es nicht einen Weg giebt, der dem Rufe Dante's und seiner Ehre nicht zuwider ist, so werde ich niemals nach Florenz zurückkehren. Und warum nicht so? Werde ich nicht das Licht der Sonne und der Gestirne überall erblicken? Werde ich nicht unter jedem Himmel den süßesten Wahrheiten nachforschen können, so lange ich mich nicht dem Volke von Florenz gegenüber ruhmlos, ja ehrlos benehme?"

Das Anerbieten der Rückkehr und die Antwort darauf werden neuerdings stark angezweifelt, doch scheint mir die innere Wahrscheinlichkeit stark für die Geschichtlichkeit zu sprechen. Wie heiß der Wunsch nach einer ehrenvollen Zurückberufung in Dante's Seele war, das spricht er in einem der letzten Gesänge der göttlichen Komödie aus (Paradies 25, 1 ff.):

Zwäng' einst das heil'ge Lied, zu dem die Erde,
Zu dem der Himmel mir den Stoff gereicht,
Durch dessen Müh'n ich blaß und mager werde,
Die Härte, die von dorten mich verscheucht,
Wo ich, ein Lamm, geruht in schöner Hürde,
Jedwedem Wolfe feind, der sie umschleicht,
Mit and'rem Ton und Haar (d. h. ergraut) als Dichter würde
Ich kehren und am Taufquell dort empfahn
Im Lorbeerkranz der Dichtung höchste Würde.

Inzwischen war in Verona der jüngste der Scaliger, Franzesco, genannt Can Grande, der während Dante's erstem Aufenthalte noch ein Kind war, herangewachsen und hatte sich als kaiserlicher Statthalter von Oberitalien rühmlich hervorgethan. Bei ihm scheint Dante eine besonders freundliche Aufnahme gefunden zu haben. Ehrenvoll erwähnt er ihn an verschiedenen Stellen seines Gedichtes, rühmt seine Freigebigkeit und läßt ahnen, daß er große Thaten von ihm hoffe. Wir haben auch noch das freilich angezweifelte Widmungsschreiben, mit dem er den dritten Theil seines Werkes dem edlen Gönner übersandte. Lange scheint es Dante am Hofe zu Verona nicht ausgehalten zu haben. Ob er mit Can Grande zerfiel, wie die Sage berichtet, oder mit den Hofleuten sich nicht stellen konnte, wissen wir nicht. Can Grande rechtfertigte übrigens die hohen Erwartungen, die auf ihn gesetzt wurden, nicht; das Glück, das ihn eine Zeit lang begünstigt hatte, verließ ihn in seinen späteren Jahren.

Die letzte Zeit seines Lebens brachte der Dichter in Ravenna zu. Dorthin hatte ihn ein edler Ritter, Guido Novello da Polenta, eingeladen, ein Mann, der selbst dichterisch begabt war und hervorragende Männer gern in seinen Freundschaftskreis zog. Man hat geglaubt, daß der Dichter hier inmitten seiner Söhne und Töchter noch einen schönen Lebensabend genossen habe. Allein, gerade aus dieser Zeit tönt die Klage des

Dichters über seine drückende Armuth am vernehmlichsten, so daß es den Anschein hat, als ob Guido um das leibliche Gedeihen seines berühmten Gastes sich wenig bekümmert hätte. Er verwendete ihn einmal zu einer Gesandtschaft nach Venedig. Auf der Rückreise, die durch sumpfiges Land geschah, zog sich Dante eine Krankheit zu und am 21. September 1321 ereilte ihn der Tod. Er zählte 56 Jahre und 4 Monate. Ein so herbes Schicksal mußte auch die zäheste Lebenskraft vor der Zeit aufreiben. Es setzt eine ungeheure Kraft des Geistes voraus, mit solcher Unerschütterlichkeit an einsamen Idealen festzuhalten. Nach Boccaccio versetzte die Nachricht vom Ableben des großen Dichters ganz Ravenna in Trauer. Die edelsten Bürger von Ravenna trugen ihn zu Grabe; Guido ließ den Sarg festlich schmücken, verfaßte poetische Inschriften für das Bahrtuch und die Kränze und hielt selbst die Trauerrede. Seinen Plan, dem Dichter ein würdiges Grabmal zu setzen, konnte er nicht ausführen, da er schon im folgenden Jahre vertrieben wurde. Im Jahre 1329 wollte der Cardinallegat Bertrand du Poyet, der Dante's Schrift über die Monarchie als ketzerisch verbrennen ließ, dasselbe mit den Gebeinen des Verfassers thun, allein es widersetzten sich zwei angesehene Ritter diesem schmählichen Ansinnen. Auch die Stadt Florenz zeigte, daß sie ihren großen Bürger zu ehren wußte. Sie verlangte seine Gebeine zurück, ein Begehren, das damals und später, so oft es erneut wurde, abgewiesen wurde. Auch Leo X., Herr von Florenz und von Ravenna zugleich, wollte im Jahre 1515 die Ueberführung der Gebeine, und Michelangelo war bereit, ein würdiges Denkmal zu schaffen, allein. als man den Sarg öffnete, war er leer. Die Franziskaner, in deren Kirche der Dichter begraben war, hatten durch ein Loch in der Mauer vom Innern des Klosters an den Sarg gelangen und ihn leeren können. Erst im Jahre 1864 fand ein Maurer die Kiste, in der Dante's Gebeine ge-

borgen waren, so daß sie wieder in den Sarkophag gelegt werden konnten. Der Fund machte damals großes Aufsehen; ob freilich diese Gebeine die echten waren, ist fraglich. Im Jahre 1373 gründete die Stadt Florenz einen eigenen Lehrstuhl zur Erklärung der göttlichen Komödie, dessen erster Inhaber war Boccaccio. Von Dante's Nachkommen sind uns bloß zwei Söhne bekannt: Peter, dem die Gattin Guido's zwei Pfründen, die sie verleihen konnte, überließ (ohne daß er deshalb ein Geistlicher gewesen zu sein braucht), und Jakob, der ein geachteter Rechtsgelehrter wurde. Weil er die Sporteln nicht bezahlen konnte oder wollte, wurde Peter Dante gerichtlich belangt. Eine Tochter Dante's soll in einem Kloster verstorben sein. Die Wittwe überlebte ihren Mann noch viele Jahre.

Dante's persönliche Erscheinung war von mittlerer Größe, im Alter war er etwas gebückt. Er hatte ein längliches Gesicht, Adlernase, große Augen und großes Kinn, etwas vorstehende Unterlippe, braune Gesichtsfarbe, Bart und Haare dicht, schwarz und kraus, dem Aussehen nach stets melancholisch und in Gedanken vertieft. (Eine Frau in Ravenna meinte, die braune Farbe und der krause Bart komme vom Höllenfeuer her.) Dante selbst klagt, daß seine persönliche Erscheinung nicht vortheilhaft wirke und oft sogar die Bewunderung, die seine Schriften gefunden haben, herabstimme. Sein Gang war ernst und gemessen, seine Kleidung gewählt und standesgemäß. Sein ganzes Wesen war von seltener Höflichkeit und feinen Formen, im Essen und Trinken war er äußerst mäßig. Selten sprach er ungefragt, dann aber mit Ueberlegung und auf eine dem Gegenstande entsprechende Weise. Er liebte die Einsamkeit; fiel ihm, während er in Gesellschaft sich befand, ein Gedanke ein, der sein besonderes Interesse in Anspruch nahm, so antwortete er auf keine Frage, bis er jenen vollständig durchdacht hatte. In Siena befand er sich einst im Laden eines Apothekers; hier wurde ihm

ein Buch gezeigt, das unter Gelehrten großes Aufsehen machte. Da er es nicht mit sich nehmen durfte, setzte er sich auf eine Bank vor den Laden und fing an, eifrig zu lesen. Auf dem Platz und vor seinen Augen wurde in Gegenwart zahlreicher Zuschauer ein Fest abgehalten mit Wettkämpfen und Tänzen; aber trotz des lauten Lärmes sah Niemand den Dichter aufblicken oder seine Augen von dem Buche abwenden. So saß er bis gegen Abend, und als ihn Jemand fragte, wie er sich dem Anblick eines so schönen Festes habe entziehen können, antwortete er, er habe gar nichts davon bemerkt. (Bocc.)

2. Die kleineren Werke Dante's.

Die erste schriftstellerische Leistung Dante's, das Neue Leben, die Vita Nuova, haben wir schon erwähnt. Es besteht aus Gedichten und aus zwei Arten von Prosa. Die eine soll die Gedichte unter einander verbinden, ihre Veranlassung und Entstehung berichten, die andere zerlegt und behandelt ihren Inhalt in sonderbar scholastischer Weise. Bei den Gedichten, die vor den Tod der Beatrice fallen, folgt die Erklärung nach, bei den anderen geht sie voraus, „damit sie an ihrem Ende um so verwaister erscheinen, wie ja auch ich durch den Tod der Geliebten verwaist bin." Solche Spitzfindigkeiten muthen uns freilich seltsam an. Dahin gehört auch die Zahlenspielerei. Dante bringt nämlich einen geheimnißvollen Zusammenhang zwischen seiner Beatrice und der Zahl 9 zu Stande. Er hat sie das erste Mal im Alter von neun, das zweite Mal in dem von achtzehn, d. h. zweimal neun Jahren getroffen; sie ist gestorben, da das Jahrhundert neunmal den Verlauf von zehn Jahren vollendet hatte (1290), und zwar nachdem die drei ersten Stunden der Nacht vorüber und noch neun Stunden übrig waren, in einem Monat, der der neunte des syrischen Kalenders war. Also war Beatrice eine Neun, d. h. ein Wunder, dessen

Wurzel nichts Anderes ist, als die heilige Dreieinigkeit. Wir werden später noch von den Zweifeln an der geschichtlichen Beatrice zu reden haben, aber wir müssen hier doch, dem englischen Danteforscher Moore beipflichtend, hervorheben, daß diese gezwungenen Deuteleien gerade für die geschichtliche Existenz Beatrice's sprechen. Wäre sie ein bloßes Geschöpf der Dichtung, so hätte ihr Tod in den neunten Monat des christlichen Jahres verlegt werden können, und Dante wäre der Mühe enthoben gewesen, sich mit dem syrischen Kalender zu helfen.

Die scholastische Darstellung darf uns aber nicht abhalten, auch die prosaischen Theile des Neuen Lebens als eine schriftstellerische Leistung ersten Ranges zu bewundern. Die Sprache ist edel, klar und rein, die Darstellung einfach und doch ergreifend, die Erzählung anschaulich und rührend.

Mit den Gedichten aber hat sich der junge Dante mit einem Male in die Reihe, ja an die Spitze der gefeiertsten Dichter seiner Zeit gestellt. Um seine Verdienste recht würdigen zu können, müssen wir uns zunächst mit seinen Vorgängern etwas bekannt machen.

Als Liebesdichter hat Dante seine Anregung zunächst von den provençalischen Troubadours erhalten; er hat auch selbst in provençalischer Sprache gedichtet. Im südlichen Frankreich, diesem begnadigten Winkel der Erde, war inmitten der allgemeinen Barbarei eine seltsame Kunst aufgeblüht, „die heitere Wissenschaft" (gay saber). Dort blühten jene Liebeshöfe (cours d'amour), wo die großen und schönen Damen des zwölften Jahrhunderts alle Streitfragen, die sich unter Liebenden erhoben, zu schlichten suchten. Berühmt war der aus sechzig Frauen bestehende Liebeshof der Gräfin von Champagne, ebenso der der Königin von Frankreich. Da wurden Fragen erörtert, wie die, ob ein zu einem Ritter in einem sittsamen Liebesverhältniß stehendes Fräulein, das nachher einen Anderen heirathet, be-

rechtigt sei, ihren früheren Geliebten zurückzuweisen. Eine habgierige Kokette wurde verurtheilt, entweder dem Liebenden Gehör zu schenken oder seine Geschenke abzulehnen. Dem einfachen und natürlichen Gefühl der Liebe wurde der Charakter einer verfeinerten Bildung verliehen, es wird zu einer Kunst, einer Wissenschaft, einer geselligen Tugend gestempelt; es wird nicht allein zum feinsten und edelsten Stoffe der Kunstpoesie erhoben, sondern auch durch scholastische Metaphysik verklärt, „un amour exalté et presque mystique sans cesser pourtant d'être sensuel" (Gaston Paris). Ueberraschend und unwiderstehlich ist die Liebe in ihrem Erscheinen, durch das Auge dringt sie unvermuthet ins Herz und verwundet es, geheimsinnig und verfeinernd ist sie in ihren Erscheinungen, veredelnd und bildend in ihrem Wirken und so absolut in ihren Forderungen, daß selbst der Ritter vor ihr weichen muß. Ungesetzlich ist die Liebe und muß sie sein, denn in der Ehe kann die echte Liebe nicht vorkommen. Die Gräfin von Champagne hat auf die briefliche Anfrage: an inter conjugatos verus amor locum sibi valeat invenire durch ein Sendschreiben vom 1. Mai 1174 geantwortet, worin es heißt: „dicemus enim et stabilito tenore firmamus, amorem non posse suas inter duos jugales extendere vires."

Vom südlichen Frankreich kam die Liebespoesie nach Italien und auch dessen Dichter bedienten sich der provençalischen Sprache. So Sordello von Mantua, den Dante im Fegfeuer (6, 70) verherrlicht, und Guido von Gunicelli, von dem Dante (Fegfeuer 26, 97) singt:

> Als meines Vaters Name mir erklang,
> Des Vaters von so Manchem, der vom Minnen
> Besser als ich in süßen Weisen sang.

Guido fragt, warum Dante ihn so liebevoll ansehe, und erhält die Antwort: „Deine süßen Lieder werden, so lange die neue Sitte dauert, uns theuer sein." Guido lehnt das Lob ab

zu Gunsten des provençalischen Dichters Arnald. Dante selbst ist sich seiner Vorzüge wohl bewußt. So sagt er (Fegfeuer 24, 52):

> Dem Hauch der Liebe lausch' ich sinnend,
> Was sie mir immer verspricht, nehm' ich wahr
> Und schreib' es nach, nichts aus mir selbst ersinnend.

Der Angeredete, der Dichter Buonagiunta von Lucca, erwidert:

> Die Schlinge, Bruder, sprach er, seh' ich klar,
> Die von dem neuen, süßen Stil gehalten
> Mich diesseits hat, Guitton und den Notar (Beiname eines Dichters),
> Ich seh', ihr lasset nur die Liebe walten,
> Und eure Feder folgt, wie sie gebeut,
> Wir aber ließen sie nicht also schalten.

Mit einem Worte: Dante redet in seinen Dichtungen die Sprache des Herzens, nicht die der Convention. Die Troubadours sind über die Höhe von Dilettanten nicht hinausgekommen. Ihre Wissenschaft war zu heiter, ihr Beruf zu lustig; es fehlt ihnen die sinnige Betrachtung der Natur und die tiefere Ergründung des menschlichen Herzens. Diez sagt: „Ihre Poesie war mehr eine Sache des Verstandes, als des Gefühls. Die Liebe war eigentlich nur ein Vorwand zu Versen. Ihr Hauptstreben war der Ruhm.“ Die Italiener durften nur an die Liebespoesie rühren, um dieselbe alsbald zu veredeln, einen litterarischen Geschmack in sie einzuführen, einen sittlichen Zartsinn, einen ästhetischen Ernst, wie man sie unter dem Himmel Aquitaniens nie gekannt hat.

Dante stellt mit Recht seinen Stil als den neuen dem alten gegenüber, weil er es gewagt hat, sich von dem überlieferten conventionellen Ton frei zu machen, „aus der gemeinen Schaar (der Poeten) herauszutreten“ und nur die Liebe walten zu lassen. Ihm ist die Liebe nicht bloß der Amor der antiken Dichter, sondern auch der platonische Eros, der in dem Menschen das Streben nach der höchsten Vollkommenheit erzeugt. Und trotzdem,

daß die Gedichte in den Brunnen der Mystik getaucht sind, quellen sie mit der Frische und Kraft der Gesundheit aus dem Born des Gemüthes heraus; in klangvoller Sprache reiht sich Bild an Bild. Nie ist eine Sterbliche so gefeiert worden, wie Beatrice. Alle Ehren des Paradieses, alle die hohen Namen, die man bis dahin nur auf die Mutter des Heilandes angewendet hatte, werden auf sie übertragen. Die vielen Erscheinungen und Entzückungen weisen nicht etwa auf eine erregte Gemüthsstimmung hin, sondern entsprechen der damaligen dichterischen Gewohnheit. So verwerthet auch die im ersten Sonett berichtete Erscheinung ein damals übliches Bild. Es lautet in Scartazzini's Uebersetzung:

Den edlen Herzen all, die Liebe hegen,
Kommt Gegenwärt'ges ihnen zu Gesichte,
Daß seine Meinung jedes mir berichte,
In Amor, ihrem Herren, Gruß und Segen!

Schon sah die Welt der fünften Stund' entgegen,
Wo jeder Stern erstrahlt im hellsten Lichte,
Als Amor mir erschien im Traumgesichte,
So daß beim Denken Schrecken mich bewegen.

Froh schien er mir; ich sah mein Herz ihn tragen
In seiner Hand und mit dem Arm umschließen
Die Herrin schlummernd, eingehüllt in Linnen.

Dann weckt er sie, und ließ sie, die voll Zagen,
Demüthiglich mein brennend Herz genießen.
Drauf sah' ich, wie er weinend ging von dannen.

Das Geheimniß seiner Liebe theilt er Niemand mit, ja er stellt sich sogar, als wäre eine andere Dame der Gegenstand seiner Sehnsucht. Er kommt mit dieser ins Gerede, und die Geliebte verweigert ihm deswegen den Gruß, was ihn aufs Tiefste schmerzt. Er trifft mit ihr bei einer größeren Gesellschaft zusammen, und es schwinden ihm dabei die Sinne. Man lächelt

und spöttelt über ihn. Er fragt sich selber: Warum liebe ich sie denn, wenn ich doch ihre Nähe nicht zu ertragen vermag? Aber all' die früheren Leiden können ihn nicht zurückhalten, immer wieder nach ihrem Anblick zu streben. Auf weitere Wünsche glaubt er verzichtet zu haben. Vom Gruß der Geliebten beseligt zu werden und ihren Ruhm im Lied zu besingen, soll sein einziger Lohn sein. Der vom Dichter vorausgeahnte Tod der Geliebten erschüttert ihn aufs tiefste. Er spricht seine Klage in rührenden Trauerliedern aus, die er an „die Fürsten und Großen der Erde" richtet.

Quomodo sedet sola civitas plena populo, ruft der Dichter mit dem Propheten aus (Klagel. 1, 1). Lange trauert er um die Entschlafene, da will sich eine andere Liebe einstellen. Eine edle Nachbarin des Dichters sieht ihn häufig in Thränen, empfindet Mitleid mit ihm, und ihre Theilnahme gewinnt sein Herz. Aber bald bricht die Sehnsucht nach der Entschlafenen wieder gewaltig hervor, der Dichter schämt sich der neuen Neigung; Beatrice wird wieder sein einziger Gedanke. Am Schlusse des Büchleins schreibt er: „Unmittelbar nach diesem Sonett erlebte ich ein merkwürdiges Gesicht und sah Dinge, die in mir den Entschluß reiften, nichts mehr von dieser Gesegneten zu sagen, bis daß ich würdiger von ihr reden kann. Um dazu zu gelangen, studire ich mit aller Kraft. Wenn es also Dem gefällt, durch den alle Dinge leben, daß meine Lebenszeit noch einige Jahre dauert, so hoffe ich von ihr Dinge zu sagen, wie sie noch nie von einer Frau gesagt worden sind."

An diese Episode von der mitleidigen Nachbarin knüpft nun ein neueres Werk Dante's an, das Gastmahl (Convito). Nur sagt der Dichter hier, daß doch endlich die zweite Liebe die erste für längere Zeit vollständig verdrängt habe. Aber er meint es seinem guten Rufe schuldig zu sein, zu zeigen, daß nicht Leidenschaft, sondern Tugend ihn geleitet habe. Die Liebesgedichte

werden nämlich allegorisch umgedeutet, Beatrice ist die Theologie, die Nachbarin ist die Philosophie und ihre schönen Augen sind die logischen Beweise, die in die Seele dringen. Auch im „Gastmahl" wechseln Poesie und Prosa, doch ist diese die Hauptsache. Mit den Gedichten sollen die Gäste bewirthet werden, ihre Erklärung bildet das Brot. Das Werk soll eine Art Encyklopädie bilden, es soll die Weisheit der Gelehrten dem Volke zugänglich machen. Alle Wissenschaft wird durch Umdeutung der Liebesgedichte gewonnen, ein Umstand, der das Werk für uns ungenießbar macht. Allein im Mittelalter war dies anders; hier spielte die Allegorie eine entscheidende Rolle in Wissenschaft und Kunst; wir werden noch darauf zu reden kommen.

Einige schöne Aussprüche aus dem „Gastmahl" verdienen angeführt zu werden, z. B.: „Es muß nach der eigenen Vollkommenheit, die im Mannesalter erworben wird, jene kommen, die nicht sich selbst, sondern Andere erleuchtet, und der Mensch muß sich eröffnen wie eine Rose, die nicht mehr geschlossen bleiben kann, und den Duft verbreiten, der sich innen erzeugt hat."

Die Gott suchende Seele wird mit dem Wanderer verglichen, der auf unbekannter Straße einherkommt und jedes Haus, das er erblickt, für eine Herberge hält, und wenn er sich enttäuscht sieht, seinen Glauben auf das andere richtet, und so von Haus zu Haus, bis er die wahre Heimath erreicht." „Die Augen kann man den Balkon der Dame nennen, die in dem Gebäude unseres Körpers wohnt, denn hier zeigt sie sich oft, wenn auch manchmal verschleiert."

Wir finden im „Gastmahl" das wissenschaftliche Material, aus dem die gelehrten Stücke der „Göttlichen Komödie" künstlerisch herausgearbeitet sind, und man muß staunen über die Masse von Wissen, die Dante angesammelt hatte. Daß ein Laie dieses Wissen besaß und daß er es vollends in der Volkssprache

und in allgemeinverständlicher Weise zum Gemeingut seines Volkes machen wollte, um es von der Bevormundung der Gelehrten zu befreien, war das Neue und Einzige. Und Italien verdankt es seinem großen Sohne, daß es früher als alle anderen Länder einen gebildeten, selbstständigen Mittelstand bekam.

Die Berechtigung der Volkssprache hat Dante in einem besonderen Werke „De vulgari Eloquio“ (Ueber die Volkssprache) verfochten. Er beschäftigt sich hier zunächst mit dem Ursprung der Sprache und kommt zu folgendem Ergebniß: Eine gewisse Form der Sprache war von Gott der Seele des ersten Menschen anerschaffen. Wer hat aber zuerst von dieser Gabe der Sprache Gebrauch gemacht? Natürlich die höchst vorwitzige Eva, die sich gleich mit der Schlange in ein Gespräch einließ? Nein. Das Sprechen war eine so vortreffliche That des menschlichen Geschlechts, daß es doch eher vom Mann, als von der Frau ausgegangen sein muß. Das erste gesprochene Wort war Eli, d. h. Gott. Die Ursprache war die hebräische. In Beziehung auf die einzelnen Sprachen wird dann die Ansicht entwickelt, daß das Latein nicht etwa älter sei, als die romanischen Sprachen, sondern es sei erst später und auf künstliche Weise nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft vieler Völker als Sprache der Gelehrten festgestellt worden — ein Beweis, wie nieder die geschichtlichen Kenntnisse und das geschichtliche Verständniß im Mittelalter standen. Wo findet sich nun aber die lateinische Volkssprache? Dante zählt vierzehn Mundarten auf, die er wohl auf seinen Wanderungen kennen gelernt hatte. Keine gefällt ihm ganz. Thatsächlich hat er sich der Florentiner Mundart bedient, aber er scheint die anderen ergänzend verwendet zu haben. Jedenfalls ist es sein Verdienst, daß nach verhältnißmäßig kurzer Vorbereitung die nationale Sprache Italiens für alle Zeiten festgestellt worden ist. Seinen Eifer für dieses große Ziel konnte die Mehrzahl seiner gelehrten Landsleute nicht begreifen, sie be-

bauerten höchstens, daß er sein Talent dem blinden Pöbel preisgebe und die Perlen vor die Säue werfe. Macaulay sagt hierüber: „Kein Schriftsteller hat es für möglich gehalten, daß die Mundart der Bauern und Marktweiber Kraft und Bestimmtheit genug habe für ein majestätisches und dauerhaftes Werk. Dante entdeckte die reichen Schätze des Gedankens und des Ausdrucks, die in ihrem Erze verborgen lagen. Er verfeinerte sie zur Reinheit; er hat so den Ruhm erworben, nicht allein das schönste erzählende Gedicht der neuen Zeit verfaßt, sondern auch eine Sprache geschaffen zu haben, ausgezeichnet durch die Einzigartigkeit ihres melodischen Tonfalls und besonders geeignet, erhabenen und leidenschaftlichen Gedanken ihren strengen und treffenden Ausdruck zu geben." — Das Werk über die Volkssprache ist unvollendet geblieben, es hört merkwürdiger Weise mitten in einem Satze auf.

Seine politischen Ideen hat Dante in einem ebenfalls unvollendet gebliebenen Werk über die Monarchie (De Monarchia) niedergelegt, dessen Grundgedanken wir auch in der „Göttlichen Komödie" wiederfinden. Es ist dieses Werk das erste politische System der christlichen Zeit, das der sittlichen Bedeutung des Staates gerecht wird. Der theokratischen Anschauung des Mittelalters tritt hier die Idee des modernen Staates siegreich gegenüber. Das Christenthum ist es gewesen, das den großen Gedanken der Einheit des menschlichen Geschlechts und seiner gemeinsamen Bestimmung in die Welt gebracht hat. Der Universalismus und der Kosmopolitismus sind die Früchte davon, daher die theoretisch wenigstens anerkannte Allgemeinheit des Papstthums wie des Kaiserthums, die Aehnlichkeit der Gedanken und Gefühle bei den Völkern des Abendlandes und gemeinsame Unternehmungen, wie die Kreuzzüge. Im Verlaufe des dreizehnten Jahrhunderts vollzieht sich ein Umschwung. Die Eigenthümlichkeiten der Völker in Politik und Sprache machen sich

geltend, der dritte Stand, das Bürgerthum, erringt sich Geltung, und dieser Stand ist nicht so weltbürgerlich, wie Adel und Ritterthum. Das Nationalgefühl steigert sich bis zum Nationalhaß. Dichterisch gestimmte Gemüther konnten nur mit Wehmuth das Schwinden der alten, großartigen Weltordnung betrachten. Sie erblickten in der werdenden neuen Welt nur ein Chaos, aus dem sich nichts Gutes entwickeln könne. So vor Allem Dante. Daß er Kosmopolit war, geht schon aus der oben angeführten Aeußerung hervor, daß ihm die Welt Vaterland sei, wie den Fischen das Meer. Die im Kaiserthum geeinte Menschheit ist das unzertrennte Gewand Christi. Ein Abweichen davon ist ebenso ketzerisch, als ein Abweichen von der Kirche. Der Mensch hat einen doppelten Zweck: zeitliches Glück und ewige Seligkeit. Vor dem Sündenfall vermochte er beide Zwecke durch sich selbst zu erreichen; nun aber hat er dieses Vermögen verloren und bedarf des Papstes, um der Offenbarung gemäß das ewige Leben zu finden, und des Kaisers, der nach philosophischer Unterweisung das Menschengeschlecht dem zeitlichen Glück zulenkt. Der Absonderungstrieb der Völker erscheint somit als ein zweiter Sündenfall. Aehnlich heißt es Fegef. 16, 106 ff.:

> Rom hatte, da's zum Glück die Welt bekehrt,
> Zwei Sonnen, und den Weg der Welt hat eine,
> Die andere den Weg zu Gott verklärt.
> Verlöscht ward eine von der andern Scheine
> (d. h. das Kaiserthum vom Papstthum)
> Und Schwert und Hirtenstab von einer Hand
> Gefaßt in übel passendem Vereine.
> Denn nicht mehr fürchten, wenn man sie verband,
> Sich Hirtenstab und Schwert . . . .
> . . . .
> Roms Kirche fällt, weil sie die Doppelwürde,
> Die Doppelherrschaft jetzt in sich vermengt,
> In Koth besudelnd sich und ihre Bürde.

Es müssen also beide Gewalten sich gegenseitig beschränken.

Drei Sätze sind es, in denen Dante sein System zur Anschauung bringt: Die Monarchie ist zum Heil der Welt unbedingt nöthig; das römische Volk ist der Träger der Weltherrschaft; der römische Kaiser hat sein Amt unmittelbar von Gott und steht völlig ebenbürtig neben dem Papste. Wie Gott alleiniger Lenker der ganzen Schöpfung ist, so muß auch die Menschheit ein irdisches Oberhaupt haben. Das Einssein ist die Wurzel des Guten, das Vielsein die Wurzel des Schlechten. Das höchste Gut ist der Friede; dieser aber kann nur gewahrt werden, wenn über den streitenden Fürsten eine höhere Instanz vorhanden ist. Der Kaiser ferner kann allein die Gerechtigkeit wahren, weil er über alle Begier erhaben ist; denn es gehört ihm ja Alles; auch wird er am meisten Liebe haben, denn ihm stehen alle Menschen gleich nahe. Mit der kaiserlichen Autorität muß sich die philosophische verbinden. Der Philosoph, in dessen Unterweisung der Kaiser regieren soll, ist Aristoteles. Er ist die höchste weltliche Autorität. Das Kaiserthum ist unauflöslich an das römische Volk geknüpft, und dieses ist, wie das jüdische, von Gott auserwählt. Die Juden sollten den wahren allgemeinen Glauben unter der Mitwirkung Gottes erzeugen, die Römer den wahren allgemeinen Staat. Sie sind das edelste Volk schon durch ihre Abstammung von Aeneas. Dieser hat jeden der drei Welttheile geehrt durch seine Ahnherren und seine Frauen. Seine erste Frau war die Asiatin Kreusa, die zweite Dido aus Afrika, die dritte Lavinia aus Italien. Die Vorausbestimmung Roms hat Gott durch Wunder erhärtet (der Schild, der unter Numa in die auserwählte Stadt fiel, die Gänse, die das Kapitol retteten u. dergl.). Das römische Reich ist aus dem Quell der Frömmigkeit hervorgegangen, und um dem öffentlichen Wohl zu dienen, hat es seine eigenen Vortheile vernachlässigt. Christus hat durch seine Geburt und durch seinen Tod die Rechtmäßigkeit der römischen Herrschaft bestätigt. Wäre sie

nicht rechtmäßig, so wäre Adams Sünde in Christus nicht bestraft worden und er hätte nicht sagen können: „Es ist vollbracht." Zur Rechtmäßigkeit der Strafe gehört auch die Berechtigung des Strafenden, außerdem ist sie ein Unrecht. Nun wurde in Christus das ganze Menschengeschlecht bestraft; der befugte Richter über ihn konnte nur einer sein, der über das ganze menschliche Geschlecht das Richteramt hatte. Dieser Richter war Tiberius und zunächst dessen Stellvertreter Pilatus. Diesem schickten Kaiphas und Herodes Jesum zu. Der Prophet dieses von Gott gestifteten Kaiserthums ist Virgil, dem Dante unbedingten Glauben schenkt. Die Abhängigkeit des Kaiserthums vom Papstthum wurde im Mittelalter durch das Gleichniß von den beiden Lichtern am Himmel bewiesen. Wie der Mond von der Sonne, so erhalte das Kaiserthum seine Gewalt vom Papstthum. Dante verneint diese Auslegung. Jene Lichter seien am vierten Tage geschaffen worden, da es noch gar keine Menschen gegeben habe. In ähnlicher Weise sucht Dante alle der Bibel entnommenen Beweise zu entkräften. Er wird so zum beredten Anwalt des Staates, seiner Selbstständigkeit und seines Selbstbestimmungsrechtes. Wie unendlich groß ist der Abstand zwischen ihm und einem Augustinus und dem düsteren Dualismus der Civitas Dei oder zwischen einem Gregor VII., der in dem Fürsten nicht viel mehr als einen glücklichen Räuber erblickte, oder zwischen ihm und Thomas von Aquino, der die Unterordnung des Staates unter die geistliche Gewalt ausdrücklich verlangte! Die Hauptsätze von Dante's Staatslehre faßt Kraus also zusammen:

1. Er hat tiefer und energischer als irgend Jemand die Idee des Kulturstaates erfaßt, dessen Absicht auf die geistige und sittliche Hebung des Menschengeschlechts geht.

2. Den inneren Werth und den Vorzug der Monarchie vor jeder anderen Regierungsform hat er klarer als irgend ein Mensch des Mittelalters erfaßt.

3. Er hat für Italien den nationalen Gedanken zuerst rfaßt und damit der ganzen nationalen Entwickelung den Weg ezeigt.

4. Er hat in dem Augenblick, wo die Völker Europas sich ntschlossen zeigten, die durch die geschichtliche Entwickelung einst erechtfertigte, jetzt aber hinfällig gewordene Führung des Klerus n politischen und bürgerlichen Angelegenheiten künftig abzulehnen, larer und eindringlicher als alle Anderen darauf hingewiesen, aß das Reich Gottes nicht von dieser Welt sei.

5. Er hat den Weg gezeigt, auf dem eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern möglich gewesen wäre; er hat as Banner des idealen und religiösen Katholicismus entfaltet m Gegensatz zu dem politischen, der die Herrschaft über die Geister durch die Herrschaft über die Leiber erzwingen will.

6. Er hat sich an der Lösung des Problems, das richtige Verhältniß zwischen Staat und Kirche herzustellen, betheiligt.

Wenn nun Dante den Maaßstab seiner Politik an den damaligen Zustand der Christenheit legte, so mußte sie ihm in diesem Verfalle erscheinen. War doch das Kaiserthum, das er zum Heile der Welt für unentbehrlich hielt, gestürzt. „Wenn aber kein Herrscher da ist zur Leitung, so geräth das ganze Menschengeschlecht auf den Irrweg" (Paradies 27, 139). So hielt er es denn für Pflicht, dieser Verirrung entgegenzutreten und die von Gott gestiftete Ordnung aufs Neue zu verkünden. Das geschieht in der „Göttlichen Komödie".

3. Die „Göttliche Komödie".

Wie die Bäche in den Strom, so münden die verschiedenen Erlebnisse und Arbeiten unseres Dichters in dieses Hauptwerk ein: die ideale Liebe zu Beatrice, ihre Verdrängung durch unedlere Leidenschaften, die späte Rückkehr zu ihr; seine Verbannung und die herben Erfahrungen, die er als Verbannter zu machen

hatte. Hierzu kommen nun seine dichterischen, wissenschaftlichen und politischen Bestrebungen. Er will die Liebespoesie der Provençalen auf italienischem Boden heimisch machen, veredeln und vergeistigen; er will das gesammte Wissen seiner Zeit in volksthümlicher Sprache und in anmuthiger Form seinen Landsleuten zugänglich machen und er will endlich seinem entarteten Geschlechte den Weg zeigen, auf dem es sein irdisches und sein himmlisches Ziel erreichen kann. Wir haben oben gesehen, daß Dante schon im „Neuen Leben" von einem „wunderbaren Gesichte" redet, und wir dürfen wohl annehmen, daß der Plan der „Göttlichen Komödie" schon in Florenz entstanden ist und den Dichter durch sein ganzes Leben begleitet hat.

Dante selbst versetzt sein Gesicht in das Jahr 1300, in das denkwürdige Jahr des „ersten Jubiläums", als auf den Ruf Bonifacius VIII. zweihunderttausend Pilger von allen Enden der Welt herbeieilten, bei den Gräbern der heiligen Apostel Buße zu thun und nach dem Worte des Geschichtsschreibers die ganze Christenheit vor ihren Richter im Thal Josaphat gekommen zu sein schien. Auch Dante ist von einem Gefühl der Reue durchdrungen; er sieht mit Entsetzen, auf welche Wege er durch die Triebe seines heißen Blutes und die Verführungen lockerer Genossen gerathen ist, und seine Wanderung durch die geheimnißvollen Regionen jenseits des Grabes soll auch eine büßende Wallfahrt sein. In der katholischen Erbauungslitteratur war es von jeher Sitte, durch ausführliche Schilderungen von Hölle und Fegfeuer die Weltlust zu vertreiben und bußfertige Gefühle zu erwecken. So soll auch unser Dichter durch einen Blick auf die unausbleiblichen Folgen des Bösen wie des Guten auf „den rechten Weg, den er verloren," zurückgeführt und seinem von Stürmen allzu lang erschütterten Dasein der Frieden wiedergegeben werden. So tief war er gesunken, läßt er Beatrice sagen, daß es nur ein einziges

Mittel gab, ihm die Hoffnung des Heils zurückzugeben: das war, ihm das Reich der Verdammniß zu zeigen und ihn den Zoll schmerzlicher Reue zahlen zu lassen. Aber Dante weiß nun, mit Goethe zu reden, „sein eigenes Selbst zum Allgemeinen zu erweitern,“ in dem, was er persönlich geschaut hat, den Entwickelungsgang der Menschenseele zu schildern, wie sie aus der Gottesferne stufenweise bis zur Anschauung Gottes, zur Vereinigung mit ihm gelangt. Als Führer dient in den beiden ersten Gesängen Virgil, der Vertreter der menschlichen Vernunft und der Wissenschaft, im letzten Beatrice, das Sinnbild der göttlichen Liebe und Gnade. Es kann also nach dem Sinne des Dichters der Mensch durch eigene Vernunft die schrecklichen Folgen seiner Sünde einsehen lernen — das ist die Hölle; er kann sich auch reinigen von seinen Sünden — das zeigt das Fegefeuer, aber um zur Vollkommenheit, zur Gemeinschaft mit Gott zu gelangen, dazu bedarf er der göttlichen Gnade, die ihm durch die Kirche und ihre Heiligen vermittelt wird.

Aber nicht bloß dem einzelnen Menschen will Dante den Weg zur Rettung weisen, sondern „der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn an,“ er will dem vereinten, gefallenen Geschlechte seiner Zeit offenbaren, was ihm noth thut, er will für all' die wissenschaftlichen, socialen und politischen Räthsel, mit denen sich die Menschheit quält, das lösende Wort geben und ihr zeigen, wie sie schon auf Erden zum Frieden, zum Vorschmack des Paradieses gelangen kann. Er hat in seinem eigenen traurigen Geschicke erfahren, wie der Einzelne unter den Verkehrtheiten seines Zeitalters zu leiden hat, darum ist es ihm eine wichtige Angelegenheit, das Heilmittel für die Schäden seines Vaterlandes, ja der ganzen Welt klar und deutlich für Jedermann kund zu thun. Wir dürfen uns also nicht durch die visionäre Einkleidung unseres Gedichtes zu dem Glauben verleiten lassen, daß der Dichter lediglich dem Drange einer frommen Einbildungskraft

habe folgen wollen, noch viel weniger, daß er wirklich eine Vision gehabt hätte. Diese ganze Vision ist, wie die im „Neuen Leben" beschriebenen, lediglich die im Mittelalter beliebte Einkleidung sittlicher oder poetischer Gedanken. Unbeschadet seiner dichterischen Freiheit und Ursprünglichkeit bindet sich Dante streng an die von der Kirche geheiligte Physik und Metaphysik. Auch die Reise in die unsichtbare Welt ist nicht von ihm neu erfunden. Er folgt nicht bloß seinem hochverehrten Virgil, der freilich hierin nur der Nachahmer Homer's war, auch bei indischen und persischen Schriftstellern finden sich derartige Reisen, bei Plato und bei Cicero (Traum des Scipio). Bei christlichen Dichtern und Erbauungsschriftstellern treffen wir eine Reihe von Zügen, die Dante verwendet, so daß ein geistreicher Franzose sich einmal den Scherz gemacht hat, ein Buch zu schreiben mit dem Titel: „Eine göttliche Komödie vor Dante".

Für Milton und Klopstock war es bekanntlich überaus schwierig, die Gestalten der christlichen Mythologie in das moderne Weltall, das uns Kopernikus enthüllt hat, unterzubringen, und sie haben das nur in gezwungener Weise vermocht. Wo ist in einem endlosen Universum mit seinen Sonnensystemen und Weltlinsen ein Platz für einen Himmel und eine Hölle, die noch plastisch, anschaulich dargestellt werden könnten? Dieser Verlegenheit ist Dante überhoben. Das Mittelalter, das in irdischer Geographie sehr schwach war, wußte um so besser Bescheid in den höllischen und himmlischen Räumen. Die Karten aus diesem Zeitalter versäumen nie, die Orte für Hölle und Fegfeuer genau anzugeben. Unser Dichter brauchte fast nichts zu erfinden, er benutzte das Ueberlieferte und zeigt, daß er gründlich darin Bescheid weiß, aber er weiß auch da, wo es noth thut, seine dichterische Freiheit zu wahren.

Dante dachte sich die Erde als den Mittelpunkt der Welt und zwar als eine vom Meer umflossene Insel. Im Mitte

punkt der Erdoberfläche liegt Jerusalem. So heißt es ja schon Ez. 5, 5: „Das ist Jerusalem, das ich in die Mitte der Völker gesetzt habe und das Land rings umher." Beide Halbkugeln der Erde waren einst mit Land bedeckt, aber durch den Fall Luzifers ist eine Veränderung eingetreten. An dem Tage, da der erste und schönste Engel sich gegen Gott empörte und vom Himmel herabgeschleudert wurde, wich die Erde vor Schauder zurück und sank unter den Füßen des fallenden Luzifers zusammen. In Folge dessen entstand die Kraterhöhlung der Hölle und erhob sich auf der anderen Seite, auf der östlichen Halbkugel, der Berg, auf dem Jerusalem liegt. Nicht minder entsetzte sich die Erde in ihrem Innern, als er sie bis zu ihrem Mittelpunkt in seinem Sturz durchbohrte. Was er hier berührte, drängte sich nach oben und bildete dort den Berg des Fegfeuers, das einzige Land, das sich auf der sonst mit Wasser bedeckten westlichen Halbkugel findet.

So heißt es Hölle 34, 121 von Luzifer:

> Vom Himmel ward er hier herabgestreckt;
> Das Land, das erst hier ragte, hat sich droben
> Aus Furcht vor ihm im Meeresgrund versteckt
> Und sich auf jenem Halbkreis dort erhoben.
> Um ihn zu fliehn, drang auch die Erde vor
> Aus dieser Höhl' und drängte sich nach oben.

Eine durch den Höllenfürsten gezogene und bis an die Oberfläche der Erde verlängerte Linie würde folglich gerade auf Jerusalem treffen, wo der Berg der Versöhnung steht, und auf der anderen Halbkugel durch den Berg der Reinigung gehen. Ohne es zu wollen, hat somit der Urheber des Bösen auch die Stätten ins Dasein gerufen, wo der Schaden geheilt wird. In der Verlegung des Fegfeuers auf die westliche Halbkugel steht Dante selbstständig da, die gewöhnliche Ansicht verlegte das Fegfeuer ebenfalls in den Schooß der Erde. Die Kirche hatte

keine bestimmte Ansicht hierüber aufgestellt, und so konnte des Dichters eigene Einbildung ein freundlicheres und mehr ästhetisches Purgatorium schaffen, als es in der Vorstellung der Menge vorhanden war. Zugleich hatte es den Vortheil, daß nicht das Fegfeuer vor der Hölle besucht werden mußte, und daß der Dichter nicht von der Hölle wieder den alten Weg zurückmachen mußte, sondern Hölle, Fegfeuer und Paradies in fortlaufender Wanderung besuchen konnte. Auf die Spitze des Reinigungsberges verlegt Dante das irdische Paradies, den Garten Eden. Nach einer, allerdings irrigen Ansicht soll Columbus durch die Schilderung des Dichters zu seiner Entdeckung der neuen Welt veranlaßt worden sein. Die meisten Kartographen versetzten das Paradies in den äußersten Osten von Asien, Dante hat es also von Osten nach Westen verschoben. Vom Fuße des Reinigungsberges aus erblickt er die vier Sterne (Fegf. I, 22),

> Denn rechts, dem andern Pole zugekehrt,
> Erblickt' ich eines Viergestirnes Schimmer,
> Des Anschau'n nur dem ersten Paar gewährt.

Man ist nicht einig darüber, woher dem Dichter die Kunde von dem Südkreuz gekommen ist. Auf einem arabischen Globus von 1215 ist es ebenfalls abgebildet. Jedenfalls ist die Kenntniß davon ein Beweis von der ungeheuren Belesenheit des Dichters.

Das himmlische Paradies wird von der gewöhnlichen Ansicht jenseits der Sternenwelt, in das Empyreum verlegt. Dante theilt diese Anschauung, aber er läßt die Seligen nicht unterschiedslos beisammen sein, so daß er nach langer Wanderung durch die leeren unteren neun Himmel dann auf einmal alle Verklärten beisammen gefunden hätte, sondern er läßt die Seligen, obgleich sie in Wirklichkeit den einen ruhenden Himmel bewohnen, jedesmal in dem Himmel erscheinen, der dem Grade ihrer Seligkeit entspricht.

Bekanntlich bildet im Mittelalter die Erde den festen, unbeweglichen Mittelpunkt der Welt; sie ist umgeben von einem Lufthimmel, über diesen steigt das Feuer als leichteres Element empor, dann folgen die sieben durchsichtigen Planetenhimmel des Mondes, des Merkur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter und des Saturn, und endlich der Fixsternhimmel. Ueber diesem bewegt sich der krystallinische Himmel, das primum mobile, und über diesem ruht das Empyreum, der Feuerhimmel. Es ist außerhalb des Raumes, es ist kein Körper, sondern ein Kreis von Licht und Liebe. Die Bewegung der verschiedenen Himmel wird von Engeln verursacht, und zwar nicht durch körperliche Kraft, sondern durch das Denken. Diese ganze Anschauung stammt von Thomas von Aquino, dem großen Lehrer des Mittelalters. Wir müssen gestehen, es liegt schon an sich etwas Poetisches in dieser Weltauffassung, und sie findet in Dante ihre letzte dichterische Verklärung, gerade wie Homer ihr die erste poetische Weihe gegeben hat.

Der Name des Gedichts scheint uns ganz unzutreffend zu sein. Komödie nannte der Dichter sein Werk, weil es Anfangs rauh und schrecklich, am Ende erfreulich und beglückend sei. Als weiteren Grund hierfür giebt er noch den an, daß den Namen Tragödie nur die erhabensten Dichterwerke verdienen, ein in der Sprache des Volkes abgefaßtes Gedicht dagegen Komödie zu nennen sei. Der Zusatz „göttlich“ bezieht sich nicht auf den Inhalt, sondern ist Ausdruck der bewundernden Nachwelt. Das Versmaaß des Gedichtes ist das der Terzinen. Es sind drei Verse, von denen der erste und dritte sich reimen, während der mittlere sich auf die einfassenden Reime der nächstfolgenden bezieht; sie bilden so eine Kette, die sich am Ende des Gesanges dadurch schließt, daß der letzten Terzine ein dem Mittelreim entsprechender Vers angehängt wird.

Die erste deutsche Uebersetzung (1767) rührt von Lebrecht

Bachenschwanz her; sie ist prosaisch und geschmacklos. Bruchstücke poetischer Bearbeitung haben A. W. Schlegel und der Philosoph Schelling geliefert; die erste vollständige dichterische Uebertragung verdanken wir dem Gymnasialdirector Kannegießer. Die 5. Auflage wurde von Witte herausgegeben (Leipzig 1873). Die Arbeit zeugt von tiefem Eindringen in den Sinn des Dichters und sucht auch dessen gedrungenen Stil nachzuahmen, leidet aber bisweilen an Dunkelheit und wird den Gesetzen der deutschen Rhythmik nicht immer gerecht. Fließender ist die Uebersetzung von Streckfuß, von deren großer Beliebtheit die zahlreichen Auflagen Zeugniß ablegen. Einzelne Unrichtigkeiten und Flüchtigkeiten hat Pfleiderer in der von ihm für Reklam besorgten Ausgabe verbessert, leider auf Kosten der gewandten und schönen Form. Anerkannt trefflich sind die reimlosen Uebersetzungen von Witte und Philalethes (König Johann von Sachsen). Von neueren Uebersetzern sind besonders zu rühmen Notter und Gildemeister. Im Ganzen besitzen wir 18 vollständige Uebersetzungen, die theilweise in mehreren Auflagen erschienen sind, und zahlreiche Uebersetzungen einzelner Theile. Doch wird ein wahrer Genuß des Gedichtes nur Dem möglich sein, der es im Original liest, denn keine Uebersetzung kann das Original erreichen. Es geht im Deutschen nicht so leicht, drei gleichklingende Reime zu finden, wie im Italienischen; der Uebersetzer kommt daher oft in die Versuchung, ein minder bedeutendes Wort, oft sogar ein Flickwort zur Bildung des Reims zu verwenden oder den Gedanken des Dichters in einer andersartigen und zugleich weniger treffenden Wendung auszudrücken, ja am Ende ganze Verszeilen frei zu dichten. Und doch ist bei Dante jeder Ausdruck so bezeichnend, jedes Wort so an rechter Stelle, daß auch kleine Aenderungen vom Uebel sind. Witte sagt: „Den Gedanken des Dichters unverändert wiederzugeben, wird der Reim nur äußerst selten erlauben. Wo wie bei Dante Satz an Satz und Wort

an Wort wie die Felsblöcke einer Cyclopenmauer in einander gefügt sind, da bedroht das Herausreißen eines solchen Werkstückes die ganze Mauer, und wer versuchen wollte, die Lücke mit anderem Gestein, wohl gar mit Backsteinen auszufüllen, würde befürchten müssen, das majestätische Gebäude schnöde zu entstellen." Die Sprache Dante's ist nicht leicht nachzuahmen, sie ist einfach und ungezwungen und doch wieder gewählt und frei von Trivialitäten. Er liebt volltönende, massige Worte und bemüht sich, mit ihnen möglichst viel zu sagen. So erscheint z. B. unter den Weisen, die der Dichter in der Vorhölle trifft (IV, 149), Averroes, che il gran comento feo, wörtlich Averrhoes, der den großen Commentar (zu Aristoteles) machte. Streckfuß übersetzte Anfangs:

> Auch Averrhoes, der dem Schacht des Weisen
> Sein reiches Gold nachgrabend abgewann;

später:

> So auch Averrhoes, der seinen Weisen
> Erklärend selbst der Weisheit Ruhm gewann.

Dies ist umschreibende Erklärung, nicht Uebersetzung.

Kürzer Kannegießer: Und den Erklärer, den Averrhoes (5. Auflage: Averrhoes, den wackern Exegeten). Die Kraft des Originals hat er doch nicht ganz erreicht.

Von Moses heißt es Hölle 4, 57: Moisè legista obediente, Moses, der gehorsame Gesetzgeber. Streckfuß übersetzt: „des Weisen und des Frommen", 2. Auflage: „der Gott gesucht"; Kannegießer: „der unterthänig Gesetze, die er gab, von Gott empfahen" (in der 5. Auflage wird der Beisatz ganz weggelassen). Näher dem Sinn des Originals wäre etwa: „Und Moses, der im Dienen groß und im Gebieten."

Fegef. 5, 134 sagt Pia: Siena mi fe, disfecemi Maremma. Es ist schwer, das wehmüthige Wortspiel wiederzugeben. Streckfuß hat: „Siena gebar, Maremma tilgte mich", richtig, aber

unschön; Kannegießer besser: „Siena gab, Maremma nahm den Leib."

Die Inschrift über dem Eingang der Hölle (3, 1) wird in jeder deutschen Uebersetzung etwas von der erschütternden Gewalt, die der Urtext hat, verlieren. Das dreimalige „Durch mich geht's ein" bei Streckfuß und Kannegießer klingt nicht gut. Geradezu irreleitend ist es, wenn Streckfuß und Pfleiderer übersetzen:

. . . . mich gründend, that er offen
Allmacht, Allweisheit, erste Liebe kund.

Es wird dadurch der Sinn erweckt, als ob Gott durch Gründung der Hölle jene Eigenschaften hätte offenbaren wollen, während vorher schon Gerechtigkeit als Beweggrund genannt ist, und der Sinn des Folgenden einfach der ist: mich gründete der dreieinige Gott. Das „offen" ist ein bloßes, um des Reimes willen eingesetztes Flickwort.

Besser etwa mit Anlehnung an Scartazzini's Uebertragung:

Ich führe hin zu mitternächt'gem Grausen,
Ich führe hin zu Qual und ew'gem Leid,
Ich führe hin, wo die Verlor'nen hausen.
Erschaffen bin ich durch Gerechtigkeit;
Mich gründete die Macht des Unsichtbaren,
Die erste Lieb' und die Allwissenheit.
Geschöpfe giebt es nicht, die vor mir waren,
Als ewige, die selbst ich ewig bin.
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren.

Die Stelle Hölle 5, 121, die wörtlich lautet: Es giebt keinen größeren Schmerz, als sich im Elend vergangenen Glückes zu erinnern, lautet bei Notter: „Es ist das bitterste der Leiden, sich zu erinnern des vergang'nen Glücks, wenn uns von ihm des Elends Bilder scheiden"; bei Streckfuß: „Wer fühlt wohl größeres Leiden, als der, dem schöner Zeiten Bild erscheint im Mißgeschick?" bei Kannegießer: „Nichts Schmerzliches ist schwerer,

als wenn in Angst und Leiden man gedenkt an sel'ge Zeit."
Jede Uebersetzung ist richtig, aber keine erreicht die schlichte Einfachheit des Originals.

Die Stelle von dem „fremden Brot", Parad. 17, 58 ff., lautet bei Streckfuß:

> Wie fremdes Brot g a r s c h a r f versalzen schmeckt
> (früher: hart und versalzen),
> Wie hart es ist, zu steigen fremde Stiegen,
> Wird dann durch die Erfahrung dir entdeckt;

bei Kannegießer:

> Dann spürst du, wie nach Salz das fremde Brot
> Dir schmeckt, wie Treppen, die nicht eigen
> Zu wandeln dich mit Kummer schwer bedroht.

Besser wohl:

> Und wie geschenktes Brot versalzen schmeckt,
> Wie hart es ist, zu steigen fremde Stiegen,
> Wird durch Erfahrung dann von dir entdeckt.

Ich habe in den angeführten Stellen meist die Uebersetzung von Streckfuß benutzt und sie zu berichtigen gesucht.

Zahlreicher als die Uebersetzer sind die Erklärer des Gedichts. Schon drei Jahre nach des Dichters Tod ist eine Erklärung erschienen; auch die beiden Söhne Dante's, Jakob und Peter, haben Erklärungen hinterlassen. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt der berühmte Commentar des Landino. Die meisten Uebersetzer haben noch Erklärungen zu dem Texte hinzugefügt. Unter den deutschen Danteforschern sind zu nennen neben Philalethes: Karl Witte, Wegele, Hettinger in Würzburg, der Schweizer Pfarrer Scartazzini, der Freiburger Professor F. H. Kraus. In neuerer Zeit hat Dante besonders in England und in Amerika zahlreiche Erklärer und Uebersetzer gefunden.

Lassen wir nun kurz den Inhalt des großen Gedichtes an uns vorübergehen!

In der Mitte seines Lebens (also im Jahre 1300) befindet sich der Dichter vom rechten Wege abgeirrt in einem dunkeln und wilden Wald. Er eilt einem sonnbestrahlten Berge zu, aber ein Pardel, ein Löwe und eine Wölfin treiben ihn zurück. Da erscheint ihm Virgil und bietet sich als Führer durch Hölle und Fegfeuer an; in höheren Regionen werde ihn dann eine würdigere Geleiterin erwarten. Gewöhnlich versteht man unter dem wilden Wald die Verdunkelung des sittlichen Bewußtseins, in die der Dichter gerathen war, unter den Thieren die bösen Leidenschaften der Sinnlichkeit, des Stolzes und der Habsucht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Dante an Jer. 5, 6 gedacht hat: „Darum wird sie auch der Löwe, der aus dem Walde kommt, zerreißen, und der Wolf aus der Wüste wird sie verderben und der Pardel wird auf ihre Städte lauern."

Dante trägt zunächst Bedenken, die Reise mit Virgil anzutreten. Freilich, sagt er, ist Aeneas bei lebendigem Leib in die Unterwelt und Paulus in den dritten Himmel gekommen, aber das Niedersteigen des Aeneas hing mit Gottes Rathschluß zur Gründung des römischen Reiches zusammen, und die Verzückung des Paulus beabsichtigte eine Stärkung seines Glaubens; aber ich bin weder Aeneas noch Paulus. Doch Virgil macht ihm Muth, und so gelangen denn die Dichter zunächst in die Hölle. Diese ist im Innern der Erde und verengert sich trichterförmig gegen deren Mittelpunkt. Jeder Absatz bildet einen Kreis, in dem eine Gattung von Sünden ihre Strafe findet. Die Tiefe des Strafortes entspricht der Abscheulichkeit der bestraften Sünden. Das schwerste aller Verbrechen ist der Verrath, weil durch ihn die heiligsten Bande, die der Treue, gebrochen werden. Eine echt deutsche Rechtsanschauung! Die Strafen sind eine Fortsetzung oder Darstellung des inneren sündigen Zustandes. Die Unkeuschen werden beständig vom Sturm (d. h. von ihren Begierden) umhergetrieben, die Mörder werden in einem heißen

Blutstrom gesotten, die Heuchler schleppen sich in schweren Kutten umher, die von außen golden, innen bleiern sind. Dante verwendet ferner in der Hölle anstandslos neben den biblischen Dämonen die Gestalten der griechischen und römischen Sagenwelt. Die Vermischung geht so weit, daß z. B. ein Engel die Dämonen an die Bändigung des Cerberus durch Herkules erinnert, daß das Monachienbild des Daniel mit einem Bild des Saturn auf der Insel Kreta combinirt wird.

Zunächst stoßen die Dichter auf die Lauen, „die ohne Schmach und ohne Lob gelebt", die sich also weder für das Gute noch für das Böse entschieden haben. Für den Himmel waren sie nicht würdig, aber auch die Hölle nahm sie nicht auf, weil sich neben ihnen die Verdammten stolz gefühlt hätten. Es heißt da (3, 22):

> Dort hoben Aechzen, Schrei'n und Klagen an,
> Laut durch die sternenlose Luft ertönend,
> So daß ich selber weinte, da's begann.
> Ein Sprachgemeng' und Worte, gräßlich dröhnend,
> Faustschläge gar und heiseres Geschrei,
> Die Wuth aufkreischend und der Schmerz erstöhnend.

Unter diesen Elenden, „die Gott und seinen Feinden gleich mißfallen," befindet sich der, „der aus Feigheit den großen Verzicht gethan hat," wohl Papst Cölestin, der sich von Bonifacius VIII. bewegen ließ, freiwillig vom päpstlichen Stuhle wieder herabzusteigen. (Die Kirche hat übrigens diesen Mann unter die Heiligen versetzt.) Im ersten Kreise der Hölle sind Heiden und ungetauft verstorbene Kinder zu treffen, deren Strafe in hoffnungsloser Sehnsucht besteht, sonst trifft sie keine Qual. Auch Virgil hat hier seinen Aufenthalt. Er sowie Homer, Horaz, Ovid und Lucanus erfreuen sich besonderer Ehre und gern bewillkommnen sie Dante als ebenbürtigen Dichter. Am Eingang des zweiten Kreises steht Minos als Höllenrichter. Soviel-

mal er den Schwanz um den Leib schlingt, soviel Stufen müssen die Verdammten hinab. Hier folgt nun die berühmte Episode, wo Franziska von Rimini dem Dichter ihr trauriges Loos klagt, ein Stück, ebenso hervorragend durch die rührende Schlichtheit, mit der es erzählt, als durch die zarte Zurückhaltung, mit der es verschweigt. Franziska war die Tochter jenes Guido von Polenta, bei dem Dante den letzten Zufluchtsort gefunden hat. Ihr Vater vermählte sie an einen Sohn des Malatesta, der in Rimini herrschte. Zu ihrem Unglück war ihr Gemahl ebenso mißgestaltet, als sein Bruder Paul schön und liebenswürdig. Er überraschte sie mit ihm und tödtete Beide. Die Wanderer treffen sie, wie sie mit dem Geliebten von einem schauerlichen Sturmwind umhergewirbelt wird, und sie berichtet (5. 100):

Die Liebe, die ins edle Herz sich senkt,
Fing diesen durch den Leib, den Liebreiz schmückte,
Und dessen Tödtung mich noch heute kränkt.
Die Liebe, die Geliebte stets berückte,
Ergriff für diesen mich mit solchem Brand,
Daß keine Höllenpein ihn unterdrückte;
Die Liebe hat in ein Grab uns gesandt.
Kaina (der Ort der Mörder) harret des, der uns erschlagen.

Wir lasen einst, weil's Beiden Kurzweil machte,
Von Lancelot, wie ihn die Lieb' umschlang.
Wir waren einsam, ferne vom Verdachte.
Das Buch regt' in uns auf des Herzens Drang,
Trieb uns zum Anschau'n oft und zum Erblassen;
Doch eine Stelle war's, die uns bezwang;
Als sie den süßen Mund sich küssen lassen
Von dem Geliebten, der so schön und hehr,
Da nahte, der mich nimmer wird verlassen,
Da küßte zitternd mir den Mund auch er.
Ein Kuppler war das Buch und der's verfaßte,
An jenem Tage lasen wir nichts mehr.

Das Mitleid und vielleicht auch das Gefühl eigener Schuld erschüttert den Dichter so, daß er wie todt niederfällt.

Ihre Wanderung führt die Dichter nun weiter zu den Schlemmern, die im Schmutze liegen, kaltem Regen ausgesetzt, dann zu Denen, die mit dem irdischen Gut nicht recht umgingen, den Geizigen und den Verschwendern. Wie sie im Leben sich gegenseitig angezogen und abgestoßen haben, so müssen sie es auch jetzt thun. Sie wälzen große Lasten mit der Brust, prallen auf einander und rufen: Was halten? Was verschwenden? Dann wenden sie sich um, um auf der anderen Seite des Kreises wieder auf einander zu stoßen. Unter ihnen sind viele Geistliche, selbst Päpste und Cardinäle. In einem schmutzigen, heißen Sumpf wälzen sich die Zornigen, sich gegenseitig schlagend und zerfleischend. Die Irrlehrer und Sectenstifter liegen in halbgeschlossenen, von Flammen durchglühten Gräbern; unter ihnen Kaiser Friedrich II., Farinata, das Haupt der florentinischen Ghibellinen, Cavalcante, dessen Sohn Guido des Dichters vertrauter Freund war, und Papst Anastasius, dessen Ketzerei übrigens nur der Sage angehört. Die Gewaltthätigen werden in drei Abtheilungen bestraft, je nachdem sie gegen Andere, gegen sich und gegen Gott Gewalt geübt haben. Unter den Ersten befinden sich Attila, Pyrrhus und Ezzelino. Die zweite Klasse, die Selbstmörder, sind in Gesträuche verwandelt und fühlen jede Verletzung eines Zweiges. Harpyen treiben sich unter ihnen umher, sie zu quälen. Uebelthäter der dritten Art, die Gott durch unnatürliche Greuel beleidigt haben, befinden sich in einer Sandwüste, auf die fortwährend Feuerflocken niederfallen. Unter ihnen sind Gelehrte von hohem Rufe, Geistliche, Bischöfe und auch Dante's Lehrer Brunetto Latini, der dem Dichter großen Ruhm verkündet. Die verschiedenen Arten des Betruges werden in zehn Abtheilungen bestraft. Die Kuppler und Verführer werden von Teufeln durch Geißelhiebe rastlos umhergetrieben; die Schmeichler stecken im Menschenmiste und müssen sich selber zerbeißen und zerkratzen. Die durch Simonie Befleckten sind

mit den Köpfen nach unten in Löcher eingerammt, aus denen nur noch die Beine hervorragen; ihre Fußsohlen stehen in Flammen. Am schwersten werden die Päpste bestraft. Sie haben ein besonderes Loch, in dem immer nur einer steckt, so lange, bis ein anderer ihm nachfolgt; dann sinkt der Vorgänger noch tiefer hinab. Dante trifft Nikolaus III., und dieser meint, es komme Bonifacius VIII., und ruft (19, 52):

Bonifaz, so kommst du doch,
So kommst du doch schon jetzt, mich fortzusenden?
Und man versprach dir manche Jahre noch?
Schon satt des Guts, ob das mit frechen Händen
Du trügerisch die schöne Frau (d. h. die Kirche) geraubt,
Um ungescheut und frevelnd sie zu schänden?

Dante hält dem Papste eine ernste Strafrede. Als der Herr dem Petrus die Schlüssel in die Hand gegeben habe, habe er nichts von ihm verlangt, als: „Folge mir." Petrus und seine Mitapostel haben von Matthäus weder Gold noch Silber begehrt;

Und nur weil Ehrfurcht meine Zunge hält
Für jene Schlüssel, die du einst getragen,
Da du gewandelt in der heitern Welt,
Enthalt' ich mich, dir Schlimmeres zu sagen;
Daß schlecht die Welt durch eure Habsucht ist.
Die Guten sinken und die Schlechten ragen.

Dante wendet auf die Päpste das Bild der apokalyptischen Hure an, die mit den Königen der Erde buhlt. Ihr Gott sei das Gold und das Silber, so daß sie hundert Mal mehr Götzen haben, als die Heiden.

Welch Unheil, Constantin, ist aufgegangen,
Nicht weil du dich bekehrt, nein weil das Gut
Der erste reiche Papst von dir empfangen.

In einem Teiche voll siedenden Pechs sind Die, die ein Staatsamt mißbraucht haben, sich zu bereichern. Teufel ver-

hindern sie am Auftauchen; diese gleichen Köchen, die die Fleischstücke in die Brühe tauchen. Einer kommt gerade mit Beute und ruft (21, 37):

> Von Lucca bring' ich einen Rathsherrn mit;
> Den tauchet unter nun ihr Grimmetatzen,
> Und jene Stadt ist wohlversehn damit,
> Drum hol' ich gleich noch mehr von solchen Fratzen.
> Gauner sind Alle dort bis auf Bontur (offenbar der Aergste)
> Und machen Ja aus Nein für blanke Batzen.

Der Unglückliche will noch einmal auftauchen, aber die Teufel rufen ihm zu: Hier hat ein heiliges Gesicht keinen Werth; sollen dich nicht unsere Haken fassen, so hüte dich, emporzutauchen. „Dein Tänzchen mache hier versteckt; such' unten Einem etwas abzuzwacken.“ Die Verdammten gleichen Fröschen an dem Rande eines Grabens, die sich bei jedem Geräusche bergen. Wagt es einer, zu weit emporzutauchen, so wird er herausgehakt und geschunden, so daß seine Qual vermehrt wird. Einer, den dieses Loos treffen soll, bittet die Teufel um Aufschub, damit er noch ein paar Andere herauslocken könne. Kaum lassen sie von ihm ab, so stürzt er sich wieder hinein. Zwei Teufel, die ihm nachfliegen, sind so erbost, daß sie sich mit einander balgen und selbst hineinfallen. Ihre Flügel werden so bepicht, daß sie nicht mehr herausfliegen können. Dante zeigt sich in dieser ganzen Schilderung als einen Meister des Humors.

An den Heuchlern und Dieben vorbei gelangen die Wanderer zu den falschen Rathgebern, die in Feuerflammen umherlaufen. Unter ihnen giebt sich einer als Guido von Montefeltro zu erkennen. Es war dies ein durch Tapferkeit und List berühmter Zeitgenosse Dante's. Im Alter wollte er seine Sünden in einem Kloster büßen, aber der Papst Bonifacius VIII. verleitete ihn, sich noch einmal in politische Ränke zu mischen. In Pränefte hatten sich nämlich die vom Papste bedrängten Anhänger

der Familie Colonna eingeschlossen. Bonifazius ließ auf Guido's Rath ihnen Verzeihung und Rückgabe ihrer Güter anbieten, wenn sie ihm Präneste übergeben würden. Kaum aber war die Uebergabe erfolgt, als er die Stadt von Grund aus zerstören ließ. Guido erzählt (27, 67):

Ich war erst Krieger, wurde Mönch hernach,
Durch Buße mich vom Fall emporzurichten.
Gewiß wär' auch geschehn, was ich versprach;
Allein der Erzpfaff' — mög' ihn Gott vernichten!
Er hat mich neu den Sündern beigesellt;
Wie und warum? das will ich jetzt berichten.
Als ich noch oben lebt' in eurer Welt,
Da ward ich nimmer mit dem Leu'n verglichen,
Doch öfters wohl dem Fuchse gleichgestellt.
In allen Ränken und geheimen Schlichen
War ich geschickt, in ihrer Uebung schlau,
Und drum berühmt in allen Himmelsstrichen.
Doch als die Zeit kam, da des Haares Grau
Uns dringend mahnt, das hohe Meer zu scheuen
Und einzuziehn das Segel und das Tau,
Da mußt' ich, was mir erst gefiel, bereuen;
Ward Mönch und that nun Buß' am heil'gen Ort.
Noch hätt' ich können mich des Heils erfreuen,
Allein der neuen Pharisäer (der Bischöfe und Prälaten) Hort
. . . .
Nicht achtet er an sich die höchste Pflicht
Und nicht den Strick, der meinen Leib umfangen,
Der Jeden mager macht, den er umflicht,
Wie Constantin Sylvestern angegangen,
Ihm Heilung von dem Aussatz zu verleih'n,
So sollt' ich jetzt als Arzt auf sein Verlangen
Von bösem Fieber ihm den Geist befrein.
Ich mußte schweigen erst, mich für ihn schämen;
Denn eines Trunk'nen schien sein Wort zu sein.
„Du darfst nicht sagen," sprach er, „noch dich grämen;
Ablaß ertheil' ich dir, mich lehre du:
Wie fang' ich's an, Präneste wegzunehmen?
Du weißt, den Himmel schließ' ich auf und zu:
Denn beide Schlüssel sind mir übergeben,

Die Cölestin (sein Vorgänger) vertauscht um träge Ruh'."
Nicht war so trift'gem Grund zu widerstreben,
Und da hier Schweigen mir das Schlimmste schien,
So sprach ich endlich: „Vater, da du eben
Die Sünde, die ich thun soll, mir verziehn,
So wisse: Viel versprechen, wenig halten,
Dadurch wird deinem Stuhl der Sieg verliehn."
Franz (d. h. der h. Franziskus) wollte, da ich starb, des Amtes walten,
Mich heimzuführen, doch ein Teufel kam
Und sprach: „Halt ein, denn den muß ich erhalten.
Er kommt mit mir hinab zu ew'gem Gram,
Weil ich, seitdem er jenen Trug gerathen,
Bei seinen Haaren ihn als Beute nahm.
Wer Ablaß will, bereu' erst seine Thaten.
Doch wer bereut und Böses will, der muß
Wohl mit sich selbst in Widerspruch gerathen."
Ach, wie ich zuckt' in Schrecken und Verdruß,
Als er mich faßt' und mich von dannen reißend
Sprach: „Meintest du, ich sei kein Logikus?"

In der neunten Abtheilung büßen die, die durch Betrug Zwietracht ausgesäet haben. Sie werden im Kreise umhergetrieben und durch Teufel mit Säbelhieben zerfetzt. Die Wunden schließen sich, ehe sie wieder zu demselben Punkte kommen. Unter ihnen ist der von Uhland besungene Bertrand de Born, der Zwietracht zwischen Heinrich II. von England und seinen Söhnen gestiftet hatte. In der zehnten Abtheilung liegen die Fälscher an ekelhaften und schmerzlichen Krankheiten darnieder. In der Ausmalung der gräßlichen Scenen zeigt Dante eine Anschaulichkeit, die uns fast zu weit zu gehen scheint. Im neunten Kreise, wo die Verräther bestraft werden, sind die Giganten, die sich gegen Jupiter empört hatten, ebenso Nimrod. Die Verräther stecken in einem Brunnen bis an den Kopf im Eis. Die Thränen selbst, die sie vergießen, werden zu Eisklumpen und verursachen neue Qual. Dante findet hier eine Masse Landsleute; Jeder ist bereit, die Unthaten des Anderen zu nennen. Unter ihnen ist auch Ugolino. Dieser hatte durch

Muth und Geschick die Stadt Pisa zur höchsten Stufe der Macht emporgehoben und sich dabei natürlich auch viele Feinde gemacht. Es brach ein Aufstand gegen ihn aus; auf Veranlassung des Erzbischofs Roger, eines Ghibellinen, wurde er als Verräther mit zwei Söhnen und zwei Enkeln in einen Thurm geschlossen und dort dem Hungertode preisgegeben. Der Dichter trifft ihn, Haupt an Haupt gedrückt mit seinem Todfeinde und an ihm nagend (33, 1):

> Den Mund erhob vom schaudervollen Schmaus
> Der Sünder jetzt und wischt' ihn mit den Locken
> Des angefress'nen Hinterkopfes aus.

Im Traume, erzählt er, habe er gesehen, wie ein Wolf mit seinen Jungen zu Tode gejagt worden sei und darin sein Geschick vorausgeahnt.

> Als ich erwacht im ersten Morgenroth,
> Da jammerten halb schlafend noch die Meinen,
> Die bei mir waren, und verlangten Brot.
> Theilst du nicht meinen Schmerz, so theilst du keinen.
> Denkst du, was bang zu ahnen ich begann,
> Und weinest nicht, wann pflegst du dann zu weinen?
> Schon wachten wir; die Stunde naht heran,
> Wo man uns sonst die Speise bracht, und Jeden
> Weht ob des Traumes Unglücksahnung an,
> Da hört' ich riegeln unter mir den öden
> Graunvollen Thurm — und ins Gesicht sah ich
> Den Kindern allen, ohn' ein Wort zu reden.
> Ich weinte nicht; so starrt' ich innerlich;
> Sie weinten und mein kleiner Anselm fragte:
> Du blickst so Vater, ach was hast du? sprich!
> Doch weint' ich nicht und diesen Tag lang sagte
> Ich nichts und nichts die Nacht, bis abermal
> Des Morgens Licht der Welt im Osten tagte.
> Als in mein jammervoll Verlies sein Strahl
> Ein wenig fiel, da schien es mir, ich fände
> Auf vier Gesichtern meins und meine Qual.
> Ich biß vor Jammer mich in beide Hände.

Und Jene, wähnend, daß ich es aus Gier
Nach Speise thät', erhoben sich behende
Und schrien: „Iß uns, und minder leiden wir!
Wie wir von dir die arme Hüll' erhalten,
O, so entkleid' uns, Vater, auch von ihr.“
Da sucht' ich ihrethalb' mich still zu halten.
Stumm blieben wir den einen Tag, den andern noch;
Und du, o Erde, konntest dich nicht spalten!
Als wir den vierten Tag erreicht, da kroch
Mein Gaddo zu mir her mit leisem Flehen:
„Was hilfst du nicht? mein Vater, hilf mir doch!“
Dann starb er — und so hab' ich sie gesehen,
Wie du mich siehst, am fünften, sechsten Tag,
Jetzt den, jetzt den hinsinken und vergehen,
Schon blind, tappt' ich dahin, wo Jeder lag,
Rief sie drei Tage, seit ihr Blick gebrochen,
Da that der Hunger, was kein Schmerz vermag (d. h. mich tödten).

Der großartige Realismus der Darstellung ist hier mit unübertrefflicher Kunst gemildert durch den versöhnenden Gegensatz des Heldenmuthes und die zarten Gefühle der Sterbenden. Goethe sagt hierüber: „Die wenigen Terzinen, in welchen Dante den Hungertod Ugolino's und seiner Kinder einschließt, gehören zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat; denn eben diese Enge, dieser Lakonismus, dieses Verstummen bringt uns den Thurm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele.“ Ein feiner Zug des Dichters ist noch der, daß er die vier Mitgefangenen zu unschuldigen Kindern macht, während thatsächlich nicht bloß die Söhne, sondern auch die Enkel erwachsen und verheirathet waren. Daß Ugolino wegen Verrätherei die Hölle verdient habe, ist dem Dichter selbst zweifelhaft. Er redet Pisa an:

Denn wenn auch Ugolin in Frevelmuth,
Wie man gesagt, die Schlösser dir verrathen.

Er hatte nämlich den Florentinern, um sie zu gewinnen, einige werthlose Schlösser preisgegeben, und da er wegen seiner Gewalt-

thätigkeit verhaßt war, benutzte man diesen Umstand, um ihn beim Volke als Verräther hinzustellen. Dante muß ihn an diesen Ort versetzen, weil er ihn nur hier seinem Todfeind den Schädel zerbeißen lassen konnte, „mit Zähnen wie des Hundes".

Im Mittelpunkt der Erde steckt Luzifer. In den Mäulern seiner drei Häupter (die offenbar ein Gegenstück zur himmlischen Dreieinigkeit bilden) zermalmt er in der Mitte Judas Ischarioth, rechts und links Brutus und Cassius, die Mörder Cäsar's, des ersten römischen Kaisers. An Luzifer's Leib müssen die Dichter erst hinabklettern, „Zott' auf Zotte greifend", von seiner Hüfte an sich drehen und wieder aufwärts klimmen, weil die Mitte des riesigen Luzifer's gerade der Mittelpunkt der Erde ist. Nun geht es in der Höhle, die noch vom Falle Luzifer's herrührt, rasch aufwärts, bis die Oberfläche der westlichen Halbkugel erreicht ist. Am Fuße des Fegfeuerberges darf der Dichter nach trauriger Wanderung wieder die Sterne sehen und reine Luft athmen.

Das Fegfeuer Dante's ist die Versinnlichung der Buße und Läuterung des gefallenen Menschen; darüber hatte die Kirche feste Vorschriften gegeben, so daß der Dichter hier seine Einbildungskraft nicht so frei entfalten kann, wie in der Hölle. Seine Eigenthümlichkeit weiß er aber doch zu wahren; so gleich in dem Umstand, daß er zum Hüter des Fegfeuers nicht etwa einen Engel oder einen Heiligen macht, sondern einen Heiden und sogar einen Selbstmörder, Cato von Utica, der sich selbst in sein Schwert stürzte, als er Roms Freiheit verloren sah. „Wer der Freiheit zu lieb aufs Leben verzichtet, der weiß, wie werth sie ist." Wie Cato sein Leben der Freiheit opferte, so gilt es hier mit Hintansetzung aller anderen Dinge, der Freiheit des Geistes nachzustreben. „Welcher irdische Mensch," fragt Dante im „Gastmahl", „war würdiger, Gott zu bezeichnen, als Cato?" Ein unbestechliches Rechtsgefühl war Cato und unserem

Dichter gemeinsam, sowie die Vorliebe für einfache, sittenstrenge Zeiten. Der erste Kreis des Fegfeuers bildet den Aufenthalt der Säumigen, die mit Reue und Buße bis zum letzten Augenblick gezögert haben, den zweiten bis achten Kreis füllen Diejenigen aus, die sich eine der sieben Todsünden zu Schulden kommen ließen, nämlich Stolz, Neid, Zorn, Trägheit, Geiz, Völlerei, Unkeuschheit.

Unter den Säumigen trifft Dante seinen Freund Casella, der einige seiner Canzonen in Musik gesetzt hat. Dante bittet ihn, eines seiner Lieder anzustimmen (Fegf. 2, 112):

„Die Liebe, die zu mir im Herzen spricht,"
Begann er jetzt, „und ach, die süße Weise
Verklingt noch jetzt in meinem Innern nicht.
Mein Herr und ich, wir standen still im Kreise
Der Andern dort, und Alle so beglückt,
Als kennten wir kein and'res Ziel der Reise,
Wir lauschten nur den Tönen hochentzückt."

Auch der Hohenstaufe Manfred ist hier. Er hat noch im Sterben Gottes Gnade angerufen, aber weil er im Kirchenbann gestorben ist, muß er dreißig Mal längere Zeit, als die Dauer seines Bannes umfaßte, im Vorhof des Fegfeuers harren, wenn die Zeit nicht durch Fürbitte abgekürzt wird. Zahlreiche Opfer des Meuchelmordes, die noch im letzten Augenblick sich der Gnade Gottes befohlen haben, drängen sich an Dante heran und bitten ihn, ihre Angehörigen zur Fürbitte zu ermahnen. Einem derselben, dem Dichter Sordello, legt Dante eine ergreifende Klage über sein Vaterland in den Mund (6, 76):

Italien, Sklavin, Schlund voll Schmerz und Graus,
Schiff ohne Steuer auf durchstürmten Meeren,
Nicht Herrscherin der Welt, nein Hurenhaus.
. . . .
Elende, such' an deines Meeres Borden,
Im Innern such', und keinen Winkel letzt
Des Friedens Glück im Süden wie im Norden.

Dem deutschen Kaiser wird das göttliche Gericht angekündigt, weil er seine Sorge auf Deutschland beschränkt und seine Anhänger in Italien schutzlos den Feinden überlassen hatte. Er solle doch hören, wie seine Wittwe Rom Tag und Nacht seufze: „Mein Cäsar, ach, warum bleibst du mir fern?“ Italien sei voll von Tyrannen, und jeder Bauer, der sich einer Partei anschließe, werde als Marcellus gepriesen. Von Florenz, fährt er in bitterem Hohne fort, gelte das natürlich nicht, dort führe ja Jeder die Gerechtigkeit im Munde. Athen und Sparta mit ihren berühmten Gesetzen seien nicht der Rede werth gegen die Fündlein dieser Stadt, wo das, was im October ausgesponnen würde, bis Mitte November daure. Gesetze, Münzen, Aemter und Sitten werden beständig gewechselt.

Bist du nicht einem Kranken zu vergleichen,
Der keine Ruh' auf seinen Kissen findet
Und stets sich wälzt, den Schmerzen zu entweichen?

Der Berg des Fegfeuers ist Anfangs schwer zu erklimmen,

. . . . Wer ihn zu steigen unternommen,
Trifft große Schwierigkeit an seinem Fuß,
Die kleiner wird, je mehr man aufgeklommen.
Drum wird dir erst die Mühe zum Genuß,
Erscheint dir's dann so leicht, emporzusteigen,
Als ging's im Kahn hinab den schnellen Fluß.

Ein Cherub, der die Pforte des Fegfeuers hütet, schreibt mit der Spitze des Schwertes sieben P (peccata) auf die Stirn Dante's und löscht dann auf jeder Stufe eines. Die Stolzen sind hier zu Boden gedrückt vom Gewicht mächtiger Lasten, den Neidischen sind die Augen mit Eisendraht verschlossen, um ihnen den Genuß des Lichtes zu nehmen, das sie auf Erden Niemand gönnten; sie sitzen friedlich bei einander und stützen sich gegenseitig mit den Schultern. Die Zornigen sitzen in finsterem, häßlichem Rauche, der alles um sie verdunkelt, und sind voller

Eintracht unter einander; die Trägen laufen eifrig; die Geizigen liegen mit dem Gesicht am Boden; die Schlemmer sind mager und eingefallen und leiden Durst und Hunger, die Unkeuschen brennen in unaussprechlich heißer und versengender Gluth. Ist eine Seele völlig gereinigt, dann erkracht der Berg und es erschallt ein lautes „Ehre sei Gott in der Höhe". In jeder Abtheilung werden Beispiele der Tugend, die erstrebt, und der Sünde, die gebüßt werden soll, in Bildern dargestellt, die theils aus der Bibel, theils aus der Geschichte, theils aus der griechischen Sagenwelt genommen worden sind. Als Vorbilder der Keuschheit werden z. B. Maria und Diana hingestellt. Auf der obersten Stufe nimmt Virgil Abschied. Was menschliche Leitung und Führung vermag, ist geschehen; er ruft dem Freunde zu (27, 127):

> Des zeitlichen und ew'gen Feuers Leiden
> Hast du gesehn, bis weiterhin nichts mehr
> Mein schwaches Auge noch kann unterscheiden.
> Durch weise Leitung kamst du bis hieher;
> Zum Führer nimm fortan dein Gutbedünken.
> Dein Pfad ist fürderhin nicht steil noch schwer;
> Vom Sonnenlichte sieh die Sterne blinken,
> Sieh durch des Bodens Kraft und ohne Saat
> Entsprossen dir Gesträuch und Blumen winken,
> Bis strahlend sich die holde Schöne naht,
> Die mich berufen hat mit bittern Zähren.
> Ruh' oder wandle hin auf heit'rem Pfad;
> Nicht brauchst du meine Winke mehr und Lehren,
> Dein eig'ner Wille ward gesund und gut,
> Und Fehler wär's, ihm irgend noch zu wehren.
> Nimm über dich drum Kron' und Bischofshut!

Eine großartige Procession bewegt sich nun auf den Dichter zu. Er sieht die vierundzwanzig Aeltesten und die vier Thiere der Apokalypse und Ezechiels, dann einen Wagen, gezogen von einem Greifen, d. i. die Kirche, und den, der wie ein Greif zwei Naturen in sich vereinigt, und endlich sieht er auf einer

Wolke von Blumen, die über ihn niederfallen, die Gestalt des hohen Weibes nahen, die seine Retterin geworden ist, mit einem Kranz von Oelzweigen, im weißen Schleier, in purpurrothem Gewande mit grünem Mantel, so wie der Knabe Dante sie in Florenz gesehen hatte. Ernst und vorwurfsvoll ist zunächst ihre Sprache. Dante habe hohe Gaben von der Natur und von Gott empfangen, aber er habe nicht den rechten Gebrauch davon gemacht (30, 101 ff.).

Er wandte seinen Schritt zur falschen Bahn.
Trugbildern folgt' er schnöden Wonnelebens,
Und falscher Lockung auch und leerem Wahn.
In Traum und Wachen rief ich ihn vergebens,
Und Mahnung haucht ich ihm und Warnung ein;
Doch blieb er taub im Leichtsinn eitlen Strebens.
Ein Mittel konnt' ihm nur zum Heil gedeihn,
So tief gesunken war er und verloren,
Und solches war der Anblick ew'ger Pein.

Unter heißen Thränen bekennt Dante seine Schuld; er wird durch Untertauchen in Lethe entsündigt und darf hierauf die Geliebte unverschleiert sehen. Die Beichte, die Dante ablegt, entspricht ganz den Lehren der scholastischen Theologie. Er ist zwar (im Fegfeuer) gereinigt, aber noch trübt das Bewußtsein der früheren Versündigung den gewonnenen Frieden; leicht erläßliche Sünden haften noch an ihm und verzögern seinen Aufschwung zu Gott. Die volle innere Harmonie wird erst durch das Vergessen der begangenen Schuld erreicht. Das Charakteristische unseres Gedichtes ist nun aber dies, daß diese letzte Buße zugleich die Aussöhnung des Dichters mit Beatrice ist. Die verklärte Geliebte fällt zusammen mit der Seligkeit des ewigen Lebens.

Am Schlusse des 31. Gesanges ruft Dante aus:

Lebend'gen Lichtes Glanz, o Strahlenhelle!
Wer ward nicht bleich auf des Parnassus Steigen,

Wer trank so gierig stets aus seiner Quelle,
Daß er nicht zagen würd' und lieber schweigen,
Gilt es zu schildern nach der vollen Wahrheit,
Wie du, umhüllt von süßem Himmelsreigen,
Der freien Luft entschleiert deine Klarheit.

Ihr „heil'ges Lächeln" zieht ihn an mit „seinem alten Netze" und

Den zehnjähr'gen Durst zu stillen, hingen
An ihrem Reiz die Augen so voll Gier,
Daß mir die andern Sinne ganz vergingen. (32, 1—3.)

Im dritten Theile der großen Dichtung, dem Paradies, führt Beatrice ihren Liebling durch die neun Sphären des Himmels hindurch. Der Dichter ist sich der Schwierigkeit wohl bewußt, die darin liegt, das, was er in traumhafter Verzückung gesehen hat, in Worte zu bringen. Er ruft die heiligen Jungfrauen, die Musen an, und Apollo, der ihn mit der Kraft, womit er Marsyas überwunden hat, ausrüsten solle; er fordert die, die in kleinem Nachen (d. h. ohne die nöthigen Kenntnisse) seinem Schiffe folgen wollen, auf, zum verlassenen Ufer zurückzukehren,

Ich steure hin auf nie durchfurchten Meeren,
Minerva haucht, Apoll ist mein Geleiter. (Par. 2, 7 ff.)

Der Dichter lernt an der Hand seiner Führerin zuerst die Gesetze, wonach das Weltall sich bewegt, und die Wirksamkeit der Himmelskörper kennen, dann erhält er Belehrungen über die Arten der Seligkeit, über den freien Willen, den Sündenfall und die Erlösung. In den Unterredungen, die er mit den Seligen hat, wird auch die traurige Entartung der Kirche und die Hoffnung ihrer baldigen Erneuerung ausgesprochen. Berühmt sind die Worte, die der Dichter seinem Ahnherrn Cacciaguida in den Mund legt. Dieser schildert (15, 97 ff.) die alten, einfachen Sitten seiner Zeit:

Florenz, im alten Umkreis eng und klein,
Woraus man Terzen noch vernimmt und Nonen,
War damals friedlich, nüchtern, keusch und rein;
Nicht Kettchen gab es damals noch, nicht Kronen,
Nicht reichgeputzte Frau'n, kein Gürtelband,
Das sehenswerther war, als die Personen.
Bei der Geburt des Töchterleins empfand
Kein Vater Furcht, weil man zur Mitgift immer
Sowie zur Zeit die rechten Maaße fand.

. . . .

Ich sah vom schlichten Ledergurt umfangen
Bellincion Berti noch und sah sein Weib
Vom Spiegel gehn mit ungeschminkten Wangen,
Ich sah ein unverbrämtes Wams am Leib
Des Nerli und des Vecchio — und den Frauen
War Spill und Rocken froher Zeitvertreib.

Cacciaguida leitet das Verderben der Stadt von den vielen fremden Volksbestandtheilen her, die aufgenommen wurden. Dann schildert er in den oben schon angeführten Versen die traurige Zukunft seines Urenkels. Dieser fragt, ob er nicht durch die bitteren Wahrheiten, die sein Gedicht über viele Zeitgenossen aussage, sich jeden Zufluchtsort in seiner Verbannung unmöglich machen werde. Hierauf erwidert Cacciaguida (17, 124):

Wer rein nicht sein Gewissen nennen darf,
Wen, sei es eig'ne Schmach, sei's fremde, drücket,
Dem schmeckt wohl deine Rede streng und scharf.
Dennoch verkünde ganz und unzerstücket,
Was du gesehn, von jeder Lüge frei,
Und laß nur den sich kratzen, den es jücket.
Ob schwer dein Wort beim ersten Kosten sei,
Doch Nahrung hinterläßt's zu kräft'gem Leben,
Ist des Gerichts Verdauung erst vorbei.
Dein Laut wird sich dem Sturme gleich erheben,
Der hohe Gipfel stets am stärksten faßt,
Und dies wird Grund zu größ'rer Ehre geben.
Berühmte Seelen sind's drum alle fast,
Die vormals du im wehevollen Schlunde
Auf jenem Berg und hier gesehen hast;

Denn Niemand traut beruhigt einer Kunde,
Verbirgt das Bild, das sie vor Augen stellt,
Die Wurzel tief im unbekannten Grunde,
Und nur was leuchtet überzeugt die Welt.

Im Sternbild des Jupiter bilden die gerechten Herrscher durch ihre Aufstellung zuerst den Spruch: Diligite justitiam qui judicatis terram (Weisheit 1, 1), dann das Bild eines (kaiserlichen) Adlers als Zeichen der Verehrung für das von Gott gestiftete Kaiserthum. Ein scharfes Urtheil ergeht fast über alle damaligen Regenten, z. B. über Karl den Lahmen von Neapel und Jerusalem:

Dort Lahmer von Jerusalem, dort sieh
Mit einem M (1000) bezeichnet deine Sünden
Und deine Tugenden mit einem I (= 1).

Friedrich's, des Königs von Sizilien, schlechte Thaten müssen mit Abkürzungen geschrieben werden, damit sie nicht zu viel Raum einnehmen. Am schärfsten aber wird der Papst getadelt, der die Excommunication anwende, sich zu bereichern, der sich nur um Johannes den Täufer, d. h. den florentinischen Goldgulden mit dessen Bilde und weder um Petrus noch um Paulus kümmere. Der Cardinal Damiani ruft (21, 127):

Petrus war mager einst und unbeschuht,
Und Paulus fand in jenen großen Tagen
Geringe Kost in jeder Hütte gut.
Die neuen Hirten, feist, voll Wohlbehagen,
Sieht man gestützt, geführt und schwer bewegt,
Und hinten läßt man gar die Schleppe tragen.
Wenn übers Prachtroß sich ihr Mantel schlägt,
Sind zwei Stück Vieh in einer Haut beisammen.
O göttliche Geduld, die viel erträgt!

Auf den Wunsch Beatricens muß sich Dante einer Prüfung in Bezug auf Glauben, Liebe und Hoffnung unterwerfen; er steht da, wie der Student vor dem Examinator, „gleichwie der

Baccalaur, des Meisters Fragen erwartend, still schweigt und sich mit Gründen rüstet, um bereit zu sein mit Red' und Antwort." Seinen Glauben prüft Petrus. Auf die Frage: Was ist der Glaube? antwortet Dante mit dem Spruche Hebr. 11, 1 nach der Vulgata: Der Glaube ist die Substanz der zu hoffenden Dinge, der Beweisgrund der nicht sichtbaren. Warum ist der Glaube Substanz und Beweisgrund zugleich? Antwort: Die himmlischen Dinge sind auf Erden so versteckt, daß sie nur im Glauben ihr Sein (Substanz) haben; der Verstand kann seine Folgerungen nur vom Glauben aus ziehen, darum ist er auch Beweisgrund. Petrus ist von der Antwort befriedigt. Gewicht und Legirung der Münze sei gut; nun komme es darauf an, ob er sie auch wirklich im Beutel habe. Worauf gründet sich dieser Glaube? Auf nichts Anderes, als auf die heilige Schrift. Warum ist diese Gottes Wort? Wegen der Wunder. Worauf aber beruht die Gewißheit der Wunder? Weil die Ausbreitung des Christenthums ohne Wunder selbst das größte aller Wunder wäre. Der Inhalt des Glaubens ist ebenfalls in der heiligen Schrift enthalten und faßt sich zusammen in die Lehre von der Dreieinigkeit. Petrus ist von dem Ergebniß der Prüfung so befriedigt, daß er den Dichter dreimal umarmt.

Jakobus fragt ihn nun, was die Hoffnung sei und worauf sie sich gründe. „Die Hoffnung ist die Erwartung künft'ger Seligkeit, die durch Gnade und früheres Verdienst gewonnen wird. Sie gründet sich auf die prophetischen Schriften des Alten und Neuen Bundes.

Johannes prüft in der dritten Tugend, der Liebe. Ihr Wesen hat Dante aus Plato und aus der heiligen Schrift erkannt. Sie richtet sich auf das Gute, und je mehr ihr Gegenstand des Guten in sich faßt, um so größer ist sie, daher die vollkommenste Liebe die zu Gott ist.

Der Chor der Seligen stimmt nun ein Loblied Gottes

an; es schien, als ob das ganze Weltall in Lächeln versunken sei.

> O unnennbare Lust, o Seligkeit!
> O Leben, wo nur Lieb' und Frieden walten!
> O sich'rer Reichthum, frei von Wunsch und Neid!

Doch nun röthet sich das Licht, in dem Petrus leuchtet; der ganze Himmel strahlt in Gluth; es scheint eine Finsterniß einzutreten, wie damals, als der Herr am Kreuze verblich, und Petrus erhebt eine furchtbare Anklage gegen den, der seines Stuhles sich anmaaße und seine Grabstätte zur Kloake gemacht habe. „Nicht deswegen wurde die Braut Christi von meinem Blut und von dem des Linus und Cletus genährt, um durch sie Gold zu erwerben. Es war nicht unser Wille, daß ein Theil der Christenheit zur Rechten und ein Theil zur Linken unseres Nachfolgers sitzen sollte (d. h. daß der Papst die Partei der Welfen gegen die der Ghibellinen ergreife), noch daß die von mir verliehenen Schlüssel die Fahnen schmücken, mit denen man in den Krieg gegen Getaufte zieht."

> Nicht sollte man mein Bild auf Siegeln sehen,
> Erkauftem Lügenfreibrief beigedrückt,
> Drob ich erröth' und glüh' in diesen Höhen;
> Jetzt sieht man mit dem Hirtenkleid geschmückt
> Raubgier'ge Wölfe dort die Heerden hüten.
> O Höchster, bleibt dein Schwert noch ungezückt! (27, 52 ff.)

Doch die Vorsehung, die durch Scipio Rom und die Welt zugleich gerettet hat, wird in Bälde helfen; Dante soll das kund thun auf Erden.

Beatrice belehrt den Dichter nun über die höchsten Geheimnisse, über die Ordnungen der himmlischen Heerschaaren, über Schöpfung und Fall der Engel. Sie klagt darüber, daß die heilige Schrift vernachlässigt werde und menschlichen Fündlein zu lieb verdreht.

Nicht denkt man, wieviel theures Blut geflossen,
Sie auszusä'n, nicht wie Gott dem geneigt,
Der demuthsvoll an sie sich angeschlossen. (29, 91 ff.)

Die Pfaffen predigen eigene Erfindungen und schweigen vom Evangelium. Mit Wind genährt kehren die Schafe von der Weide zurück und haben nicht einmal eine Entschuldigung für ihre Unwissenheit. (Sie hätten nämlich selbst in der Bibel forschen können.)

Der Herr habe seinen Jüngern nicht gesagt: „Geht hin und prediget der Welt Possen," sondern er habe ihnen eine wahrhafte Grundlage gegeben.

Jetzt predigt man von Possen und von Schwänken,
Und die Kapuze schwillt, wenn Alles lacht,
Ihr Träger braucht an weiter nichts zu denken;
Doch hat ein Vöglein (d. h. der Teufel) drin sein Nest gemacht,
Das, würd's geseh'n, den Werth dem Ablaß raubte,
Den Lügen zu so hohem Preis gebracht.
Drob wuchs die Dummheit so in manchem Haupte,
Daß, möcht' ein Priesterwort das tollste sein,
Man's ohne Prüfung und Beweise glaubte.
Und damit mästet Sanct Anton das Schwein,
Und And're, die noch ärger sind denn Sauen,
Falschmünzer, reich an trügerischem Schein. (29, 115 ff.)

Nachdem Dante die Erkenntnißprobe bestanden hat, ist er nun würdig, der Gottesanschauung wirklich theilhaftig zu werden und damit die Vereinigung mit Gott und den Vollgenuß des seligen Lebens zu erlangen. Auch dies geschieht in stufenmäßiger Weise. Da die Gottesanschauung eine unmittelbare Vereinigung unserer geistigen Sehkraft mit dem höchsten Wesen selbst ist, so muß zunächst der Geist hierfür durch Umwandlung der natürlichen Anschauungsweise in eine übernatürliche zubereitet werden.

Dante erkennt die Wahrheit, und zwar zuerst in unvollkommenem Bilde, dann immer klarer und vollständiger, er sieht das Reich der Herrlichkeit als Abbild des göttlichen Wesens.

Ich sah das Licht als einen Fluß von Strahlen
Im Morgenglanze durch die Fluren ziehn,
Und einen Wunderlenz die Ufer malen,
Und aus dem Strom lebend'ge Funken sprühn.
Und in die Blumen senkten sich die Funken
Gleichwie in gold'ne Fassung der Rubin;
Dann tauchten sie, wie von den Düften trunken,
Sich wieder in die Wunderfluthen ein,
Und der erhob sich neu, wenn der versunken. (30, 61.)

Der Strom ist das ewige Heil, die Funken, die sich hineintauchen, sind die Engel, die Blumen die Seligen. Dante trinkt aus diesem Lichtstrom und gelangt dadurch zu höherer Erkenntniß. Der erst längliche Strom erscheint kreisrund; vor den Augen des Dichters wächst in tausend Stufen ein majestätisches Amphitheater empor, die weiße Himmelsrose, zu der sich die Engel und Seligen vereinigen, in der Alles nah und Alles fern, in der jedes irdische Raumgesetz aufgehoben ist. Beatrice, die Führerin, strahlt in immer hellerem Lichte.

Wenn Alles, was bis jetzo mein Gedicht
Von ihr gelobt, in ein Lob einzuschließen,
Doch g'nügend wär's für diesen Anblick nicht.
Denn Reize, wie sie hier sich sehen ließen,
Weit überschreiten sie der Menschen Art;
Ihr Schöpfer nur kann ihrer ganz genießen.
Mich überwältigte, was ich gewahrt,
Mehr als ein Dichter je von seinen Stoffen
Ergriffen und auch überwunden ward.
Gleichwie ein Blick, den Sonnenstrahlen offen,
Vergeht vor ihren Blitzen, so geschieht,
Dem Geist, den ihres Lächelns Reiz getroffen.
Vom ersten Tage, da mir Gott beschied,
Ihr Angesicht zu schaun in diesem Leben,
Folgt ihr zu diesem Blicke hin mein Lied;
Doch jetzt muß ich des Wunsches mich begeben,
Kein Künstler je sein letztes Ziel errang. (30, 16 ff.)

Beatrice sagt dem Dichter, daß er jetzt aus der Körperwelt heraus zum eigentlichen Himmel gelangt sei, der reines, intel-

lectuelles Licht ist, voll von Liebe, von Liebe des wahren Guten, voll von einer Wonne, die alle Süßigkeit übersteigt. Sie zeigt ihm den Ehrenplatz, wo „sitzen wird des erhab'nen Heinrich's Geist". Nur einen Theil der Himmelsrose erklärt Beatrice ihrem Liebling, dann kehrt sie zu ihrem Platze zurück, und an ihre Stelle tritt der heilige Bernhard, der Vertreter der Mystik, die zur Einigung mit der Gottheit führt. Dante ruft der Verklärten zu:

O Herrliche, Du meiner Hoffnung Leben,
Du, der's zu meinem Heile nicht gegraut,
Dich in des Abgrunds Tiefe zu begeben,
Dir dank' ich Alles, was ich dort geschaut,
Wohin du mich durch Macht und Güte brachtest;
Und deine Gnad' und Stärke preis' ich laut.
Die du vom Sclaven mich zum Freien machtest,
Mir halfst auf jedem Weg, in jeder Art,
Da möglich Alles dir, was du nur dachtest.
Hilf meinem Herzen, daß es Treue wahrt,
Daß dir sich einst die Seele zugeselle,
Die Seele, die durch dich gerettet ward. (31, 79 ff.)

Die Himmelsrose enthält die Gesammtheit der Seligen aus allen Kreisen: oben die Erwachsenen, unten, da wo in der irdischen Rose die zartesten, am wenigsten entfalteten Blätter sind, die Kinder. In der Mitte der obersten Reihe ist eine Alles ringsum überstrahlende Glanzstelle, hier thront Maria.

Der heilige Bernhard ruft sie an in Dante's Namen (33, 1 ff.):

O Jungfrau-Mutter, Tochter du des Sohnes,
Du niedrigstes und höchstes aller Wesen,
Ziel auserfehn vom Herrn des ew'gen Thrones,
Geadelt hast du so das Menschenwesen,
Daß der's erschaffen hat, das höchste Gut,
In dir Geschöpf zu werden dich erlesen.
. . . .
Du giltst so viel in deiner Herrlichkeit,
Daß Gnade suchen und zu dir nicht flehen,

Wie Flug dem Unbeflügelten gedeiht,
Dem Armen pflegst du huldreich beizustehen,
Der zu dir fleht, ja öfters pflegt von dir
Die Gabe noch dem Flehn vorauszugehen.
Erbarmen ist und Mitleid ist in dir,
In dir der Gaben Fülle — ja verbunden,
Was Gutes das Geschöpf hat, ist in dir.
Er, der vom tiefsten Schlund sich eingefunden,

. . . .

Er fleht zu dir, ihm Kräfte zu verleihn,
Daß er die Augen höher heben könne,
Und seinen Blick fürs höchste Heil zu weihn.

. . . .

Noch bitt' ich, Königin, dich, nach solchem Sehn
Gesund ihm Sinn und Neigung zu erhalten;
Laß ird'scher Regung stets ihn widerstehn!
Sieh Beatricen, sieh so viel Verklärte
Mit mir die Hände faltend zu dir flehn!

Dante fühlt, daß er das Ziel erreicht hat, wo jede Sehnsucht endet.

Und stets ward's klarer mir vorm Angesichte
Und immer weiter drang der Blick hinan
Zum hohen, durch sich selber wahren Lichte,
Und tiefer, größer ward mein Schaun fortan,
Daß solchen Blick die Sprache nicht bekunden,
Nicht die Erinnerung ihn fassen kann.

. . . .

Mich hätte, glaub' ich, ganz der Blitz geblendet,
Den ich von dem lebend'gen Strahl empfand,
Hätt' ich von ihm die Augen abgewendet.
Und ich erinn're mich: mein Muth erstand
Durch ihn, die Blitze kühner zu ertragen,
Bis sich mein Blick der ew'gen Kraft verband.
O überreiche Gnad', ich durft' es wagen,
Fest zu durchschau'n des ew'gen Lichtes Schein
Und ins Unendliche den Blick zu tragen.

Im göttlichen Lichte sieht nun Dante Alles vereinigt, was in der Welt und im menschlichen Denken getrennt ist (z. B.

Substanz und Accidenz), und Alles vollkommen, was außerhalb unvollkommen erscheint. Die Einfachheit der Gottheit löst sich ihm bei längerem Schauen in eine Dreieinigkeit auf; diese zu ergründen, „reichen die Flügel nicht". All' alta fantasia qui mancò possa, „der Phantasie ging die Kraft aus", aber sein Geist wird wie von einem Blitze durchdrungen, sein Wille wird dadurch in die Vereinigung mit Gott hineingezogen. Damit ist das Ziel des Daseins erreicht, und das Gedicht findet seinen Abschluß in „der Liebe, die beweget Sonn' und Sterne".

Dies der Inhalt des großartigen Werkes; und nun wollen wir uns in Kurzem noch Rechenschaft über den Eindruck geben, den es auf uns macht. Wir werden ihn am besten zusammenfassen in die schon oben angeführten Worte, die der Dichter seinem Ahnherrn Cacciaguida in den Mund legt:

> Ob schwer dein Wort beim ersten Kosten sei,
> Doch Nahrung hinterläßt's zu kräft'gem Leben,
> Ist des Gerichts Verdauung erst vorbei.

Manche Stellen des Buches erregen auf den ersten Anblick schon unsere Bewunderung, manche dünken uns schwer verdaulich, ja vielleicht eher abstoßend als anziehend zu sein. Kein Wunder, daß schon Mancher das Gedicht mit den besten Vorsätzen zu lesen angefangen hat, ohne doch zu Ende zu kommen. Hat doch selbst ein Goethe trotz aller Bewunderung, die er für den Dichter hegte, bei der Hölle sich „unfroh", beim Paradiese sich gelangweilt gefühlt. Es ist die Luft des Mittelalters, die uns hier umweht, und diese sagt nicht Jedermann zu. Während die klassische Schönheit der alten Welt jedes empfängliche Gemüth immer wieder aufs Neue anzieht und fesselt, während die moderne Dichtung uns im Innersten ergreift, weil sie das, was unsere Herzen bewegt, zur Darstellung bringt, so müssen wir uns bei den Kunstwerken des Mittelalters erst in eine ganz fremdartige Gedankenwelt vertiefen, müssen Vieles lernen und

Vieles vergessen, um sie recht genießen und würdigen zu können. Wie seltsam berühren uns die politischen Gedanken, die Dante in seinem Buch über die Monarchie niedergelegt hat und die sich durch die ganze Göttliche Komödie hindurchziehen! Wie unnütz erscheinen uns die spitzfindigen Untersuchungen der Scholastiker, wie abstoßend ihre Vermengung von echt wissenschaftlichen Anschauungen mit Lehren, die sich auf Ueberlieferung oder mißverstandene Bibelworte gründen! Allein, wie die großen Dome der kirchlichen Baukunst, so zeigt uns auch dieses Gedicht, daß ein gewaltiges geistiges Leben und Ringen im Mittelalter herrschte, und daß es wohl der Mühe werth ist, sich gründlich darin zu vertiefen. Gehen wir einmal auf Einzelnes ein, was uns in der Göttlichen Komödie befremdlich erscheinen kann. Zunächst sind wir in Verlegenheit, in welche Gattung der Poesie wir die Göttliche Komödie einzureihen haben. Sie ist kein lyrisches Gedicht und kein Drama, also muß sie wohl ein erzählendes Gedicht, ein Epos sein. Im Epos aber soll der Dichter ganz hinter seinen Gegenstand zurücktreten; so ist's in Odyssee, der Ilias, wie im Nibelungenliede; hier aber ist der Dichter selbst der Gegenstand, um den sich Alles dreht. Seine Person bildet die Einheit des Ganzen, und wenn auch der Dichter die ganze Menschheit darstellen und versinnbildlichen soll, so ist doch des rein Persönlichen und ihn allein Betreffenden so viel vorhanden, daß jene Verallgemeinerung nicht leicht wird. Die Klagen über sein herbes Loos, die Entrüstung über Florenz und über Bonifacius VIII., die freundlichen und feindlichen Beziehungen zu ganz bestimmten Personen ziehen sich durch alle Theile des Werkes hindurch. Das Gedicht ist ferner lediglich beschreibend und belehrend; der Leser weiß von Anfang an, was kommen soll, es ist keine Verwickelung und keine Lösung da, keine Spannung und keine Ueberraschung. Die Personen, die auftreten, greifen nicht in den Gang der Erzählung ein, sie stellen

sich vor und berichten Vergangenes oder Künftiges, um dann wieder zu verschwinden. Und siehe da, trotz alledem weiß der Dichter unser Interesse festzuhalten von Anfang bis zu Ende. Schelling sagt: „Die Göttliche Komödie hat nichts vom Epos oder vom Lehrgedicht, ist auch nicht etwa eine Zusammensetzung, sondern eine ganz eigenthümliche, gleichsam organische, durch keine willkürliche Kunst wieder hervorzubringende Mischung aller Elemente dieser Gattung, ein absolutes Individuum, nichts Anderem und nur sich selbst vergleichbar, sie ist ihre eigene Gattung."

Wie also Dante in politischer Beziehung sich selbst zur Partei gemacht hat, so ist auch sein dichterisches Werk in keine der gewöhnlichen Dichtungsformen einzureihen. Nur ein Dichter ersten Ranges kann es wagen, so ganz aus dem hergebrachten Geleise zu treten und sich selbst einen neuen Weg zu bahnen.

Das Gedicht enthält eine Menge von Namen, die oft gar nicht der allgemeinen Geschichte, ja nicht einmal den Localchroniken angehören, die uns also auch meist gleichgültig sind. Wir müssen immer wieder in den Anmerkungen nachsehen, was man denn von den Genannten eigentlich noch weiß. Diese Anmerkungen sind uns aber auch deswegen unentbehrlich, weil wir ohne sie die geschichtlichen und wissenschaftlichen Anspielungen des Gedichtes nicht verstehen — ein Umstand, der natürlich den Genuß erschwert. Wir müssen das zugeben. Aber für die Zeitgenossen wurde das Werk gerade dadurch interessant, daß alle die Personen, die die Aufmerksamkeit größerer oder kleinerer Kreise auf sich gezogen hatten, darin auftraten, daß an alle zeitgeschichtlichen Ereignisse der Maaßstab der ewigen Gerechtigkeit gelegt wurde. Was aber den anderen Punkt betrifft, so war es nun einmal dem Dichter darum zu thun, nicht bloß zu ergötzen, sondern auch zu belehren; das Mittelalter wollte überhaupt in Allem Belehrung finden und legte deshalb auch den

Dichterwerken des Alterthums, wie der Aeneide einen lehrhaften Zweck unter. Für ein rein ästhetisches Genießen hatte man keinen Sinn; nur ihrem lehrhaften Inhalt verdankte die Göttliche Komödie ihren Ruhm und ihre Beliebtheit. Aber das ist das Großartige und Einzige, daß all der gelehrte Stoff, den der Dichter hier mittheilt, dichterisch verarbeitet ist, so daß der ästhetische Genuß des Ganzen dadurch nicht beeinträchtigt wird. Wir freilich müssen uns in den theologischen und wissenschaftlichen Gedankenkreis des Dichters erst hineinarbeiten, aber wer dies gethan hat, der wird auch jetzt noch den Genuß empfinden, den die Zeitgenossen des Dichters unmittelbar schon haben mußten. Freilich die Vorliebe des Mittelalters für allegorische Darstellung und allegorische Auffassung theilen wir nicht; für uns ist das Erzählte entweder wirklich geschehen, und dann können wir höchstens allgemeine Grundsätze und Nutzanwendungen daraus ableiten, oder wir haben ein Gleichniß; dann betrachten wir die äußere Erzählung nur als eine anmuthige Hülle für den sittlich-religiösen Inhalt. Das Mittelalter war es schon von den älteren Kirchenvätern her anders gewohnt. Darum konnte Dante im „Gastmahl" die Liebesgedichte seiner Jugend umdeuten auf rein geistige Vorgänge und in der schönen Trösterin des „Neuen Lebens" die Philosophie finden. Er spricht sich (Gastmahl II, 1) selbst hierüber aus: „Man muß wissen, daß die heiligen Schriften in einem vierfachen Sinn gedeutet werden können und meistens auch gedeutet werden müssen. Der eine ist der buchstäbliche Sinn, der andere der allegorische, der unter der Hülle der in der Schrift gebotenen Erzählungen verborgen liegt, eine unter schöner Erdichtung versteckte Wahrheit; wie wenn Ovid vor Orpheus berichtet, er habe Thiere, Bäume und Steine bewegt, so will er damit sagen, daß der weise Mensch mit dem Werkzeug seiner Stimme auch die grausamsten Herzen bewegt und bändigt. Der dritte Sinn heißt der moralische.

Wenn es z. B. heißt, daß Christus nur drei Apostel auf den Berg der Verklärung mitgenommen habe, so ist das moralisch so zu verstehen, daß wir zu den geheimsten Dingen nur wenige Zeugen zulassen dürfen. Der vierte Sinn heißt der anagogische, der über die Sinnenwelt hinausführende. Wenn z. B. der Prophet sagt: Beim Auszug des Volkes aus Egypten sei Judäa frei und heilig geworden (Ps. 113, 1), so gilt das im geistigen Sinne von der Seele des Sünders, die aus den Banden der Sünde freigeworden ist." Dante sagt nun freilich, daß die buchstäbliche Deutung stets vorangehen müsse, aber je mehr auf diese allegorische Auffassung der Nachdruck gelegt wird, um so weniger wird die erstere beachtet werden, und der Schriftsteller, der seine Worte so gedeutet haben will, wird auch da, wo er wirklich zu erzählen scheint, doch stets durchblicken lassen, daß etwas hinter seinen Worten verborgen ist, das errathen werden soll. Und dieses Rathen hat nun den Erklärern der Göttlichen Komödie schon viel Kopfzerbrechen verursacht. Der Deutungen sind hier so viele und doch will keine uns ganz befriedigen. Es scheint fast, als ob der Dichter mit Petrarka sagen würde: „Verstehe mich, wer will, wenn ich nur mich selbst verstehe." Wir haben oben gezeigt, daß unter den drei Thieren, die ihm entgegentreten und ihn schrecken, gewöhnlich Sinnenlust (Panther), Ehrgeiz (Löwe) und Habsucht (Wölfin) verstanden werden. Aber nun heißt es weiter, daß diese Wölfin Alles verschlingen und sich mit jedem Thiere begatten werde, bis ein edler Windhund, der nicht nach Land und Gold, sondern nach Weisheit und Tugend trachtet, das Ungethüm erlegen werde. Unwillkürlich müssen wir bei der Wölfin an das geld- und ländergierige Papstthum denken, das Bündnisse mit allen möglichen fremden Völkern schließt zum Nachtheil Italiens, und bei dem Windhund denken wir des Namens wegen an Can della Scala, der allerdings viele Städte der päpstlichen Herrschaft entriß, aber doch

die weltliche Gewalt des Papstes nicht zu vernichten, noch viel weniger die Habsucht aus der Welt zu schaffen vermochte. Läßt man sich einmal auf die politische Deutung ein, so liegt es nahe, beim Löwen an Frankreich oder Karl von Valois zu denken und beim Panther an Florenz mit seinen „Weißen" und „Schwarzen". Die neueren italienischen Erklärer haben mit Vorliebe die politische Erklärung versucht und in Dante den Propheten des einigen Italiens gesehen. Sie haben bei ihm sogar Weissagungen auf Garibaldi oder Victor Emanuel gefunden, was natürlich Spielereien sind. Sie thun auch dem Dichter wenig Ehre an, wenn sie seinen ganzen Tiefsinn in politischen Anspielungen sich erschöpfen lassen. Aber allerdings haben wir gesehen, wie innig Politisches und Religiöses bei Dante verknüpft sind, und so muß wohl auch bei der Deutung dieser Allegorie Beides verknüpft werden. Wenn freilich Dante unter dem „Windhund" den Can Grande verstanden hat, so stimmt das nicht mit der Verlegung dieser Vorgänge in das Jahr 1300; da war dieser erst neun Jahre alt. Selbst in den Jahren, in denen die „Hölle" wirklich geschrieben wurde, hatte Can noch nicht solche Bedeutung erlangt; wir müßten denn annehmen, daß Dante den Anfang seines Gedichts in späteren Jahren noch umgearbeitet habe, damals etwa, als er das Widmungsschreiben an Can Grande verfaßt hat, das sich unter den ihm zugeschriebenen Briefen befindet.

Auch Beatrice ist schon Gegenstand vieler Deutungsversuche geworden. Die Angabe Boccaccio's, daß sie die früh verstorbene Tochter Portinari's gewesen, die an Michel Bembo verheirathet war, wird neuerdings sehr in Zweifel gezogen; der Name soll eine Allegorie sein, „die Beglückende"; den wirklichen Namen der Gefeierten habe Dante nach damaliger Dichtersitte nicht genannt. Aber auch das wird bezweifelt, daß es sich wirklich um ein Liebesverhältniß gehandelt habe. Dante habe

vielleicht als Knabe für Beatrice geschwärmt, aber nichts deute darauf hin, daß er eine wirkliche Leidenschaft für sie empfunden habe; ihm sei wie den Minnesängern und den Troubadours die Liebe nur ein anmuthiges Spiel gewesen und eine Gelegenheit, sich Ruhm zu erwerben. Die verklärte Beatrice vollends sei nicht mehr das liebend sich hingebende Weib, sondern ein Schutzengel, ein Genius. Sie wende dem Dichter zwar ihre Fürsorge zu, aber sie behandle ihn doch als ein tief unter ihr stehendes Wesen. Daran ist allerdings etwas Wahres, aber doch glauben wir im „Neuen Leben" den Ton wahrer Empfindung und tiefer Gefühlsbewegung zu erkennen, und wir wollen nicht vergessen, daß der Dichter in dieser Jugendarbeit noch eine weitere Verherrlichung der Geliebten ankündigt. Er ist freilich nun weit über dieses Ziel hinausgegangen und hat etwas Größeres geliefert, und in Beatrice hat sich ihm alles Hohe und Heilige zusammengedrängt, aber bei jeder Begegnung mit ihr läßt uns der Dichter doch empfinden, daß sie ihm nicht bloß eine Allegorie oder ein Sinnbild ist, sondern eine wirkliche Persönlichkeit, verklärt durch süße, selige Erinnerung. Was aber ist nun ihre sinnbildliche Bedeutung? In der „Monarchie" hat Dante, wie wir oben gesehen haben, dargethan, daß die Menschheit zur Erreichung ihres irdischen Glückes das Kaiserthum, dessen Prophet Virgil ist, brauche und zur Erreichung der himmlischen Seligkeit das Papstthum. Also, hat man geschlossen, ist Virgil das Sinnbild des Kaisers und Beatrice das des Papstes oder der Kirche. In dieser Auslegung begegnen sich die Jesuiten und der reformirte Scartazzini. Allein da Beatrice vom Himmel herniedersteigt, so kann sie nicht wohl Sinnbild einer irdischen Einrichtung sein, nnd so haben wir oben schon sie als göttliche Heilsgnade aufgefaßt. Aber auch die Deutung von Kraus hat viel für sich. Er weist darauf hin, daß bei den altchristlichen Dichtern der Schleier ein stehendes Emblem der göttlichen Weisheit ist. Das

rothe Gewand mit dem grünen Mantel und dem weißen Schleier deute auf die Farben von Glaube, Hoffnung und Liebe. Wem aber diese Vermengung einer irdischen Geliebten mit dem Heiligen und Göttlichen anstößig vorkommt, der möge sich daran erinnern, daß das Hohelied einer ähnlichen Gedankenverknüpfung seine Aufnahme in die Kanon verdankt. Jene nigra sed formosa (schwarz aber schön) ist auch eine Art Beatrice. Auch die Auffassung der „Göttlichen Weisheit" als einer Person ist biblisch. Schon im Buche der Sprüche ist sie angedeutet (z. B. 8, 30), noch mehr aber tritt sie im Buche der Weisheit hervor. So heißt es z. B. Weisheit 8, 2 f.: „Dieselbe habe ich geliebt und gesucht von meiner Jugend auf und gedachte, mir sie zur Braut zu nehmen, denn ich habe ihre Schöne liebgewonnen. Sie ist herrlichen Adels; denn ihr Wesen ist bei Gott, und der Herr aller Dinge hat sie lieb." Auch die Mystiker alter und neuer Zeit, z. B. Böhme, behandeln die göttliche Weisheit oder Sophia ganz als ein hehres weibliches Wesen, das die göttliche Trinität ergänzt. Die im Gedicht noch weiter vorkommenden Frauen Lucia und Matilda sind auch symbolische Gestalten; jene soll das Sinnbild der erleuchtenden und zuvorkommenden Gnade sein, diese soll die nach der sakramentalen Entsündigung folgende Genugthuung und sittliche Kräftigung des Gereinigten, „den neuen Gehorsam" darstellen.

Etwas Befremdliches für uns hat noch die Vermengung christlicher Anschauungen mit griechisch-römischer Geschichte und Sage. Wie kommt Virgil, der Dichter des Augusteischen Hofes, dazu, als Führer durch Hölle und Fegfeuer zu dienen? Wie Kato, der Selbstmörder, zur Oberaufsicht über das Fegfeuer? Was thun die Ungeheuer der Sage: Charon, Minos, die Giganten, die Harpyen, Phlegyon u. s. w. in einem christlichen Epos? Wie oft ruft der Dichter Musen und Apoll an oder den „höchsten Zeus, der für uns gekreuzigt worden ist". Nicht bloß in der

Form sucht Dante den alten Klassikern nachzueifern, sondern auch ihre Denkweise ist für ihn durchaus maaßgebend. Was sie berichten, muß wahr sein, und wo zwischen ihnen und der Kirchenlehre ein Zwiespalt zu sein scheint, da muß durch eine künstliche Erklärung Uebereinstimmung hergestellt werden. Aber seinen christlichen Anschauungen vergiebt Dante doch nicht das Geringste. So groß seine Begeisterung für Virgil ist, so versetzt er ihn doch in die Hölle. Auch die Verwendung heidnischer Sagenwesen entspringt nicht dem Mangel an christlichem Gefühl, sondern der Dichter will ganze Gebiete des Heidenthums für das Christenthum zurückerobern. Er weiß wohl, daß die Heiden Anbeter erdichteter Götter sind, aber er findet deswegen doch einen Wahrheitsgehalt in der heidnischen Sagenwelt und glaubt den nun auch auf christlichem Boden verwerthen zu können. Macaulay sagt hierüber sehr schön: „Selten ist die alte Mythologie in glücklicher Weise mit der modernen Poesie verbunden worden. Manche Schriftsteller haben die alten Gottheiten lediglich als allegorische Vertreter von Liebe, Wein und Weisheit verwendet, aber welches Interesse können wir für Wesen haben, bei denen uns der Schriftsteller auch nicht einmal einen Augenblick lang einen auch nur conventionellen Glauben an ihr Dasein vergönnt! Dante allein hat die alten Geschöpfe der Dichtung in wirkungsvoller Weise eingeführt. Seine Minos, Charon, Pluto sind wirklich furchtbar. Niemals hat er den Wesen der Sage etwas zugeschrieben, was mit dem Glauben der katholischen Kirche unvereinbar ist; er erzählt Nichts von ihnen, was ein guter Christ jener Zeit nicht für möglich halten konnte. Es ist auch nichts Kindisches und Pedantisches in derartigen Stellen. Im Gegentheil. Dieser eigenthümliche Gebrauch klassischer Namen ruft in uns eine unbestimmte, aber ernste Ahnung wach von einer geheimnißvollen, vorgeschichtlichen Offenbarung, deren zerstreute Bruchstücke sich unter dem Trug und Aberglauben

späterer Religionen noch erhalten haben. Die Mythologie der Göttlichen Komödie ist von älterem und großartigerem Gepräge, als die der lateinischen Klassiker; sie athmet den Geist des Homer, des Aeschylus, nicht den Ovids und Claudians. Es ist dies um so merkwürdiger, da Dante mit den griechischen Dichtern nicht bekannt war und sein lateinisches Vorbild ihn eher hätte irreführen können."

Auch in den sittlich-religiösen Anschauungen des Dichters könnte uns Manches anfechtbar vorkommen. Daß es Leute geben soll, die weder Gutes noch Böses gethan haben, dünkt uns unmöglich, ebensowenig billigen wir es, daß ein Papst in die Hölle kommen soll, weil er aus Friedensliebe auf seine Würde verzichtet hat. Hinwiederum will es uns allzu mild dünken, wenn eine flüchtige Regung der Reue vor dem Tode von der Höllenqual befreit. Die Episode von Franzeska von Rimini ist zwar ergreifend, aber wir müssen uns doch fragen, ob der Dichter den doppelten Ehebruch, der hier begangen wurde, nicht allzu mild beurtheilt, und ob nicht die Rache des betrogenen Gatten, den er nach Kaina verweist, etwas Berechtigtes hatte. So giebt es noch Manches, wo unser Urtheil anders lauten möchte, als das des oft lediglich von politischen Gesichtspunkten ausgehenden Dichters. Wenn ferner das Geschick jedes Menschen nach seinem Tode schon endgültig entschieden wird, so verstehen wir es nicht, wie es dann noch nöthig sein soll, daß alle Todten im Thale Josaphat vereinigt werden sollen, um da noch einmal gerichtet zu werden, und wozu die Umkleidung mit den auferstandenen Leibern nöthig sein soll, wenn die Schatten schon jetzt körperliche Qualen empfinden und wenn sie so handgreiflich sind, daß der Dichter ihnen Haare ausreißen kann. Dante sagt zwar, daß durch die Auferstehung die Qual noch vermehrt werde, aber sind denn diese Qualen noch einer Steigerung fähig?

Auch die Belehrungen über natürliche und göttliche Dinge, die der Dichter einstreut, sind nicht immer nach unserem Geschmack und scheinen uns oft sehr gezwungen und künstlich, wie auch seine Eintheilung der Sünden und der Strafen. Allein Alles das beweist doch nur, daß Dante ein Sohn seiner Zeit war, und seine Zeitgenossen haben weder an seinen sittlichen Urtheilen, noch an seinen wissenschaftlichen Lehren etwas auszusetzen gehabt. Mit Recht wurde unser Gedicht mit den gothischen Domen des Mittelalters verglichen, die sich auch bemühen, Himmel und Erde zu verbinden. Sie entsprechen nicht dem klassischen Schönheitsideal, ihre Krypten und Seitenschiffe, ihre Symbolik, ihre Zahlenverhältnisse sind uns oft schwer verständlich, und dennoch ist solch ein Bauwerk bewundernswürdig im Ganzen wie im Einzelnen, ein Werk großartiger Schaffenskraft und einer einheitlichen, geschlossenen Weltanschauung.

In der Göttlichen Komödie sehen wir alle die geistigen Strömungen des Mittelalters, die sich später entzweien und durch ihren Kampf die bisherige Weltordnung zertrümmern sollten, noch in voller, großartiger Harmonie; so vor Allem Humanismus und Christenthum, Scholastik und Mystik.

Es ist bekannt, wie gegen den Ausgang des Mittelalters die eingehende Beschäftigung mit den Werken des klassischen Alterthums eine freisinnige Denkweise erzeugte, die nicht bloß die kirchlichen Mißbräuche schonungslos aufdeckte, sondern auch dem Christenthum selbst sich entfremdete. Dante weiß seine Begeisterung für die alten Römer mit seiner kirchlichen Gesinnung zu vereinigen. Er steht ferner ganz auf dem Boden der Scholastik. Durch sein ganzes Gedicht hindurch begegnen wir den Lehren des Thomas von Aquino und des Buonaventura. Wir finden sowohl das Großartige der Scholastik, ihre alle irdischen und himmlischen Dinge umfassende Systematik, als auch das für uns Abstoßende, ihre haarspaltenden Eintheilungen, ihre

rzwungenen Beweisführungen. Wie oft leidet der poetische Eindruck unter den theologischen Spitzfindigkeiten, die wir mit in den Kauf nehmen müssen. Hierher gehört auch die Vorliebe Dante's für gewisse Zahlen, die wir schon im „Neuen Leben" gefunden haben. Seine unsichtbare Welt umfaßt drei Königreiche, jedes dieser drei Königreiche hat drei Abtheilungen und dreimal drei Kreise. Die Dichtung selbst ist in Terzinen abgefaßt und besteht aus drei großen Theilen, deren jeder 33 Gesänge umfaßt. (33 ist die Zahl 3 mit der Zahl der Vollkommenheit 10 vervielfältigt und mit sich selbst addirt. Den ersten Gesang der Hölle betrachten wir als Einleitung.)

Aber wie die hervorragenden Vertreter der Scholastik zugleich Mystiker waren, so umweht uns auch in der Göttlichen Komödie der ganze Weihrauchsduft mittelalterlicher Mystik mit seinem geheimnißvollen Zauber. Die ganze Welt des Seins wird auf die Liebe zurückgeführt; die physische Bewegung, das Thier- und Pflanzenleben, das Verstandesleben bilden die Stufenleiter dieser universellen Liebe. Unfehlbar auf ihren niederen Stufen, wo sie nur mechanisches Gesetz oder Instinkt ist, wird die Liebe fähig zum Guten wie zum Bösen, sobald sie von der Vernunft erleuchtet wird. Der Himmel ist ein Tempel ohne andere Grenzen, als die Liebe und das Licht, aber auch die Hölle selbst ist ein Werk ebenso der Liebe, wie des Lichts und der Gerechtigkeit. Denn wie die Finsterniß nur eine Abschwächung des Lichts, wie die Kälte nur eine Abschwächung der Wärme, ebenso ist das Laster nur eine Entartung der Liebe, nur eine von ihrem Zweck abgekehrte, auf unwürdige Gegenstände gerichtete Liebe. Gott selbst erscheint auf dem Gipfel des Seins als die höchste Liebe und das höchste Licht, er breitet seine Strahlen über alle Geschöpfe. Jedes ist vollkommen, soweit es von Gott ist, aber soweit es nicht unmittelbar aus Gott hervorgegangen ist, sondern durch die Weltorgane, die Spiegel der

Gottheit vermittelt ist, trägt es Mängel an sich. Je weiter ein Wesen von der Gottheit entfernt ist, um so unvollkommener ist es.

Wir sehen also Dante ganz im Fahrwasser der kirchlichen Theologie. Ist er aber in allen Fragen mit ihr einig? Ist er, wie seine katholischen Bewunderer sagen, der Homer des Katholicismus, oder, wie von protestantischer Seite vielfach behauptet wird, ein Vorläufer der Reformation? Hören wir einmal das Urtheil der Geschichte! Dante's „Monarchie" steht im Widerspruch zu den Aussprüchen hervorragender Päpste und päpstlicher Rechtslehrer; sie mußte deshalb auf kirchlicher Seite Anstoß erregen. So erscheint sie denn auf dem Venetianer Index von 1554, noch ehe sie gedruckt wurde; 1758 wurde sie in den römischen aufgenommen. Der Cardinal Serravalle, der auf dem Constanzer Concil die Göttliche Komödie ins Lateinische übersetzte, sagt von obigem Werke, es gehöre einer Richtung an, deren Sieg jeden Funken von Gesittung und Religion vernichtet hätte. Andere machen dagegen darauf aufmerksam, daß auf den Index nicht bloß häretische Bücher kamen, sondern auch verfängliche (pias aures offendentes). Auch das katholische Kirchenlexicon von Wetzer und Welte sucht Dante's Orthodoxie zu retten und behauptet, jenes Buch sei bloß deswegen auf den Index gekommen, weil die Anhänger Ludwig's des Bayern in ihrem Kampfe mit dem Papst sich darauf berufen hätten. Was aber jene scharfen Angriffe gegen einzelne Päpste betreffe, so seien sie kein Zeichen von Häresie. Auch die heilige Katharina von Siena und Bernhard von Clairvaux haben heftige Tadelworte gegen den heiligen Stuhl gerichtet, ohne deshalb von der Kirche verdammt worden zu sein. (Die Kirche war damals noch nicht so nervös, wie heutzutage, sagt ein moderner Katholik.) Immerhin haben der portugiesische Index und die spanische Inquisition einzelne Stellen der Göttlichen Komödie zu streichen

befohlen. Das Verdict der spanischen Inquisition wirkte auch auf Rom, so daß das Gedicht im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wenig gedruckt wurde. Einzelne Commentare kamen auch auf den Index, z. B. der Landinos, weil es dort heißt: man solle die Ketzer mit Gefängniß, aber nicht mit dem Tode bestrafen. Im achtzehnten Jahrhundert haben einzelne Jesuiten Dante für einen geheimen Ketzer ausgegeben; sein Lieblingsziel sei die Zerstörung der katholischen Kirche gewesen, er sei das Haupt einer revolutionären Bande gewesen, zu der Katharer, Waldenser und Albigenser sich vereint haben, und aus der die Freimaurerei entstanden sei. Zu den Lieblingsbüchern der Jesuiten wird die Göttliche Komödie nie gehören, aber abgesehen von der Politik bietet sie zahlreiche Seiten dar, daran gebildete und ästhetisch veranlagte Mitglieder des Ordens sich erfreuen können. An der Spitze der jesuitischen Danteverehrer steht Bellarmin, der Dante's Orthodoxie vertheidigte, freilich unter heftigem Tadel gegen seinen Ghibellinismus. Auch kein Papst hat etwas gegen die Göttliche Komödie unternommen. Julius II. gestattete es, daß Dante zweimal von Rafael gemalt wurde, im Parnas und in der Disputa. Der jetzige Papst hat 10000 Francs für ein Dante-Denkmal in Ravenna gespendet, hat auf seine Kosten die lateinische Uebersetzung von Serravalle drucken lassen und einen Lehrstuhl für Dante an der vatikanischen Universität begründet, den gegenwärtig der Jesuit Poletto bekleidet. Die meisten Danteforscher Italiens stehen auf kirchlichem, aber nicht auf ultramontanem Boden.

Von protestantischer Seite hat sich schon der alte Flaccius auf Dante berufen, freilich ohne ihn genauer zu kennen; Löscher fand sogar eine Weissagung auf die Reformation bei ihm (eine Ansicht, die neuerdings auch Göschel und Friedrich Delitzsch getheilt haben). Fegf. 33, 43 heißt es: Ein fünfhundertundfünfzehn werde die babylonische Hure vernichten. Man hat

daraus 1515 gemacht. Allein liest man die Zahlzeichen als Wort DXV, so kommt man auf dux, worunter wohl Heinrich VII. zu verstehen sein wird. Andere deuten es domini Christi vicarius (Stellvertreter Christi) und denken an einen idealen Papst. Als dem Protestantismus verwandt erscheint uns der Dichter, wenn er der Anschauung Ausdruck giebt, daß die Kirche ihrer Bestimmung untreu geworden und völlig entartet sei, wenn er den Grund hiervon in der Verweltlichung des Papstthums sucht und auf dieses das Bild von der apokalyptischen Hure anwendet; wenn er über die Mißachtung der heiligen Schrift und ihre Verdrängung durch menschliche Fabeln und Legenden klagt und den Mißbrauch des Ablasses brandmarkt. Die ganze Veräußerlichung der Frömmigkeit, wie sie im Romanismus mit seinen guten Werken und seinen Leistungen, seiner Heiligenverehrung und seinem Ceremonienwesen uns entgegentritt, ist ihm fremd. Sein Drängen auf innerliche Religiosität und Sittlichkeit, sein von aller knechtischen Autorität freies, selbstständiges Denken lassen ihn als einen dem Protestantismus verwandten Geist erkennen. Aber mit alledem verläßt er doch den katholischen Standpunkt keineswegs. Echt katholisch ist seine Anschauung von den zwei Gewalten, die die Menschheit regieren sollen, dem Kaiserthum und dem Papstthum. Er betont ausdrücklich, daß an dem Verderben der Kirche nicht der heilige Stuhl selbst Schuld sei, sondern der darauf sitze. So verhaßt ihm auch Bonifacius VIII. ist, so ist er ihm doch der Stellvertreter Christi, und ihn zu bedrängen ist ein Frevel.

> Und überbietend alle Missethäter
> Sah in Anagni ich die Lilien wehn,
> Gefangen Christ in seinem Stellvertreter. (Fegf. 20, 85.)

Dante sagt sich ausdrücklich los sowohl von den verweltlichten Franziskanern, als von Denen, die aus übertriebener Strenge in den Ungehorsam gegen Rom verfielen. (Par. 12, 124 ff.)

Dominikus und die Dominikaner werden gepriesen (Par. 12, 106) dafür, daß sie die albigensischen Irrlehren ausgerottet haben.

> Und ihre Wellen stürzten grausenhaft,
> Auf ketzerisch Gestrüpp es auszubrechen,
> Und mit dem Widerstand wuchs ihre Kraft.

Im achten Kreise der Hölle werden die Irrlehrer bestraft, nicht etwa, weil sie von der heiligen Schrift abweichen oder weil sie sittlich-bedenkliche Lehren aufstellen, sondern weil sie Spaltungen in der Kirche verursachen. Unter ihnen befindet sich auch Kaiser Friedrich II., und Dante hat mit ihm und Seinesgleichen kein Mitgefühl. Es ist dies zugleich ein Beweis gegen die Ansicht Witte's, Dante sei selber in Unglauben oder Irrlehre versunken gewesen, und erst mit unserer Dichtung sei er zum katholischen Glauben zurückgekehrt. Dante zeigt es deutlich an, wenn er in den Verdammten ein Bild eigener Schuld sieht; von theoretischen Verirrungen weiß er sich frei. Ueberhaupt verläßt er bei aller Freiheit und Selbstständigkeit, die er sich wahrt, nie den katholisch-thomistischen Standpunkt. Schon oben haben wir auf die emanatistische Begründung der natürlichen Unvollkommenheit hingewiesen. Die lutherische Erbsündenlehre ist ihm fremd.

Die Verdorbenheit der Welt wird lediglich dem Mangel an richtiger Leitung zugeschrieben. Die Seele sucht vom heitern Schöpfer ausgegangen Freude. Dieses Streben ist berechtigt, aber es ist ein Zaum nöthig, daß es nicht maaßlos wird, und ein Führer, der es auf das Rechte hinweise.

> Drum, was man auch von andrem Grunde flüstert,
> Nicht die Natur ist ruchlos und verkehrt,
> Nur schlechte Führung hat die Welt verdüstert. (Fegf. 16, 88 ff.)

Aehnliche Gedanken finden wir Paradies 27, 124. Den Sündenfall kennt Dante wohl, aber seine Folge ist nicht Ver-

derbniß des Willens, sondern lediglich Verschlechterung unserer äußeren Lage und Begründung einer Schuld vor Gott, die dann durch Christus getilgt wird. Par. 19, 70 wird es als möglich vorausgesetzt, daß Jemand „an des Indus Strand erzeugt“, der Nichts von Christus hört.

> . . . . soweit es die Vernunft ermißt,
> In That und Willen rein und unverdorben
> Und ohne Sünd' in Wort und Leben ist.

Allerdings ist zum Eintritt ins Paradies der Glaube an Christus nöthig, aber warum diese Bedingung da ist, warum also edle Heiden ausgeschlossen sein sollen, ist dem Dichter unbegreiflich. Das Geschöpf kann den Willen des Schöpfers nicht völlig verstehen. Katholische Ausleger rühmen es, wie der Dichter die platonische Idee der Liebe und die katholische der Gemeinschaft der Heiligen so wundervoll verschmolzen habe. „Giebt es etwas Erhabeneres, als jenes Dogma von dem Bunde zwischen den Heiligen, die im Himmel sind, den Seelen, die im Fegfeuer leiden und den Gläubigen, die auf Erden leben? Alles ist gemeinschaftlich in der Kirche: Gebete, gute Werke, Gnaden, Verdienste. Bei jedem Schritte seiner Pilgerfahrt wird der Dichter durch Seelen aufgehalten, die um die Fürbitten ihrer noch im Leben weilenden Angehörigen und Verwandten flehen; und welch rührende Theilnahme zeigen die Vollendeten für die auf Erden Gebliebenen!“ (Klazko, Florent. Plaudereien.)

Witte sagt: Die Wahrheit ist, daß dem Dichter eben, weil er mit ganzer Seele der katholischen Kirche anhing, das Herz blutete beim Anblick all des schnöden Unfugs, der sich in ihr eingenistet hatte. Er ist Katholik im schönsten Sinne, der das allgemein Christliche bezeichnet: denn auch den frommen Protestanten werden Dante's Verse tief ergreifen, ja sicherlich mehr erbauen, als die beiden christlichen Epen Milton's und Klopstock's. Aber auch in dem Sinne ist er katholisch, daß, wo

einmal Unterscheidungslehren zur Sprache kommen, sein Bekenntniß allerdings nicht auf Seiten der protestantischen Kirche steht.

Auch Macaulay sieht in der Göttlichen Komödie eine Verherrlichung des Katholicismus, die unter allen Religionen die am meisten poetische sei.

„Die Sagen der alten Religionen boten der Phantasie schöne Bilder, aber sie faßten keine Wurzel im Herzen. Die Lehren der evangelischen Kirchen haben auf Fühlen und Handeln der Menschen mächtigen Einfluß ausgeübt, aber sie haben keine Bilder von sinnlicher Schönheit und Größe dargeboten. Die römisch-katholische Kirche hat mit den heiligen, ergreifenden Wahrheiten dieser das schön Menschliche jener Religionen vereinigt. Sie hat die Kunst des Malers und des Bildhauers mit den lieblichsten und erhabensten Gestalten bereichert. Sie kann dem Jupiter des Phidias den Moses des Michelangelo gegenüberstellen, der üppigen Schönheit der Aphrodite die heitere und sinnige Lieblichkeit der jungfräulichen Mutter. Die Legenden ihrer Märtyrer und Heiligen können an Gedankentiefe und Anziehungskraft mit der Sagenwelt Griechenlands wetteifern. Ihre Ceremonien und Processionen bilden das Entzücken des Volkes; die ungeheure Anhäufung weltlicher Macht erweckt die Bewunderung des Staatsmannes. Zugleich aber verlor sie nie die ernsten, erschütternden Wahrheiten des Christenthums außer Auge, als da sind Menschwerdung Gottes, Gericht, ewige Seligkeit und ewige Qual. Indem sie also wie die alten Religionen unberechenbaren Gewinn aus Politik und Ceremonien zog, ging sie doch nicht in diesen Dingen auf, wie jene.“

Wir werden also die gut katholische Haltung des Dichters anerkennen, aber wir werden deswegen doch nicht verkennen, daß auch etwas dem Protestantismus Verwandtes in diesem großen Geiste liegt, daß er nicht bloß die konservativen Bestrebungen des Mittelalters, sondern auch die auf eine Reform

hindrängenden in sich vereinigt. Er ist auch hierin der Vertreter seiner Zeit. Und dies ist ja der Vorzug des Mittelalters in seiner Blüthezeit, daß alle die Geistesrichtungen, die sich später loslösten und entzweiten, noch zu schönem Einklange sich verbinden. Der Dichter kennt, ganz im Geiste seiner Zeit, keinen Zwiespalt zwischen Vernunft und Offenbarung, zwischen Glauben und Wissen, zwischen Bibel und Ueberlieferung, zwischen Theologie und Philosophie. Alle Zweige des menschlichen Geisteslebens sind von Gottes Geist befruchtet und dienen dem einen großen Zweck der Erziehung des Menschengeschlechtes. Scheinbare Widersprüche lösen sich für tieferes Denken in Harmonie auf. Wie in einem gothischen Dom alle die scheinbar auseinanderstrebenden und in buntester Mannigfaltigkeit sich zersplitternden Bestandtheile sich doch zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfügen, so ist es auch im Geistesleben dieses Zeitalters. Das Menschengeschlecht ist verbunden durch eine Sprache, durch einen Glauben und durch einen Kaiser. Wissenschaftliche, dichterische und religiöse Bestrebungen, Ritterthum und Begeisterung für die Kreuzzüge verknüpfen die Völker. Dieses Einheitsgefühl durchdringt Dante's Weltanschauung. Das ganze Weltall ist einheitlich angelegt; physikalische und sittliche Gesetze wirken einheitlich zusammen und gelten ebenso für die Welt der Lebenden, wie für Hölle, Fegfeuer und Himmel.

Wenn Dante in seinem Gedicht uns bald über theologische Wahrheiten, bald über astronomische, mathematische, geographische, geschichtliche oder sprachwissenschaftliche Probleme belehrt, so erscheint uns das keineswegs als Zersplitterung oder Abschweifung, sondern wir fühlen, daß es sich nur um verschiedene Seiten der einen, die Menschheit beglückenden und beseligenden Wahrheit handelt.

So stand Dante auf der Höhe seiner Zeit, aber sein Blick ist von da aus nicht vorwärts, sondern rückwärts gerichtet. Er

persönlich theilt die gewöhnliche Selbsttäuschung der Verbannten, daß in seiner Vaterstadt Alles wieder in den alten Zustand zurückkehren werde, und so ist auch sein politisches Glaubensbekenntniß staatlichem und wirthschaftlichem Fortschritt abgeneigt. Die großartige Entwickelung der italienischen Freistaaten ist vom Uebel, er sehnt sich nach den Zeiten zurück, wo die Ahnherren der jetzigen ersten Geschlechter noch in Leder gekleidet waren, wo die Stadt noch klein war und die Landbewohner sich nicht hineindrängten. Die Entstehung selbstständiger nationaler Staaten ist etwas Schlimmes, darum ist ihm Frankreich, wo das nationale Königthum in rücksichtsloser Weise sich geltend machte, zuwider. Alles Heil liegt in der Vergangenheit. Diese aber wird von Dante, wie dies bei allen Romantikern der Fall ist, in der willkürlichsten Weise seinem Ideal entsprechend umgedeutet. Die dichterische Fiktion, daß die römische Herrschaft von Troja herstamme, wird mit derselben Gläubigkeit aufgenommen, wie die mittelalterliche, daß das deutsche Kaiserthum die geradlinige Fortsetzung des römischen sei. Es ist ein völlig willkürliches Bild, das er von der Vergangenheit entwirft, und dieses hält er einem Zeitalter vor, in dem sich schon alle Keime der Zukunft zu regen anfingen. Ja, was noch weit merkwürdiger ist, dieser Lobredner der Vergangenheit arbeitet selbst an der Herbeiführung eines neuen Zustandes. Durch die Erhebung des Italienischen zur Schriftsprache wurde die Alleinherrschaft des Lateinischen gebrochen und das italienische Nationalgefühl mächtig geweckt — ganz gegen das Interesse einer Universalmonarchie. Dante hat durch seine heftige Anklagen gegen das entartete Pabstthum den Geistern vorgearbeitet, die diese ganze Einrichtung in Frage stellten; er hat durch seine Behandlung der höchsten kirchlichen und religiösen Fragen in der Landessprache und in volksthümlicher Form den Gedanken nahegelegt, daß auch die Laien berufen sind, über geistliche Dinge zu urtheilen und eine selbst-

ständige Erkenntniß davon auf Grund der heiligen Schrift zu gewinnen, und dies führte zu Folgerungen, die dem Papstthum und dem mittelalterlichen Katholicismus gefährlich sein mußten. Es ist gewiß etwas Tragisches um die Stellung, die unser Dichter einnimmt. Nicht bloß sein persönliches Geschick muß das Mitleid wecken, sondern es war auch der Gedankenkreis, in dem er lebte, für ihn eine Quelle fortwährender Enttäuschungen. Er verlegt sein Ideal in eine Vergangenheit, und zwar in eine ungeschichtliche, lediglich geträumte Vergangenheit; er sieht in der vernehmlich sich ankündenden Zukunft nur Verkehrtheit und Unrecht und merkt nicht, daß er selbst Bahnbrecher dieser Zukunft ist.

Wenden wir uns vom Staatsmann und Theologen zum Dichter zurück, so werden wir uns die dichterische Begabung Dante's am besten von Macaulay schildern lassen. Er sagt: „Die Gewalt, womit die Göttliche Komödie uns ergreift, hat ihre Hauptquelle in dem festen Glauben, womit die Geschichte uns erzählt wird. In dieser Beziehung lassen sich nur Gulliver's Reisen und Robinson Crusoe mit ihm vergleichen. Die Feierlichkeit seiner Berichte, die folgerichtige und pünktliche Ausführung aller Einzelheiten, der Ernst, mit dem er sich bemüht, den Lesern Gestalt und Umfang von Allem, was er beschreibt, deutlich zu machen, geben auch den kühnsten Erdichtungen den Anschein der Wirklichkeit. Milton will weder im Himmel, noch in der Hölle gewesen sein; er kann sich auf prachtvolle Allgemeinheiten beschränken. Er kann die Hölle beschreiben als „ein Universum von Tod, das Gottes Fluch als Uebel erschaffen hat, für Uebel das einzig Gute, wo alles Leben stirbt, der Tod lebt und die Natur in verkehrter Weise Alles erzeugt, was ungeheuer, was schauderhaft, abscheulich und unaussprechlich ist, schlimmer als alle Dichtungen der Fabel und alle Gebilde der Furcht, als Gorgonen, Hydren und schreckliche Chimären." Gewiß

eine edle Sprache, aber wo ist dieser gewaltige Eindruck der Wirklichkeit, den Dante seiner Grundabsicht gemäß hervorbringen wollte. Er mußte all' die ungeheuren und abscheulichen Dinge beschreiben, das, was Andere unaussprechlich nannten, aussprechen. Wir lesen Milton und fühlen, daß wir einen großen Dichter lesen; wenn wir Dante lesen, verschwindet der Dichter; wir hören dem Manne zu, der aus dem „Thal des Abgrunds" zurückgekehrt ist; wir sehen sein von Schrecken erweitertes Auge; wir hören die schaudernden Töne, womit er seine schreckliche Geschichte erzählt. Seine Erzählung ist, was sie sein soll, bestimmt an sich und erregt doch zugleich im Geiste wunderbare Bilder schrecklicher und unbestimmter Art. Sie nimmt ihre Bilder aus dem Irdischen und redet in irdischer Sprache, aber die Wirkung ist unaussprechlich furchtbar und überirdisch. Ueberirdische Dinge erregen, so lange sie als solche betrachtet werden, unsere Gefühle nur in schwacher Weise. Erst wenn die große Kluft, die uns von ihnen trennt, überschritten ist, wenn wir eine fremdartige, unbestimmbare Beziehung zwischen den Gesetzen des Sichtbaren und des Unsichtbaren wahrnehmen, bewirken sie vielleicht die stärksten Erschütterungen, deren unsere Natur fähig ist. Uebermenschliche Wesen in menschlicher Sprache zu schildern, ihnen menschliche Handlungen zuzuschreiben, mag grotesk, unphilosophisch und nicht folgerichtig sein, aber es ist die einzige Art, um auf die Gefühle der Menschen einzuwirken und daher für die Dichtung das allein Passende. Die schwierige Aufgabe, übernatürliche Wesen darzustellen in einer Weise, die weder unbegreiflich für unser Denken, noch völlig unvereinbar mit den Begriffen ist, die wir von ihrer Natur haben, hat Niemand so gut gelöst, wie Dante. Seine Bilder und Vergleichungen harmoniren in bewunderswerther Weise mit dem Anschein strenger Wirklichkeit, den er Allem zu geben weiß. Sie haben einen ganz eigenthümlichen Charakter. Er ist vielleicht der einzige

Schriftsteller, der viel weniger verständlich würde, wenn alle diese Veranschaulichungen getilgt würden. Seine Gleichnisse sind häufig eher die eines Reisenden, als die eines Dichters. Er gebraucht sie nicht, um seine Erfindungsgabe in phantastischen Analogien zu zeigen, nicht um den Leser zu ergötzen dadurch, daß er ihm abseits vom Wege einen Blick auf fernliegende Schönheiten vergönnt, sondern um ihm einen genauen Begriff der beschriebenen Gegenstände zu geben dadurch, daß er sie mit allgemein bekannten vergleicht. Der siedende Sumpf in Malebolge wird mit den Pechkesseln im venetianischen Arsenal verglichen, der Damm, auf dem er an den Ufern des Phlegethon einherschreitet, ist wie der zwischen Gent und Brügge, aber nicht so breit. Manche seiner Vergleichungen sind bestimmt, eine genaue Darstellung der Gefühle zu geben, die er unter gewissen Umständen hatte. Die zarten Schattirungen von Kummer, Gram und Aerger lassen sich selbst in einer hochgebildeten Sprache nicht leicht auseinander halten. Dante wendet die schärfste und zugleich am meisten poetische Art an, um seinen Geisteszustand genau zu schildern. Wer je die verwirrende Wirkung einer unerwarteten üblen Kunde erfahren hat, die Betäubung, den unbestimmten Zweifel an der Wahrheit der eigenen Wahrnehmung, wird das folgende Gleichniß verstehen: „Ich war gleich dem, der Uebles träumt, der noch träumend wünscht, es möchte Alles ein Traum sein, der will, es möchte das, was ist, so sein, als wäre es nicht. Es ist das nur eines von hundert gleich treffenden und ausdrucksvollen Gleichnissen. Die Bilder Homer's und Milton's sind prachtvolle Abschweifungen, ihre Wirkung verliert Nichts, wenn man sie von dem Werke lostrennt. Dante's Bilder sind anderer Art; sie gewinnen ihre Schönheit durch den Zusammenhang mit dem Texte und strahlen sie auf diesen zurück. Aus diesem Gewebe kann man die Verbrämung nicht entfernen, ohne es zu verderben. Ich erinnere nur an das Gleichniß von

den Schafen im dritten Gesang des Fegfeuers. Ich halte dies für die vollendetste Leistung dieser Art, für die am meisten malerische und zugleich liebliche Art des Ausdrucks:

Gleichwie die Schäflein aus dem Stalle gehen,
Eins, zwei und drei, indessen noch verzagt
Die andern mit gebeugten Köpfen stehen,
Bis, was das erste that, nun jedes wagt,
Wenn jenes harrt, geduldig die Beschwerde
Des Drangs erträgt und nach dem Grnnd nicht fragt,
So sah ich jetzt von der beglückten Heerde
Die vordern sich bewegen und uns nah'n.

Niemand kann die Göttliche Komödie betrachten, ohne zu bemerken, wie wenig Eindruck die Formen der äußeren Welt auf Dante's Geist gemacht zu haben scheinen. Seine Gemüthsart und seine Lage leiteten ihn dazu, seine Beobachtung fast ausschließlich auf die menschliche Natur zu beschränken. Der wundervolle Anfang von Fegf. 8 bietet hier ein treffendes Beispiel. Anderen Schriftstellern mag der Abend die Tageszeit für Thau, Sterne und leuchtende Wolken sein, für Dante ist er die Stunde zarter Erinnerung und heißer Andacht, die Stunde, wo das Heimweh kommt, wo das Herz des Schiffers schmilzt und die Liebe des Pilgers aufflammt, wo der Glockenton zu trauern scheint um einen Tag, der entschwunden ist und nicht mehr wiederkehrt."

Die Stunde war es, die zu stillem Weinen
Vor Heimweh den gerührten Schiffer zwingt,
Am Tag der Trennung von den theuren Seinen,
Die Liebesleid dem neuen Pilger bringt,
Wenn fernher klagend ob des Tags Erbleichen
Das Trauerlied der Abendglocken klingt.

Den Gesammtcharakter der Göttlichen Komödie hat Karducci also zusammengefaßt: „Sie besitzt die unschuldsvolle Naivität des Volksgesanges gleich der Lerche, die sich aus den feuchten

Saatfeldern des Herbstes trillernd emporhebt, um freudetrunken sich in der Sonne zu verlieren, den Schwung des prophetischen Hymnus, der sich von oben auf die Erde herabläßt, wie der Adler, wenn sich die Gewitterwolken zusammenziehen, die gefällige und doch kräftige Mischung mannigfaltiger, reicher Bilder, Farben und Töne; einen Wechsel, der an den Uebergang von den Hügeln Toskanas zu den Bergen der Emilia gemahnt, und weiter die dunklen Schatten, aus denen grauenvolle Bildungen emporsteigen, wie aus der vergifteten Fieberluft in den Korkwaldungen der alten Maremmen neben dem Lichtglanz, der wie ein Frühlingstag über dem tyrrhenischen Meer über der heiteren Fläche dieses Gesanges sich lagert, und endlich die jungfräuliche Freude, die aus der klaren, hellen Idee herausleuchtet, erhaben, rein, bestimmt in seinen Umrissen, ruhevoll wie ein Sommertag in den Alpen."

Ueber Dante's Stil sagt Macaulay: „Der Stil ist, wenn nicht sein höchster, so doch sein besonderer Vorzug. Ich kenne Nichts, mit dem er zu vergleichen ist. Die edelsten Muster griechischer Sprache müssen vor ihm zurückstehen. Er gebraucht so wenig Worte und so treffende Worte, als man überhaupt brauchen kann. Der erste Ausdruck, in den er seine Gedanken kleidet, ist immer so kräftig und so umfassend, daß Weiteres nur die Wirkung beeinträchtigen könnte. Es wird wahrscheinlich keinen Schriftsteller in der ganzen Welt geben, der so viele scharf gezeichnete Bilder darbietet und der eine so concise Darstellungsart hat. Diese Vollendung des Stils ist der Hauptvorzug des Paradieses, das sonst den beiden vorhergehenden Theilen nicht ganz ebenbürtig ist. Der kräftige, glückliche Ausdruck zieht den Leser an, selbst durch die theologischen und kirchengeschichtlichen Abschnitte hindurch, deren sich hier nur zu viele finden. Ich erinnere nur an den dritten Gesang der Hölle und den sechsten des Fegfeuers als an unvergleichliche Stellen dieser Art. Ich

kenne keine Stelle bei den großen athenischen Rednern, die an Stärke der Invective und an Bitterkeit des Sarkasmus diese letztere (den Wehruf über Italien) erreicht. Der beredteste Staatsmann dieses Jahrhunderts bemerkte, daß nach Demosthenes Dante der Schriftsteller ist, der am aufmerksamsten von jedem angehenden Redner studirt werden sollte."

So groß Dante als Dichter ist, so ist er doch noch größer als Mensch. „Er ist einer der größten aller Menschen," sagt Karducci, „weil in ihm wie in Wenigen das sittliche Bewußtsein, man kann sagen, das geschichtliche Gewissen der Menschheit bis zu einem heroischen Grade ausgebildet war." „Das Geheimniß seiner Macht liegt wesentlich in der fühlbaren Gegenwart Gottes, die seine ganze Kunstschöpfung durchdringt. Die Verbannung und die traurigen Jahre der Wanderung haben den Mann und den Dichter, zu dem, was er ist, gemacht; das Exil schuf ihm den wunderbaren Ernst seiner Auffassung und die düstere Herrlichkeit seiner Gedankenwelt; die Reisen drückten dem Dichter die Palette in die Hand und häuften darauf die Farben, derer sein Pinsel bedurfte. Dante's Schwermuth bricht nicht die Thatkraft seiner Seele; er hält fest an der bestimmten Erwartung seines Ruhmes. Er glaubt unerschütterlich an seine Mission nicht bloß als Dichter, sondern auch als Diener der Vorsehung, aufgefordert, die Lage der Dinge, die Geschicke der Kirche und des Reichs zu verkündigen. Ist Shakespeare der umfassendste, so ist Dante der tiefsinnigste Geist, der sich in rhythmischer Form je ausgeboren hat." (Kraus.)

Ueber seine äußere Erscheinung sagt Macaulay: „Dante's Melancholie war keine phantastische Laune. Sie war auch nicht die Wirkung rein äußerer Umstände. Sie kam von innen. Weder Liebe noch Ruhm, weder die Conflicte dieser Erde noch die Hoffnung auf den Himmel konnten sie zerstören. Niemand kann diese Züge sehen, vornehm wie sie sind, bis zur Herbheit,

die dunklen Furchen seiner Wangen, den langen, wehvollen Blick des Auges, den düsteren, verachtenden Schwung der Lippen ohne sofort zu wissen, daß diese Züge einem Manne angehören der zu stolz und zu feinfühlend war, um jemals glücklich zu sein.

Was er verdient, wird nie von ihm gesagt.
An Blinde war sein helles Licht verloren;
Eh' schilt man, die sich wider ihn verschworen,
Als man ein Lobeswort entsprechend sagt.

Hinab stieg er ins Reich der Irrthumsnacht,
Dann auf zu Gott, den Blick uns zu entfloren;
Der Himmel ließ ihn ein zu seinen Thoren,
Den aus den eig'nen seine Stadt verjagt.

Undankbar Vaterland, das seine Leiden
Zum Unheil dir erzeugt; willst du mir sagen,
Daß hier die Trefflichsten am meisten leiden.

So ist's, und wohl kann zum Beweise dienen,
Daß Keiner härtern Bann als er getragen,
Wie nie ein Größerer als er erschienen.

(Sonett Michelangelos, übersetzt von Scartazzini.)

... der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, herausgegeben ... Virchow, erschien:

Ueber Biographie.

... Nummern und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.

...f Bastian. (N. F. 128) .... —.80
...ietzsche. (N. F. 217) .... —.80
...mann Steinthal (N. F. 296) .... —.75
...rich Pestalozzi. 2. Aufl. (79) .... —.60
...pho. (118) .... —.60
...er Vischer und das alte Nürnberg ...) .... —.75
...Wilhelm von Oranien, der Befreier ...ande. (26) .... —.75
...dano Bruno, Ein Märtyrer der ...eit. (N. F. 102) .... —.80
...ist. (N. F. 170) .... 1.—
...François. (N. F. 208) .... —.80
...vour. (N. F. 64) .... 1.—
...ord Palmerston. (107) .... —.60
...lexander v. Humboldt und der Geist ...hunderte. (89) .... —.75
...rich der Löwe. (349) .... —.80
...drich der Zweite. (383) .... —.60
...Vorkämpferinnen für Frauenbildung: ...er, Marie Calm. (N. F. 168) .... 1.—
...Wilhelm v. Humboldt. (N. F. 17) .... —.80
... Joh. Conr. Brunner. (N. F. 62) .... —.60
...tor Hugo. (N. F. 2) .... 1.—
...er Otto III. (478) .... —.80
...Meleagros von Gadara, ein Dichter ...ischen Decadence. (N. F. 304) .... —.80
...Hadrian und Florus. (397) .... —.60
...in Sophie von Hannover (N. F. 179) .... —.60
..., Peter von Cornelius. (217) .... —.75
..., Johann Kepler. (146) .... —.60
...fried von Bouillon. (326) .... —.75
...er von Isenburg-Büdingen (N. F. 284) .... 1.—
...ohammed. (290) .... 1.—
... Bertha von Marenholtz-Bülow. ...) .... 1.—
...echt Dürer. 2. Aufl. (16) .... 1.—
...dor Körner in Dichtung und Wahrheit. ...) .... —.80
...riedrich der Große und sein Vorleser (N. F. 160) .... 1.—
... van den Vondel. (N. F. 108) .... 1.—
...cius, der Weise Chinas. (338) .... —.60
... Sebastian Cabot. (124) .... —.75
...n Huß und die Synode von Constanz. ...81) .... —.75
...t als Naturforscher, Philosoph und ...2) .... —.80
...en Herzlieb. (297) .... 1.—
...ne d'Arc. (227) .... 1.—
...Julius Sturm. (N. F. 306) .... —.80
...igny und Feuerbach, die Koryphäen ...er Rechtswissenschaft. (378) .... 1.—
...ff, Richard Cobden. 3. Aufl. (17) .... —.75
...ff, John Howard und die Pestsperre ...de des achtzehnten Jahrhunderts. .... —.80
...wig Uhland, der Dichter und der Pa... F. 27) .... 1.—
...g von Montferrat, der Eroberer von ...pel und der Troubadour Rambaut ...as. (272) .... —.75
...itz von Sachsen als protestantischer (N. F. 302) .... —.75
...ert Hamerling, ein Dichter der Schön... F. 89) .... 1.—
...n, Luise, Königin von Preußen. Mit ... d. Königin in Lichtdruck. (242/243) 1.80

v. Kluckhohn, Dasselbe Prachtausgabe auf Velin mit. d. Orig.-Photographie der Königin. geh. 4.50
eleg. geb. in roth Leinen 6.50
— Der General von Scharnhorst. (451) .... —.80
— Blücher. (313/314) 1.20
— Zur Erinnerung an Georg Waitz. (N. F. 83) —.80
Kohlschütter, Ernst Florens Friedrich Chladni (N. F. 261) .... —.80
Kolster, Alexander der Große. (N. F. 99) .... —.80
Koßmann, Lord Nelson und der Herzog Caracciolo. (N. F. 224) .... 1.—
Kugler, Wallenstein. (180) .... —.75
Kurella, Cesare Lombroso und die Naturgeschichte des Verbrechers. (N. F. 147) .... 1.—
Lewes, Lord Byron (N. F. 270) .... —.75
Lindner, Kaiser Heinrich IV. (374) .... —.80
Linz, Friedrich der Große und Voltaire (N. F. 263) —.60
Lissauer, Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Kultur. (189) .... —.75
Maenß, Franz von Sickingen. (270) .... —.75
Malmsten, Karl von Linné. (329) .... —.80
Maurenbrecher, Don Carlos. 2. Aufl. (90) .... 1.—
Meyer, A. B., Gedächtnißrede auf Cook. (385) .... —.60
Meyer, Chr., Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. (N. F. 86) .... 1.—
Meyer, J. B., Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker. (145) .... —.80
v. Meyer, William Harvey, der Reformator der Physiologie. (337) .... —.60
Mielke, Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. (N. F. 125) .... 1.—
Müller, Der Dichter Ennius (N. F. 185) .... —.60
Naumann, Ludwig van Beethoven. (117) .... —.60
Neumann, Hugo Grotius 1583—1645. (449) .... —.60
Nover, Ernst Moritz Arndt. (N. F. 120) .... —.60
— Hans Sachs. (N. F. 229) .... 1.—
Oswald, Friedrich Theodor Vischer als Dichter (N. F. 249) .... —.80
Pahde, Der Afrika-Forscher Eduard Vogel (N. F. 82) —.80
— Der erste deutsche Afrika-Forscher. Mit 1 Karte. (N. F. 222) .... 1.—
Pick, Professor Jakob Dominikus. (N. F. 189) .... 1.—
Pilgrim Galilei. (458) .... 1.—
Preuß, Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten. (N. F. 12) .... 1.—
Raab, Leonardo da Vinci als Naturforscher. (350) —.80
Reineck, Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen (N. F. 138) 1.20
Richter, Die Piccolomini. (201) .... —.75
Rösch, Tacitus. (N. F. 119) .... —.80
— Demosthenes als Redner u. Staatsmann. (N. F. 235) —.80
Schilling, Johann Jakob Dillenius. (N. F. 66) .... —.80
Schott, Columbus u. seine Weltanschauung. (308) —.60
Schulteß, Die Sagen über Silvester II. (Gerbert.) (N. F. 167) .... —.80
Schultze, Lavoisier, der „Begründer der Chemie“. (N. F. 212) .... —.80
Schumann, Marco Polo, ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts. (460) .... —.60
Schwalb, Luthers Entwickelung vom Mönch zum Reformator. (438) .... —.60
Sprenger, Mohammed und der Koran. (N. F. 84/85) 1.20
Stark, Joh. Joachim Winckelmann, sein Bildungsgang u. seine bleibende Bedeutung. 2. Aufl. (42) 1.—
Stoerk, Franz von Holtzendorff. (N. F. 71) M. Bild 1.—
Stern, Milton und Cromwell. (236) .... —.75
Tollin, Michael Servet. (254) .... 1.—

...dige Verzeichnisse sind in allen Buchhandlungen und beim Verlag gratis zu haben.

Dante.

Von

Chr. Hönes,
Dekan in Nürtingen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 818—836 umfassend.)

Heft 827.

Berühmte Schauspieler
im griechischen Alterthum.

Von
Dr. J. Völker
in Bielefeld.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Berühmte Schauspieler im griechischen Alterthum.

Von

Franz
Dr. F. Völker
in Bielefeld.

Auf Grund der Dissertation des Verfassers „de Graecorum fabularum actoribus“ (Diss. phil. Hal. vol. IV. Halle 1880, M. Niemeyer) und unter Berücksichtigung neuerer Forschungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

In dem Entwickelungsgang des Bühnenwesens im griechischen Alterthum können wir zwei Hauptepochen unterscheiden. Die erste umfaßt die Zeit von der Entstehung des griechischen Dramas im Beginn des fünften Jahrhunderts bis etwa auf die Zeit Alexanders des Großen. In diese Epoche fällt die Blüthezeit der griechischen Tragödie unter Aeschylus, Sophokles, Euripides und der Komödie unter Aristophanes, Eupolis, Kratinus, sowie der größte Theil des vierten Jahrhunderts. Die zweite Epoche beginnt mit dem Ausgange des vierten Jahrhunderts. Um diese Zeit vollzog sich nämlich im Bühnenwesen insofern eine Umwälzung, als diejenigen Berufsklassen, die durch die Bühne in Anspruch genommen wurden, Schauspieler, Musiker u. s. w. sich zu einer Art von Künstlergenossenschaften (*σύνοδοι τῶν περὶ Διόνυσον τεχνιτῶν* [Vereine der dionysischen Künstler]) vereinigten; es suchte und fand also Alles, was der Bühne diente, in sochen Vereinigungen korporativen Charakters eine bessere und angemessenere Vertretung seiner Standes- und Berufsinteressen. Die Einrichtungen und die Beschaffenheit dieser Künstlerkollegien haben schon vor 25 Jahren ausführlich dargelegt O. Lüders (die dionysischen Künstler) und P. Foucart (de collegiis scenicorum artificum apud Graecos).

Fassen wir nun die Entwickelung des Standes der griechischen Schauspieler insbesondere näher ins Auge, so finden wir, daß die erwähnte Vereinigung zu Korporationen

nur den natürlichen Abschluß einer organischen Entwickelung dieses Standes bildet. Es steht fest, daß die ersten Verfasser von Tragödien und Komödien in Ermangelung besonderer ausübender Künstler die Hauptrollen ihrer Stücke selbst gespielt haben, also in der ältesten Zeit Dichter und Schauspieler noch identisch gewesen sind (Plut. Solon 29 — „ἐθεάσατο τὸν Θέσπιν αὐτὸν ὑποκρινόμενον, ὥσπερ ἔθος ἦν τοῖς παλαιοῖς“ [er sah den Thespis selbst spielen, wie das bei den älteren Dichtern Brauch war] — cf. Aristot. Rhet. III, 1, 3). Diese Personalunion von Dichter und Schauspieler mußte natürlich nach und nach aufhören, als die wachsende Vervollkommnung des Dramas, die Feinheit der Charakterentwickelung auch eine vollkommnere Darstellung auf der Bühne erheischte und als das Publikum mit zunehmendem Verständniß und Interesse für dramatische Poesie auch erhöhte Anforderungen an die künstlerische Darstellung erhob.

Als also die einfachen Verhältnisse der ältesten Zeit den höheren Ansprüchen nicht mehr genügten, wirkten die Dichter nicht mehr als Darsteller in ihren Stücken, sondern neben den Dichter trat der Schauspieler als Vertreter eines neuen Standes. (Dafür, daß Sophokles jene Personalunion aufgab, giebt der Biograph noch als besonderes Motiv seine schwache Stimme an.) Doch blieb der Schauspieler zunächst noch in naher Beziehung zum Dichter. Der Dichter beschäftigte für seinen Bedarf eigene Schauspieler und wies ihnen ihre Rollen zu. (Sophokles zog, wie ein Biograph ausdrücklich bemerkt, beim Schaffen seiner Dramen die Anlagen und Kräfte seiner Schauspieler mit in Betracht.) Die meisten der Schauspieler der älteren Zeit werden wir in solcher Verbindung mit Dichternamen erwähnt finden, daß jeder vornehmlich die Stücke eines Dichters gespielt zu haben scheint.

Die Schauspieler der nächsten Zeit finden wir nicht mehr in so naher Beziehung zu den Dichtern. Schon in der in der sogenannten νέμησις ὑποκριτῶν (Vertheilung der Schauspieler)

enthaltenen Bestimmung, die bald in Kraft trat (vergl. Rohde im Rhein. Mus. XXXVIII, p. 273 f.), wonach je drei concurrirende Dichter vom Staate drei Protagonisten zugewiesen erhielten, die durchs Loos auf die drei Dichter vertheilt wurden, nachdem sie sich selbst ihre Deuteragonisten und Tritagonisten ausgesucht hatten, tritt die mehr selbstständige Stellung der Schauspieler gegenüber den Dichtern in die Erscheinung. Der Schauspielerstand hatte sich nach und nach aus seiner abhängigen Stellung herausgearbeitet, er gelangte mit der Zeit zu immer größerem Ansehen. Für die sociale Stellung des griechischen Schauspielers im Gegensatz zum römischen ist charakteristisch eine Bemerkung des Livius (XXIV, 24), die er mit Bezug auf den im Jahre 214 in Syrakus auftretenden griechischen Schauspieler Aristo macht: „Huic et genus et fortuna honesta erant; nec ars, quia nihil tale apud Graecos pudori est, ea deformabat.“ Daß dieses Urtheil des Römers nicht erst für das dritte Jahrhundert gilt, werden wir weiterhin sehen. Die künstlerische Leistung des Schauspielers erfreute sich zu Aristoteles Zeiten schon einer solchen Werthschätzung, daß der letztere Rhet. III, 1, 4 gesteht: „Die Schauspieler haben jetzt größere Bedeutung als die Dichter.“

Die Schauspieler traten mit der Zeit unter einander in ein festeres Verhältniß, indem weniger befähigte Künstler sich an hervorragende Kollegen anschlossen. Zu solchen kleineren Verbänden führte ja ganz naturgemäß die schon längst bestehende Verwendung der Schauspieler nach ihrer Begabung als Protagonisten, Deuteragonisten und Tritagonisten. So wird z. B. der Redner Aeschines, der sich einige Zeit als Schauspieler versucht hatte, von Demosthenes (d. f. l. 246) als Tritagonist des Theodoros und Aristodemos bezeichnet, und zwar bezeichnet der Ausdruck, den der Redner wählt (τά τρίτα λέγων διετέλεσεν [beständig als Tritagonist diente]), ein dauerndes Verhältniß; sein

Zeitgenosse Ischandros wird Deuteragonist des Neoptolemos genannt. Zu Gesellschaften vereinigt werden wir namhafte tragische und komische Schauspieler bei den von Philipp und Alexander von Mazedonien veranstalteten Festen finden. (Ein ergötzliches Bild einer in der Provinz umherziehenden Gesellschaft untergeordneter Kräfte — Simylos, Sokrates, Aeschines — entwirft Demosthenos d. cor. 262.) Die Weiterentwickelung dieser kleinen Schauspieler-„Ensembles“ führte dann schließlich zur Vereinigung größerer Verbände in den Künstlergenossenschaften der „Dionysischen Künstler“ nach der Zeit Alexanders des Großen.

Wenn wir nun der Betrachtung dessen näher treten, was aus dem Alterthum über einzelne namhafte griechische Schauspieler des fünften und vierten Jahrhunderts überliefert ist, so haben wir zunächst auf eine charakteristische Eigenthümlichkeit des griechischen Schauspielerwesens hinzuweisen: Weibliche Wesen waren überhaupt von der Ausübung dieser Kunst ausgeschlossen, wir haben es also nur mit Schauspielern zu thun. Sodann war ein Schauspieler entweder nur in der Tragödie oder nur in der Komödie beschäftigt, wir haben also immer zu unterscheiden zwischen tragischen und komischen Schauspielern, ebenso wie im griechischen Alterthum die tragischen Dichter streng zu scheiden sind von den komischen Dichtern.

Tragische Schauspieler.

Kleandros — Mynniskos aus Chalkis.

Der anonyme Biograph des Aeschylus berichtet, der Dichter habe zuerst den Schauspieler Kleandros beschäftigt, später habe er ihm den Mynniskos aus Chalkis beigesellt. Der letztere wird öfter erwähnt. Nach einer auf der Akropolis gefundenen Inschrift spielte er noch unter dem Archonten Alkaios (422/1) in einer nicht mehr festzustellenden Tragödie die Rolle des Protagonisten. Von dem komischen Dichter Platon (425—400

seine Blüthezeit) wurde er in einer bei Athenäus erhaltenen Stelle der Komödie Syrphax als Gourmand verspottet in folgenden Worten:

A. Da hast Du einen Orf (Fisch) aus Anagyrus.

B. Den kenne ich; er ist ein Liebling des Mynniskos aus Chalkis.

A. Da hast Du recht.

Daß er ein hervorragender Mime gewesen, geht daraus hervor, daß Plutarch ihn mit den bedeutendsten Schauspielern einer jüngeren Generation, mit Nikostratos, Kallippides, Theodoros und Polos zusammen erwähnt. Um zu entscheiden, ob die Athener durch Krieg oder durch Kunst uud Wissenschaft mehr Ruhm erworben haben, werden zur Beleuchtung der beiderseitigen Leistungen der Athener die berühmten Männer selbst aufgeführt und zwar mit den Zeichen und Merkmalen ihrer Werke. So werden auch die berühmten tragischen Dichter genannt mit den Attributen der Tragödie. „Mit ihnen", heißt es weiter, „mögen auch die tragischen Schauspieler einherziehen, ein Nikostratos, Kallippides, Mynniskos, Theodoros und Polos, gewissermaaßen im Gefolge der Tragödie, als eines prachtliebenden, vornehmen Weibes."

Aristoteles schließlich stellt in der Poetik den Mynniskos als Vertreter der älteren Schule dem Kallippides und Timotheos als Vertretern einer jüngeren, weniger maßvoll spielenden gegenüber. Der Philosoph fragt, ob die Nachahmung der Wirklichkeit im Epos oder die in der Tragödie die bessere, d. h. welche von beiden weniger überladen sei, und behauptet, die Nachahmung in der Tragödie erscheine mehr überladen, weil sie eben Alles vermittelst der Nachahmung und des Geberdenspiels veranschaulichen müsse. Die epische Nachahmung weiche von der tragischen in demselben Maaße ab, wie das Spiel der früheren Schauspieler von dem der späteren. „Denn Myn-

niskos nannte den Kallippides, weil er allzusehr übertrieb, einen Affen."

Kleidemides.

Den Namen eines Schauspielers des Sophokles finden wir erwähnt in Aristophanes Fröschen V. 791, und zwar in folgendem Zusammenhange: Aiakos, der Thürhüter an den Pforten des Hades, wird von des Dionysos Diener, Xanthias, gefragt, was denn die Veranlassung sei zu dem Lärm und Geschrei, das sich unter den Bewohnern des Hades erhoben. Aiakos erwidert, durch des Euripides Ankunft sei Streit unter den Toten entstanden, ob der Ehrenplatz neben Plutos Throne dem Aischylos verbleibe, oder dem Euripides, der ihn für sich in Anspruch nehme, eingeräumt werden solle. Als nun Xanthias fragt, ob nicht auch Sophokles Anspruch auf den Sitz erhoben habe, erwidert Aiakos: „Der wahrhaftig nicht, er küßte vielmehr den Aischylos, als er kam, und reichte ihm die Rechte, und jener bot ihm den Sitz an. Doch will er jetzt, wie Kleidemides versicherte, nur als Ersatzmann dasitzen, und, wenn Aischylos siegt, es dabei bewenden lassen; wenn jener aber nicht siegt, will er mit Euripides den Kampf um die Meisterschaft durchkämpfen."

Der Scholiast bemerkt zum Worte „Kleidemides", Kallistratos habe vermuthet, Kleidemides sei ein Sohn des Sophokles, Apollonius behaupte, er sei ein Schauspieler des Dichters gewesen. Da weder von den Biographen noch von Suidas unter den Söhnen des Dichters ein Kleidemides genannt wird, so ist die Vermuthung des Kallistratos nicht zutreffend. Es bleibt also, wenn Apollonius recht unterrichtet ist, nur der Schauspieler. Die Art, wie Kleidemides zusammen mit Sophokles erwähnt wird, berechtigt uns anzunehmen, daß er das Vertrauen des Dichters in hohem Grade besessen hat. („Sophokles hat, wie

er denn still und geräuschlos ist, sich nicht im Reden, sondern im Thun gezeigt, nicht laut angekündigt, daß er mit Euripides den Kampf fortsetzen wolle, sondern er hat es nur dem Kleidemides, seinem Vertrauten, gesagt, durch den es herausgekommen ist." Welcker.) In den ganzen Zusammenhang der Stelle, wo es sich um einen Dichterwettstreit handelt und die Ausdrücke dem Wettkampf entlehnt sind, paßt als Vertrauensperson des einen betheiligten Dichters eher ein Schauspieler, bei dem sich für solche Dinge Interesse und Verständniß voraussetzen läßt, als irgend ein anderer Bekannter oder Freund des Dichters. (Ueber die Uebersetzung der Stelle siehe meine Dissert. S. 159—162.)

Molon.

Auch der Name eines Schauspielers des Euripides ist uns überliefert, und zwar von Demosthenes (d. f. l. 246) und Aristophanes (Frösche 55). Demosthenes verspottet seinen Gegner Aeschines, daß er in der Rede für den Timarchos einige Verse citirt habe aus des Euripides Phönix, einem Stück, in welchem er — Aeschines war einige Zeit als Schauspieler thätig gewesen — niemals eine Rolle gespielt habe. „Denn dieses Drama spielte weder Theodoros noch Aristodemos, denen doch Aeschines als Tritagonist diente; vielmehr hat es Molon gespielt oder sonst einer von den alten Schauspielern. Die Antigone des Sophokles dagegen haben Theodoros und Aristodemos oftmals gespielt." Aus den Worten erhellt einerseits, daß des Euripides Phönix zu Demosthenes' Zeiten nicht zu den Stücken zählte, die, wie Sophokles Antigone, beim Publikum populär und beliebt waren, und daß es nach des Dichters Tode kaum wiederholt wurde, andererseits, daß Molon ein Zeitgenosse des Euripides war. Aber es läßt sich aus der Stelle auch auf ein näheres Verhältniß zwischen Euripides und Molon schließen. Es ist doch auffallend, daß Demosthenes, während er von dem

Phönix als einem veralteten und ganz unpopulären Stücke redet, darüber orientirt ist, von welchem Schauspieler es ehemals gespielt ist. Ohne Zweifel ist das dadurch zu erklären, daß Demosthenes nur weiß, daß Molon ein Schauspieler des Euripides gewesen ist. Schwerlich hat der Redner Kunde davon, daß Molon gerade in diesem Euripideischen Drama agirt hat; er behauptet das nur deshalb, weil er weiß, daß Molon überhaupt vornehmlich Rollen in Euripideischen Stücken gespielt hat. Da er den zeitgenössischen Mimen Theodoros und Aristodemos einen von den früheren entgegensetzen will, und es sich um ein Euripideisches Stück handelt, nennt er den Namen dessen, der für Euripides thätig war. Natürlich darf man aus der Gegenüberstellung mit den beiden berühmten Kollegen nicht auf eine geringere Bedeutung des Molon schließen. Der Redner will nicht zeigen, daß die ersteren den Molon übertroffen haben, sondern nur darthun, daß der Phönix nur zu Euripides Zeiten, nicht später aufgeführt sei, also Aeschines in jenem Stücke keine Rolle habe spielen können. Für die Bedeutung des Künstlers spricht ja schon der Umstand, daß die Tradition von seinem Spiel sich noch bis auf die Zeit des Demosthenes erstreckte.

Derselbe Schauspieler ist ohne Zweifel gemeint in Aristophanes Fröschen V. 55 in folgendem Zusammenhange: Dionysos beginnt dem Herakles auseinanderzusetzen, womit er erst nach längeren Umschweifen herausrückt, daß er von Sehnsucht nach dem eben verstorbenen Euripides brenne. Beim Lesen der Andromeda sei er von einer Art Sehnsucht ergriffen. Auf die Frage, wie groß jene Sehnsucht sei, antwortet er: „so klein, wie Molon". Da er bald darauf die Sehnsucht als eine gewaltige bezeichnet, so hat er witzig „klein" gesagt, während er das Gegentheil meint. Molon muß also eine große Figur gehabt haben. Es handelt sich um ein Euripideisches Stück, und zwar um ein besseres, da Dionysos erst nach der Lektüre der

Andromeda von Sehnsucht nach Euripides ergriffen ist und die Wirkung eine so nachhaltige ist. Was den Molon anbetrifft, so bemerkt der Scholiast, nach Didymos habe es zwei Männer des Namens gegeben, einen Schauspieler und einen Spitzbuben, von denen der letztere gemeint sei, da er klein von Körper gewesen; nach Timachidas aber sei der Schauspieler gemeint. Da hier nur eine große Person in Betracht kommen kann, bleibt nur der Schauspieler. Selbstverständlich kann es sich hier auch nur um diesen handeln, nicht, wie Droysen meint, „um irgend einen vierschrötigen Athener“. Wenn in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts auf der Bühne in irgend einem Lustspiel die Namen „Wallenstein“ und „Iffland“ unmittelbar hinter einander erwähnt wären, so wäre es doch keinem Zuschauer zweifelhaft gewesen, daß der Dichter den Schauspieler Iffland gemeint habe, obwohl hier nicht einmal dasselbe persönliche Verhältniß zwischen Schauspieler und Dichter, wie zwischen Molon und Euripides vorhanden war.

Hegelochos.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen einen Schauspieler Namens Hegelochos, einen Zeitgenossen des Euripides, der allerdings nicht zu den besseren Künstlern zu rechnen ist, auch in keinem näheren Verhältniß zu einem der großen Dichter gestanden hat, aber nachweislich im Jahre 409 in des Euripides „Orestes“ die Titelrolle spielte. Die Ueberlieferung seines Namens verdankt er hauptsächlich der fehlerhaften Aussprache eines Wortes in V. 279 dieses Stückes. Das an und für sich harmlose Vorkommniß ist ein interessanter Beweis für die Empfindlichkeit eines griechischen Ohres. Mitten im sehr ernst gehaltenen Monolog thut der Held kund, daß er sich endlich von seinem Wahnsinn befreit fühle: „Nach den Wogen schaue ich endlich einmal wieder ruhiges Meer (γαλήν' ὁρῶ).“ Das

Wort $\gamma\alpha\lambda\acute{\eta}\nu'$ (= $\gamma\alpha\lambda\eta\nu\acute{\alpha}$, Windstille) sprach Hegelochos, wie der Scholiast erwähnt, durch Vernachlässigung der Elision so, daß die Zuhörer den Accusativ von $\gamma\alpha\lambda\tilde{\eta}$ = Katze, also $\gamma\alpha\lambda\tilde{\eta}\nu$ ὁρῶ zu hören glaubten, was zur Folge hatte, daß die feierliche, ernste Stimmung, die im Zuschauerraum herrschte, durch ein ungeheures Gelächter unterbrochen wurde. Dem Vorgang wurde eine solche Bedeutung beigelegt, daß Hegelochos noch vier Jahre später von Aristophanes in den Fröschen 302—5 verspottet wurde: Xanthias sagt: „Getrost, Herr! Nun ist alles wieder gut. Wir dürfen jetzt mit Hegelochos sprechen: Nach den Wogen schaue ich endlich einmal wieder ruhiges Meer."

Der komische Dichter Strattis griff in seinem „Menschenvertilger" den Archonten des Jahres, in welchem der „Orestes" aufgeführt wurde, Diokles, heftig an, daß er überhaupt den Hegelochos für erste Rollen engagirt und dadurch ein so vortreffliches Stück um den Erfolg gebracht habe. Da er nun außerdem von Sannyrion in der „Danae" und vom oben erwähnten komischen Dichter Platon wegen seines unangenehmen Organs verspottet wurde, so scheint seine Wahl für Protagonistenrollen ein Mißgriff und er überhaupt für erste Rollen nicht geeignet gewesen zu sein. (Nach den Scholien zu Aristophanes „Ekklesiazusen" enthält V. 22 dieser Komödie eine Anspielung auf die fehlerhafte Aussprache eines Wortes durch den Schauspieler Kleomachos, die uns unklar ist).

Komische Schauspieler.

Krates — Hermon — Apollodoros.

Gehen wir nun zu den komischen Schauspielern der älteren Zeit über, so finden wir auch hier Namen von Künstlern in Verbindung mit Dichternamen. Der Scholiast bemerkt zu Aristophanes „Rittern" V. 537, Krates habe, bevor er selbst Stücke geschrieben, die Komödien des Kratinos gespielt.

In den Scholien zu den „Wolken" V. 541/2 wird der Schauspieler Hermon in Verbindung mit Hermippos oder Eupolis erwähnt. Aristophanes setzt hier den Zuschauern die Vorzüge dieses seines Stückes, welches in der ersten Bearbeitung vom Publikum abgelehnt sei, auseinander, indem er zeigt, wie ein Stück frei sei von allerlei Abgeschmacktheiten, die sich andere Dichter erlaubt hätten:

„Sie verspottete nicht die Kahlköpfe, und tanzte nicht den Kordax, auch haut kein alter Verskünstler, um die schalen Witze zu verbergen, mit dem Stocke um sich her."

Dazu bemerkt der Scholiast in der besten Handschrift: „Das geht auf den Schauspieler Hermon, denn dieser schlug, um Lachen zu erregen, mit einem Stocke nach den in der Nähe Stehenden." (Vergl. dazu meine Dissert. S. 170—171.)

Außer dem Schauspieler wird hier aber vor Allen der Dichter angegriffen, der durch so alberne Mittel Effekt zu erzielen suchte. Die Scholien nennen Hermippos und Eupolis, bei letzterem sogar das Stück, die „Προσπάλτιοι" (die Bewohner von Prospalta). Wenn man bedenkt, daß Aristophanes keinen komischen Dichter heftiger als den Eupolis verspottet hat, so werden Bergk und Meineke wohl Recht haben, wenn sie die Verse auf Eupolis beziehen. Wilamowitz-Möllendorff hat sogar unwiderleglich nachgewiesen (Hermes IX, 328), daß die Verse sich auf erhaltene Verse aus dem genannten Drama des Eupolis beziehen. Diesem können wir also den Hermon zuweisen. Damit steht im Einklang das gemeinsame Vorkommen des Eupolis und des Hermon (nach der sehr einleuchtenden Conjectur ἐνίκα Ἕρμων ὁ ὑποκριτής statt ἠνίκα Ἑρμῆν λοιοκρότης von V. Rose Aristot. pseudep. p. 554, s. Rh. Mus. 38, 286; 52, 172) in dem didaskalischen Fragment in der ersten ὑπόθεσις (Einleitung) zum Frieden des Aristophanes, nach welchem Apollodoros die Hauptrolle im „Frieden" spielte, während Hermon

die Protagonistenrolle der „Schmeichler" des Eupolis gehabt haben wird. Identisch mit diesem Künstler ist ohne Zweifel der von Pollux im Onomastikon erwähnte komische Schauspieler Hermon, auf welchen Pollux die Sitte zurückführt, den Künstlern beim *ἀγών* (Wettstreit) durch ein Trompetensignal zu verkündigen, wann sie an die Reihe kamen. Nicht ausgeschlossen ist, daß nach ihm auch komische Masken, die Pollux ebenfalls erwähnt, z. B. ein „*Ἑρμώνειος σφηνοπώγων*" (Spitzbart à la Hermon) nach diesem Schauspieler benannt sind.

Tragische Schauspieler.

Kallippides — Nikostratos — Timotheos aus Zakynthos.

Von den tragischen Schauspielern, deren Lebenszeit schon in das vierte Jahrhundert hineinreicht, sind zunächst Kallippides und Nikostratos zu erwähnen, die sehr gefeierte Mimen gewesen zu sein scheinen. Plutarch nennt sie in der oben erwähnten Stelle zusammen mit Theodoros, Mynniskos und Polos.

Gemeinsam ihre Kunst ausübend finden wir sie (nachweislich noch vor 392) bei Gelegenheit eines Gastspiels, zu dem sie von einem Kommandanten äolischer Kastelle, Alexander, zusammen mit zwei hervorragenden Flötenbläsern eingeladen waren. Polyänus (Strategemata VI, 10) berichtet darüber: „Alexander hatte aus Ionien die besten Künstler, die Flötenbläser Thersandros und Philoxenos und die Schauspieler Kallippides und Nikostratos angeworben und kündigte eine Aufführung an. Wegen des Ruhmes der Künstler eilte Alles aus den benachbarten Städten herbei. Als das Theater voll war, ließ er es mit Truppen und mit den Eingeborenen, mit denen er die Plätze besetzt hielt, umstellen und nahm alle Zuschauer mitsammt den Weibern und Kindern gefangen. Als man ihm ein

ohes Lösegeld bezahlte, ließ er sie wieder frei, übergab die Plätze dem Thibron und empfahl sich."

Zusammen werden sie auch erwähnt in einer in Papyrus-Rollen aus Herculaneum erhaltenen Schrift des Philodemos über die Rhetorik: Philodemos spricht von der Körperhaltung beim Vortrag, und zählt die auf die Declamation bezüglichen Regeln der Sophisten auf; diese Regeln, fährt er fort, setzen allerdings gewisse angeborene Eigenschaften voraus, wie Wohlklang und Umfang der Stimme u. s. w. „Deshalb hat auch, wie man sagt, Isokrates mit Recht vom Staatsdienst Abstand genommen; Demosthenes behauptet sogar, die Declamation sei in der Rhetorik das Erste, Zweite und Dritte; und, möchte ich behaupten, Kallippides und Nikostratos werden sie in der Tragödie und Lykon in der Komödie als „Ein und Alles" bezeichnet haben."

Kein Wunder, wenn ein so namhafter Künstler, wie Kallippides, sich der Gunst großer Männer erfreute. Im Jahre 408 durfte er (nach Duris aus Samos bei Plutarch) im Gefolge des aus der Verbannung heimkehrenden Alkibiades an dessen pompöser Einfahrt in den Piräus theilnehmen; während Chrysogonos, ein Sieger in den pythischen Spielen, auf der Flöte den Ruderern das Ruderlied spielte, gab Kallippides, angethan mit einem Prachtkleid und sonstigem theatralischen Schmuck, den Takt an.

Kein Wunder auch, wenn ein so viel begehrter Mann eine hohe Meinung von sich hatte: Bei einer Begegnung mit Agesilaos drängte sich, wie Plutarch erzählt, der tragische Schauspieler Kallippides, der einen Namen und Ruhm unter den Griechen hatte und von Allen verehrt wurde, hochfahrend durch die um ihn Stehenden hindurch und machte sich bemerkbar, in der Meinung, jener würde zuerst ein freundliches Wort zu ihm sagen; schließlich sagte er: „Kennst Du mich nicht, König?"

Jener, ihn anblickend, erwiderte: „Ἀλλὰ οὐ σύγε ἐσσὶ Καλλιππίδας ὁ δεικηλίκτας;" („Ja doch, bist du nicht Kallipides, der Komödiant?"); so nannte geringschätzig Agesilaos als Lacedämonier den Schauspieler. Des Agesilaos Antwort wurde nach dem Parömiographen Michael Apostolius sprichwörtlich für anmaßende Bühnenkünstler.

Daß Kallippides eine hohe Meinung von sich hatte, deutet auch Xenophon im Symposion an: Die Tischgenossen fragen einander, worin ein jeder sich besonders stark fühle, und Lykon sagt zum Philippos, dem Possenreißer: „Du bildest Dir natürlich was darauf ein, daß Du Leute zum Lachen bringst", worauf Philippos erwidert: „Mit größerem Recht, meine ich, als der Schauspieler Kallippides, welcher sich damit brüstet, daß er Viele zu Thränen rühren kann."

Wir haben oben gesehen, wie Kallippides nach dem Zeugniß des Aristoteles in der Poetik sich wegen seines lebhaften Geberdenspiels den Tadel seines älteren Kollegen Mynniskos zugezogen. In demselben Werke wird erwähnt, sein Spiel habe eine so lebhafte Bewegung gezeigt, daß die Frauen, die er dargestellt, nicht den Eindruck freigeborner erweckt hätten.

Was Mynniskos dem Kallippides zum Vorwurf gemacht, nämlich das λίαν ὑπερβάλλειν (allzu sehr übertreiben), fährt Aristoteles fort, das habe man auch an Timotheos getadelt „τοιαύτη δὲ δόξα καὶ περὶ Τιμοθέου ἦν" („in dem Rufe stand auch Timotheos") — (den für meine Conjectur ΤΙΜΟΘΕΟΥ statt ΠΙΝΔΑΡΟΥ in der Dissert. S. 155 angeführten Gründen füge ich hier noch folgende hinzu: 1. einige Handschriften weisen ein Τ am Anfange des Wortes auf. 2. Aristoteles würde Πινδάρου τοῦ ὑποκριτοῦ geschrieben haben zur Unterscheidung vom Dichter. 3. Was wir durch den Scholiasten zu Soph. Aj. vom Timotheos erfahren, paßt trefflich zur Charakteristik des Schauspielers bei Aristoteles.) Aristoteles scheint den Timo-

theos nicht mehr gekannt zu haben. Er hat gewiß, da er auf eine Stufe mit Kallippides gestellt wird, zu den hervorragenden Künstlern gehört. Ueber sein ergreifendes Spiel äußert sich der Scholiast zu Soph. Ajax 815, jener Stelle, wo der Held der Tragödie im Beginn seines Monologs sein Schwert, in welches sich zu stürzen er in Begriff ist, mit folgenden erschütternden Worten anredet:

Ὁ μὲν σφαγεὺς ἕστηκεν ᾗ τομώτατος
γένοιτ' ἄν, εἴ τῳ καὶ λογίζεσθαι σχολή.

(Da steht der Mordstahl, wie er schärfer kaum sein könnte; kaum hab' ich noch Muße, darüber nachzudenken; Hektors Geschenk, des Mannes, der am liebsten mir verhaßt von Fremden, meinen Augen ein Greuel war; in Feindes Land, in Troas Erde steht er da, am stahlverzehrend harten Wetzstein frisch geschärft.)

Der Scholiast bemerkt: um hier die Zuschauer in den Vorstellungskreis des Ajax zu versetzen, bedarf es eines kraftvollen Schauspielers, wie es Timotheos aus Zakynthos gewesen sein soll, der die Zuschauer durch sein Spiel innerlich so ergriff und mit sich fortriß, daß er der „σφαγεὺς“ („Mörder oder Mordschwert“) genannt wurde.

Daß es üblich war, Schauspielern mit Bezug auf Rollen, in denen sie sich besonders hervorthaten, Beinamen beizulegen, dafür führt Hesychius zwei Beispiele an. Ein Schauspieler Demetrios, der die Ermordung des Agamemnon durch Aegisthos oder Klytämnestra mit dem Beil besonders wirkungsvoll darstellte, erhielt den Beinamen „ὁ πέλεκυς“ („das Beil“). Ein anderer, der den in einen Mantel eingehüllten Palamedes trefflich copirte, wurde „λωπιστὸς ὁ Παλαμήδης“ („Palamedes im Mantel“) genannt.

Daß Kallippides ebensowenig, wie andere seiner Kollegen, von den komischen Dichtern verschont geblieben ist, dürfte der Titel eines Stückes des Strattis, „Kallippides“ und das Vor-

kommen seines Namens in einem Komödienfragment des Aristophanes beweisen. Auf einen komischen Dichter ist deshalb auch wohl die Anekdote über das Ende des Sophokles zurückzuführen, wonach der Dichter beim Verschlucken einer Traube, die ihm der von einem Gastspiel in Opus heimkehrende Schauspieler Kallippides mitgebracht, erstickt sei.

Inschriftlich belegt ist sein Name durch eine auf die Jahre 419 und 418 bezügliche Inschrift (Corp. inscr. att. II. 972, rechte Col.), nach welcher er in einem Stück des Kallistratos als Protagonist aufgetreten ist.

An Bedeutung scheint Nikostratos dem Kallippides nicht nachgestanden zu haben. Wie wir einer griechischen Sprichwörtersammlung entnehmen, gab es ein Sprichwort:

„Ἐγὼ ποιήσω πάντα κατὰ Νικόστρατον“ oder

„Ἐγώ τοι φράσω πάντα κατὰ Νικόστρατον“

Ich werde es in Allem dem Nikostratos gleich thun, oder

Ich werde ganz wie Nikostratos sprechen,

„angewandt von denen, die etwas musterhaft ausführen wollten.“

„Denn Nikostratos war, fügt der Parömiograph hinzu, ein tragischer Schauspieler, hervorragend überhaupt, ganz besonders aber in Botenberichten, weshalb auch einige sagten: Ich will ganz wie Nikostratos sprechen.“

Die Notiz über die Botenberichte ist insofern bemerkenswerth, als sonst nirgends erwähnt wird, in welchem Rollenfach ein tragischer Schauspieler vorwiegend sich ausgezeichnet habe, und weil wir hören, daß ein namhafter Künstler auch die Rolle einer untergeordneten Person nicht verschmäht hat. Wiefern Nikostratos in Botenrollen sich hervorgethan, erfahren wir nicht. In den meisten Dramen des Euripides sind die Botenrollen gar nicht so unbedeutend.

Auf Leistungen außerhalb der Bühne ist Bezug genommen von Xenophon im Symposion VI, 3: Hermogenes fragt:

„Wollt ihr, daß ich, wie der Schauspieler Nikostratos Tetrameter zur Flöte vortrug, ebenfalls unter Flötenklang zu euch rede?“ Sokrates antwortet: „Bei den Göttern, das thue. Denn ich glaube, wie der Vortrag zur Flöte lieblicher klingt, so werden auch Deine Worte vom Flötenschall gewinnen.“ Hier ist natürlich nicht an die Bühne zu denken, sondern an besonders beliebte und populäre Tragödienstellen, die der Künstler gelegentlich in Gesellschaft zur Unterhaltung vortrug.

Polos und Theodoros.

Oefter als alle anderen Schauspieler werden genannt Polos, des Charikles Sohn aus Sunion, und Theodoros. Bei Arrian in den „προτρεπτικαὶ ὁμιλίαι“ („ermunternde Gespräche“) giebt Sokrates dem Archelaos, der ihn zu sich eingeladen und ihm versprochen hat, ihn zu einem reichen Manne zu machen, folgende treffende Antwort: „Weißt Du denn nicht, daß Polos den Oedipus auf Kolonos als heimathlosen Bettler mit ebenso schöner Stimme und ebenso großem Behagen spielte als den König Oedipus? Und nun soll der brave Mann schlechter erscheinen als Polos, indem er die ganze ihm von der Gottheit übertragene Rolle nicht würdig durchspielt? Soll er nicht vielmehr dem Odysseus nacheifern, der auch in den Lumpen nicht weniger hervorragte, als im Purpurmantel?“

Lucian erwähnt den Polos in verschiedenen Schriften, und zwar in Verbindung mit berühmten Künstlern einer etwas späteren Zeit, Aristodemos und Satyros. Nekyom. 16 wird z. B. darüber gespöttelt, daß die Schauspieler, wenn sie nach Verlassen der Bühne ihre Kostüme abgelegt haben, nicht mehr seien „Atreus' Sohn Agamemnon oder Kreon des Menoikeus Sohn, sondern Polos, des Charikles Sohn aus Sunion oder Satyros, Theogeitons Sohn aus Marathon.“ Der gute Lucian hat allerdings dabei übersehen, daß die Herrscherrollen in den

griechischen Dramen keineswegs die Protagonistenrollen waren, sondern vom künstlerischen Standpunkte aus als minderwerthig betrachtet wurden, weil man bei ihnen weniger Werth legte auf die Charakterdarstellung als auf den Glanz und Prunk der äußeren Erscheinung und ein mächtiges Organ. Sie waren die Domäne der unbedeutenden Künstler, der Tritagonisten, was Demosthenes sehr wohl wußte und auch bei seinen Zuhörern als allbekannt voraussetzte, wenn er d. f. l. 246 sagt: „Ihr wißt längst, daß in allen tragischen Stücken es als ein Vorrecht der Tritagonisten gilt, die Herrscher und Scepterträger zu spielen", wozu der Scholiast bemerkt, der Verfasser der Theatergeschichte, Juba, habe das damit begründet, daß die Herrscherrollen weniger „παϑητικὰ als ὑπέρογκα" („affektvoll als überschwänglich") seien. So spielte Aeschines den Kreon, Oinomaos und Kresphontes. Ein Beweis für diese Auffassung von den Herrscherrollen liegt auch in den Worten des Plutarch (polit. Vorsch. 21): „Es ist ja widersinnig, daß der Protagonist in der Tragödie, ein Theodoros oder Polos, oft hinter einem Miethling als Tritagonist hergehen und unterwürfig zu ihm sprechen muß, wenn dieser gerade Diadem und Scepter trägt."

Mitten in die Berufsarbeit des Polos hinein versetzt uns Gellius (n. att. VI, 5): „In Griechenland lebte ein weitberühmter Schauspieler, welcher durch Geberdenspiel, durch Klarheit und Wohlklang der Stimme vor den anderen hervorragte. Er soll Polos geheißen haben. Tragödien berühmter Dichter spielte er mit Geschick und Hingebung. Dieser Polos verlor einen innig geliebten Sohn durch den Tod. Als er den Schmerz über diesen Verlust einigermaßen verwunden zu haben glaubte, nahm er seine Berufsthätigkeit wieder auf. In der Rolle der Elektra des gleichnamigen Sophokleischen Stückes, welche er in Athen spielen wollte, hatte er (zuletzt) die Urne mit der angeblichen Asche des Orestes in die Hand zu nehmen.

In der betreffenden Scene — so ist der Gang der Handlung des Stückes — beklagt und bejammert Elektra, indem sie die Asche ihres Bruders in den Händen zu haben glaubt, den Tod des Bruders, den sie ermordet glaubt. So holte denn Polos, angethan mit dem Trauergewand der Elektra, die Aschenurne vom Grabe seines Sohnes, und umklammerte sie, als wenn sie die des Orestes gewesen wäre: für alle Zuschauer ein ergreifendes Bild nicht scheinbarer und nachgeahmter, sondern wirklicher Trauer und lebenswahren Schmerzes. So war Alles von Schmerz ergriffen, obwohl es sich nur um ein Schauspiel handelte." Es ist gemeint der Monolog der Elektra, V. 1126 ff.

„Ὦ φιλτάτου μνημεῖον ἀνθρώπων ἐμοὶ
ψυχῆς Ὀρέστου λοιπόν, ὥς σ' ὑπ' ἐλπίδων
οὐχ ὧνπερ ἐξέπεμπον εἰσεδεξάμην. κ. τ. λ.

(„O du des liebsten Menschen Denkmal, einziger Rest von meines Orestes Dasein! Wie so anders, ach, empfängt mein Arm dich, als ich beim Entsenden einst gehofft!")

Andeutung über hohe Schauspielerhonorare enthält eine Anekdote bei Ps. Plutarch (Dem. 371) und Anon. proleg. rhet. VI, 35. An beiden Stellen rühmt sich Polos gegenüber dem Demosthenes, er habe für sein Spielen an zwei Tagen ein Talent erhalten.

Nach dem Zeugniß des Eratosthenes und Philochoros bei Plutarch spielte Polos im 70. Lebensjahre kurz vor seinem Tode an vier Tagen acht Tragödien.

Einen Beweis von rührender Anhänglichkeit an seinen Herrn gab (nach Aelian, nat. anim. VII, 40) der Haushund des Polos. Als die Leiche seines Herrn verbrannt wurde, folgte er ihm freiwillig in den Tod, indem er in den Scheiterhaufen sprang. Ich erwähne dieses Histörchen überhaupt nur deshalb, weil einem namhaften deutschen Schauspieler von seinem Köter eine ähnliche Ehre zu Theil geworden ist. Als der am

1. Februar 1872 verstorbene Dresdener Hofschauspieler Bogumil Dawison auf dem Annenfriedhofe in Dresden beigesetzt war, wich sein Hündchen nicht von seinem Grabe, verschmähte Speise und Trank und starb auf dem Grabe den Hungertod. Auf dem Grabdenkmal des berühmten Künstlers ist auch des treuen Thieres gedacht.

Des Theodoros Ruhm scheint den des Polos noch überstrahlt zu haben. Aelian berichtet (var. hist. XIV, 40) von dem moralischen Eindruck, den sein Spiel bei Gelegenheit eines Gastspiels in Pherä auf den Tyrannen Alexander von Pherä gemacht habe (Die Schauspieler jener Zeit gastirten oft, z. B. auch Andronikos, der Lehrer des Demosthenes in der Declamation, in Korinth, nach Athenäus XIII, 581 c—e):

„Als der tragische Schauspieler Theodoros die Aerope sehr ergreifend spielte, brach der Tyrann in Thränen aus und verließ alsbald das Theater. Zu seiner Rechtfertigung sagte er dem Theodoros, er sei nicht aus Verachtung oder Geringschätzung weggegangen, sondern aus Scham darüber, daß er die Leiden der Schauspieler bejammern könne, aber die seiner Unterthanen nicht."

Aerope, des Atreus Gattin, war eine Rolle in Euripides' Kreterinnen oder Thyestes. Die Erzählung des Aelian findet sich auch zweimal bei Plutarch, der den Namen des Schauspielers gar nicht und statt der Aerope die Hekuba (in Euripides Troerinnen) nennt. Valckenaer vermuthet, Theodoros habe nicht Aerope, sondern Merope in Euripides Kresphontes gespielt. Diese Conjectur empfiehlt sich wegen der mächtigen Wirkung, welche die Rolle der Merope nachweislich auf der Bühne ausgeübt hat: Plutarch de esu carn. II, 5: „Bedenke nur, wenn Merope in der Tragödie gegen ihren eigenen Sohn, den sie für den Mörder ihres Sohnes hält, das Beil aufhebt und schreit: Geheiligt durch göttliches Gesetz ist der Schlag, den ich dir jetzt gebe! Welche Bewegung ruft sie dadurch im

Theater hervor, und wie sehr setzt sie alle Zuschauer in bange Furcht und Erwartung, daß sie dem Greise, der ihren Arm zurückhalten will, zuvorkommen und dem Jüngling einen tödlichen Hieb versetzen möchte." (Aehnlich cons. ad Apoll. 15.) Vergl. Aristoteles Poet. 14.

Interessant ist, daß Demosthenes hin und wieder gerade die eben erwähnten Stücke (Kreterinnen, Thyestes, Troerinnen, Kresphontes) als solche bezeichnet, in denen Aeschines — der ehemalige Tritagonist des Theodoros — Rollen gespielt habe.

Sophokles' Elektra wird als Stück, in dem Theodoros gespielt, bezeichnet in einer Anekdote bei Plutarch (Tischreden IX, 6): Bei bevorstehendem ἀγών habe seine Gattin ihm den Liebesgenuß versagt; wenn er aber als Sieger heimgekehrt sei, habe sie ihn begrüßt:

„Αγαμέμνονος παῖ, νῦν ἐκεῖν' ἔξεστι σοι" („Sohn Agamemnons, nun ist es dir erlaubt"). (El. v. 2.)

Besonderes Lob spendet Aristoteles (rhet. III, 24) der Stimme des Theodoros. Der Philosoph empfiehlt den Rednern einen einfachen, ungekünstelten, nicht affektirten Vortrag; jener erwecke Glauben, dieser überzeuge niemanden. „So war's auch mit der Stimme des Theodoros im Vergleich zu der der anderen Schauspieler; wenn er spielte, glaubte man die betreffende Person selbst sprechen zu hören, bei den Anderen war das nicht der Fall."

Wie eifersüchtig übrigens auch ein so namhafter Künstler, wie Theodoros, auf den Beifall des Publikums war, deutet Aristoteles an (polit. VII, 15, 10): „Er gestattete keinem Schauspieler, nicht einmal einem von den untergeordneten, vor ihm aufzutreten, da die Zuschauer sich durch die ersten Worte leicht einnehmen ließen." Es bezieht sich das jedenfalls auf den Prolog.

Die Athener ehrten das Andenken dieses Künstlers durch

ein in der Nähe des Kephisos errichtetes Denkmal; Pausanias erwähnt es d. Gr. I, 37, 3 (— „Θεοδώρου μνῆμά ἐστι τραγῳδίαν ὑποκρινομένου τῶν καθ' αὐτὸν ἄριστα" [„Das Denkmal des Theodoros, des besten tragischen Schauspielers seiner Zeit"]).

Aristodemos — Neoptolemos.
Thessalos — Athenodoros.

Mehr der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts gehören an die beiden Schauspieler-Paare Aristodemos, Neoptolemos und Thessalos, Athenodoros. Was wir über die beiden ersten wissen, verdanken wir hauptsächlich den Reden des Demosthenes und Aeschines; aus ihnen erfahren wir zugleich, welche Stellung im öffentlichen Leben der Schauspielerstand in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts einnahm. Beide standen, wie wir sehen werden, mit dem Macedonierkönig Philipp in freundschaftlichem Verkehr; dieser wurde auch durch den Krieg der Griechen mit Philipp nicht beeinträchtigt. Denn die Ausübung ihrer Kunst gewährte den beiden Mimen persönliche Sicherheit und Unverletzlichkeit (ἄδεια) auch in Feindesland (Demosth. d. p. 6 u. arg. d. f. l. 335.)

Schon 348 vereinigte der Macedonierkönig, als er nach der Eroberung von Olynth olympische Spiele feierte, einen großen Schwarm scenischer Künstler um sich (Dem. d. f. l. 192), die er in splendider Weise bewirthete und auszeichnete. Philipp wußte den Aristodemos und Neoptolemos durch Freigebigkeit so für sich zu gewinnen, daß sie darüber das Wohl des Vaterlandes vergaßen und mehr auf Philipps als auf der Athener Vortheil bedacht waren. In Athen scheint man ihr unpatriotisches Verhalten zunächst nicht bemerkt zu haben. Aristodemos wurde sogar zweimal als athenischer Gesandter zu Philipp geschickt (als geborenem Metapontiner — schol. Aeschin. II, 15

— muß ihm also das attische Bürgerrecht verliehen sein). Mit Recht nennt Cicero (de rep. ap. Donat.) nur den Aristodemos; daß Neoptolemos diese Würde bekleidet habe, hören wir nicht. Zweck der ersten Gesandtschaft des Aristodemos war nach Aeschines (d. f. l. 15) die Auslösung der gefangenen Athener, die Philipp nach der Eroberung von Olynth zurückbehalten hatte. Dem Aristodemos gelang es, die Gefangenen ohne Lösegeld zu befreien; anderweitig beschäftigt, erstattete er aber den Athenern nicht sogleich Bericht. Da seine Pflichtvergessenheit in Athen verstimmte, wurde er auf Antrag des Demokrates aufgefordert, Bericht zu erstatten, was er denn alsbald that, wobei er auf das Wohlwollen des Philipp für die Athener und auf seine Neigung zu einem Bündniß hinwies. Auf Antrag des Demosthenes wurde dem Aristodemos wegen der glücklich ausgeführten Gesandtschaft ein Kranz zuerkannt. Bald darauf wurde er mit neun Anderen wiederum als Gesandter zum Philipp geschickt, darunter auch des Aristodemos ehemaliger Tritagonist Aeschines, um über den Frieden zu verhandeln. Damit diese Gesandtschaft so schnell als möglich aufbrechen könnte und Aristodemos in seinem Berufe keine Einbuße erlitte, beantragte Demosthenes, daß in die Städte, in welchen der Künstler Gastspiele übernommen hatte, Gesandte geschickt würden, welche für ihn um Erlaß der wegen versäumter Gastspiele fälligen Geldstrafen einkommen sollten. Demosthenes versprach außerdem, dafür zu sorgen, daß dem Aristodemos die Spielhonorare ersetzt würden.

Was es mit der Bestrafung der Schauspieler wegen versäumter Gastspiele auf sich hatte, erläutert der Scholiast zu Aeschines II, 19: Aristodemos hatte von einigen Städten für übernommene Gastspiele im voraus ein Angeld empfangen. Er mußte nun entweder spielen, oder das doppelte Angeld bezahlen. Die Gesandten sollten in diesem Falle die Städte bewegen, sich

mit der Rückerstattung des Angeldes zu begnügen. (Als der Schauspieler Athenodoros im Jahre 332 nach der Rückkehr des Alexander aus Aegypten bei den von diesem in Tyrus veranstalteten Festen spielte, und dadurch die Aufführung an den Dionysien in Athen versäumte, wurde er in der erwähnten Weise bestraft. Er bat den König, sich für ihn bei den Athenern zu verwenden. Der aber bezahlte die Summe aus seiner Tasche — Plutarch, Alex. 29).

Was Aristodemos bei der zweiten Gesandtschaft gewirkt, erfahren wir weder von Demosthenes noch von Aeschines. Jedenfalls stellte sich später heraus, daß er nicht immer die athenischen Interessen vertreten hatte. Demosthenes macht ihm und seinem Kollegen Neoptolemos wiederholt den Vorwurf des Verraths; sie hätten zuerst Philipps Wohlwollen gepriesen und zum Frieden gerathen. Neoptolemos habe, um nicht durch seine Freundschaft mit Philipp den Verdacht seiner Mitbürger zu erwecken, vorgegeben, er habe von seinen Schuldnern in Feindesland Gelder eingezogen, um seinen Verpflichtungen in Athen nachzukommen. Nach dem Frieden aber habe er seinen Grundbesitz in Attika verkauft und habe sich an den Hof des Macedonierkönigs begeben (wohl nicht vor dem Jahre 340, denn nach einer Inschrift — Mitth. des arch. Inst. II, 112 — spielten er und Thessalos und Athenodoros 342—40 in Athen Protagonistenrollen in Stücken zeitgenössischer Dichter und in Euripides Iphigenie und Orestes).

Philipp würdigte bis zu seinem Lebensende den Neoptolemos seiner Freundschaft. Im Jahre 336 nahm nach Diod. Sic. XVI, 92 Neoptolemos („πρωτεύων τῇ μεγαλοφωνίᾳ καὶ τῇ δόξῃ“ [„hervorragend durch erhabene Sprache und durch Ansehen“]) Theil an der Feier der Vermählung von Philipps Tochter Kleopatra mit Alexander von Epirus zu Ägä. Der König hatte vor, nach der Hochzeitsfeier nach Asien aufzubrechen.

Beim Festmahl mußte Neoptolemos auf Befehl des Königs etwas vortragen und in seinem Vortrage auf den bevorstehenden Feldzug Bezug nehmen. (Die Quelle der erhaltenen Verse läßt sich nicht mehr bestimmen.) Der König, ganz entzückt von dem Vortrage, bezog die Andeutungen auf den Untergang des Perserkönigs; er ahnte nicht, daß sie bald auf ihn selbst Anwendung finden sollten. Am zweiten Tage folgte Festvorstellung im Theater; nach Sueton (Calig. 57) und Josephus (antiqu. XIX, 1, 13) wurde Cinyras gegeben; das Stück, in welchem der sagenhafte Assyrierkönig sich selbst umbringt, sollte jedenfalls auch auf den Sturz des Perserkönigs hinweisen. Neoptolemos spielte die Protagonistenrolle. Bei Gelegenheit dieser Aufführung wurde Philipp vom Pausanias ermordet. Nach Stobäus (anthol. 98, 70) fragte später den Neoptolemos Jemand, welcher von den Gedanken des Aeschylus, Sophokles und Euripides sein Staunen errege; Neoptolemos antwortete, nichts von alledem, sondern etwas, was er auf einer größeren Bühne gesehen, daß nämlich Philipp auf der Hochzeit seiner Tochter erst im Festzuge einhergeschritten und als dreizehnter Gott gepriesen, am folgenden Tage aber im Theater ermordet sei.

In der Verehrung der Bühnenkünstler stand Alexander seinem Vater Philipp nicht nach. Die Schauspieler Thessalos und Athenodoros, die noch 342—40 in Athen zu wiederholten Malen als Protagonisten auftraten (Mitth. des arch. Inst. II, 112), finden wir später wiederholt in der Umgebung des Alexander. Im Jahre 338 schickte Alexander den Thessalos als Gesandten an den Pixodaros, Satrapen von Karien, dessen Wunsch es war, seine älteste Tochter mit Philipps Sohn Arrhidaios zu vermählen. Auf Anrathen seiner Mutter und seiner Freunde hintertrieb Alexander durch die Sendung des Thessalos dieses Heirathsprojekt, zum großen Aerger seines Vaters, der einen Theil der Freunde seines Sohnes verbannte, und den

Thessalos, der nach Ablauf jener Gesandtschaft in Korinth gastirt zu haben scheint, von den Korinthern „in Fußfesseln gelegt“ ausgeliefert haben wollte. (Plutarch, Alex. 10.)

Die Verehrung, welche Alexander gerade für diesen Künstler hegte, offenbarte sich noch bei einer anderen Gelegenheit. Als sechs Jahre später der König nach der Rückkehr aus Aegypten in Tyrus großartige Festspiele veranstaltete, fand ein Wettstreit zwischen Athenodoros und Thessalos statt, wozu die cyprischen Könige die Kosten der Choregie und die berühmtesten Feldherrn das Richteramt übernahmen. Als Athenodoros den Preis davongetragen, sagte Alexander, er wollte lieber einen Theil seines Reiches verloren haben, als den Thessalos überwunden sehen. (Plutarch, Alex. 29.)

Auch diese Künstler blieben des Königs Freunde bis zu seinem Tode. Nach Chares aus Mytilene (bei Athenäus XII, 538 f.) spielten sie und ihr Kollege Aristokritos noch 324 in Susa bei der nach der Rückkehr aus Indien veranstalteten Hochzeitsfeier. Nach jenem Feste wurden die vorher „*Διονυσοκόλακες*“ genannten Künstler als „*Ἀλεξανδροκόλακες*“ bezeichnet „*διὰ τὰς τῶν δώρων ὑπερβολάς, ἐφ᾿ οἷς καὶ ἥσθη ὁ Ἀλέξανδρος*“ („Dionysosverehrer — Alexanderverehrer — wegen des Uebermaaßes an Geschenken, woran Alexander seine Freude hatte“).

Mit dem allein hier erwähnten Schauspieler Aristokritos, den Chares zusammen mit Thessalos und Athenodoros erwähnt, ist vielleicht identisch der Aristokritos, den der vorhin genannte Pixodaros als Gesandten an König Philipp schickte. (Plut. Alex. 10.)

Komische Schauspieler.

Philemon. — Satyros aus Olynth.

Weniger als von den tragischen erfahren wir von den komischen Schauspielern dieser Zeit. Der von Aeschines

(Tim. 132) erwähnte Schauspieler Philemon ist jedenfalls identisch mit dem komischen Schauspieler gleiches Namens, der nach Aristoteles (rhet. III, 12) in des Anaxandridas „Γεροντομανία" („Greisentollheit") und „Εὐσεβεῖς" („die Gottesfürchtigen") mit Erfolg gespielt hat. Aristoteles erwähnt ihn als ein Muster der Declamation insofern, als er durch Modulation und Wechsel der Stimme bei der Aufeinanderfolge gleichlautender Wörter oder Satztheile, wie „Ῥαδάμανθυς καὶ Παλαμήδης" („Rhadamanthys und Palamedes") in der Γεροντομανία und „ἐγώ" („ich") im Prolog zu den Εὐσεβεῖς eine besondere Wirkung erzielt habe. Aus der ersten Komödie ist bei Athenäus (XIV, 614 c.) eine Stelle citirt, in welcher die beiden Namen einmal vorkommen. Da die Verse, in welchen sich die beiden Namen wiederholen, nicht erhalten sind, so vermögen wir kaum nachzuempfinden, wie die modulirte Betonung derselben gewirkt haben mag. Aristoteles erläutert selbst das „μεταβάλλειν" der „τὸ αὐτὸ λέγοντες" („das Wechseln bei Wiederholung derselben Wörter") an einem von ihm gebildeten Beispiel: „οὗτός ἐστιν ὁ κλέψας ὑμῶν, οὗτός ἐστιν ὁ ἐξαπατήσας, οὗτος ὁ τὸ ἔσχατον προδοῦναι ἐπιχειρήσας" („dieser ist es, der euch betrogen, dieser ist's, der euch hintergangen hat, dieser, der das Letzte preiszugeben versucht hat"). Wenn man, fügt der Philosoph hinzu, so etwas nicht schauspielermäßig vorträgt, wird man ein „Balkenträger" (ὁ τὴν δοκὸν φέρων, nach Phot. lex. gesagt „ἐπὶ τῶν ταὐτὰ ποιούντων καὶ μηδὲν περαινόντων" [„von Denen, die immer dasselbe thun und nicht weiterkommen]).

Ein anderer namhafter komischer Schauspieler jener Zeit war Satyros aus Olynth (zu unterscheiden von dem von Plutarch Dem. VII und Lucian — Jov. trag. 41, menipp. 16 erwähnten tragischen Schauspieler Satyros aus Marathon). Plutarch nennt ihn (de se ips. citr. i. 17) in Verbindung mit Theodoros, der ihm vorgehalten habe, die Zuschauer zum Lachen

bringen verdiene weniger Bewunderung als sie zu Thränen rühren. Eine hochherzige und edelmüthige Gesinnung offenbarte er (nach Dem. d. f. l. 192 und Diod. Sicul. XVI, 55) bei der Siegesfeier Philipps nach der Einnahme von Olynth. Auf des Königs Frage, warum er nicht, wie die anderen Künstler, sich etwas von ihm ausbäte, antwortete er, von alledem bedürfe er nichts; seinen Wunsch aber wage er nicht auszusprechen, weil er eine abschlägige Antwort erwarte. Als der König erwiderte, er werde jeden Wunsch des Satyros erfüllen, äußerte der Schauspieler, er habe in Pydna einen lieben Freund Namens Apollophanes gehabt; nach dessen Ermordung seien die Töchter von Verwandten in Olynth untergebracht, bei der Eroberung dieser Stadt aber von den Macedoniern gefangen genommen. Er bitte um Freilassung der Mädchen und um Bewilligung einer Summe zu ihrer Mitgift. Erfreut über den Edelmuth des Satyros bewilligte der König beides. (Wie mehrere Jahrzehnte früher ein gewisser Thukritos aus Halimus, der zur Zeit des dekeleischen Krieges von den Feinden nach Leukas verkauft war, durch die Verwendung des Schauspielers Kleandros, der vielleicht gerade in Leukas gastirte, aus der Gefangenschaft befreit wurde, erfahren wir aus Demosthenes — in Eub. 18. Vergl. meine Dissert. S. 152, wo Z. 18, 20 u. 21 die Namen verwechselt sind).

Dieser edelmüthigen Handlungsweise des Satyros stellt Demosthenes das tadelnswerthe Verhalten des Aeschines gegenüber, welches er bei Gelegenheit eines Gastmahls gegen eine Gefangene aus Olynth gezeigt habe. Aeschines kommt auf diesen Angriff seines Gegners zurück (d. f. l. 156) und zeigt, wie Demosthenes durch diese Gegenüberstellung nur auf das Gefühl der Zuhörer habe wirken und ihnen zum Bewußtsein habe bringen wollen, wie befremdlich es wäre, wenn „ὁ τοὺς *Καρίωνας καὶ Ξανθίας ὑποκρινόμενος*“ („der die Rollen

des Karion und Xanthias spielt") so edelgesinnt und hochherzig gewesen, er aber, der „Berather" der größten Stadt.... seinen Uebermuth nicht habe zügeln können. *Καρίων* und *Ξανθίας* waren, wie der Scholiast zu dieser Stelle bemerkt, Sklaven- bezw. Dienernamen (bestätigt durch Aristophanes Plutos, Frösche, Wespen; Euphron bei Athen. IX. 377 d; Lucian, catapl.). Wir werden aber aus der Stelle kaum schließen dürfen, daß in der mittleren Komödie die Sklavenrollen vorwiegend Protagonistenrollen gewesen. Stücke der mittleren Komödie sind nicht erhalten; wenn ihre Sklavenrollen denjenigen der Aristophanischen gleichstanden, so mag hin und wieder die Sklavenrolle dem Protagonisten zugefallen sein, wie ja auch in den Fröschen und im Plutos Xanthias und Karion einem Protagonisten angemessener erscheinen als Dionysos und Chremylos. Jedenfalls spielen in einigen Aristophanischen Stücken die Sklaven eine größere Rolle als im gewöhnlichen Leben, dazu bethätigt sich das Talent des komischen Schauspielers in anderer Weise als das des tragischen. Trotzdem werden wir auf Grund dieser Stelle kaum behaupten dürfen, daß die Sklavenrollen zur Zeit des Satyros eine Domäne der ersten Schauspieler gewesen seien. Aeschines scheint dem Satyros die Sklavenrollen zugewiesen zu haben nur zur Verschärfung des Gegensatzes, damit von dem Darsteller eines *Καρίων* und *Ξανθίας* der *„σύμβουλος τῆς μεγίστης πόλεως, ὁ τοὺς μυρίους Ἀρκάδων νουθετῶν"* (der Berather der größten Stadt, der unzählige Arkadier straft") sich vortheilhafter abhebe.

Parmenon — Nausikrates — Aristo — Phormio — Lyko.

Vom Parmenon bemerkt Aeschines (Tim. 157), er habe unlängst an den ländlichen Dionysien in Kollytos einige Spottverse zweideutigen Inhalts in seine Rolle eingeflochten. Daß

er mit großer Kraftanstrengung gespielt, verräth der Verfasser der sog. Aristotelischen Probleme XXVII, 3. „Beides, Furcht und Zorn, heißt es hier, macht die Kehle trocken. Daß Furcht Durst bewirkt, beweisen die Soldaten, die niemals größeren Durst empfinden, als auf der Flucht. Ebenso empfinden alle diejenigen, die innerlich heftig erregt sind, starken Durst. Deshalb spülen diese sich auch den Mund aus und schlürfen ein, wie der Schauspieler Parmenon; oder handelt es sich bei allen diesen überhaupt gar nicht um Durst, sondern Trockenheit, da das Blut entflohen, weshalb sie auch bleich erscheinen?"

In einem auf einer Inschrift (Mittheilungen des arch. Inst. III, 246 — Jahr unbestimmt) erhaltenen Schauspielerverzeichniß kommt er mit Lyko, Nausikrates und anderen komischen Kollegen vor.

Nausikrates wird noch von Aeschines (Tim. 98) zusammen mit dem *χοροδιδάσκαλος* (der den Chor stellt und vorbereitet) Kleainetos genannt.

Aristo (nicht zu verwechseln mit dem 214 in Sicilien auftretenden Schauspieler gleichen Namens), Phormio und Lyko waren im Gefolge Alexanders des Großen und spielten 324 in Susa Komödien, wo Thessalos, Athenodoros und Aristokritos Tragödien aufführten.

Lyko wurde vom Könige schon bei den Festen in Tyrus ganz besonders ausgezeichnet. Er hatte bei der Aufführung seinen guten Tag. Angeregt durch die Generosität, die der König gegen die Künstler zeigte, erlaubte er sich nun einen Vers einzuflechten, indem er ganz rückhaltlos an die Freigebigkeit des Königs appellirte. Alexander gab ihm lächelnd zehn Talente (Plutarch, Alex. 29 u. d. Al. fort. II, 2).

Von Philodemos wird er an der oben erwähnten Stelle als hervorragender Komiker auf eine Stufe gestellt mit den tragischen Kollegen Kallippides und Nikostratos.

Auch scheinen auf ihn sich zu beziehen des Antiphanes Komödie „Λύκων“ (erwähnt von Athenäus VII, 299 e) und folgendes Epigramm des Phalaikos:

„Τοῦτ' ἐγὼ τὸ περισσὸν εἰκόνισμα,
τοῦ κωμῳδογέλωτος εἰς θρίαμβον
κισσῷ καὶ στεφάνοισιν ἀμπυκασθὲν
ἔστασ', ὄφρα Λύκωνι σᾶμ' ἐπείη.
ὅσσα γὰρ κατέπραξε λαμπρὸς ἀνήρ,
μνᾶμα τοῦ χαρίεντος ἔν τε λέσχᾳ
ἐν τ' οἴνῳ τόδε κῆπὶ τοῖς ἔπειτα
ἄγκειται, παράδειγμα τᾶς ὀπωπᾶς.“

„Dieses herrliche Bild, zum Preise des Komikers, mit Epheu und Kränzen umwunden, habe ich aufgerichtet als ein Denkmal für den Lykon. Denn von Allem, was der Treffliche gewirkt hat, ist hier ein Andenken des Mannes, der in der Versammlung wie beim Weine die Herzen zu gewinnen wußte, auch für die Nachwelt geweiht, ein Vorbild für die staunende Welt.“)

Ueberblicken wir nun Alles, was über die griechischen Schauspieler des fünften und vierten Jahrhunderts überliefert ist, so müssen wir zwar gestehen, daß die Nachrichten im Großen und Ganzen spärlich sind, bei manchen Künstlern oft nur in Andeutungen bestehen, gewinnen aber doch andererseits den Eindruck, daß die Schauspielkunst im griechischen Alterthum schon zu einer hohen Entwickelung gelangt ist, und ihre Bedeutung nicht nur bei den Zeitgenossen, sondern namentlich auch in der späteren griechischen Litteratur eine solche Anerkennung und Würdigung gefunden hat, daß das Dichterwort „dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze“ auf die griechischen Schauspieler kaum Anwendung findet.



Flötenspieler.



sanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

as niederdeutsche Schauspiel.

Zum Kulturleben Hamburgs.

Von

Karl Theodor Gaedertz.

Zweite Auflage.

Band I:

Das niederdeutsche Drama

von den Anfängen bis zur Franzosenzeit.

Preis broch. Mk. 4.—.

Band II:

Die plattdeutsche Komödie

im neunzehnten Jahrhundert.

Preis broch. Mk. 4.—.

Hundert Jahre

des

öniglichen Schauspiels

in Berlin.

Nach den Quellen geschildert

von

Rudolph Genée.

Nit zahlreichen Porträts und den Ansichten der beiden früheren Schauspielhäuser.

Eleg. geh. Mk. 3.—.

Berühmte Schauspiel[er]

im griechischen Alterthum.

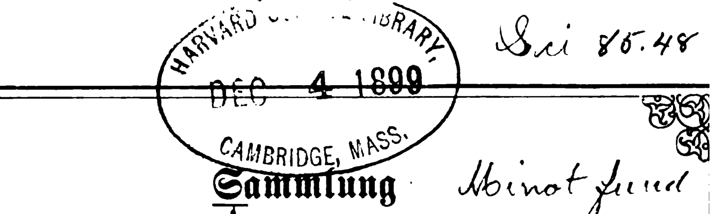
Von

Dr. J. Völker
in Bielefeld.

Auf Grund der Dissertation des Verfassers „de Graecorum fabularum a[ctoribus]“
(Diss. phil. Hal. vol. IV. Halle 1880, M. Niemeyer) und unter Berück[sichtigung]
neuerer Forschungen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.



Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 313—336 umfassend.)

Heft 328.

Präsident Lette.

Gedächtnißrede,

gehalten im Berliner Handwerkerverein am 10. Mai 1899

von

Prof. Dr. Paul Goldschmidt
in Berlin.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Präsident Lette.

Gedächtnißrede,

gehalten im Berliner Handwerkerverein am 10. Mai 1899

von

Prof. Dr. Paul Goldschmidt
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

(Die Einleitung der Gedächtnißrede ist hier fortgelassen. Sie behandelte die Förderung des Handwerkervereins durch Lette und die Dankbarkeit des Vereins.)

Geboren ist Adolf Lette am 10. Mai 1799 auf der nahe bei Soldin in der wald- und seenreichen Neumark gelegenen Domäne Kienitz, die sein Vater damals gepachtet hatte. Der Vater wird geschildert als ein aufgeweckter, lebhafter Mann, der sich viel mit seinen beiden Kindern, dem Sohne und einer einige Jahre jüngeren Tochter, beschäftigte, namentlich mit dem Sohne, der fast immer um ihn war, den er auf Alles aufmerksam machte, so daß Lette schon als Kind mit den Arbeiten und den Sorgen des Landmannes vertraut wurde. Der Vater muß ein tüchtiger Landwirth gewesen sein, da er selbst in den Unglücksjahren der Franzosenzeit vorwärts kam, so daß er 1810 das Rittergut Wuthenow kaufen und später noch einen idyllischen Landsitz einrichten konnte, den er nach seiner Frau Justinenhof nannte. Er stand in hohem Ansehen, wurde zu verschiedenen Ehrenämtern, 1817 zum Landrath seines Kreises gewählt. Wie der Sohn berichtet, war er „angehaucht von den freiheitlichen Ideen aus der ersten Zeit der französischen Revolution". Der Zusammenbruch Preußens erfüllte ihn mit tiefem Kummer, desto freudiger begrüßte er die Reformen, mit denen weitblickende Staatsmänner, wie Stein, Scharnhorst und Andere, den preußischen Staat wieder aufzurichten versuchten durch Einführung der Selbstverwaltung, durch Freiheit der Person und des Eigenthums. Als im Jahre 1811 das Landeskulturedict die Theilung des gemeinschaftlichen Besitzes und die Ablösung der Grundlasten gestattete, war Lette's Vater

der Erste in seinem Kreise, der seine Bauern zu freien Grundeigenthümern machte. Sein zwölfjähriger Sohn soll dabei mitgewirkt haben, indem die Bauern ihre Wünsche dem aufgeweckten Knaben aussprachen und indem der Vater sich diese Vermittelung durch seinen Liebling gern gefallen ließ. Im Frühjahr 1813 wurden das Landwehrbataillon und der Landsturm des Bezirks in Wuthenow ausgerüstet. Lette, damals vierzehn Jahre alt, wurde zum Officier im Landsturm gewählt. Den Krieg konnte er natürlich nicht mitmachen, dazu war er zu jung, überdies klein und zart. Aber bei der Ausrüstung hat er wacker mitgeholfen, er hat die Jugend des Dorfes eingeübt und mehr als einmal Transporte von Mannschaften, Ausrüstungsgegenständen, Munition, Lebensmitteln, die mit Wagen oder mit Kähnen dem Belagerungsheere vor Stettin zugeführt wurden, begleitet und ist dann ein paar Tage bei seinem Vater im Lager geblieben. Als der Sieg von Großbeeren die unmittelbare Kriegsgefahr dieser Gegend beseitigt hatte, wurde Lette nach Berlin geschickt, um das Gymnasium zum grauen Kloster zu besuchen. Er kam nach Secunda und hatte große Mühe, die Lücken auszufüllen, welche der bisherige häusliche Unterricht gelassen hatte, der namentlich in der letzten Zeit sehr unregelmäßig gewesen war. Indessen gelang es ihm, sich einzuarbeiten. Besonderen Eifer widmete er dem Turnen auf dem Turnplatze in der Hasenhaide, auf dem das Turnen nach Jahn's Rückkehr aus dem Felde einen großen Aufschwung nahm. Gerade weil er klein und schwächlich war, gab er sich desto größere Mühe, durch körperliche Uebungen seine Kräfte zu stählen. Im Herbst 1816, siebzehn Jahre alt, verließ er das Gymnasium nach wohlbestandenem Examen. In seinem Zeugniß heißt es in Betreff der deutschen Aufsätze: „Dem Deutschen hat er mit einer gewissen Vorliebe gehuldigt; und wenn er in seiner prosaischen Schreibart noch eine höhere Leichtigkeit und Freiheit mit der

ihm eigenen Kürze und Gedankenfülle verbindet, so wird sein deutscher Styl, der schon jetzt gut zu nennen ist, ihn noch mehr empfehlen.“ Dies Urtheil ist in hohem Grade für Lette bezeichnend. Die Fülle der Gedanken und die Kürze scharfen, treffenden Ausdruckes sind ihm geblieben, auch Freiheit und Leichtigkeit des Styls hat er bald erworben. Die rechte Form zu finden hat er in der strengen Schule der Hegel'schen Philosophie gelernt. Scharfe Gliederung, logische Schlußfolgerung sind Kennzeichen aller späteren Schriften Lette's.

Das Urtheil des Lehrers spricht ausdrücklich nur von der prosaischen Schreibart und erwähnt nicht die poetischen Versuche, in denen Lette während seiner Jugend und bisweilen auch noch in späteren Jahren seine Stimmung zum Ausdruck brachte. Leider hat sich keins von diesen Gedichten auffinden lassen.

Er ging nach Heidelberg, von Begeisterung erfüllt für sein preußisches Vaterland, das sich im Befreiungskriege so glänzend bewährt hatte. Er meinte, daß jetzt die anderen deutschen Staaten sich an Preußen anschließen und so ein einiges deutsches Reich bilden müßten. Mit dieser Gesinnung trat er in die neugegründete Burschenschaft ein. Er erlangte bald eine Ehrenstellung in derselben, sollte als Mitglied des Ehrengerichts die Duelle zu verhindern, die Gegner auszusöhnen versuchen, eine schwierige Aufgabe, durch die er in die Lage kam, selbst eine ganze Anzahl von Duellen ausfechten zu müssen. Im October 1817 nahm er am Wartburgfeste theil, Ostern 1818 ging er als Abgeordneter seiner Burschenschaft nach Jena, wo ein allgemeines Statut für die gesammte Burschenschaft berathen wurde. Auch in Gießen ist er einige Male gewesen zu Besprechungen mit der dortigen Burschenschaft, die damals unter dem Einfluß des leidenschaftlichen Karl Follen stand. Allzu intim können indessen seine Beziehungen zu den Gießenern nicht gewesen sein bei deren Abneigung gegen Preußen und Alles, was mit Preußen

zusammenhing. Nur über das Ziel der Einigung Deutschlands werden sie gleicher Meinung gewesen sein, über die Mittel und Wege dazu sind ihre Ansichten weit auseinander gegangen.

Von den Lehrern der Universität Heidelberg hat ihn damals Hegel mächtig angezogen. Als dieser Ostern 1818 nach Berlin übersiedelte, folgte ihm Lette dahin. Zunächst aber besuchte er den Vater. Bei seinem erneuten täglichen Umgange mit diesem praktischen Manne, der in segensreicher Weise für das Wohl seiner Untergebenen sorgte, haben sich seine schwärmerischen Ansichten geklärt. Da hat er eingesehen, daß von einem gewaltsamen Umsturze das Heil nicht zu erwarten sei, sondern nur von stetiger Arbeit auf dem Boden der Wirklichkeit, auf dem Boden der bestehenden Verhältnisse; daß die Fortführung der Reform, die in einer zwar unglücklichen, aber dennoch großen und zukunftsreichen Zeit der preußischen Geschichte begonnen war, zugleich der geeignete Weg sei, für die Zukunft die Einigung Deutschlands anzubahnen und vorzubereiten. Da hat er erkannt, daß er selbst berufen sei, nicht als Stürmer und Dränger oder Umstürzler, sondern als Beamter des preußischen Staates an diesem Ausbau der Gesetzgebung mitzuwirken. In dieser Gesinnung warf er sich mit großem Eifer auf die juristischen Studien, hinter denen jetzt auch die ihm liebgewordene Beschäftigung mit der Hegel'schen Philosophie zurücktreten mußte.

Während er fleißig in Berlin arbeitete, erhielt er in den ersten Tagen des October 1818 den Besuch von Karl Sand, der ein halbes Jahr später durch die Ermordung Kotzebue's eine traurige Berühmtheit erlangte. Sand überbrachte ihm Grüße von Karl Follen und dessen Bitte, ein von ihm zur Feier des 18. October 1818 verfaßtes Gedicht: „Dreißig oder dreiunddreißig — gleichviel" unter den Berliner Studenten zu verbreiten. Da dieses seltsame Lied für Lette verhängnißvoll geworden ist, will ich es hier mittheilen.[1]

Deutsche Jugend an die deutsche Menge.

Zum 18. October 1818.

Dreißig oder dreiunddreißig — gleichviel!

Menschenmenge, große Menschenwüste,
Die umsonst der Geistesfrühling grüßte,
Reiße, krache endlich, altes Eis!
Stürz' in starken, stolzen Meeresstrudeln
Dich auf Knecht und Zwingherrn, die dich hudeln.
Sei ein Volk, ein Freistaat! werde heiß!

Bleibt im Freiheitskampf das Herz dir frostig,
In der Scheide wird dein Schwert dann rostig,
Männerwille, aller Schwerter Schwert;
Wird es gar im Fürstenkampf geschwungen,
Bald ist es zerschroten, bald zersprungen:
Nur im Volkskampf blitzt es unversehrt.

Thurmhoch, auf des Bürgers und des Bauern
Nacken, mögt ihr eure Zwingburg mauern,
Fürstenmaurer, drei und dreimal zehn!
Babels Herrenthurm und faule Weichheit
Bricht mit Blitz und Donner Freiheit, Gleichheit,
Gottheit aus der Menschheit Mutterwehn.

Daß dies schwülstige, steife, unschöne Gedicht Lette begeistern konnte, ist nicht anzunehmen. Wenn er sich trotzdem dazu verstand, es einigen anderen Studenten mitzutheilen, so ist das wohl aus persönlicher Rücksicht geschehen, auf Sand, der es überbrachte, und auf Follen, der es ihm zu diesem Zwecke geschickt hatte. Als Mitglied der Burschenschaft glaubte er seinen Kameraden eine solche Bitte nicht abschlagen zu können. Es sollte ihm theuer zu stehen kommen. Als er im Herbst 1819 nach Göttingen gegangen war, um noch die dortigen berühmten Juristen zu hören und so mit einem letzten Semester seine Studien abzuschließen, hatte inzwischen, nach Sand's unglückseliger That, die Untersuchung gegen die Burschenschaften

begonnen. Lette wurde auf Wunsch der preußischen Behörden in Göttingen verhört und hierauf von der Universität verwiesen. Als er dann in die Heimath zurückgekehrt war und eben, im Frühjahr 1820, sein Auskultatorexamen bestanden hatte, wurde die förmliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Gleich im Beginne derselben wurde er vom preußischen Staatsdienst ausgeschlossen. Das war ein harter Schlag für ihn, da er sein Lebensziel auf den preußischen Staatsdienst gestellt hatte; es war auch ein harter Schlag für seinen Vater, der so die Hoffnungen vernichtet sah, die er auf den begabten Sohn gesetzt hatte.

Er mußte einstweilen zu Hause bleiben und fand Gelegenheit, sich dem Vater nützlich zu erweisen, der mit Arbeiten überlastet war. Eben damals war die Finanzverwaltung Preußens in einer vollständigen Umwandlung begriffen. Das Zollgesetz von 1818 hatte das Zollwesen auf eine andere Grundlage gestellt; 1820 wurden die bisherigen Abgaben, die noch auf dem früheren Unterschied der Stände beruhten, aufgehoben und durch neue ersetzt: die Klassensteuer auf dem Lande, die Mahl- und Schlachtsteuer in den Städten; gleichzeitig wurde die vor zehn Jahren eingeführte Gewerbesteuer umgeändert. Die Beamten, welche diese Gesetze auszuführen hatten, namentlich die Landräthe, konnten die Arbeit kaum bewältigen. Hier konnte Lette seinem Vater helfen, und dieser erkannte bald, eine wie tüchtige Arbeitskraft er in seinem Sohne gefunden hatte. Wenn Lette später, in seinem Alter, auf diese Dinge zu sprechen kam, betonte er, wie tief ihn der Kummer des Vaters bedrückt habe, wie beglückt er gewesen sei, daß er so schnell das Vertrauen des Vaters wiedergewonnen und dessen Anerkennung gefunden hatte. Ueber die Einführung und Anwendung der neuen Gesetze arbeitete Lette damals verschiedene Denkschriften aus, ebenso verfaßte er eine Eingabe, in welcher die Regierung gebeten wurde, die Patrimonialgerichtsbarkeit aufzuheben. Diese Ein-

gabe wurde auf Betreiben seines Vaters von den Gutsbesitzern des Kreises unterschrieben. Sie gefiel dem Gerichtspräsidenten von Diederichs so gut, daß er sich für Lette verwendete und ihm die Erlaubniß verschaffte, wieder in den Staatsdienst einzutreten. Er wurde dem Oberlandesgericht in Frankfurt a. O. überwiesen und unter die besondere Aufsicht des Chefpräsidenten gestellt, der über ihn an den Minister berichten sollte. Er hatte nur Gutes zu berichten und hat Lette's großen Eifer ausdrücklich hervorgehoben. So konnte Lette sein zweites Examen machen; er war bereits mit der Vorbereitung zum dritten Examen beschäftigt, als endlich, am Ende des Jahres 1823, die Untersuchung gegen die Burschenschaften zum Abschluß kam und er dafür, daß er vor fünf Jahren, im October 1818, jenes Lied verbreitet hatte, zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt wurde. Man gestattete ihm, diese Strafe in der Berliner Hausvogtei abzusitzen und dort seine Examenarbeiten fortzusetzen. Sogar zwei Freunden, die mit ihm zusammen arbeiten wollten, wurde zu diesem Zwecke gestattet, ihn regelmäßig zu besuchen.

Im Februar 1825 bestand Lette das Assessorexamen und trat dann als Hülfsarbeiter bei der Generalcommission in Soldin ein, d. h. bei der Behörde, welche die durch das Landeskulturedict von 1811 gestattete Auseinandersetzung, Ablösung und Zusammenlegung durchzuführen hatte. Nun hatte Lette zwar große Sympathie für das Landeskulturedict, aber mit der Art, wie dasselbe gehandhabt wurde, konnte er sich nicht befreunden. Ueber die Vertheilung der Geschäfte, über den schleppenden Gang derselben erhebt er lebhafte Klage. Da er zunächst unbesoldeter Assessor war und sich im April 1825 verheirathet hatte, war es ihm erwünscht, neben der amtlichen Arbeit noch eine einträgliche Beschäftigung zu erhalten. Er fand dieselbe in reichlichem Maaße. Er führte eine größere städtische Separation durch, er übernahm etwa fünfzehn Patrimonialgerichte. Aller-

dings war er kein Freund der Patrimonialgerichte, er meinte, daß die Rechtsprechung allein Sache des Staates sei, nicht der Großgrundbesitzer, daß ferner der bei dieser patriarchalischen Justiz dem freien Ermessen des Richters gelassene weite Spielraum leicht zur Willkür führen könne. Um so größere Mühe gab er sich, die ihm übertragene Gewalt in unparteiischer und wohlwollender Weise auszuüben. Er erwarb sich dadurch so großes Vertrauen, daß er noch lange nachher, als er zwanzig und dreißig Jahre später von dem heimischen Wahlkreise immer aufs Neue für das Abgeordnetenhaus gewählt wurde, dies wenigstens zum Theil auf die Wirkung des Vertrauens zurückführte, das er sich in seiner Jugend dort erworben hatte. In einer kurzen Selbstbiographie, die er 1867 für seine Wähler verfaßte und in dem zu Küstrin erscheinenden „Oderblatt" abdrucken ließ, sagte er: „Ich denke, die Alten werden ihren damaligen rechtschaffenen, humanen und prompten Richter und Specialcommissar nicht vergessen haben."

Trotz dieser Arbeiten fand er noch die Zeit, zwei Vertheidigungen vor Gericht zu übernehmen: für einen Ackerknecht, der seinen Vater erschlagen hatte, sowie für einen anderen Mörder und Brandstifter, weil er in beiden Fällen die Ueberzeugung erlangt hatte, daß die Angeklagten irrsinnig seien, daß sie nicht aufs Schaffot, sondern ins Irrenhaus gehörten. Bei dem Brandstifter gelang es ihm, das Gericht zu überzeugen, bei dem Vatermörder zunächst nicht. Lette reichte eine sehr eingehende Vertheidigungsschrift ein, wie es das damals übliche schriftliche Verfahren erforderte; der Gerichtshof war indessen anderer Ansicht und entschloß sich zur Verurtheilung. Der Unglückliche beruhigte sich dabei, Lette nicht. Auf eigene Hand legte er Berufung ein und erreichte durch eine zweite, noch eingehendere, klare und überzeugende Vertheidigungsschrift, daß das obere Gericht den Mann ins Irrenhaus schickte, wo er nicht

lange darauf in offenbarem, unzweifelhaftem Wahnsinn gestorben ist. Beide Vertheidigungsschriften wurden in Hitzig's „Zeitschrift für die Kriminalrechtspflege in den preußischen Staaten" [2] abgedruckt, sie sind die ersten von Lette's schriftstellerischen Arbeiten.

Auch zu mancher anderen gemeinnützigen Thätigkeit mußten Zeit und Kraft noch ausreichen. So regte er 1831 Vorsichtsmaaßregeln gegen die Cholera an, die in Deutschland noch unbekannt war, gleich bei ihrem ersten Erscheinen mit besonderer Heftigkeit auftrat und zahlreiche Opfer forderte. Seiner Ruhe und Besonnenheit gelang es, die Furcht vor der unheimlichen Krankheit zu vermindern und ihre Ausbreitung einzuschränken.

Nach neunjähriger Thätigkeit als Hülfsarbeiter in Soldin wurde Lette als zweiter Justitiarius zur Generalcommission in Stargard geschickt. Er fand hier dieselben Mängel der Geschäftsführung wie in Soldin und sprach deshalb den Wunsch aus, von der Verwaltung zur Justiz überzugehen. Er bat, in der Provinz Posen angestellt zu werden, weil das hier bereits eingeführte mündliche und öffentliche Gerichtsverfahren größeren Reiz auf ihn ausübte, als das in den älteren Provinzen noch übliche schriftliche und geheime Verfahren. Sein Wunsch wurde erfüllt, er wurde (1835) als Oberlandesgerichtsrath nach Posen versetzt. Von den Processen, an denen Lette hier während seiner vierjährigen Thätigkeit als Richter des Oberlandesgerichts mitzuwirken hatte, will ich den im Jahre 1839 gegen den Erzbischof von Posen und Gnesen, Herrn von Dunin, geführten als den berühmtesten nennen. Lette hatte die Begründung des auf Absetzung lautenden Urtheils auszuarbeiten. Obgleich er sich hierbei in kirchengeschichtliche und kirchenrechtliche Fragen vertiefen, die verschiedenen Theile der Anklage durchgehen und beleuchten mußte, hat er die mühevolle und umfangreiche, 150 Folioseiten füllende Arbeit in zehn Tagen fertig gestellt.

Bald nach seinem Eintritt in das Posener Oberlandesgericht wurde Lette im Nebenamt auch Mitglied des dortigen Revisionshofes, d. h. der den Generalcommissionen vorgesetzten Behörde, welche namentlich als zweite Instanz die Processe in den Auseinandersetzungssachen zu entscheiden hatte. Aus dieser Thätigkeit nahm Lette Veranlassung, dem vorgesetzten Minister seine Wünsche für eine gründliche Veränderung der Auseinandersetzungsbehörden vorzutragen und dieselben schließlich nach längeren mündlichen und schriftlichen Verhandlungen in einer ausführlichen Denkschrift zu begründen. Er hatte damit zunächst keinen Erfolg, wurde aber wieder ganz der landwirthschaftlichen Verwaltung zurückgegeben, indem er (1839) zum Director der Generalcommission in Soldin ernannt wurde, derselben Behörde, der er so lange als Hülfsarbeiter angehört hatte. Sie wurde bald darauf nach Frankfurt a. O. verlegt und Lette siedelte mit der Commission dahin über. Jetzt war er in der Lage, einen Theil der Uebelstände abzustellen, über die er früher geklagt hatte. Soweit dies im Rahmen des Gesetzes und seiner Befugnisse möglich war, hat er es gründlich gethan. Zunächst suchte er besonders tüchtige junge Männer, Assessoren und Feldmesser, heranzuziehen und bemühte sich, um dies durchführen zu können, die bis dahin sehr gedrückte Lage der Feldmesser zu verbessern und ihnen zu einer höheren Bezahlung ihrer Arbeit zu verhelfen. Dann ließ er auf Grund seiner früher gemachten Erfahrungen eine sehr eingehende Instruction ausarbeiten. In die wichtigeren Sachen griff er stets selbst ein, namentlich in den Fällen, wo die Parteien besonders erbittert waren. Bei dem großen Vertrauen, das er genoß, gelang es ihm fast immer, einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen. Seine Erfolge blieben nicht unbemerkt. Die Instruction für seine Commissarien und sein erster Geschäftsbericht an den Minister wurden auf dessen Veranlassung gedruckt und den Dirigenten aller übrigen Ausein-

andersetzungsbehörden zugesendet. Lette selbst wurde 1843 durch den Minister Grafen Arnim-Boitzenburg nach Berlin berufen als vortragender Rath in der landwirthschaftlichen Abtheilung des Ministeriums des Innern, ein Jahr darauf wurde er auch zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt. Er sollte die landwirthschaftliche Gesetzgebung bearbeiten, bei der damals, wie auch in anderen Zweigen der Gesetzgebung, eine Stockung eingetreten war, die in den eigenthümlichen Zeitverhältnissen ihre Ursache hatte. Denn in der Zeit von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. im Jahre 1840 bis zum Aufstand von 1848 war ein gedeihliches Fortschreiten der Gesetzgebung dadurch erschwert, daß zu verschiedene Strömungen einander gegenüber standen und sich kreuzten: romantische Verfassungspläne, Reactionsgelüste, die in den Provinzialständen zu Tage traten, daneben im Beamtenthum und namentlich im Staatsrath der Wunsch, an der Gesetzgebung der Reformzeit festzuhalten und ihre Grundlagen nicht preis zu geben. Aus den vielen Gesetzentwürfen, Verordnungen und Bestimmungen, die Lette in dieser Zeit zu bearbeiten hatte, sei nur eine Sache hervorgehoben, die für ihn und seine Thätigkeit von großer Bedeutung war. Schon lange hatte er eine andere Einrichtung der Auseinandersetzungsbehörden gewünscht. Die Hauptursache des Uebels lag nach seiner Ansicht in der zu großen Zahl der oberen Behörden. Ueber den Generalcommissionen, denen die eigentliche Ausführung oblag, standen sieben Revisionshöfe in den Provinzen, ein Theil der Revisionen wurde im Ministerium bearbeitet. Lette forderte, daß diese Revisionshöfe in den Provinzen aufgehoben und durch eine einzige Oberbehörde in Berlin ersetzt würden, der auch die bisher im Ministerium erledigten Arbeiten zu übertragen seien. Dadurch allein würde einheitliche Rechtsprechung und einheitliches, gleichmäßiges Verfahren zu erzielen sein. Es gelang ihm, seinen Wunsch durchzusetzen. Die Revisionshöfe in den Provinzen

wurden aufgehoben, das neue Revisionscollegium für Landeskultursachen[3] in Berlin wurde nach seinen Vorschlägen eingerichtet und mit den von ihm ausgewählten Beamten besetzt,[4] er selbst wurde (1845) zum Präsidenten der neuen Behörde ernannt, die er von da an dreiundzwanzig Jahre lang, bis zu seinem Tode, in kraftvoller, umsichtiger und unparteiischer Weise geleitet hat. Dadurch haben seine Bemühungen für die bessere Ausführung des Landeskulturedictes vollen Erfolg gehabt, so daß die Anwendung und die Durchführung dieses wohlthätigen Gesetzes aus der Zeit der Wiedergeburt Preußens immer häufiger und allgemeiner geworden ist.

Das Gesetz war nach und nach auf die Landestheile ausgedehnt worden, die 1811 nicht zum preußischen Staate gehört hatten, die nach dem Befreiungskriege wiedergewonnen oder neu erworben waren. Die Formen der Einführung waren in den einzelnen Gebieten sehr verschieden gewesen, auch hatte die Reaction mannigfache Beschränkungen hinzugefügt. Indessen gelang es im Jahre 1850, diese verschiedenen Vorschriften zu beseitigen und durch ein gemeinsames Gesetz über die Ablösung der Reallasten und die Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse zu ersetzen, durch welches die Bestimmungen vereinfacht und die Beschränkungen wieder aufgehoben wurden. Zugleich erweiterte das neue Gesetz die Regulirungsfähigkeit und dehnte sie auch auf die kleineren bäuerlichen Stellen aus. Von allen Gebieten, die 1814 zum preußischen Staate gekommen waren, widerstanden jetzt nur noch Neuvorpommern und Rügen der Einführung des Gesetzes. Hier hatte die schwedische Regierung dem Adel freie Hand gelassen und ihn nicht gehindert, einen großen Theil der bäuerlichen Nahrungen einzuziehen. In Folge dessen erklärten die Behörden dieser Landschaften bei der Vorbereitung des Gesetzes von 1850: „daß Verhältnisse, auf welche dieses Gesetz Anwendung finden könnte, dort völlig ver-

schwunden seien und zur Zeit nicht mehr existirten."[5] Diese Behauptung erwies sich indessen als unrichtig., Es gab immer noch eine beträchtliche Zahl bäuerlicher Stellen, die geschützt und erhalten werden konnten. Lette war der Meinung, daß gerade für diesen Landestheil das Bedürfniß einer solchen Gesetzgebung zur Erhaltung seines Bauernstandes ganz besonders dringend sei. Erst 1861, in der Zeit der neuen Aera, gelang es, das Ministerium zur Vorlegung eines Gesetzes über „die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in Neuvorpommern und Rügen" zu bestimmen. An der Berathung dieses Gesetzes im Abgeordnetenhause hat Lette den lebhaftesten Antheil genommen; es ist ihm gelungen, wesentliche Veränderungen desselben durchzusetzen. Der von ihm verfaßte Bericht der Commission stellt anschaulich dar, wie sich im Laufe der Zeit die bäuerlichen Verhältnisse in Schwedisch-Pommern entwickelt hatten, er giebt auch einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die Entwickelung der Regulirungsgesetze in Preußen, den Niemand besser geben konnte, als der Verfasser, der selbst so wesentlichen Antheil an dieser Entwickelung hatte. Lette hat diesen Bericht mit besonderer Freude ausgearbeitet, es erfüllte ihn mit Genugthuung, daß nun auch das letzte Stück des preußischen Staates, das sich bisher seiner Thätigkeit verschlossen hatte, derselben geöffnet wurde. Die Vergrößerung Preußens im Jahre 1866 gab dann Gelegenheit, die Regulirungsgesetze auch in den neu erworbenen Provinzen einzuführen.

Neben dieser bedeutenden und tief eingreifenden amtlichen Wirksamkeit Lette's steht nun seine gleichfalls umfassende parlamentarische, schriftstellerische und Vereinsthätigkeit. Der erste von Lette ins Leben gerufene Verein ist der Landwirthschaftliche Centralverein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O., 1841 begründet. Später hat Lette einen ähnlichen Verein für den Regierungsbezirk Potsdam, die Märkisch-Oekonomische Gesellschaft,

eingerichtet. Von anderen landwirthschaftlichen Vereinen ist noch der 1845 begründete Seidenbauverein für die Provinz Brandenburg zu erwähnen. Lette gab sich viele Mühe, die Landschullehrer für die Anpflanzung von Maulbeerbäumen und die Zucht der Seidenraupen zu interessiren. Wie eine seiner Töchter erzählt, hat er häufig die zu seiner Erholung unternommenen Spaziergänge und Ausflüge so eingerichtet, daß er die Schullehrer in den Dörfern der Umgebung von Berlin aufsuchte, um durch seine Theilnahme zu ermuntern.[6] 1844 gab die Gewerbeausstellung in Berlin den Anlaß zur Gründung des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, der bald eine sehr bedeutende Thätigkeit entwickelte. Mit Hülfe dieses Vereins hat dann Lette eine ganze Reihe anderer Vereine begründet: den Berliner Handwerker-Verein, einen Central-Darlehnskassen-Verein, das Comité für den Besuch der Pariser Ausstellung im Jahre 1867, von dem 133 Handwerker nach Paris geschickt worden sind, um dort ihre Anschauungen zu erweitern und ihre Berufskenntnisse zu vermehren, ferner 1866 — als seine letzte Schöpfung den Verein für die Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes, der später den Namen Lette-Verein angenommen und unter der klugen und geschickten Leitung von Lette's ältester Tochter, Frau Schepeler-Lette, sich in großartiger Weise entwickelt hat und jetzt seine segensreiche Thätigkeit noch weiter ausdehnt. Von anderen Gründungen Lette's sind namentlich noch zu nennen: der Frauen-Verein für Fröbel'sche Kindergärten, der Verein für das Pestalozzi-Waisenhaus in Pankow, ferner 1858 die Anregung zum Zusammentreten des Volkswirthschaftlichen Congresses, der bald wesentlichen Einfluß auf die wirthschaftlichen Anschauungen und auf die wirthschaftliche Gesetzgebung gewann; Lette ist bis zu seinem Tode Vorsitzender des vom Congresse eingesetzten ständigen Ausschusses gewesen. Auf etwas anderem Boden stehen der Verein vom Rothen Kreuz

und die Victoria-National-Invalidenstiftung, beide nach dem Kriege von 1866 ins Leben gerufen, zu deren Begründung Lette durch das Vertrauen der Königin Augusta und des Kronprinzen herangezogen wurde. Diese beiden Stiftungen sind nicht von ihm ausgegangen, aber mit lebhafter Freude hat er seine große Erfahrung in ihren Dienst gestellt und seine erfolgreiche Mitwirkung ist von der Königin, vom Kronprinzen und von der Frau Kronprinzessin huldreich anerkannt worden.

Wenn man nun fragt, wie ein Einzelner so zahlreiche Vereine nicht nur ins Leben rufen, sondern sie auch auf die rechten Wege leiten und zu glücklichem Gedeihen führen konnte, so ist neben Lette's selbstloser Hingabe vor Allem seine schöpferische Thatkraft anzuerkennen, die sich bei ihm mit einer außerordentlichen Ausdauer und Geduld verband. Sein praktischer Sinn erkannte bald, was nützlich, was erreichbar war, seine Menschenkenntniß erleichterte ihm, die zur Mitarbeit geeigneten Kräfte herauszufinden. Wenn er sie gefunden, dann suchte er in ihnen den Feuereifer zu erwecken, der ihn selbst beseelte, dann stand er ihnen gern rathend und helfend zur Seite. Wer auch in das Zimmer des vielbeschäftigten Mannes eintreten mochte, Vornehm oder Gering, Alt oder Jung, fand ihn immer bereit, die Feder aus der Hand zu legen, wie groß oder wie dringend auch seine Arbeit sein mochte. Für Diejenigen, die Rath von ihm begehrten, hatte er immer Zeit. Und wenn der Eintretende, sei es an Jahren und Erfahrung, oder in seiner Lebensstellung, oder an Wissen, auch noch so weit unter ihm stand und mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu zu dem Hochangesehenen und Hochgestellten hinaufblickte, wie schnell verschwand die Scheu der aus dem Herzen kommenden, echten Menschenfreundlichkeit gegenüber, die allem Ernsten und Guten Freund und nur dem Untüchtigen Feind war. Dabei war er weit entfernt, auf den eigenen Ansichten und Wünschen zu bestehen, im Gegentheil

freute er sich, der Thätigkeit seiner Mitarbeiter den weitesten, freiesten Spielraum zu lassen, wenn sie nur leistungsfähig waren, wenn sie nur denselben Zielen zustrebten, wie er.

Die Schriften Lette's sind theils darstellender Art, wie das berühmte, mit von Rönne herausgegebene Werk über die Landeskulturgesetzgebung des preußischen Staates und wie ein anderes Werk über das Wasserrecht. Sie geben eine übersichtlich geordnete Zusammenstellung und Erläuterung des bestehenden Rechtes, sind unentbehrliche Nachschlagebücher für Diejenigen, welche mit diesen Dingen zu thun haben, namentlich für die Behörden, welche diese Bestimmungen auszuführen haben. Darstellender Art ist auch Lette's Mitarbeit an einigen Sammelwerken, wie an Rentzsch's Handwörterbuch der Volkswirthschaftslehre und am Rotteck-Welcker'schen Staatslexicon, für das Lette das ganze Gebiet der Agrar- und Gewerbegesetzgebung bearbeitet hat. Die übrigen Schriften sind meist politischer Art, sie stellen die Nachtheile eines bestehenden Zustandes dar oder machen Vorschläge zur Abänderung desselben. Fünf Schriften beschäftigen sich mit der ländlichen Gemeinde- und Polizeiverfassung, die erste derselben ist 1848 erschienen. Lette wünschte, daß die von Stein begründete Selbstverwaltung auf die Landgemeinden und die Landkreise ausgedehnt würde. Im Jahre 1850 hatte er die Freude, daß eine seinen Wünschen entsprechende Gemeindeordnung erlassen wurde. Dieselbe wurde indessen 1852 wieder aufgehoben. Lette hat diese Aufhebung, die er für ungesetzlich und verfassungswidrig hielt, im Parlament und außerhalb desselben bekämpft, er hat 1854, zweimal im Jahre 1867, endlich noch in seinem Todesjahre Flugschriften über die Umgestaltung der ländlichen Verwaltung veröffentlicht, die indessen erst 1875, sieben Jahre nach seinem Tode, erfolgt ist.

Von anderen Schriften Lette's möchte ich zwei hervorheben, den als viertes Heft dieser Sammlung gedruckten Vortrag „Die

Wohnungsfrage", in dem Lette die Bestrebungen zur Beschaffung besserer Arbeiterwohnungen in der Stadt und auf dem Lande vom geschichtlichen und volkswirthschaftlichen Standpunkte bespricht. Ferner eine etwas größere, 1857 herausgegebene Schrift „Ueber die Verfassungszustände in Preußen". Im Gegensatz zu den politischen und religiösen Anschauungen, die damals Ludwig von Gerlach, der bekannte „Rundschauer", in der „Kreuzzeitung" entwickelte und im Gegensatz zu der 1856 erschienenen Schrift „Grundzüge der conservativen Politik", welche die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Maaße beschäftigte, versucht Lette die Grundlagen einer liberalen Weltanschauung in ihrer Bedeutung für den preußischen Staat geschichtlich zu entwickeln und zu begründen. Neben den allgemeinen Gesichtspunkten und Grundlinien beleuchtet er namentlich solche Fragen, die für die innere Politik Preußens und den Ausbau seiner Verfassung von Bedeutung sind.

Im Ganzen zähle ich zwölf selbstständige Schriften Lette's, daneben zahlreiche Aufsätze in den beiden von ihm begründeten Zeitschriften „Der Arbeiterfreund" und „Die Zeitschrift für die Landeskulturgesetzgebung des preußischen Staates", ferner in einigen anderen Zeitschriften, namentlich in der „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Kulturgeschichte."

Lette's parlamentarische Thätigkeit hat 1848 begonnen, als er von einem märkischen Wahlkreise zum Abgeordneten für das National-Parlament in Frankfurt a. M. gewählt wurde, dem ersten aus freien Wahlen aller deutschen Stämme hervorgegangenen Parlament, von dem man hoffte, daß es den sehnsüchtigen Wunsch nach Herstellung des geeinigten Deutschen Reiches erfüllen werde. Man kann sich vorstellen, mit welcher Begeisterung, in wie gehobener Stimmung der alte Burschenschafter nach Frankfurt reiste und in die Paulskirche eintrat. Er hat hier mit Simson, Dahlmann, von Gagern, Beseler und

Anderen zur Kaiserpartei gehört, welche die deutsche Einheit unter preußischer Führung, unter dem Kaiserthum der Hohenzollern anstrebte. Nach vielen Kämpfen gelang es ihnen zuletzt, im Parlamente den Sieg zu erringen, durchzusetzen, daß die Reichsverfassung beschlossen und Friedrich Wilhelm IV. zum erblichen Kaiser gewählt wurde. Daß die Kaiserkrone nicht angenommen wurde, daß die Einheitsbewegung scheiterte, hat dann einen schweren Rückschlag bewirkt und die Reaction in Preußen herbeigeführt, die zu bekämpfen Lette für seine Pflicht hielt. Er war jetzt eine bekannte politische Persönlichkeit geworden, wurde 1851 in den preußischen Landtag gewählt und hat demselben ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode angehört. Im Jahre 1867 wurde er in den constituirenden und dann auch in den ersten ordentlichen Reichstag des norddeutschen Bundes gewählt und erhielt so zum zweiten Male Gelegenheit, an der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches mit zu arbeiten.

Auf diese parlamentarische Thätigkeit werde ich noch zurückkommen, zunächst aber muß ich die schweren persönlichen Kämpfe berühren, in die Lette mit der zur Regierung gelangten reactionären Partei gerieth. Bereits im Jahre 1849 hatte der Ministerpräsident von Manteuffel an einem Sendschreiben Anstoß genommen, das Lette am 3. Mai 1849 von Frankfurt aus an seine Wähler gerichtet hatte. Lette wurde im September aufgefordert, sich wegen dieses Schreibens zu verantworten. Er that dies mit dem Hinweis auf die Bestrebungen der Kaiserpartei und mit Berufung auf das in der preußischen Verfassung anerkannte Recht der Meinungsäußerung. Zu der Zeit, als er das Schreiben an seine Wähler sendete, seien die Hoffnungen der Kaiserpartei zwar durch die Ablehnung der Kaiserkrone von Seiten des preußischen Königs erschüttert gewesen, doch habe man noch Hoffnungen gesetzt auf weitere Verhandlungen über eine Veränderung der Reichsverfassung. Welche Stellung die

preußische Regierung einnehmen werde, sei erst bekannt geworden durch den am 28. Mai von ihr veröffentlichten neuen Entwurf einer deutschen Verfassung. Wenn er diese Entschließung der preußischen Regierung bereits am 3. Mai gekannt hätte, „würde ich ebenso aufgefordert haben, vereinzelte Bedenken gegen diesen Entwurf, um des Heils des Ganzen willen, fallen zu lassen und die Regierung in der Durchführung desselben mit aller Kraft zu unterstützen." Der Minister ließ hierauf diese Sache fallen.

Eine Rede, die Lette im October 1852 vor den Wahlmännern seines Wahlkreises zu Königsberg i. Nm. hielt, schien eine bessere Handhabe zu bieten. Lette hatte in dieser Rede dargelegt, daß die Aufhebung der Gemeindeordnung ungesetzlich sei und hatte die Nachtheile des dadurch herbeigeführten Zustandes geschildert. Ein gehässiger Bericht darüber in der „Kreuzzeitung" beschuldigte ihn der heftigsten Schmähungen gegen den Minister von Westphalen. Daraufhin wurde die Untersuchung gegen ihn eingeleitet, und zwar vor dem Obertribunal, da Lette als richterlicher Beamter nur von diesem gerichtet werden konnte. Jene Beschuldigung erwies sich nun zwar als unwahr, der Denunciant konnte seine Behauptung nicht aufrecht erhalten und mußte sie vor dem Richter ausdrücklich widerrufen. Die Untersuchung wurde indessen fortgesetzt, indem nunmehr behauptet wurde, daß Lette die Grenzen der berechtigten Kritik überschritten habe. Diese Grenze zwischen der berechtigten und der unberechtigten Kritik ist in der Zeit eines erregten Parteikampfes sehr schwer zu ziehen, bei einer nicht aufgezeichneten, sondern frei gehaltenen, lebhaften Rede ist kaum mit Sicherheit festzustellen, welches Wort, welches Bild diesseits und welches jenseits der Grenze steht. Es ist das wesentlich eine Sache des Tactgefühls. Da nun Lette in langer amtlicher Laufbahn, in zwanzigjährigem politischem Parteikampf stets ein feines, sicheres

Tactgefühl bekundet hat, so ist an und für sich kaum anzunehmen, daß ihn dies gerade an diesem einen Tage im Stich gelassen habe. Aus den Aussagen der Zeugen geht das auch eigentlich nicht hervor. Das Gericht hat zahlreiche Zeugen vernommen, Männer der verschiedensten Lebensstellungen, Geistliche, Lehrer, Officiere, Steuerbeamte, Communalbeamte, Gutsbesitzer. Von allen diesen Zeugen haben nur einige wenige, bekannte Anhänger der reactionären Partei, die nächsten Freunde des Gegenkandidaten, Anstoß an der Rede genommen und sich dadurch verletzt gefühlt, daß ein hochstehender Beamter dem ihm vorgesetzten Minister eine Verletzung der Verfassung vorwarf. Trotzdem stellte der Generalstaatsanwalt den Antrag auf Amtsentsetzung. Darauf ging das Plenum des Obertribunals zwar nicht ein, aber nach längerer Debatte wurde mit kleiner Stimmenmehrheit eine Warnung beschlossen (20. Februar 1854). Von fünf Präsidenten, die an der Berathung theilnahmen, haben vier für Freisprechung gestimmt, ebenso alle die Räthe, auf deren Ansicht Lette Werth legte, die er hochstellte. Unter diesen Umständen glaubte er das Urtheil nicht als ein gerechtes und berechtigtes anerkennen zu können. Nach seiner Ueberzeugung war es weniger durch juristische Erwägungen, als durch Parteileidenschaft bestimmt worden.

Unmittelbar darauf wurde Lette durch königliche Entschließung aus der Liste der Mitglieder des Staatsrathes und des Landes-Oekonomie-Collegiums gestrichen. Das mußte er hinnehmen, aber gegen die Begründung, mit der ihm der Ministerpräsident die königliche Entschließung mittheilte, lehnte er sich auf, die wies er in einem geharnischten Schreiben zurück. Sein Leben sei makellos, heißt es am Schlusse dieses Schreibens: „Dies und die vorwaltenden Umstände halten mich von einem Schritte zurück, den Ew. Excellenz Aeußerung an sich anzuregen geeignet sein könnte." Bald darauf wurde Lette amtlich eröffnet, der

König wünsche und erwarte von ihm, daß er sein Amt freiwillig niederlege, weil er das Vertrauen des Königs nicht mehr besitze; der König werde ihn dann anderweitig versorgen. Damit gerieth Lette in eine sehr schwierige Lage. Für einen königlichen Beamten, der im Namen des Königs verwalten und Recht sprechen soll, ist es im höchsten Maaße peinlich, sich einem ausgesprochenen Wunsche des Königs zu widersetzen. Dennoch kam Lette nach schwerem Kampfe und ernster Erwägung zu der Ueberzeugung, daß er sich diesem Wunsche nicht fügen könne. Wenn er jetzt, nach dem Beschlusse des Obertribunals, nachdem man ihn aus dem Staatsrath und aus dem Landes-Oekonomie-Collegium entfernt hatte, freiwillig aus dem Amte scheide, so werde es so aussehen, als ob er selbst sich schuldig oder unwürdig fühle. Dies könne er um seiner Ehre willen nicht thun; er habe die Pflicht, seinen Kindern die Ehre seines Namens unangetastet zu hinterlassen. Das ist kurz zusammengefaßt der Inhalt einer längeren Verhandlung mit dem Unterstaatssecretär, der ihm den Wunsch des Königs eröffnet hatte. Derselbe wollte sich damit nicht begnügen und wünschte, daß Lette seine Gründe dem Minister von Westphalen persönlich vortragen solle. Darauf ging Lette stracks aus dem Zimmer des Unterstaatssecretärs in das Arbeitszimmer des Ministers und hatte mit diesem eine lange Auseinandersetzung. Der Minister war mit dem Erfolg derselben nicht zufrieden und verlangte, daß Lette auch noch zum Justizminister Simons gehe. Lette hat dies gethan und auch hier seine Ansicht aufrecht erhalten. Unmittelbar nachher hat er den Inhalt dieser drei Unterredungen aufgezeichnet.

Ich muß gestehen, daß von allen Papieren, welche die Familie Lette's mir zur Durchsicht anvertraut hat, gerade diese Aufzeichnungen mich am meisten angesprochen und bewegt haben. Leibhaft sah ich dabei den beweglichen, kleinen Mann vor mir, sah seine sonst so gutmüthigen Augen blitzen, wie er den Vor-

gesetzten gegenüber, die seine Gegner geworden sind, die ihn aus dem Amte drängen wollen, mit männlicher Tapferkeit, fest und klar, aber doch besonnen und maaßvoll, die Form beherrschend, seines Tactgefühles sicher, sein Recht vertheidigt und seine Stelle behauptet. Aus dem Amte hat er sich nicht drängen lassen, dessen hat er bis zum Tode gewaltet, ebenso umsichtig und ebenso unparteiisch, wie vorher. In dem schönen Nachrufe seines Collegiums heißt es über die Art seiner Geschäfsführung: „schnellen, klaren Urtheils, über den Buchstaben des Gesetzes erhaben, immer unparteiisch im Geiste der Gesetzgebung.“ Seine amtliche Wirksamkeit ist durch das schiefe Verhältniß zur Regierung nicht behindert worden. Dasselbe hat indessen fortgedauert bis zum Eintritt der Regentschaft im Jahre 1858. Der neue Herrscher hat dann Lette's Verdienste anerkannt und ihn mehrfach ausgezeichnet.

Neben den Zeichen der Anerkennung, die er der ihm wieder zugewendeten königlichen Huld verdankte, möchte ich noch erwähnen, daß Lette im October 1856 von der philosophischen Facultät der Universität Greifswald ehrenhalber den Doctortitel erhielt, und daß ihm 1867 auf der Pariser Ausstellung wegen seiner Bemühungen für die Bildung der Handwerker die silberne Medaille zuerkannt wurde, die Lette dann dem Berliner Handwerkerverein überwies.

Schon dieser kurze Ueberblick über Lette's Leben hat wohl gezeigt, daß seine vielseitige Thätigkeit nicht ohne inneren Zusammenhang war. Die zahlreichen Vereine, so verschieden von einander sie im Einzelnen sind, verfolgen doch verwandte Zwecke. Der Dahrlehnskassen-Verein und die landwirthschaftlichen Vereine ebenso wie die Frauenvereine, die Bildungsvereine, der Pestalozzi-Verein und der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen gehen darauf aus, die Wohlfahrt des Volkes zu heben zugleich durch Erleichterung der Bildung und durch

Förderung der wirthschaftlichen Selbstständigkeit. Nicht die Staatshülfe hat Lette angerufen, um den Einzelnen zu helfen, im Gegentheil, die Einzelnen hat er aufgerufen, sich selbst zu helfen durch eigene Kraft und durch festen Zusammenschluß in Vereinen. Damit stimmt überein, wenn Lette als Gesetzgeber die Hindernisse zu beseitigen, die Fesseln wegzuräumen sucht, welche die Erwerbsthätigkeit des Landmannes, des Handwerkers, der Frauen erschweren. Gerade dies ist der hauptsächlichste Theil von Lette's parlamentarischer Thätigkeit. Auch an allen anderen Arbeiten der verschiedenen Parlamente, deren Mitglied er war, hat er mit gewohnter Pflichttreue theilgenommen, freudigen Herzens hat er Alles unterstützt, was zur Förderung der deutschen Einheit, zur Eindämmung der Reaction, zum Ausbau der Gesetzgebung dienen konnte. Ein Vorkämpfer ist er aber nur gewesen in der landwirthschaftlichen und in der gewerblichen Gesetzgebung, sowie auf dem damit nahe verwandten Gebiete der Selbstverwaltung in Stadt und Land. Nur in diesen Fragen ist er mit selbstständigen Anträgen, ist er als Redner und Berichterstatter aufgetreten. Die wirthschaftliche Selbstständigkeit zu fördern ist auch das Ziel seiner amtlichen Arbeit. Sie war vornehmlich dem Landeskulturedict von 1811 gewidmet, das die Ablösung der Lasten erleichtern und dem Landmann ermöglichen sollte, seine Kräfte, sowohl seine geistigen wie seine wirthschaftlichen und körperlichen Kräfte, frei auszunutzen. Schon als Knabe hatte er seinem Vater bei den ersten Versuchen der Ausführung dieses Gesetzes zur Hand gehen können; er erwähnte später gern diese Erinnerung aus der Knabenzeit, weil sie für seine Richtung und Thätigkeit im Leben von Einfluß gewesen war. Nachher als Hülfsarbeiter, dann als Director der Generalcommission in Soldin, als vortragender Rath im Ministerium, endlich als Präsident des Revisionscollegiums — immer hatte er für eben dieses Gesetz zu wirken, dessen Durchführung und Ver-

vollkommnung so die Hauptarbeit seines Lebens geworden ist. Er steht damit auf dem Boden der Stein'schen Reformgesetzgebung, an deren weiterem Ausbau mitzuarbeiten er als Jüngling sich vorgenommen hatte. Wir sehen also, daß Lette's nach verschiedenen Richtungen bethätigte Arbeit doch im Ganzen eine einheitliche gewesen ist, darauf hinausgehend: das Wohl seiner Mitbürger zu fördern auf der Grundlage persönlicher Freiheit und wirthschaftlicher Selbstständigkeit. Diesem Ziele hat er nachgestrebt in unerschütterlicher Treue, in nie rastender Arbeit, von früher Jugend, bis in seinem siebzigsten Lebensjahre (am 3. Dezember 1868) der Tod seiner Arbeit ein Ziel setzte.

Das Wort des Psalmisten: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen,“ paßt buchstäblich auf Lette's Leben. Es ist reich gewesen an Arbeit, an Hingebung für Andere, aber es ist auch reich gewesen an Freude über den Erfolg, an Anerkennung weitester Kreise, es ist ferner reich gewesen in einem schönen, innigen, durchgeistigten Familienleben. Da ich selbst das Glück gehabt habe, in Lette's Hause zu verkehren, so muß ich auch dessen gastfreie Geselligkeit erwähnen, die zugleich vornehm und zwanglos war. So lange das Parlament tagte, standen jeden Sonntag Abend die Pforten des Hauses offen. Parlamentarier, hohe Beamte, Vertreter der Wissenschaft und der Kunst, kluge Frauen, zahlreiche Jugend mischten sich in ernster Unterhaltung und in ungezwungener Fröhlichkeit. Denn der Präsident war, wie ein Freund der Arbeit, so auch ein Freund der Heiterkeit, des Scherzes, der leicht bewegten Rede und Gegenrede. Ebenso war Lette auch ein Freund der Jugend. Die Leser gestatten mir wohl, hier ein persönliches Erlebniß anzuführen. Im Sommer 1865 kam Lette eines Nachmittages, um meiner Mutter einen Besuch zu machen. Er fand indessen Niemand zu Hause, als mich, bei dem zufällig einige Altersgenossen waren. Mit behag-

lichem Lächeln setzte sich der alte Herr zwischen uns junge Leute, ließ sich von unseren Arbeiten, unseren Plänen erzählen und fragte nach unseren Idealen. Gerade die wollte er kennen lernen, wollte wissen, welche Gedanken und Hoffnungen unsere Herzen höher schlagen ließen. Sein eigenes, von Idealen erfülltes Herz war so jugendfrisch geblieben, daß er uns völlig verstehen, sich ganz in unsere Seelen versenken konnte, so daß auch uns die Herzen weit wurden und wir offen zu ihm sprachen, wie zu einem Kameraden. Es ist ein kleiner Zug, den ich erzählt habe, aber ich glaube, er ist bezeichnend für Lette's Persönlichkeit, für die innere Wärme, die von ihm ausstrahlte und Andere erwärmte, die ihm ermöglichte, Vielen Vieles zu sein.

Wer so viel Liebe gesäet hat in langem, unermüdlichem Streben, der hat vollbegründeten Anspruch auf die Liebe, auf die Anerkennung, auf die dankbare Verehrung auch der Nachwelt. Nicht nur seine Werke überleben ihn, sondern auch die Erinnerung an seine zugleich kraftvolle und ernste, liebenswerthe und milde, edle Natur.

Verzeichniß

der von Lette verfaßten Bücher und Flugschriften.

Beleuchtung der preußischen Ehereichtsreform. Frankfurt a. O. 1843.

Die Gemeinde- und Polizeiverfassung in Preußens östlichen und mittleren Provinzen. Berlin, Februar 1848.

Die Gesetzgebung über die Benutzung der Privatflüsse zur Bewässerung von Grundstücken. Berlin 1850.

Lette und von Rönne, Die Landeskulturgesetzgebung des preußischen Staates 7 Bände. Berlin 1853 fge.

Entwurf einer ländlichen Gemeinde- und Polizeiordnung. Berlin 1854.

Ueber die Verfassungszustände in Preußen. Berlin 1857.

Die Vertheilung des Grundeigenthums im Zusammenhange mit der Geschichte, der Gesetzgebung und den Volkszuständen. Berlin 1858.

Der volkswirthschaftliche Congreß und der Zollverein. Berlin 1862.

Die Landgemeindeordnung für die sechs östlichen Provinzen Preußens. Berlin 1867.

Zur Reform der Kreisordnung und ländlichen Polizeiverwaltung. Berlin 1867.

Das landwirthschaftliche Credit- und Hypothekenwesen. Berlin 1868.

Die Reorganisation der Staats- und der Selbstverwaltung in Preußen. Berlin 1868.

Anmerkungen.

[1] So bei Wit, genannt von Dörring, Fragmente aus meinem Leben. Leipzig 1828, Bd. 3, Abth. 1, als Beilage eines vom dänischen Gesandten in Paris an die französische Regierung gerichteten Schreibens, das die Auslieferung Wit's erbittet. Follen hat nachher diese drei Strophen — aber ohne die Ueberschrift — in sein „Großes Lied" aufgenommen.

[2] 1831, Bd. 17 und 18.

[3] Das jetzige „Ober-Landeskultur-Gericht".

[4] Promemoria vom 6. December 1844 wegen des Geschäftsganges und Instanzenzuges bei den Auseinandersetzungsbehörden.

[5] Bericht der Agrarcommission des Abgeordnetenhauses vom 20. Februar 1861.

[6] Lebensbild des verewigten Präsidenten Dr. Lette von Marie Fischer, geb. Lette. Als Manuscript gedruckt 1899.

In der Sammlung „gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ erschienen:

Ueber Biographien und Verwandtes.

Nummern und mehr dieser Kategorie nach Auswahl wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

	ℳ
elis, Adolf Bastian. (N. F. 128)	—.80
Friedrich Nietzsche. (N. F. 217)	—.80
Heymann Steinthal. (N. F. 296)	—.75
erti, Heinrich Pestalozzi. 2. Aufl. (79)	—.60
wld, Sappho. (118)	—.60
ner, Peter Vischer und das alte Nürnberg. (N. F. 3)	—.75
: Belle, Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. (26)	—.75
ider, Giordano Bruno. Ein Märtyrer der Geistesfreiheit. (N. F. 102)	—.80
George Eliot. (N. F. 170)	1.—
Luise von François. (N. F. 208)	—.80
mardi, Cavour. (N. F. 64)	1.—
nhardt, Lord Palmerston. (107)	—.60
nstein, Alexander von Humboldt u. d. Geist zweier Jahrhunderte (89)	—.75
sfer, Heinrich der Löwe. (349)	—.80
Kaiser Friedrich der Zweite. (383)	—.60
uffet, Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung: Luise Büchner, Marie Calm. (N. F. 168)	1.—
ichmann, Wilhelm von Humboldt. (N. F. 17)	—.80
nuner, Dr. Joh. Conr. Brunner. (N. F. 62)	—.60
nuehl, Victor Hugo. (N. F. 2)	1.—
ndorff, Kaiser Otto III. (478)	—.80
matinger, Meleagros von Gadara. Ein Dichter der griechischen Decadence. (N. F. 304)	—.80
ssenhardt, Hadrian und Florus. (397)	—.60
fer, Kurfürstin Sophie von Hannover. (N. F. 179)	—.60
rster, Ernst, Peter von Cornelius. (217)	—.75
rster, W., Johann Kepler. (146)	—.60
oboese, Gottfried von Bouillon. (326)	—.75
aser, Diether von Isenburg-Büdingen. (N. F. 284)	1.—
ergens, Mohammed. (290)	1.—
ldschmidt, Bertha von Marenholtz-Bülow. (N. F. 239)	1.—
rimm, Albrecht Dürer. 2. Aufl. (16)	1.—
ruber, Theodor Körner in Dichtung und Wahrheit. (N. F. 223)	—.80
undlach, Friedrich der Große und sein Vorleser de Prades. (N. F. 160)	1.—
el, Justus van den Vondel. (N. F. 108)	1.—
ng, Confucius, der Weise Chinas. (338)	—.60
Hellwald, Sebastian Cabot. (124)	—.75
nte, Johann Huß und die Synode von Constanz. 2. Aufl. (81)	—.75
erbst, Kant als Naturforscher, Philosoph und Mensch. (362)	—.80
esse, Minchen Herzlieb. (297)	1.—
tzel, Jeanne d'Arc. (227)	1.—
offmann, Julius Sturm. (N. F. 306)	—.80
ölder, Savigny und Feuerbach, die Koryphäen der Rechtswissenschaft. (378)	1.—
Holtzendorff, Richard Cobden. 3. Aufl. (17)	—.75
- John Howard und die Pestsperre gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. (317)	—.80
önes, Ludwig Uhland, der Dichter und der Patriot. (N. F. 27)	1.—
opf, Bonifaz von Montferrat, der Eroberer von Konstantinopel und der Troubadour Rambaut von Vaqueiras. (272)	—.75

ollständige Verzeichnisse der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ sind in jeder Buchhandlung oder bei der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg gratis und franko zu haben.

Präsident Lette.

Gedächtnißrede,

gehalten im Berliner Handwerkerverein am 10. Mai 189[illegible]

von

Prof. Dr. Paul Goldschmidt
in Berlin.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 313—336 umfassend.)

Heft 329/30.

I.
Zola und die Rougon-Macquart.
II.
Das Milieu bei Emile Zola.

Von
Dr. Benno Diederich
in Blankenese bei Hamburg.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

I.

Zola und die Rougon-Macquart.

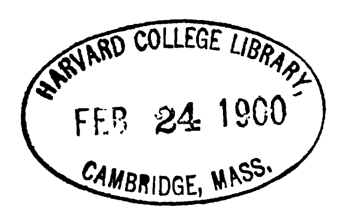
II.

Das Milieu bei Emile Zola.

Von

Dr. Benno Diederich
in Blankenese bei Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

I.

Als Zola vor ungefähr dreißig Jahren die Rougon-Macquart zu schreiben begann, war er ein unbekannter Mann, der sich nur mit Mühe ein unsicheres Brot erwarb; nach Vollendung des Doctor Paskal war er höchst berühmt,* alle Welt blickte mit freundlichem Interesse auf das Festmahl, mit dem der erfolg- und ruhmgekrönte Dichter und das ganze literarische Paris den Schluß des ganzen Werkes feierte.

Als Zola vor Jahr und Tag seine Stimme im Dreyfus-Proceß erhob, hatte er fast seiner ganzen Nation den Fehdehandschuh hingeworfen, bei der Verhandlung, wo das gebeugte Recht zum Himmel schrie, war er seines Lebens nicht sicher gewesen vor der wüthenden Menge; jetzt haben sich mehr und mehr gewichtige Männer und einflußreiche Zeitungen für ihn und seine Ansicht über den Proceß ausgesprochen, und die Zeit läßt sich absehen, wo ihn als Heros die ganze Nation jubelnd auf den Schild heben wird.

So hat Zola manchen Umschwung des Glückes erfahren. Er selbst ist sich immer gleich geblieben, von breiter Energie in

---

* Genaueres über Inhalt und Umstände der einzelnen Romane sowohl, wie über Zola's Leben überhaupt findet sich in dem Buche des Verfassers: Emile Zola, Nr. 8—10 der Biogr. Volksbücher, 1898, R. Voigtländer's Verlag, gebunden 1 Mk. Daselbst findet sich auch der Original-Stammbaum der Rougon-Macquart in photographischer Nachbildung.

der Arbeit, sich selbst getreu in Leben und Ueberzeugung. Jenes hat ihm den ersten, das andere wird ihm den zweiten Umschwung des Schicksals zu einem glücklichen machen. Aber das zweite war nicht möglich ohne das erste. Der Romancyclus „Die Rougon-Macquart" sind die Basis, auf der auch für seine jetzige Wirksamkeit die Bedeutung des zähen Kämpfers von heute ruht.

Die Rougon-Macquart bestehen aus zwanzig Romanen, deren Titel in der Reihenfolge ihrer Entstehung folgende sind:

La fortune des Rougon (Das Glück der Rougon), La curée (Die Jagdbeute), Le ventre de Paris (Der Bauch von Paris), La conquête de Plassans (Die Eroberung von Plassans), La faute de l'abbé Mouret (Der Fehltritt des Abbé Mouret), Son Excellence Eugène Rougon (Seine Excellenz Eugen Rougon), L'assommoir (Der Todtschläger), Une page d'amour (Eine Seite Liebe), Nana, Pot-bouille (Sudelküche), Au bonheur des dames (Zum Paradies der Damen), La joie de vivre (Die Lebensfreude), Germinal, L'oeuvre (Das Meisterwerk), La terre (Die Erde), Le rêve (Der Traum), La bête humaine (Die Bestie im Menschen), L'argent (Das Geld), La débâcle (Der Zusammenbruch), Le docteur Pascal (Der Doctor Paskal).

Von vornherein darf nicht vergessen werden, daß das Ganze ein einheitliches Werk ist. Will man dieses aber in seiner Gesammtheit übersehen, dann muß man etwas zurücktreten, damit vor den großen Umrissen die Einzelheiten verschwinden. Dabei fragen wir zunächst: Wie ist die Idee des Ganzen in der Seele des Dichters entstanden?

Der gemeinsame Grundzug aller Realisten großen Stils von Homer bis Goethe ist die Liebe zum Leben in allen seinen Erscheinungen. Auch Zola liebt das Leben, seine unablässige Kraft und seine ruhige Tapferkeit. Mag Vieles darin abschreckend und widerlich erscheinen, es muß groß und gut sein,

da der Mensch einen so hartnäckigen Willen daran setzt, es zu erhalten. Gewiß, es ist keine Idylle, und Zola kennt wohl die Flecken, die es entstellen; aber die Bewunderung der Kraft des Lebens versetzt ihn in eine stete Freude und giebt ihm für alle Lebewesen eine sympathische Liebe, welche unter der angenommenen Kälte des empfindungslosen Anatomen durchschimmert.

Wer dem Leben mit dieser empfindungsreichen Philosophie gegenübersteht, wird streben, es genau zu kennen, und wer es kennt, wird sich bemühen, das große Gesetz zu finden, welches in allen Erscheinungen herrscht. Gleichheit und Gerechtigkeit ist es nicht, wie fromme Gemüther meinen möchten, denn das Schwache geht unter, eben weil es schwach ist. Die Natur ist nicht gerecht, eher logisch; das Gesetz der ehernen Consequenz ist vielleicht die höhere Gerechtigkeit des Kosmos, der gerade ausgeht zu Endzweck und Gipfel der gemeinsamen Arbeit alles Bestehenden. Das Ziel selbst dieser ständigen Fortentwickelung vermögen wir allerdings nicht zu erkennen (es muß eine endliche Vollendung in irgend einer Art sein), aber den Weg sehen wir, den die Natur von einem Individuum zum anderen nimmt: es sind die Veränderungen, die sich innerhalb einer bestimmten Klasse von Lebewesen, z. B. von Eltern zu Kindern, zeigen, und wenn wir deren Grund angeben können, so haben wir einen Theil des großen Gesetzes, das die Natur auf ihrem Marsche verfolgt.

Das sind so Fragen philosophischer Art, denen auch die großen Dichter der Deutschen eifrig nachgegangen sind. Aber Zola verfolgt das Problem nicht als Amateur, sondern mit dem Ernste des Berufsgelehrten, und sucht durch Experimente die Richtigkeit seiner Schlüsse zu prüfen. Diese Experimente sind eben seine naturalistischen Romane, und nach seiner Anschauung ist der „roman experimental“ die einzig werthvolle Species der ganzen Gattung.

Der Grund nun für die Beschaffenheit des Einzelwesens ist hauptsächlich die Beschaffenheit seiner Eltern; anders gesagt, die Kenntniß des Fortschrittes der Natur und der Lebenskraft beruht auf der Theorie der Vererbung, ein Wort, das damals nur Wenigen bekannt, heute eben durch Zola überall verstanden wird, und es ist ihm heiliger Ernst mit der Erkenntniß dieser Wurzel alles menschlichen Seins. Denn wenn einmal die Vererbung die Welt schafft, sagt er, dann muß man ihre Gesetze durchschauen können, und hat man das, dann kann man über sie verfügen und die ganze Welt glücklich machen. Aber die Wissenschaft, die sich mit der Vererbung befaßt, steht noch im Anfang; es gilt, bestimmte Einzelgesetze innerhalb des großen Grundsatzes zu finden. Dazu soll neben theoretischer Forschung das Experiment dienen, und seine Experimente macht Zola als Dichter. Er stellt erdichtete Beispiele von Vererbungsfällen auf und hat neben der Freude am poetischen Schaffen auch eine hohe Meinung von dem philosophischen Werth seiner Aufstellungen. Die Dichter gehen als Pioniere voraus, sagt er, und oft entdecken sie jungfräuliches Gebiet und zeigen die nahe Lösung eines Räthsels an. Ihnen gehört das Grenzgebiet zwischen der klaren, deutlichen Wahrheit und dem Unbekannten, dessen Wahrheit man morgen entdecken wird. So stieg der Gedanke auf, ein erweitertes Experiment zu machen und die Geschichte einer Familie zu schreiben. Gelingt das Experiment, so hofft er, kann man eines Tages mit seiner Hülfe mathematisch genau die Gesetze der Zufälle des Blutes und der Nerven bestimmen, welche sich in einer Rasse offenbaren und welche bei jedem Individuum dieser Rasse die Gefühle, die Wünsche, die Leidenschaften bestimmen, alle diese natürlichen und instinctiven Offenbarungen des Menschlichen, welche wir als Tugenden und Laster bezeichnen. Die Geschichte dieser Familie würde eine Welt sein, in der sich das ganze Leben spiegelte mit seinen guten und schlechten Seiten.

Zola überdachte den Plan seiner Geschichte, er überlegte, daß am Anfang derselben ein organischer Fehler liegen müßte, dessen Vererbung sich durch die folgenden Generationen verfolgen ließe, er sammelte die Dokumente zu der Geschichte seiner Familie drei Jahre hindurch, dann fing er an zu schreiben und aufzubauen, und es entstanden die Rougon-Macquart. Wie sich die Vererbung in ihr zeigt, ergiebt sich aus einer Gesammtbetrachtung ihres Inhalts.

In Plassans ist es, einer Stadt im Süden Frankreichs, wo Zola selbst einige glückliche Jahre seiner Jugend verlebt hat. Die Stadt liegt, von alten Wällen umgeben, in den Niederalpen, gewissermaßen am Ende einer Sackgasse. Sie trägt den devoten und aristokratischen Charakter der alten provencalischen Städte mit ihrem Quartier von adeligen Palais, erbaut unter Ludwig XIV. und XV., einem Dutzend Kirchen, einigen Gebäuden von Jesuiten und Kapuzinern und einer beträchtlichen Anzahl von Klöstern. Es giebt drei Stadttheile: das adelige Viertel, ein kleines Versailles mit geraden Straßen, auf denen Gras wächst, und weiten, schloßartigen Gebäuden, hinter denen große Gärten versteckt liegen; dann die Altstadt mit ihren engen und gewundenen Straßen, die von baufälligen, alten Häusern gebildet werden, bewohnt von Arbeitern und kleinen Leuten, und schließlich die Neustadt mit den in regelmäßiger Bauflucht liegenden Häusern von hellgelbem Anstrich, wo die Bourgeoisie wohnt und die wenigen Angehörigen des Gelehrtenstandes. Die drei Stadttheile und ihre Bewohner sind streng von einander geschieden, man trifft sich nur an gewissen Tagen auf der großen Allée, einer Straße, deren beide Bürgersteige mit einer Reihe alter Bäume besetzt sind. Und auch hier ist die Trennung wohl durchgeführt: die Bourgeoisie geht nur einmal hindurch, Adel dagegen und niederes Volk gehen die Allée auf und ab, der Adel auf der einen, das Volk auf der anderen

Seite. Es liegen nur sechs bis acht Meter Fahrdamm zwischen beiden, aber noch niemals ist es Jemandem aus dem Volke oder aus dem Adel eingefallen, nach der anderen Seite hinüber zu gehen. — Aus diesem engen und kleinstädtischen Gemeinwesen nimmt das Geschlecht der Rougon-Macquart seinen Ursprung, unbekannt und wenig geachtet.

Einem reichen Gemüsegärtner Namens Fouque wird im Jahre 1768 eine Tochter geboren, die den Namen Adelaide erhält. Die Mutter stirbt bald, und als sie achtzehn Jahre alt ist, stirbt auch der Vater im Wahnsinn, und sie steht, als eine reiche Erbin vielbegehrt, allein in der Welt. Aber schon zeigt sich etwas in ihrer Natur, das von der Art der übrigen Menschen abweicht, sie heirathet, nicht einmal aus besonderer Liebe, einen armen Gärtnerburschen, der bei ihrem Vater in Dienst getreten ist. Von diesem, der auf den Namen Rougon hört, geht der eine Zweig der Familie aus, welche sich zunächst in dem Sohne Beider, Pierre Rougon, fortsetzt. Nachdem ihr Mann an einem Sonnenstich gestorben ist, lebt Adelaide mit einem gewissen Macquart, von den Leuten der Lump Macquart genannt. Er ist ein übelbeleumdeter Mensch. Von Gewerbe ein Schmuggler, verschwindet er manchmal ganze Wochen hindurch, dann taucht er wieder auf, die Hände in den Taschen, pfeifend, schlendernd, als käme er von einem kleinen Spaziergang. Dabei kümmert er sich nicht um das Geld der Adelaide, noch sucht er sie an sich zu fesseln, im Gegentheil, er schlägt und mißhandelt sie, besonders wenn er betrunken ist. Und er ist ein Säufer, der, jede Gesellschaft meidend, allein im Wirthshaus sitzt und stumpfsinnig in sein Glas schaut, ohne Jemand zu hören oder zu sehen. Von ihm hat Adelaide zwei Kinder, eine Tochter, Namens Ursule, und einen Sohn, Antoine geheißen. Macquart wird später von einem Gensdarmen erschossen.

Die zweite Generation also (bis auf fünf verfolgt sie unser

Roman) wird repräsentirt durch Pierre Rougon, den ehelichen Sohn, und die beiden unehelichen Kinder Ursule und Antoine Macquart, die vor der Hand unter Leitung ihrer Mutter wie gleichberechtigt mit einander raufen und spielen und die Dämonen der Nachbarschaft genannt werden. Die Mutter selbst aber verliert mehr und mehr das seelische Gleichgewicht und mit der Zeit wird sie alle zwei, drei Monate Nervenkrisen unterworfen, die sich in entsetzlichen Convulsionen äußern. Mit 42 Jahren wird sie vollkommen zur kindischen, alten Frau, trotzdem sie noch nicht die Hälfte ihres Lebens erreicht hat, denn es ist ihr bestimmt, 105 Jahre zu leben. In der zweiten Generation theilt sich der Name in die beiden Aeste Rougon und Macquart, die getrennt zu verfolgen vortheilhaft ist; von ihnen steigt der Zweig der Rougon, von dem fleißigen, nüchternen Gärtner stammend, zu hohen Ehren, die Macquart, von dem alkoholdurchseuchten Wilderer stammend, leben in mittleren, niederen und niedersten Kreisen. Pierre Rougon, egoistisch, selbstsüchtig, nicht ganz der Bauer, wie sein Vater, weiß zuerst seine Stiefgeschwister, dann seine halbkindische Mutter, die Adelaide, um ihr ganzes Vermögen zu bringen, dann heirathet er, um in die Kreise der Bourgeoisie von Plassans einzudringen, die Tochter eines reichen Oelhändlers, Namens Félicité Puech. Félicité war nicht schön, aber sie besaß eine Grazie, die sie hinreißend liebenswürdig machen konnte, dabei war sie das lebende Abbild der Intrige, des betriebsamen Ehrgeizes, der vor keinem Mittel zurückschreckt. Sie selbst freilich erreichte mit ihrem Manne keines von ihren ehrgeizigen Zielen, aber in ihren Kindern sollten sich ihre Tränme erfüllen. Ihrer Kinder, also der Enkel der alten Adelaide Fouque, sind fünf, mit Namen Eugène, Pascal, Aristide und die beiden Mädchen Sidonie und Marthe.

In dieser dritten Generation tritt wenig hervor Sidonie,

sie wird nur dadurch für den Roman wichtig, daß ihre Tochter Angelique die reine Heldin des ergreifenden Buches Le rêve (Der Traum) ist. Pascal Rougon hat wenig Zusammenhang mit der Familie seiner ehrgeizigen Mutter Félicité, er wird ein stiller Gelehrter, dessen Name einen bedeutenden Klang in der mediciniſchen Welt hat, und ist dazu ausersehen, in dem Schlußroman Le docteur Pascal den Epilog zu der Geschichte seiner Familie zu geben. Marthe Rougon verheirathet sich mit einem Verwandten, François Mouret, dem Sohne der Ursule Macquart. Diese Ehe vereinigt also die beiden verschiedenen Zweige, sie bildet den Knoten in dem Stammbaum, wie Zola sich ausdrückt, und aus ihr gehen hervor in der vierten Generation der zielbewußte Octave Mouret, der Held des Pot-bouille (Sudelküche) und des Au Bonheur des dames (Zum Paradies der Damen), sowie sein Bruder, der fromme, bescheidene Serge Mouret, der Held des Romans La faute de l'abbé Mouret. Alle diese aber treten zurück gegen die beiden Söhne Eugène und Aristide, später Saccard genannt. In diesen Enkeln der Adelaide hat der Ehrgeiz ihrer Mutter Félicité Wurzel geschlagen. Eugène Rougon ist der Adler der Familie, er hat den Ehrgeiz, zu herrschen, die Menschen zu unterdrücken, seinen Willen geltend zu machen, dabei eine souveräne Verachtung gegen kleine Mittel und bescheidenes Glück. Er wird die allmächtige Hand Napoleon's III. (Zola hat ihn nach dem Bilde des Vicekaisers Rouher gezeichnet), in unserer Geschichte Held des Romans Son excellence Eugène Rougon (Seine Excellenz Eugen Rougon). Eugène's jüngerer Bruder, Aristide, liebt das Geld, wie Jener die Macht, in ihm lebt der Ehrgeiz der Mutter als die Sucht nach Reichthum. Er träumt von Tonnen Goldes, Gold vom Morgen bis zum Abend, und genießen will er alle Genüsse des Lebens, scrupellos. Er wird der Held der Romane La curée (Die Jagdbeute) und L'argent (Das Geld).

Die vierte Generation, also die Urenkel der schwachsinnigen alten Adelaide, die Enkel des begüterten Kaufmanns Pierre Rougon in Plassans und der ehrgeizigen Félicité, die Kinder aus dem Hause des Aristide, wo das Genießen des Lebens mit aller Raffinirtheit eines durch unzählbare Millionen erworbenen Luxus, mit aller Blasirtheit, die vor nichts Abscheulichem zurückschreckt, zur Losung gemacht ist, diese vierte Generation wird gebildet durch die drei Kinder Clotilde, Maxime und Victor. Victor verschwindet, Clotilde wird dem unheilvollen Treiben des väterlichen Hauses entzogen und lebt bei ihrem Onkel Pascal in Plassans, Maxime aber bleibt im Hause, bis er, am Ende seiner Lebenskraft schon mit dem dreißigsten Jahre, nach dem Süden geht. Mit dem dreiunddreißigsten Jahre stirbt er mit Hinterlassung eines Sohnes Namens Charles.

In der fünften Generation nun, was ist da von dem reichen, weitverzweigten Geschlecht der Rougon zu erwarten? Die ganze fünfte Generation wird gebildet von einem Sohn, den Clotilde ihrem Onkel Pascal gebiert und von dem man nicht weiß, was die Zukunft ihm und er der Zukunft bringen wird. Aber auf ihm beruht die Hoffnung des Geschlechts. Denn außer ihm ist nur noch Charles da, der ganz degenerirte Sohn des verlebten Maxime. Bei dieser rührenden Gestalt des letzten Sprossen eines großen Geschlechts lohnt es, einen Augenblick zu verweilen; herzbrechend traurig ist es zu sehen, wie die Sünde der Väter heimgesucht wird an den Kindern, und gerade in dem furchtbaren Ernst, der uns in der Gestalt dieses fünfzehnjährigen, unglücklichen Knaben entgegentritt, offenbart sich die noch immer verunglimpfte Reinheit Zola's. Folgendermaßen erzählt der Dichter den Tod des Knaben:

Der Vater Maxime kommt nach Plassans, um seinen Sohn, der sich dort im Irrenhaus bei der alten Urmutter Adelaide am liebsten aufhält, zu besuchen. Dort treffen sich die

fünf Generationen in einzelnen Vertretern zusammen, die alte Adelaide Fouque, die Stammmutter, ihr Sohn, der Bastard Antoine Macquart, dem die Familie ein altes Haus in der Nähe gemiethet hat, ihr Enkel Pascal, ihre Urenkel Clotilde und Maxime, die unähnlichen Geschwister, und der unglückliche Urenkel Charles. Und nun erzählt Zola: Charles war sehr niedlich angezogen, er trug einen Anzug von schwarzem Sammt, mit goldenen Schnüren besetzt. Bleich wie eine Lilie glich er einem Königssohn mit seinen großen, farblosen Augen und den herabrieselnden blonden Locken. Aber was am meisten in diesem Augenblick berührte, das war seine Aehnlichkeit mit der alten Adelaide, die Aehnlichkeit, welche drei Generationen hindurchgegangen war und welche jetzt von dem vertrockneten Gesicht der Hundertjährigen mit ihren abgenutzten Zügen übersprang auf das zarte Kindergesicht, auch dies schon wie ausgelöscht, ganz alt und am Ende durch die Abnutzung der Rasse. Einander gegenüber, das schwachsinnige Kind mit seiner Schönheit des Todes und die schwachsinnige Alte mit den ausgetrockneten Zügen, es war der Anfang und das Ende des Geschlechts.

Nicht lange nach diesem Besuch stirbt das Kind. Tante Dide, wie die alte Adelaide seit Langem genannt wurde, hatte ihren guten Tag. Sie saß ruhig, gleichmäßig, gerade in ihrem Lehnsessel, wo sie seit zweiundzwanzig Jahren die langen Stunden damit zubrachte, in das Leere zu starren. Sie schien noch mehr abgemagert zu sein, jeder Muskel war verschwunden, ihre Arme und Beine waren nur noch Knochen, von pergamentartiger Haut bedeckt, und ihre Wärterin schob sie wie ein Stück Möbel umher. Dabei blieb die Alte regungslos, nur die Augen, klar wie durchsichtiges Quellwasser, lebten in dem kleinen, vertrockneten Antlitz. Aber am Morgen war plötzlich ein Strom von Thränen über ihre Wangen gestürzt, dann hatte sie angefangen, Worte ohne Sinn zu stammeln; das schien zu beweisen,

daß mitten in ihrer greisenhaften Erschöpfung die langsame Verhärtung ihres Gehirns noch nicht vollständig sein mochte; es blieben gesammelte Erinnerungen, Lichtblicke des Verstandes waren möglich. Und sie hatte wieder ihr stummes Gesicht angenommen, gleichgültig gegen Dinge und Personen, zuweilen lachend über ein Unglück, einen Fall, meistens ohne zu sehen und zu verstehen in ihrer endlosen Betrachtung des Leeren.

Die Wärterin brachte den kleinen, armen Charles und setzte ihn vorsichtig an den kleinen Tisch, der Urgroßmutter gegenüber, sehr vorsichtig, denn wenn er sich stieß oder irgendwie verletzte, begann die kleinste Schramme heftig zu bluten, und das Blut war schwer zu stillen. Sie bewahrte für ihn ein Päckchen Bilder, Soldaten, Capitaine und Könige, bekleidet mit Purpur und Gold, die gab sie ihm mit seiner kleinen Scheere zum Ausschneiden.

Der Enkel erhob seinen Blick zu der Alten und Beide sahen einander an, während die Wärterin das Zimmer verließ. Sie hatten sich nicht zugelächelt, sondern sie betrachteten sich tiefsinnig, mit gedankenlosem Ernst.

Aber die geringste längere Aufmerksamkeit ermüdete Charles, und er neigte zuerst den Kopf und schien sich für seine Figuren zu interessiren, während Tante Dide, die eine staunenswerthe Kraft hatte, ihren Blick zu fixiren, fortfuhr, ihn mit ihren leeren Augen anzusehen, ohne mit den Wimpern zu zucken.

Charles spielte artig mit seinen Bildern. Das trieb er eine Viertelstunde in dem tiefen Schweigen des Irrenhauses, wo man, wie in einem Gefängniß, nur verlorene Geräusche vernahm, einen heimlichen Schritt, das Klirren eines Schlüsselbundes, manchmal laute Schreie, alsbald erstickt. Aber das Kind mußte an diesem heißen Tage müde werden. Der Schlaf überfiel es, und bald schien sich sein Kopf mit dem lilienweißen Antlitz unter dem zu schweren Schmuck seines königlichen Haares

zu neigen; er ließ ihn sacht zwischen die Figuren sinken und schlief ein, die eine Wange auf den Königen von Gold und Purpur. Die Lider seiner geschlossenen Augen beschatteten sich, das Leben schlug schwach in den kleinen, blauen Adern seiner zarten Haut. Er war engelhaft schön, mit der undefinirbaren Corruption eines ganzen Geschlechts ausgebreitet über seinem süßen Antlitz. Und Tante Dide betrachtete ihn mit ihrem leeren Blick, worin es nicht Lust noch Leid gab, dem Blick des ewigen Nichts.

Indessen, nach Verlauf einiger Minuten, schien ein Interesse in ihren wasserhellen Augen zu erwachen. Ein rother Tropfen zeigte sich an dem linken Nasenloch des Kindes. Der Tropfen fiel nieder, dann bildete sich ein anderer und folgte ihm. Es war das Blut, welches dahinperlte, ohne Anstoß diesmal, welches ganz von selbst floß und dahinging, da das Leben des Geschlechts kraftlos und abgenutzt war. Die Tropfen wurden ein rother Faden, der über das Gold der Papierfiguren floß. Und er schlief noch immer, das Antlitz voll süßer Ruhe, wie ein Cherubim, ohne nur ein Bewußtsein des Lebens zu haben, das ihn verließ. Und die Schwachsinnige fuhr fort, ihn zu betrachten, die Miene mehr und mehr interessirt, aber ohne Schreck, viel eher amüsirt, weil ihr Auge dadurch angeregt wurde, wie durch den Flug der großen Fliegen, den sie stundenlang verfolgte.

Weitere Minuten gingen vorüber. Der kleine, rothe Faden hatte sich verbreitert, die Tropfen folgten schneller auf einander mit leichtem, regelmäßigem Fall. Und Charles regte sich einen Augenblick, öffnete die Augen und bemerkte, daß er voll Blut war. Aber er erschrak nicht, er war an diese blutende Quelle gewöhnt, die sich dem geringsten Stoß öffnete. Er stieß nur einen halblauten Ruf des Aergers aus. Indessen ein Instinct mochte ihn warnen, er rief etwas lauter, einen verwirrten, stotternden Ruf: Mama, Mama! Seine Schwäche mußte schon zu groß sein, denn eine unüberwindliche Mattigkeit befiel ihn

wieder, er ließ seinen Kopf zurückgleiten. Seine Augen schlossen sich von Neuem, er schien wieder einzuschlafen, als wenn er im Traum seine Klage fortsetzte, ein leises Schluchzen, mehr und mehr ersterbend.

Die Figuren waren naß, der schwarze Sammt von Weste und Hose, mit Gold bestickt, von blutigen Rinnsalen überrieselt, und der kleine rothe Faden floß aus der Nase unaufhaltsam, er floß über die Tischplatte und tropfte hinunter auf den Fußboden, wo sich eine Lache bildete. Noch einmal stieg eine Klage auf: „Mama, Mama!"

Inzwischen begann auch bei der alten Schwachsinnigen sich eine Art von Bewußtsein zu regen. Sie ahnte etwas von dem, was ihr gegenüber vorging, aber sie war zu schwach, um sich regen oder rufen zu können. So mußte sie denn mit verwirrter Miene und halb erwachtem Bewußtsein Alles sehen.

Es war ein langsamer und sanfter Todeskampf, dessen Anblick noch lange Minuten dauerte. Charles, wie wieder eingeschlafen, jetzt ohne einen Laut, verlor nach und nach alles Blut aus seinen Adern, die sich mit leisem Tropfen, ohne aufzuhören, leerten. Seine lilienweiße Farbe nahm zu und wurde schließlich zur Bleichheit des Todes. Die Lippen entfärbten sich, wurden blaßrosa und dann weiß. Und, beinahe am Sterben, machte er die Augen weit auf, er heftete sie auf die Urgroßmutter, welche darin den letzten Strahl verfolgen konnte. Das ganze, wachsbleiche Antlitz war schon todt, nur die Augen lebten noch, sie bewahrten ihren Glanz und ihre Klarheit. Plötzlich wurden sie leer und erloschen. Das war das Ende, als die Augen starben. Charles war gestorben ohne eine Erschütterung, erschöpft wie eine Quelle, deren ganzes Wasser ausgeflossen ist. Aber er blieb göttlich schön, den Kopf im Blute gebettet, überrieselt von seinem blonden, königlichen Haarschmuck, gleich einem dieser kleinen, blutlosen Königssöhne, die die fluch-

würdige Erbschaft ihres Geschlechtes nicht tragen konnten und die noch als Knaben greisenhaft und geistesschwach entschlafen, mit fünfzehn Jahren. — — —

So stirbt der eine Sproß der fünften Generation, der andere soll noch geboren werden. Er ist ein stammelnder Säugling, noch ohne Namen, als die ganze Geschichte schließt. „Das unbekannte Kind“ nennt ihn Zola in seinem Stammbaum und fügt hinzu: Was für eins wird es werden? Das ist das Ende des ruhmreichen Geschlechts, nicht einmal ein Name, sondern nur eine Hoffnung . . . Weh über das Leben, es ist ein Massacre ohne Ende, wo die Sünde der Väter an den Kindern heimgesucht wird bis ins dritte und vierte Glied, dreifach Wehe aber über den, der den kranken Keim hineinträgt in sein Geschlecht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt aber gilt es, sich zu dem anderen Zweige der Familie der Rougon-Macquart zu wenden, zu den Macquarts, den Nachkömmlingen der beiden Bastardkinder der Adelaide Fouque, Ursule und Antoine. Hier erkennt man, wie die geistige Krankheit der alten Adelaide und die Trunksucht ihres Geliebten, des zerlumpten Schmugglers, von der Wurzel aus ein ganzes Geschlecht durchseucht, hier und da aufbrechend, unter Umständen verborgen bleibend, aber seine unheilvolle Wirkung nie ganz verlierend.

Das Geschlecht der Macquarts zerfällt in zwei Hauptstämme, die Abkömmlinge der Ursule auf der einen, die des Antoine auf der anderen Seite; in Jenen herrscht die Disposition zur Geistesumnachtung, ein Erbtheil der Mutter, in Diesen die Trunksucht, ein Erbtheil des Vaters.

Ursule Macquart, die als Kind mit dem legitimen Pierre Rougon und dem illegitimen Antoine als Schwester spielte, wir entsinnen uns: „die Dämonen der Nachbarschaft“, heirathet nach

Marseille, einen Hutmacher Namens Mouret, und stirbt daselbst an der Schwindsucht, nachdem sie drei Kindern das Leben gegeben hat: Silvère, Helène und François. Von dieser dritten Generation, also die gleiche Stufe mit Sr. Excellenz Eugen Rougon und seinen Geschwistern, stirbt Silvère, ein frühreifer Jüngling, über den Zola den ganzen Zauber seiner Poesie ausgegossen hat, noch kaum erwachsen. Helène Mouret, die Heldin von Une page d'amour, verheirathet sich mit einem gewissen Grandjean und hat von diesem eine Tochter Jeanne; bei dieser, also in der vierten Generation, spukt wieder das alte Unheil der Adelaide: Johanne stirbt in Nervenkrisen. Am entsetzlichsten aber sucht das Geschick den ältesten Sohn Ursule's, François Mouret, heim. Dieser heirathet, wie oben erwähnt, Marthe Rougon, die Schwester von Aristide, Pascal und Eugène. François und Marthe leben zuerst, wie in der Tragödie La conquête de Plassans erzählt wird, glücklich und zufrieden mit einander; aber als ein Priester sich zwischen Beide zu drängen weiß, da bricht das Erbtheil der gemeinsamen Großmutter Adelaide in hellen Flammen aus. Marthe verfällt in religiösen Wahnsinn und stirbt, François verfällt in Tobsucht und verbrennt sich und sein Haus und Alle, die darin sind. Doch das unselige Erbe der alten Adelaide hört mit diesem Brande nicht auf zu wuchern. Von den drei Kindern der Beiden, in der vierten Generation, die also mit Maxime, dem Vater des unglücklichen Charles, auf einer Stufe steht, von diesen drei wird Serge, bei dem sich die Disposition der religiös-wahnsinnigen Mutter als Neigung zum Mysticismus äußert, Priester; Desirée ist schwachsinnig und lebt bei ihrem Bruder; nur Octave ist gesund, er ist der thatkräftige, rücksichtslose Besitzer des großen Bazars Au bonheur des dames, bei ihm findet sich eine ausgesprochene Aehnlichkeit mit seinem Onkel Eugen, dem Adler der Familie. Octave hat zwei Kinder, die fünfte Generation

also, gleichstufig mit dem blonden Königssohn Charles und dem ungekannten Kind. Sie sind noch zu jung, um klassificirt zu werden. Auf ihnen beruht Hoffnung und Zukunft des Zweiges.

Die anderen Macquarts, unter denen die Trunksucht des Stammvaters verheerend ihre Wucherungen treibt, stammen von dem Bastard Antoine ab. Dieser war, wie wir wissen, von Pierre Rougon um den ihm zufallenden Theil des Vermögens der Mutter Adelaide gebracht worden und trieb sich nun, nichts thuend, trinkend und auf seine vornehmen Verwandten, die Rougons, schimpfend, in Plassans umher. Den nothwendigsten Unterhalt seines Lebens verdiente er sich durch Korbflechten, eine Arbeit, bei der er keine Auslagen, sondern nur Reingewinn hatte, da er die Weiden, die er brauchte, stahl. Dieser alte Bandit von einem Onkel, wie er von den Rougons genannt wurde, verheirathete sich mit einer Aufwärterin Namens Josephine Gavaudan; das war ein robustes Weib mit breiten Schultern und colossalen Armen und einem Gesicht, breit und massiv wie ein Mann, ganz geeignet, die Straßenjungen in respectvoller Entfernung zu halten; am eigenthümlichsten war ihre Stimme, die aus dem groben Mund dünn und fein, wie die eines Kindes, heraustönte. Auch diese Heirath Antoine's geschah, wie bei seinem Bruder Pierre, aus Speculation. Nur dachte dieser nicht, durch seine Josephine Zutritt zu irgend welchen Kreisen von Plassans zu bekommen, sondern er hatte die minder ehrgeizige Absicht, sich durch die gewaltigen Hände seiner Frau bequem ernähren zu lassen. Seine Speculation war richtig. Josephine, der die Natur zu ihren enormen Kräften die entsprechende Arbeitslust verliehen hatte, arbeitete für sie Beide, als müßte es so sein, die ganze Woche hindurch; und sie lebten glücklich und zufrieden. Nur Sonntags wurde das Familienglück gestört; denn Sonntags pflegte Josephine sich zu betrinken, und zwar in Anisbranntwein; betrunken aber wurde

sie, die sonst Ruhige und Gefügige, rabiat, begann ihrem Manne seine Faulheit vorzuwerfen und mit ihren großen Fäusten ihm zu Leibe zu gehen. Er blieb ihr Nichts schuldig, weder Wort noch Schlag, und ging auch, trotz ihrer überlegenen Kräfte, meist als Sieger aus der Schlacht hervor, indem er sie, die blind darauf losschlug, ohne sich zu decken, durch einen wohlberechneten und gut gezielten Faustschlag kampfunfähig machte. Am Montag wußten sie dann kaum noch, warum sie sich geschlagen, und lebten ruhig neben einander weiter.

Sie hatten zusammen drei Kinder, also die dritte Generation, die gleiche Stufe mit Eugène Rougon und mit François Mouret, der sich im Wahnsinn verbrannte. Die drei Kinder heißen Lisa, Gervaise und Jean. Jean ist ein ruhiger, gleichmäßiger Mensch, der vom Vater absichtlich immer als Junge behandelt wird, damit er ihm sein erworbenes Geld abliefert. Er verläßt dann heimlich sein Haus und lebt als Bauer in der Beauce, einer fruchtbaren Provinz im Südwesten von Frankreich, wo er mit seiner passiven Natur der passive Held der grauenvollen Tragödie des Romans La terre (Mutter Erde) ist. Er zieht darauf in den Krieg, macht Sedan und die Aufstände der Commune mit und ist so der Mittelpunkt des Romans La débâcle (Der Zusammenbruch). Er verheirathet sich schließlich nach Valqueyras in der Nähe von Plassans, und hat einen Säugling und ein noch ungeborenes Kind, die das Geschlecht fortsetzen. — Lisa, die älteste Tochter, heirathet nach Paris, einen gewissen Quenu und hat ein gutgehendes Fleischwaarengeschäft, wie es in dem Roman Au ventre de Paris des Genaueren beschrieben steht. Mit einer Tochter Pauline, die unverheirathet bleibt, stirbt dieser Zweig des Geschlechts aus. Die Geschichte der Pauline wird in dem Roman La joie de vivre erzählt.

Ist so bei diesen beiden Kindern von dem Fluch des Geschlechtes nicht viel zu merken, so tritt er um so mehr bei dem

dritten hervor. Gervaise war von Geburt an ein Krüppel, ihr ganzes rechtes Bein war krumm und unnatürlich mager. Auch später blieb sie schwächlich. Sie wurde ein großes Mädchen, dessen Kleider, immer zu weit, im Winde flatterten, als wären sie leer. Aber auf ihrem abgemagerten und verkrüppelten Körper trug sie den feinen Kopf einer Puppe, ein kleines, blasses Antlitz von einer wunderbaren Zartheit. Ihr Fehler wurde dadurch fast zur Anmuth, graziös bewegte sich ihre Gestalt zu jedem Schritt, als wenn sie sich in sanftem Tact wiegte. Wegen ihrer Schwäche hatte ihre Mutter Josephine sie bei sich behalten und sie zur Kräftigung ihrer Gesundheit an ihr Heilmittel, den Anisbranntwein, gewöhnt. Wenn der Mann in der Kneipe als wohlhabender Bürger das große Wort führte und den Erlös seiner Frau und seiner Kinder vertrank, dann holte Josephine zwei Schnapsgläser und eine Flasche Anis, die sie mit ihrer Tochter zusammen leerte. Das war jedesmal ein Fest für sie. Der solide, nüchterne Jean wurde ins Bett geschickt, und die beiden Frauen blieben am Tische sitzen, immer mit gespannter Aufmerksamkeit, um bei dem geringsten Geräusch, das ihnen die Ankunft ihres Mannes anzeigte, die Schnapsgläser und die Flasche verschwinden zu lassen. Wenn der Vater sich verspätete, kam es vor, daß sie sich so allmählich, ohne es zu bemerken, betranken. Stumpf, mit einem blöden Lächeln saßen Mutter und Tochter einander gegenüber und tranken, bis sie schließlich zu stammeln anfingen. Rothe Flecken erschienen auf den Wangen der Gervaise, ihr kleines, zartes Puppenantlitz war übergossen von einem Ausdruck blöder Glückseligkeit und das einfältige Lächeln der Trunkenen spielte auf ihren feuchten Lippen. Manchmal vergaßen sie aufzupassen oder sie hatten nicht mehr die Kraft, die Flasche und die Gläser wegzunehmen, wenn sie den Schritt Antoine's auf der Treppe hörten. An den Tagen gab es Mord und Todtschlag bei den Macquarts. Dann mußte

Jean aufstehen, um seinen Vater und seine Mutter zu trennen und um seine Schwester zu Bett zu bringen, die sonst die Nacht auf den bloßen Dielen geschlafen hätte.

Gervaise bekam in ihrem sechszehnten Jahre einen Sohn; der Vater war noch nicht achtzehn Jahre alt, ein Gerber, Namens Lantier. Mit diesem zog sie später nach Paris, wo sie von ihm mit sammt ihren Kindern verlassen wurde. In den beiden Kindern, der vierten Generation, also auf gleicher Stufe mit dem Vater des unglücklichen, verbluteten Charles, zeigt sich das Gesetz der Vererbung in seiner grauenhaftesten Gestalt; noch nicht bei Etienne, der Minenarbeiter wird und der Held von Germinal; der wird, sonst ein solider, ruhiger Mann, in die Bewegung der großen Ausstände in den Kohlenrevieren verwickelt und später deportirt. Dort drüben soll er mit einer Frau zusammenleben und mit dieser zwei Kinder haben; Genaueres weiß man indessen nicht. Bei dem Anderen, Claude, zeigt sich schon das verhängnißvolle Erbtheil. Es ist der Held von L'oeuvre (Das Meisterwerk), ein Maler, dem die Natur wohl das Genie verliehen hat, aber die Trunksucht seiner Mutter hat die Anlage zur Kraft, seine künstlerischen Ideen zu verwirklichen, in dem Sohne nicht aufkommen lassen, und so geht er an diesem Zwiespalt zwischen Wollen und Können zu Grunde. Ein Sohn von ihm, der wasserköpfige Jaques-Louis, also die gleiche Generation mit Charles, ist ein Jahr vorher gestorben. Am entsetzlichsten aber zeigt sich die Folge der mütterlichen Art bei dem letzten Sohn, Jaques Lantier, dem Helden der Bête humaine. Dieser, sonst ein außerordentlich sympatischer, ruhiger Mensch, besitzt eine unbezwingliche Leidenschaft, warmes Menschenblut fließen zu sehen, und er wird nicht eher ruhig, als bis er der Frau, die er liebt, das Messer in den Hals gestoßen und sich an dem rothen, vorquellenden Blut gesättigt hat. Er stirbt, von seinem Heizer von der Locomotive hinabgeworfen.

So ist von den Lantiers Nichts mehr übrig, als vielleicht im fernen Westen ein paar Kinder des Etienne. Gervaise aber mit ihrem Puppengesicht hat, von Lantier verlassen, noch einmal geheirathet, einen braven, fleißigen Arbeiter Namens Coupeau. Dieser wirft sich indessen, durch einen unglücklichen Sturz arbeitslos geworden, ebenfalls dem Schnapsteufel in die Arme. Er und Gervaise sterben im Elend. Aber sie hinterlassen eine Tochter, Anna Coupeau, die bekannte Nana des gleichnamigen Romans, eine Courtisane. Auch sie stirbt 1870 mit ihrem kleinen Sohne Louis und so ist das Geschlecht der Macquarts auch in diesem Zweige ausgestorben. Wie drüben bei den Rougons das schnelle Leben, wie bei den Mourets der Wahnsinn der alten Tante Dide, so hat bei den Macquarts der Alkohol des Stammvaters, des alten Wilderers, verheerend seine Opfer gefordert, bei den Letzteren aber wollte es ein zürnendes Geschick, daß das Verhängniß der Familie stets neue Nahrung fand bei Denen, die sich ihr angliederten. Denn zu der vom Vater ererbten Trunksucht des Antoine gesellte sich die seiner Frau Josephine, um das Geschlecht zu verseuchen; und die beiderseitige Tochter Gervaise heirathete den Coupeau, den die Verzweiflung dem Trunk in die Arme warf.

Auch hier wird, wie bei den Rougons, die Sünde der Väter heimgesucht, an ihnen und den Kindern. Der alte Wilderer wird von einem Gensdarmen niedergeknallt wie ein toller Wolf, Coupeau stirbt im Delirium, Antoine wird sehr alt, vierundachtzig Jahre, ohne von seiner Flasche zu lassen; er lebt dicht bei dem Irrenhause, in dem seine Mutter Adelaide den Enkel Charles verbluten sieht. Aber er ist von Alkohol vollgesogen wie ein Schwamm, durch seine Pfeife angezündet, verbrennt er eines Tages in sich selbst, und es bleibt Nichts von ihm, als ein kleines Häufchen klebriger Asche. Und der Tod der Gervaise, sie, die allerdings unfreiwillig, durch ihre Mutter

Josephine veranlaßt, durch ihre Trunksucht ihre Söhne in Tod und entsetzliches Verhängniß getrieben, ihr Tod ist so grauenvoll, wie der des unglücklichen Charles rührend ist. Hier sühnt sie ihre und ihrer Mutter Schuld, und so will der Roman L'assommoir verstanden sein. Er hat Manches zu sagen, und so mag er auch hier das letzte Wort behalten und den Tod der Gervaise erzählen:

Nach dem Tode ihres Mannes sank Gervaise immer tiefer, Schimpf und Mißhandlung jeder Art erlitt sie und starb vor Hunger jeden Tag etwas mehr. Wenn sie Geld in die Hände bekam, trank sie und schlug im Delirium gegen die Wände. Man betraute sie mit allen schmutzigen Aufträgen des Viertels. Eines Abends hatte man gewettet, sie würde irgend etwas Ekelhaftes nicht essen; und sie hatte es doch gegessen, um zehn Sous zu gewinnen. Der Hauswirth hatte sich entschlossen, sie aus ihrem Zimmer im sechsten Stock hinauszuwerfen, und da man einen Menschen, der einen Verschlag unter der Treppe bewohnte, soeben todt aufgefunden hatte, überließ er ihr großmüthig dieses Loch als Wohnung. Hier lag sie auf altem Stroh und klapperte mit den Zähnen, mit leerem Magen, eiskalt bis in das Mark ihrer Knochen. Die Mutter Erde wollte sie offenbar nicht haben. Sie wurde idiotisch und gedachte nicht einmal mehr daran, wie früher, sich vom sechsten Stock auf das Pflaster zu stürzen, um ein Ende zu machen. Der Tod mußte sie allmählich nehmen, Stück für Stück, indem er sie so bis zum Ende der fluchbeladenen Existenz schleppte, die sie sich selbst geschaffen. Man wußte nicht einmal recht, woran sie eigentlich gestorben war. Man sprach von einer Erkältung. Aber die Wahrheit war, daß sie an Elend starb, an Schmutz und an den Plagen ihres versudelten Lebens. Sie crepirte an allgemeiner Schlappheit, wie ihre Schwägerin sagte. Eines Tages, als es im Hausflur so eigenthümlich roch, dachte man daran,

daß man sie seit zwei Tagen nicht gesehen hatte; man sah nach und fand sie in ihrem Verschlage unter der Treppe, schon in Verwesung.

So stirbt die unglückliche Gervaise, die an sich wohl Mitleid verdient und erregt. Aber der Wurm war im Stamm, jetzt ist er in die Früchte gedrungen und verzehrt sie; denn eine jede Ursache hat ihre Wirkung auf Erden, und so erläutert der Stamm seine Aeste, die Aeste ihre Blätter. Und wer noch genauer zusieht auf dem weit verästelten Stammbaum, dem erweitert sich der Blick: er erkennt staunend, wie hier und da, an ganz verschiedenen Enden, wo nur das Blut der Urmutter Verwandtschaft wirkt, seltsame Aehnlichkeiten aufleuchten, so zwischen dem Doctor Pascal und Pauline Quenu, die Beide Alles erkennen wollen, nicht nur um zu verzeihen, sondern, was mehr ist, um zu heilen; so eine Aehnlichkeit zwischen Octave Mouret, der, durch stählerne Energie jede Concurrenz unterdrückend, der unbestrittene Herrscher aller Modewaarenhändler wird, und zwischen Eugène Rougon, dem Adler der Familie, der durch die gleiche Eigenschaft zum Vicekaiser des ganzen Reiches sich aufschwingt. Noch in anderer Richtung ist ein Blick auf das verzweigte Geäst der Rougon-Macquart von Werth: er giebt belehrenden Aufschluß über den Zusammenhang der menschlichen Naturen, er zeigt, daß der nämliche Trieb, z. B. von der Félicité ausgehend, den Aristide zum Herrn über die Millionen Goldes, den Eugène über die Millionen Menschen gemacht hat, er läßt bei den Kindern der Gervaise erkennen, daß unter demselben Einfluß der mißgespannt klirrenden Nerven der Mutter Nana sich verkauft, Etienne im Kohlenbergwerk sich empört, Jaques die Geliebte tödten muß, Claude vom Genius des Künstlers durchflammt ist.

Zola selbst zieht am Schluß des Ganzen solche Parallelen und hat die innige Freude des Gelehrten an seinem Stamm-

baum. So hat er ihn dem Schlußbande des Ganzen, dem docteur Pascal, beigegeben, und er ist für den, der die Rougon-Macquarts mit aufmerksamem Interesse liest, eine glückliche und fast nothwendige Hülfe. Er ist das Gerüst, das dem ausgedehnten Romancomplex inneren Halt und Zusammenhang giebt. Für Zola selbst aber ist er Ursprung zugleich und Resultat seines gigantischen Experimentes, mit dem er die Erblichkeitstheorie bestimmen wollte. Das Experiment ist sein Lebenswerk geworden, nicht wegen seines wissenschaftlichen Werthes, denn der ist gering, weil das Ganze im Grunde nichts als ein großer Cirkelschluß ist, nicht darum, sondern weil ein Dichter es angestellt und darin eine Sittengeschichte des zweiten Kaiserreiches geschrieben, wie in so weiter Ausdehnung, so gleichmäßiger dichterischer Ausführung, so farbenglühender Schilderung und so erschütternder Wirkung es noch keine zweite kulturgeschichtliche Darstellung in all der Weltliteratur gegeben hat.

II.

Das Interesse bei Zola's Romanen und besonders den Rougon-Macquarts concentrirt sich hauptsächlich um zwei Brennpunkte, die Vererbung und das Milieu. Jene giebt seinen Figuren die Grundbedingungen, dieses die Richtung ihres Daseins. Für des Dichters philosophische Ideen und die Zusammenfassung der verschiedenen Historien zu einem großen, einheitlichen Ganzen hat die Erstere den größeren Werth; das Letztere wirkt mehr zur farbigen Ausmalung des Einzelnen. Die Vererbungstheorie ist der wissenschaftliche Angelpunkt, um den sich die sämmtlichen Romane drehen, in der Milieuschilderung liegt ihre kulturgeschichtliche Bedeutung.

Als Wissenschafter und Physiologe ist Zola Dilettant, als Sittenschilderer steht er den berühmtesten Schriftstellern alter

und neuer Zeit ebenbürtig zur Seite und überragt die meisten noch dadurch, daß er der Literatur seiner Epoche und nicht nur seines Landes das Gepräge seiner kraftvollen Eigenart aufgedrückt hat. Die Werthschätzung des Milieu hat ihm Anstoß und Gelegenheit zu seinen farbenglühenden Natur- und Sittenschilderungen gegeben, den größten Theil seiner Wirkung und seines Erfolges verdankt er ihr. So mag es besonders jetzt, wo der Name des Dichters wieder einmal, wie schon so oft, in Aller Munde ist, von Interesse sein, der Wirkung des Milieu im Einzelnen etwas nachzugehen. Langweilig ist die kleine Wanderung nicht, denn sie bietet Gelegenheit, öfters in die Werkstätte des Schriftstellers hinein zu sehen und manche Episode aus seinen Büchern in die Erinnerung zurück zu rufen.

Zola erzählt in „Doctor Pascal" von zwei Geschwistern, die Beide Anlage zur Schwindsucht hatten, Sophie und Valentin. Von Valentin will sich die ebenfalls kränkliche Mutter nicht trennen, er bleibt zu Hause und wird nach und nach ein Opfer der tückischen Krankheit. Sophie dagegen, im Uebrigen das richtige Ebenbild ihres Bruders, wird auf Anrathen des Arztes aufs Land geschickt. Hier nun, fern von der schwindsüchtigen Atmosphäre des Vaterhauses, nimmt sie an Kraft zu und wird ein Bild der Gesundheit, während Valentin dahinsiecht. Was hat hier bei gleichen Anlagen das Mädchen sich so anders entwickeln lassen? Das Leben in der reinen, freien Luft des Landes, wo die Sonne ungehindert ihre segnenden Strahlen herabsendet und der frische Wind die dumpfe Krankenluft lustig davonweht. — Greifen wir auf uns selbst und unser Leben zurück: wir entdecken, mag uns die Aehnlichkeit mit Vater und Mutter noch so sehr aufgeprägt sein, Manches in uns, fest verwachsen und mit unserem Wesen verschmolzen, was doch nicht auf unsere Erzeuger zurückgeht, sondern, wenn es uns gelingt, seine Wurzeln zu verfolgen, von Freunden, Lehrern, Bekannten, von Fremden

sogar seinen Ausgang zu uns genommen hat. Nehmen wir einmal an, zwei Knaben von den gleichen Eltern, von einer Anlage, so gleich, wie die mannigfaltige Natur sie niemals schafft, werden mit ihrem fünften Jahre von einander getrennt, den einen läßt das Geschick als Königssohn erzogen werden, den anderen im wilden Walde in der ärmlichen Hütte eines Holzfällers. Nach einem Menschenalter stehen sie wieder einander gegenüber, da haben sich die ursprünglich gleichen Anlagen anders ausgebildet, der Wille zum Schaffen, die Sucht, zu genießen, äußern sich in entgegengesetzter Weise, und um eine Welt getrennt ist das, was Anfangs gleich war.

Ein wichtiger Factor für die Art des Menschen ist also die Beschaffenheit des Lebenskreises, der socialen Verhältnisse, in denen ein Mensch lebt, die Beschaffenheit der Aeußerlichkeiten des alltäglichen Lebens; kurz, es ist eben das, was wir mit einem, meines Wissens von Zola gestempelten Ausdruck das Milieu zu nennen pflegen.

Nachdem Zola so den Werth des Milieu richtig erkannt, galt es zu überlegen, welchen Platz er ihm in seiner geplanten Historie anweisen mußte. Es war natürlich, daß er das Milieu mit derselben wissenschaftlichen Sorgfalt behandelte, wie die Gesetze der Erblichkeit, sowie ferner, daß er ihm dieselbe Wichtigkeit beimaß. Indessen das Was der Sache erledigte sich von selbst, dem Wie dagegen thürmten sich große Schwierigkeiten entgegen, die sowohl in der Ausdehnung, wie in der Vertiefung der Schilderung lagen.

Die Ausdehnung durfte nicht zu gering sein, wenn der Dichter eine Geschichte schreiben wollte, in der sich das ganze Leben spiegelte. Außerdem, wenn er der noch tastenden Wissenschaft ein wegzeigendes Beispiel geben wollte, durfte er sich nicht auf einige wenige, herausconstruirte Fälle beschränken, sondern er mußte sich selbst die Freiheit geben, sich auszuleben,

schon um dem Leser nicht die Illusion zu rauben, daß er wahre Geschichte höre. Zunächst mußte Zola also den Ort seiner Handlung ausdehnen. Er durfte nicht sämmtliche Glieder der Familie an demselben Platze leben lassen. Denn anders bildet das starre Gebirge, anders das gefährliche Meer, anders die fruchtbare Ebene ihre Bewohner. Aber, was mehr gilt als geographische Getrenntheit, das ist das engere oder weitere Zusammenleben der Menschen, denn der Unterschied zwischen dem Städter und dem Bauern ist größer, als der zwischen dem Gebirgsbewohner und dem, der an der Küste des Meeres siedelt. Und auch innerhalb der Städte waltet ein Unterschied, der Groß- und Kleinstädter um ein Beträchtliches trennt. So hat denn Zola einen großen Theil seiner Geschichte in Paris spielen lassen, der Großstadt, die die Menschen anzieht, wie der Magnet das Eisen, einen anderen Theil in Plassans, der Kleinstadt im Süden Frankreichs, einen dritten, den kleinsten, in der Einsamkeit der Natur. Hier aber, wo das Leblose einen größeren Einfluß auf die Menschen ausübt, hier hat er weise getheilt und die Handlung einmal an das Meer (in La joie de vivre), einmal in das Innere der Berge (in Germinal), einmal in die weite Ebene (in La terre) verlegt.

Noch mehr als den Ort galt es, die sociale Sphäre in Rechnung zu ziehen. Da haben ganze Kreise eine ihnen eigenthümliche Art, die Dinge zu beurtheilen, und der Neophyt, der in diesen Kreisen Einlaß findet, nimmt unmerklich an ihrer Denkweise Theil. So mußte Zola die Hofgesellschaft behandeln, außerdem den sogenannten gebildeten Mittelstand und die Arbeiterbevölkerung. Dann giebt es gewisse Berufsmittelpunkte, die eine große Anzahl Menschen in ihren Bann ziehen und ebenfalls gemeinsame Anschauungen und Interessen schaffen. Solche Berufscentren sind z. B. die Börse, die Pariser Markthallen, die großen Confectionsgeschäfte, die Bergwerke, die Eisenbahn

Schließlich giebt es gewisse Berufsarten, welche die Stimmungen und Neigungen eines Zeitalters unbewußt wiederspiegeln. Solche sind bei Zola die Speculanten und Glücksjäger, die Künstler, die Gelehrten, die Priester, die Courtisanen, die ackerbauende Landbevölkerung.

Auch die Zeit mußte überlegt werden, denn jede Zeit hat ihre eigenen Anschauungen und Besserungen, und es lag nahe, zwei Menschen von ungefähr gleichen Anlagen in verschiedene Epochen zu verlegen. Hier aber übte Zola weise Beschränkung; er wollte nicht eine Geschichte der Menschheit schreiben, sondern nur ein Beispiel geben, da durfte er nicht über die Jahrhunderte hinaus, wie Freytag in den „Ahnen“, die Geschicke seiner Familie führen. Im Gegentheil, je enger der Zeitraum, desto dichter die Massen der Menschen neben einander, und je weniger er seine Geschichte in die Länge zog, desto mehr konnte er sie in die Breite, in die ganze Bevölkerung hineinwachsen lassen. So reicht denn in der That, Vorgeschichte und Nachgeschichte abgerechnet, die Romanreihe nur über circa zwanzig Jahre, den kurzen Zeitraum von 1851—1870, vom Staatsstreich bis zum Sturze des dritten Napoleon, die Zeit des sogenannten second empire.

Welch' ungeheure Welt aber in diesem kurzen Zeitraume entrollt wird, läßt sich ermessen, wenn man im freien Spiel der Phantasie die einzelnen Familienglieder, deren Schicksale Zola nacheinander erzählt, nebeneinander sieht. Da ist Eugène Rougon, und der betrunkene Lump, vor dem die Renner seines Wagens scheuen, ist ein leiblicher Neffe von ihm. Social gleichgestellt mit Eugène ist Aristide, der Herr ungezählter Millionen. Auf dem Dach seines Palastes hämmert hinter der Balustrade ein Zinnarbeiter und singt ein Gassenlied. Und weder der fleißige Arbeiter auf dem Dach, noch der Herr, der eben in seiner Equipage durch das Portal rollt, wissen, daß sie mit

einander verschwägert sind; der Arbeitsmann ist Coupeau, der Mann der Gervaise. Am Abend mag er seiner Frau von dem prachtvollen Hotel erzählen; diese aber wird nur halb zuhören, denn ihr Geist ist mit einem Plan beschäftigt, dessen Kühnheit ihr das Herz klopfen macht: sie will sich einen Keller miethen, allein — einen Keller, und sich selbstständig als Wäscherin etabliren. Und Coupeau erzählt weiter von einem jungen Maler, der Fresken für das Speisezimmer malte, auch der war mit ihm verwandt, es war Claude Lantier, der Sohn seiner Frau. Gervaise's Mann war etwas länger ausgeblieben heute, denn er war noch in dem Fleischergeschäft gegenüber den Markthallen vorgegangen, das war ein renommirtes Geschäft, und man kaufte gern bei der freundlichen Frau Quenu mit dem sauberen Gesicht und der sauberen Schürze; ja Coupeau, magst auch gern da kaufen, denn die Waare ist gut, und das Hotel Saccard kauft auch da, und zudem ist die freundliche Frau Quenu die Schwester deiner Gervaise, und sie wissen es Alle nicht, weder die Saccards, noch die Quenus, noch ihr selbst. Und Gervaise mag aus ihren Zukunftsträumen auffahren und von dem neuen Modepalast des Herrn Mouret, dem Paradies der Damen, erzählen, dessen Auslagen sie bewundert; sie würde gern dort kaufen, aber sie fürchtet sich, in den feinen Laden zu treten. Fürchte dich nicht, arme Gervaise, denn Herr Mouret ist gerade so mit dir verwandt, wie die große Excellenz, der reiche Aristide, die reinliche Frau Quenu, der junge Maler und der rußgeschwärzte Locomotivführer, der euch am Sonntag ins Freie führt, ihr Alle seid mit einander verwandt, und eure gemeinsame Mutter sitzt unten bei Plassans im Irrenhause von la Tulette, nahe an die hundert Jahre alt. Fürchte dich nicht, Gervaise, und ihr Anderen, die stolzen Eugène und Aristide, denket daran.

Auch außerhalb von Paris finden sich Glieder derselben Familie mannigfach zerstreut. Etienne Lantier führt das ent-

setzliche Leben im Kohlenbergwerk; auf dem platten Lande will Jean seine Françoise heirathen und eine grauenvolle Tragödie hängt über ihm. Am Meeresstrand ergeht sich die kleine Pauline Quenu und giebt all' ihr Geld den aussichtslosen Plänen ihres Vetters. In Rouen, im Mansardenstübchen gegenüber der alten Kathedrale, lebt die reine Angelique ein innerliches Leben. In Plassans führt neben dem alten Rougon der gelehrte Pascal mit der reichgebildeten Clotilde in seinen medicinischen Studien ein beschauliches Dasein. Nicht weit von ihm, an einer kleinen Kirche, lebt der junge Priester Serge Mouret mit seiner einfältigen Schwester Desirée; Helene Mouret lebt einfach und zurückgezogen in Marseille, nach manchen Stürmen ruhig an der Seite ihres zweiten Gatten. Und auch ihnen Allen, die so weit zerstreut sind, sitzt die gemeinsame Mutter stumpf und vertrocknet im Irrenhause von la Tulette.

So sind also die Glieder der Familie vertheilt, und Natur und Menschen mögen ihren Einfluß erweisen. Bleibt aber für den Dichter die Frage: Bis zu welchem Grade soll er das Milieu vertiefen? Natürlich hatten die Verfasser von Romanen auch vor ihm sich um das Milieu ihrer Handlungen gemüht, denn sie mußten Localcolorit geben; aber diese Schilderungen sollten nur den Hintergrund bilden, und gerade die tactvollsten Stilisten hüteten sich, die Perspective ihrer Handlungen dadurch zu stören, daß sie ihn zu deutlich ausmalten. Doch gab es auch Schriftsteller von Ruf, die darin weiter gingen, Walter Scott z. B. Bei diesem nahm die Schilderung des Milieu einen bedeutenden Raum ein. Er vertiefte sich mit der Neigung eines niederländischen Malers in die Ausgestaltung seiner Scenen und beschrieb mit liebevoller Genauigkeit die zinnernen Krüge an den Wänden der Wirthsstube, wie das raschelnde Laub und die knackenden Aeste unter den Füßen der Waldwanderer. Was indessen weder er, noch die vor ihm berücksichtigt hatten, war die

Erfahrung, daß das Wirthszimmer mit den zinnernen Krügen einen bestimmenden Einfluß auf seine Bewohner ausübte, daß auch von dem Leblosen etwas Lebengebendes auf den Menschen ausstrahlt. Die Benutzung dieser Erfahrung ist das Neue, was Zola gebracht hat; damit trat das Milieu aus der bescheidenen Dämmerung des Hintergrundes heraus und stellte sich neben die Helden der Handlung mitten in die Scene.

Demgemäß muß Zola genau und richtig schildern. Genau, weil es eine Hauptperson im Vordergrund der Handlung ist, zu genau unter Umständen, wie z. B., wenn er die Längen eines Zimmers in Metern angiebt. Richtig, d. h. wahr, weil er ja der Wissenschaft ein Beispiel geben will; und es ist interessant, an einem bestimmten Fall zu beobachten, mit welcher Wahrheitsliebe der Dichter verfährt: Um bei den Kämpfen um Sedan den Stand der deutschen Cernirungstruppen schildern zu können, läßt er Jemand auf das hohe Dach seines Hauses steigen und von da Umschau halten. Dieser sieht nun: „schon rückte auf der einen Seite das XI. Corps auf Saint-Menges, während das V. Corps in Voignes-aux-Bois stand und die württembergische Division bei Donchery wartete; und von der anderen Seite, wo kleine Gehölze und die hügeligen Erhebungen des Bodens ihm im Wege standen, errieth er die Bewegungen und sah das XII. Corps in das Ritterholz dringen.“ Es wäre ganz gleich gewesen, wenn Zola geschrieben hätte, daß der Beobachter von der anderen Seite das und das gesehen hätte. Aber er weiß, daß man thatsächlich die andere Seite nicht übersehen kann, und dies genügt seiner Wahrheitsliebe, um die Erklärung beizufügen: er konnte nicht sehen, aber er vermuthete die Bewegungen. Das ist nur ein kleines Beispiel, aber es lehrt, daß Zola auch im Kleinsten die reine Wahrheit spricht, und so giebt das kleine Beispiel eine große Lehre für seine Beurtheilung.

Allerdings, wer so wahr die Verhältnisse schildern will,

der muß selbst Jedes genau kennen, und es ist bekannt, mit welch' außerordentlicher Mühe er die Studien zu seinen Romanen gemacht hat. Um die Equipagen in La curée beschreiben zu können, holte er sich Raths bei zwei bis drei großen Wagenfabrikanten. In den weiten Markthallen lief er bei Wind und Wetter mit dem Bleistift in der Hand herum, er kroch mit einem Aufseher in die Keller und auf die Dächer und verblieb ganze Nächte daselbst, um die Ankunft der Gemüse und der Seefische zu beobachten. Um den Garten, in dem La faute de l'abbé Mouret spielt, beschreiben zu können, besuchte er so viel Blumenausstellungen wie möglich. In Betreff desselben Romans sagte er einmal zu Edmondo de Amicis: „Sie können sich nicht denken, welche Mühe mir der gottesfürchtige Abbé Mouret gemacht hat. Um ihn, wie er vor dem Altar kniet, beschreiben zu können, ging ich zu wiederholten Malen nach der Kirche Sainte Marie des Batignolles, um Messe zu hören. Ich studirte ganze Haufen katholischer Bücher durch; ich durchblätterte dicke, mit Gottesdienstpflichten ausgefüllte Bände und manche Handbücher für Dorfpriester. Aber es schien mir, daß ich noch immer nicht Herr des Gegenstandes wäre. Endlich gab mir ein emeritirter Priester völlige Aufklärung." So ernst nahm der Mann seine Arbeit; und wieder kommen wir darauf zurück, man mag, wie man will, über die Nothwendigkeit derselben denken, ein Schriftsteller, der sich ihr in allen Fällen mit so viel Ernst unterzieht, sollte von der Verunglimpfung verschont bleiben, daß er nur an die Sensationslust der Menge appellire.

Diese Sorgfalt gab dem Milieu eine historische Treue, welche dem ganzen Roman den Werth eines geschichtlichen Documentes verlieh. Es lag auch in der Absicht des Dichters, eine Geschichte des zweiten Kaiserreichs, vom Staatsstreich bis Sedan, zu liefern. Freilich nicht eine Geschichte, wie die Historiker sie schreiben, denn thatsächlich haben ja die Rougon-Macquart nicht

gelebt, aber eine Geschichte, nicht minder wahr wie jene, wenn sie den Zug ihrer Zeit schildert und die Gedanken, welche sie beherrschen. An den Stellen aber, wo Zola wirklich Geschichte schreibt, z. B. wenn er das Wachsen des Bonapartismus oder seinen Zusammenbruch schildert, dann hat seine Arbeit denselben Werth, wie das Werk eines richtigen Geschichtsschreibers, man darf nur nicht Plassans auf der Landkarte suchen wollen, oder einen Gemeinen Namens Jean Macquart in den alten Präsenzlisten des weiland 105. Regiments. Auch vergißt der Dichter niemals diese historische Seite seines Romans, sondern in jedem Theile findet sich eine Episode, ein Gespräch oder etwas Aehnliches, wodurch der Zusammenhang des Kleinen mit dem Geschick Napoleon's und seines Reiches gezeigt wird.

In der Genauigkeit also und der historischen Treue seiner Romane zeigt sich Zola's Werthschätzung des Milieus. Doch nicht darin allein. Wir wissen ja, daß er den doppelten Zweck verfolgt, die Geschichte einer Familie und die des zweiten Empire zu schildern. In den meisten Fällen werden beide Tendenzen neben einander herlaufen. Scheint dem Dichter die Schilderung des betreffenden Milieus unerläßlich für die Zeitgeschichte, so bleibt nichts übrig, als die Geschichte der Familie etwas zurücktreten zu lassen, mit anderen Worten, das Milieu wird zum eigentlichen Zwecke der Erzählung.

In diese Nothwendigkeit sah sich Zola häufiger versetzt, am auffälligsten in La débâcle, in La terre und in Pot-bouille. In La débâcle war es die Hauptabsicht, das grauenhafte Finale des zweiten Empire zu schreiben. Da galt der Einzelne nichts, und die Geschichte der Familie mußte zurücktreten vor dem Zusammenbruch des ganzen Reiches. So gehört denn der Mann, an dessen Seite der Leser all' die unerhörten Ereignisse durchlebt, wohl den Rougon-Macquarts an, aber Jean erscheint losgelöst von den Uebrigen, er ist nur ein Soldat, wie jeder Andere,

und nirgends findet sich eine Anspielung auf seine Familie. Derselbe Mann steht in den Ereignissen eines anderen Theiles, wieder nicht als Held, in La terre. Hier reizte es den Dichter, darzustellen, wie der durch Generationen festgewurzelte Verkehr mit der Erde die Menschen formte. Karg nur belohnt Mutter Erde die Mühe, mit der man um sie wirbt, nur widerwillig läßt sie sich einen Ertrag abringen, und doch, an ihr hängen die Menschen mit all' der Zähigkeit, deren ihre harten Bauernköpfe fähig sind. Sie, die ihre Kinder hungern lassen, denen statt Liebe und Zärtlichkeit nur die brutalen Instincte des Thieres innewohnen, sie können auf dem Felde eine Hand voll Erde aufgreifen und sie leise zurückrieseln lassen. Die Mutter Erde erfüllte ihr Herz, sie lieben sie, um ihretwillen darben und hoffen sie, um ein paar Fuß des geliebten Bodens entsteht heißer Zorn zwischen Brüdern, verräth eine Schwester die andere, lauern die Kinder auf den Tod der Eltern. Die heilige, fluchbeladene Erde, die ihre Kinder mächtig niederzieht, sie ist die Heldin des Romans, nicht der arme Jean Macquart, dem die endlich errungene Frau von ihrer eigenen Schwester ermordet wird. — Auch in Pot-bouille ist nicht Octave Mouret der Held. Hier steht im Mittelpunkt das vornehme Haus, wo der gebildete Mittelstand wohnt, und diese Kreise gilt es zu schildern, ihre Bigotterie und Heuchelei, ihre zur Schau getragene Tugend und die Schamlosigkeit des Lasters, das sich hinter dieser dünnen Decke birgt, den äußeren Glanz, der mit häuslichen Entbehrungen bezahlt werden muß. Hier wird Clavier geübt, hier wird über Dienstmädchen gesprochen, z. B. so: „Die eine Dame hatte in einem Monat eine ganze Reihe gehabt, eine hatte Morgens Chokolade trinken wollen, eine war weggegangen, weil der Herr nicht sauber genug aß, eine hatte die Polizei gerade geholt, als sie ein Kalbscotelette briet, eine hatte solche Fäuste, daß sie Alles zerbrach, was sie anfaßte, eine hatte sich zu ihrer Bedienung noch ein Mädchen

angenommen und hatte Madame, als diese sich eine mißfällige Bemerkung erlaubte, eine Ohrfeige angeboten.“ Kurz, die ganze Misere dieses Daseins voll unwahren Glanzes und banausischer Interessen, das ist der Mittelpunkt und Zweck des Romans.

Bei solcher Wichtigkeit des Milieu ist offenbar, daß es nicht nur auf die Idee, sondern auch auf die Ausgestaltung der Romane einen Einfluß ausüben muß.

Schon bei der Composition macht sich ein Hemmniß geltend. Jeder Dichter ist dadurch beschränkt, daß er die Charaktere in ihrer Art durchführen muß. Zola aber hat nicht einmal die Freiheit, die Personen nach seinem Willen anzulegen, denn sie sind bedingt durch ihre Eltern; und wenn der Dichter die Ueberzeugung hegt, daß aus der Mischung der Charaktere des und des Elternpaares nur eine bestimmte Art von Individuum entstehen kann, dann muß er es in dieser einen, richtigen Art charakterisiren und darf darin keinen Fuß breit von der Wahrheit abgehen. Noch weiter wird seine Freiheit eingeschnürt durch das Milieu, welches zu dem Charakter mit den und den Anlagen hinzutritt, um seinen nivellirenden Einfluß zu üben. Nur darin ist Zola frei, daß er seine Helden nach eigener Wahl in diese oder jene Lebenskreise hineinsetzen kann; was weiter geschieht, vollzieht sich nach den Gesetzen der Nothwendigkeit, und dem Dichter bleibt nichts, als mit klugem Auge diesem Naturproceß zu folgen. Dabei darf ihm kein menschliches Mitgefühl die Augen trüben; er wird hart und grausam scheinen, wenn er schildert, was er doch nicht ändern kann, und die poetische Gerechtigkeit wird zum Schemen, wo die Satzungen, auf denen diese Erde ruht, ihre starre Macht üben. Auf den Leser aber ist diese Art zu schreiben von größter Wirkung; denn er weiß, daß nicht ein freundlicher Geist hinter den Wolken schwebt, der die Geschicke guter Menschen zum guten Ende führt, sondern

daß Alles gerade so kommt, wie es muß. So entsteht beim Lesen der Romane Zola's der gleiche Eindruck, den das Leben in jedem tiefer angelegten Menschen erweckt, ein eigenthümliches Gemisch von Schrecken und Erbarmen, es entsteht auch bei ihm, dem Neuesten der Neuen, Furcht und Mitleid, wie es Aristoteles bei seinen Tragikern fand.

Auf der anderen Seite gewährt indessen das Vortreten des Milieus eine bemerkenswerthe Erleichterung. Der Dichter hat nämlich mit dem Aufgreifen desselben einen großen Theil der Handlung gefunden; er braucht nur die Personen nach dessen Brennpunkten zu schieben, ein Kunstgriff, der nicht eben schwer ist, wie ein Blick auf verschiedene der Romane lehrt.

Nehmen wir La bête humaine. An und auf der Eisenbahn soll dieser Roman spielen; da giebt es Wagen und Maschinen. Erstere ohne besonderen Charakter, vielleicht nur mit dem des unheimlichen, wenn sie mit ihren gläsernen Fenstern aus der Dämmerung des Schuppens herausblicken. So sind sie vielleicht zu brauchen. Die Locomotiven dagegen besitzen eine ausgeprägte Eigenart, der geschäftige Tender zum Rangiren, die schwere Zugmaschine für Güterzüge und der stählerne Renner, der die Schnellzüge führt. Letztere sind also am meisten geeignet, eine Stelle in dem Buche einzunehmen. Auch die Stationen und die freie Strecke müssen beide, um das Milieu vollständig zu haben, beschrieben werden. An der Station die große Halle, die Wohnungen, an beiden Seiten die Zimmer, die Bureaux, die Diensträume, dann die Schienenstränge, die, aus der Halle herauskommend, sich wie ein Fächer ausbreiten. Auf dem Außenbahnhof liegen die Maschinen, Wagen, Güter und Kohlenschuppen, Berge von im Freien lagernden Kohlen, große Plätze voll Eisenbahnschwellen und überall dazwischen Gassen und Gäßchen, kreuz und quer, wo Maschinen und Wagen hindurchrollen. Dazu das ganze Leben und Treiben auf dem Bahnhof;

in der Halle steht ein Zug, der bald abfahren will. Draußen wird rangirt, Wagen werden zusammengekuppelt oder abgestoßen, Züge werden zusammengesetzt, die großen Schnellzugmaschinen warten inmitten des Treibens auf ihre Zeit, ab und zu ungeduldig Dampf aus ihrem Ventil blasend, und geschäftig eilen die kleinen Tender hin und her.

Die freie Strecke läßt sich von zwei Seiten schildern. Der draußen Stehende übersieht sie mit ihren zweireihigen Doppelgeleisen, die sich am Horizont gegen einander neigen. Das regelmäßig abgestimmte Glockensignal weckt mit seinem scharfen Kling-Klang die einsamen Wärter aus der Ruhe auf; noch einige Zeit, dann ein dumpfes Rollen, näher, näher und lauter, schon kann man die stählernen Kolben flimmern und hasten sehen, noch ein Augenblick, dann rast der Zug vorüber, in Staub und Rauch und Qualm gehüllt. Der Mitfahrende sieht es anders: ihm fällt das umliegende Land auf, das sich in großem Außenkreise an ihm herumdreht, die Telegraphendrähte, die den Zug in langem Reigen begleiten, ihm fallen die kleinen Bahnwärterhäuschen an der Strecke auf und wie es da einsam sein muß in der menschenleeren Einsamkeit. Am reinsten aber und besten hat den Eindruck von der Fahrt der Locomotivführer; der fühlt, wie die Strecke sich hebt, der ahnt die Gefahren der jagenden Schnelligkeit, wenn die Kurve vor ihm den Bahnkörper seinen Blicken entzieht, er achtet auf die dünnen Flügel der Signale, die ihm den Weg öffnen oder verbieten, auf die kleinen Kilometersteine, die aus der grasbewachsenen Böschung hervorschauen.

So das Milieu, und damit sind ungefähr die handelnden Personen gegeben. Die Hauptperson, an der das Imposante des Eisenbahngetriebes sich am reinsten in seiner Kraft und Gefahr zeigt, soll ein Locomotivführer sein, natürlich einer aus den Rougon-Macquarts, und zwar Jaques Lantier, der Sohn

der Gervaise. Sonst erhalten noch Rollen ein Herr aus dem Aufsichtsrath, ein Bahnhofsinspector, mit dem wir die große Halle und den Bahnhof studiren, die Bewohner eines Bahnwärterhäuschens mitten auf einsamer Strecke, welches die vorüberrollenden Züge in seinen Grundvesten erbeben lassen.

Welche Handlung ergiebt nun das Milieu? Einmal wird das Fahren des Locomotivführers eine Rolle spielen; er fährt bei hellem Tage und in der dunklen Nacht, er fährt im Sommer und im Winter, am gefährlichsten hier, wenn ein Schneesturm das bunte Licht der Signallaternen verhüllt. Wenn der Schnee in großen Massen niederfällt, kann der Zug im Schnee stecken bleiben. Ein neues Ereigniß im Leben der Bahn, und für den Dichter Gelegenheit, die Handlung des Zuges mit der des Bahnwärterhäuschens zusammen zu bringen, indem er den Zug dicht in dessen Nähe im Schnee liegen bleiben läßt. Auch eine Entgleisung muß darin vorkommen, und zwar muß der Zug zur Entgleisung gebracht werden, vielleicht in der Nähe des Bahnwärterhäuschens? Und von wem? Von einer eifersüchtigen Frau vielleicht, eifersüchtig auf den Locomotivführer, und sie verdirbt den Zug und die ganze Welt darin, weil sie ihn verderben will und sie, die er liebt, hinter ihm im Zuge fährt. Grauenhaft muß ein solches Eisenbahnunglück sein, grauenhaft aber bis zum Entsetzen, wenn man sich denkt, daß ein menschenvoller Zug, die Maschine zum Springen überheizt, dahinjagt durch das weite Land. Der Locomotivführer und Heizer müssen durch einen Unglücksfall von der fahrenden Maschine gekommen und dabei zerschmettert sein. So haben wir mit Jaques Lantier's Tod den Schluß des Romans, den schlimmen Schluß einer schlimmen Geschichte, wo die Bestie im Menschen sich schrecklich offenbart. Noch manches Andere fällt uns für den Gang der Handlung ein, z. B. wenn Jemand im Tunnel vor dem Zuge einherflieht, ohne auszuweichen zu können, oder wir denken an den

unheimlichen Wagen mit den gläsernen Augen im Schuppen; sieht er nicht aus, als könnte hinter den heruntergelassenen Vorhängen ein Mord geschehen sein, als läge ein Todter dahinter? — Man sieht also, wie ein Stück der Handlung nach dem andern in der Vorstellung auftaucht, ohne daß eine besondere Erfindungsgabe dazu gehört, reinweg aus der Beschaffenheit des Milieus, und so gereicht der Einfluß, den Zola diesem Factor einräumt, so lästig er sonst sein mochte, der Leichtigkeit der Erfindung zu außerordentlichem Vortheil.

Auch auf die Entwickelung der Handlungen und auf die Spannung, die sie erregen, ist der Einfluß nicht gering. Zuerst ein Nachtheil: Zola's Romane im Einzelnen sind nicht spannend, nur wenn man das Ganze überblickt, ist eine zum Ende drängende Entwickelung da. Im einzelnen Roman aber unterbrechen breite Schilderungen den Fortgang der Fabel, und wen diese nicht interessiren, besonders aber, wer Zola als „Unterhaltungslectüre" lesen will, wird sich bald mißgestimmt abwenden, und auch der ernsthafte Leser meint, daß der Dichter hier und da des Guten zu viel gethan habe.

Gegenüber indessen steht ein großer Vortheil: Zola, der selbst so viel Interesse an der lebenden und todten Umgebung hat und dieses auch in den Lesern erwecken will, geräth nie in Furcht, langweilig zu werden. Er schafft, unbekümmert um alles neben und außer den Dingen Liegende, in voller Breite. So schiebt sich Alles wuchtig und in steter, ruhiger Bewegung vorüber und erregt den Eindruck einer ungeheuren Kraft, der man es glaubt, daß sie das Leben des Einzelnen trägt oder begräbt und daß sie stärker ist, als alle Individuen. Doch nicht nur im Großen, auch in der Ausgestaltung des Einzelnen kommt das Interesse des Dichters an den Dingen des täglichen Lebens und der Werth, den er ihnen beilegt, zum Ausdruck.

Wer alle Aeußerlichkeiten des Lebens und die Umgebung

eines Menschen in allen Erscheinungsformen mit der gleichen Aufmerksamkeit umfaßt, bei dem läßt sich nicht annehmen, daß er die Welt der Erscheinungen nur durchstreift, um bestimmte Specialitäten zu sammeln. Gewiß, er kann nicht Alles bringen, aber von Jedem Etwas; und der Umstand, daß Zola gleichmüthig Gutes und Schlechtes, Gemeines und Edles neben einander stellt, wie es die Natur selbst thut, der sollte ihn von der Verdächtigung freimachen, daß er wie ein Naturforscher auf der Suche nach seltenen Species die Welt durchwandert, um überall das Gemeine zu sammeln. Zola ist nicht die Freude am Stinken, wie Nietzsche sagt, sondern er ist das Interesse am Leben, unterschiedslos. So schreibt er, der Sachlichste unter den Modernen, mit reiner Sachlichkeit auch im Einzelnen, und weil er sachlich ist, so darf er allerdings Manches wagen, was ein Anderer sich zu schreiben hüten muß und Leute mit getrübten Sinnen nicht lesen dürfen.

Um Beispiele dafür zu geben, ist es nicht nöthig, bekannte Stellen aus Nana und aus La terre anzuführen; erfreulicher ist das, was nur der feinere Sinn als ein Wagniß erkennt, und da zu sehen, mit welcher ruhigen Sicherheit der Dichter seinen Weg geht. Es gilt z. B. zwei Menschen zu schildern, die in ein zartes Verhältniß zu einander treten sollen. Es liegt nicht in der Oekonomie des Ganzen, die Beiden einander heirathen zu lassen, sondern es waltet zwischen ihnen nur das leise und sich immer mehr verdichtende Gefühl gegenseitigen Verständnisses. Die Beiden sind Jean Macquart und die Schwester seines Freundes Maurice. Es ist klar, daß so feine Beziehungen außerordentlich zart geschildert werden müssen. So fühlt sich denn auch der Soldat Jean, als er zum ersten Male mit dem jungen Mädchen im Hause seines Freundes zusammentrifft, außerordentlich weich und sympathisch berührt, und als er sich hinlegt, um nach langer Zeit zum ersten Male wieder die Wonne

eines Bettes zu genießen, da fühlt er Etwas, als wenn ihm die leise Hand einer Mutter vor dem Einschlafen sanft über den Kopf streiche. Und nun kommt das Wagniß: Als er am anderen Nachmittage erwacht, da gefällt sie ihm nicht mehr so, wie den Tag vorher, und er sieht sie fast mit gleichgültigen Augen an. Das ist eine Erfahrung, die Jeder in seinem Leben macht, und würde auch hier nicht auffallen, wenn Zola die Absicht hätte, eine Leidenschaft zwischen Beiden entstehen zu lassen; wo er aber nur ein loses Band zwischen ihnen schaffen will, ist es ein Wagestück, das die Schilderung leicht um ihre Glaubhaftigkeit bringen kann. Und warum hat es der Dichter unternommen? Weil er die Ueberzeugung hegte, daß in dem Zustande nervöser Ueberspannung, in dem sich Jean befand, ein solcher Rückschlag kommen mußte; war das aber der Fall, dann mußte er den Muth haben, ihn zu schildern, und dieser Muth ist größer, als in den Schmutz des Courtisanenlebens zu greifen.

Ein Beleg anderer Art: Die Scene ist in der ersten Etage des prächtigen Hauses; der reiche Besitzer liegt in seinem Bett im Sterben, um ihn herum sind Kinder und Schwiegerkinder. „Sie beschuldigten sich gegenseitig, die Hand nach der Erbschaft auszustrecken, als August sie anrief: Seid doch still. Ihr werdet dazu noch immer Zeit haben; jetzt schickt sich das nicht. Die Familie, die sich nicht verhehlen konnte, daß er Recht hatte, gruppirte sich um das Bett. Ein tiefes Schweigen senkte sich nieder: man hörte von Neuem das Röcheln in dem dumpfen Zimmer. Bertha und August standen zu Füßen des Sterbenden; Valerie und Theophil, welche zuletzt gekommen waren, hatten sich ziemlich weit weg setzen müssen, dicht an den Tisch; Clotilde aber hielt, ihren Mann hinter sich, das Kopfende besetzt, und dicht an die Kissen drängte sie ihren Sohn Gustav, den der Greis vergötterte. Alle betrachteten sich, ohne ein Wort zu sagen. Aber ihre klaren Augen, ihre aufeinander gepreßten Lippen ließen

ihre stummen Berechnungen, die heimlichen Ueberlegungen voll Unruhe und Aufregung erkennen. Besonders der Anblick des jungen Gymnasiasten so nahe am Bett erregte die Wuth der beiden anderen Ehepaare, denn seine Eltern rechneten offenbar auf Gustav's Anwesenheit, um den Großvater zu rühren, wenn er das Bewußtsein noch einmal wiedererhalten sollte." Hier liegt das Gewagte der Schilderung darin, daß sie vielleicht den Eindruck einer Caricatur machen kann, wovor sie eben nur der Stempel der absoluten Wahrheit schützt, den sie trägt.

Und wie weit Zola in der Schilderung des Gräßlichen zu gehen wagen darf, davon mag eine kurze Stelle eine Ahnung erwecken. Er schildert, wie man die Leichen auf dem Schlachtfelde sammelt und wegbringt. Wir stehen gerade vor einigen Bauernwagen, die damit beladen werden. „Und als die drei Karren sich in Bewegung setzten und durch die Pfützen von Blut und Schmutz schwankten, da rieb sich eine bleiche Hand, welche ganz lang heraushing, an dem einen Rade, und allmählich verschwand die Hand, abgefressen, abgerieben bis auf die Knochen."

Auch der Stil Zola's trägt den Stempel der Wahrheit, insofern er ohne jede Manier ist. Gewiß, er besitzt einen eigenen Stil, aber der besteht nicht darin, daß er, wie sein Gesinnungsgenosse Flaubert, Gedanken auf Gedanken in die Worte pfropft und Wort auf Wort in den Satz hineinsteckt, bis Alles zu dunklem Schwulst aufgeschwollen ist. Auch giebt er sich nicht Mühe, wie sein Schüler Maupassant, die Sätze und Gedanken abzuschleifen, bis Alles scharf und stahlglatt in hellen Reflexen strahlt. Im Gegentheil, Zola scheint auf seinen Stil kaum Mühe zu verwenden. Er schreibt Alles gerade so, wie es die Sache mit sich bringt; es scheint fast, als fürchte er mehr, zu glatt, als zu rauh zu schreiben, und seine Sätze legen sich schwer und massig hinter einander, mit demselben Nachdruck, der das ganze Schaffen des Dichters charakterisirt.

Mit der sachlichen Schärfe der Beobachtung geht eine außerordentliche Fähigkeit, zu schildern, Hand in Hand, um die Dinge für den Leser gegenständlich zu machen. Besonders der Roman, in dem der Zusammenbruch des Kaiserreiches geschildert wird, ist voll von markanten Beispielen. So ist weltberühmt die Scene des Häuserkampfes in Bazeilles, wo die ganze Furchtbarkeit des Krieges aufgedeckt wird; so schildert er, um ein kleines Beispiel zu geben, wie die Deutschen durch Beaumont hindurch den Franzosen auf Sedan zu nachrücken. Eine Frau aus Beaumont, welche die Hauptstraße des Dorfes bewohnte, hatte dort die deutsche Artillerie, als der Tag sich neigte, hindurchkommen sehen. „Auf beiden Seiten bildeten Soldaten Spalier und trugen Fackeln von Harz, welche die Straße, wie bei einer Feuersbrunst, mit einem rothen Licht erfüllten. Und dazwischen rann der Strom der Pferde, der Kanonen, der Munitionswagen, rasend wie die wilde Jagd, in einem wüthenden Galopp. Das war die wilde Hast des Sieges, die teuflische Verfolgung der französischen Truppen, sie zu vernichten, zu zertreten, hinein irgendwo in einem tiefen Grabe. Nichts wurde geachtet, Alles zerbrochen, über Alles weggejagt. Pferde fielen; sofort schnitt man ihnen die Stränge ab, und dann rollten sie unter die Füße, zermalmt, zertreten, schließlich wie blutige Trümmer an die Seite gespült. Menschen, die hinüber wollten, wurden unterwegs umgerissen und von den Rädern zerschmettert. Die Mannschaften starben vor Hunger, aber in diesem Orkan gab es keinen Aufenthalt; im Fluge haschten sie die Brote, die man ihnen zuwarf, während die Fackelträger an der Spitze ihrer Bajonette ihnen große Stücke Fleisch reichten. Dann trieben sie mit denselben Eisen die Pferde an, und die stürzten vorwärts, in noch wahnsinnigerem Galopp. Und die Nacht senkte sich tiefer und immer noch jagte Artillerie durch die Straße, rasend wie die Windsbraut, mitten unter frenetischen Hurrahs.“ Das

in kleines Beispiel für die Kraft, mit der unser Dichter schildert; eine Kunst, zu beobachten, giebt derselbe Roman Gelegenheit enug. Den Suchenden genüge es, darauf hinzuweisen, wie Zola jedes einzelne Erlebniß des Krieges, den ersten Todten, ie erste Granate, die erste Schildwacht u. s. w. bei seinem ersten Vorkommen recht ausführlich schildert, so daß bei einer folgenden Erwähnung stets die erste Schilderung ins Gedächtniß zurückerufen wird; dadurch bleibt die Schilderung der Greuel des Krieges stets gegenständlich und die Farben werden niemals matt.

Dieselbe Kraft findet sich im Einzelnen, bei Bildern und Worten. Félicité z. B. geht durch alle Romane, in denen sie vorkommt, unter dem Bilde der mageren, braunen Grille, welche urchdringend zirpt. Von dem Klatsch, der durch ein Haus sich erbreitet, heißt es (ich muß es französisch sagen): Ça filtrait l'étage en étage, also es sickerte durch, wie durch einen Filter. In unserem Débâcle heißt es: Er wurde geweckt durch das aute Geräusch wie von einer aufgezogenen Schleuse, welche das VII. Corps verursachte. Und daselbst noch ein ausgeführtes Bild, ein wahres Meisterstück (es ist die Rede von den Krankenrägern im Kriege): „Moritz sah einen zur Rechten, einen magern und kränklichen Menschen; ein dicker Unterofficier, dem die Beine erschmettert waren, hing ihm auf dem Rücken, die Arme um einen Hals; es sah aus, wie wenn eine Ameise ein zu großes Getreidekorn wegschleppt. Plötzlich sah er sie alle Beide hinstürzen und in dem Dampf einer explodirten Granate verschwinden. Als der Rauch sich verzog, lag der Unterofficier auf dem Rücken, ohne eine neue Wunde, während der Krankenträger mit aufgerissener Seite dalag. Und eine andere kam an, eine andere fleißige Ameise, die wandte erst den todten Kameraden um und befühlte ihn, dann nahm sie den Verwundeten auf ihren Rücken und trug ihn fort.“

Auch fein weiß der Dichter zu charakterisiren, mit einigen

wenigen Strichen. Octave Mouret z. B. sieht in Paris einen Mann wieder, den er schon in seiner Heimath Plassans, obgleich Jener zehn bis fünfzehn Jahre älter war, als er, kennen gelernt hatte. Es ist ein Architekt, der eine große Mutter Gottes in seinem Zimmer hängen hat, seitdem ihm der Bischof eines benachbarten Sprengels die Bauarbeiten in demselben zugewiesen. Ihn charakterisirt Zola gleich in der ersten Scene: „Er sprach von seinen zweiundvierzig Jahren, von der Nichtigkeit des Lebens, gab sich mit einer Melancholie, die im Gegensatz zu seiner vollblütigen Gesundheit stand. An dem Künstlerkopf, den er sich hatte stehen lassen, die Haare in langen, durchwühlten Locken, den Bart gestutzt à la Henri IV., sah man nichtsdestoweniger den platten Schädel und die massiven Kauwerkzeuge eines Philisters von beschränktem Geist und gefräßigen Neigungen. In jüngeren Jahren hatte er eine ermüdende Heiterkeit besessen."

Eine noch kürzere Zeichnung, aber von außerordentlicher Schärfe, ist die von Moltke und Bismarck, die den Eindruck macht, als wäre sie nach dem bekannten Bilde A. von Werner's geschaffen, auf welchem Moltke dem General Wimpffen die Capitulationsbedingungen von Sedan ausspricht, während Bismarck, die Hände auf dem Korb seines Kürassiersäbels, ruhig dasitzt. Zola schreibt: „Ein schrecklicher Mensch, dieser General von Moltke, trocken und hart, mit dem bartlosen Gesicht eines Mathematikprofessors, der die Schlachten von seinem Arbeitszimmer aus mit algebraischen Berechnungen gewinnt. Bismarck unterstützte ihn einfach mit dem Gesicht — und nun kommt das Köstliche — de son air de dogue bon enfant, auf Deutsch etwa: mit dem Gesicht einer gutlaunigen Dogge." Es ist selten der Gesichtsausdruck, wie wir ihn von dem Bilde her kennen, und das ganze Wesen eines Menschen so glücklich mit einem Worte bezeichnet worden. Dabei braucht wohl nicht hinzugefügt

u werden, daß der Dichter hier, wie immer, nur als Künstler childert, ohne irgend welche chauvinistische Nebenabsicht.

Neben dieser treffenden Kürze in der Charakterisirung finden ich auch weiter angelegte Porträts von nicht geringerer Feinheit; ein Zug aus einem solchen mag genügen. Es handelt sich m eine Dame, Clotilde, die mit ihrem Mann in einer sehr nglücklichen Ehe lebt und jetzt nur eine einzige Leidenschaft kennt, hr Clavierspiel. Um sie nun auch von dieser Seite zu charakterisiren, schreibt der Dichter: „Clotilde saß vor ihrem Clavier nd ließ die Hände in unablässiger, regelmäßiger Bewegung die Tasten auf- und abwärts gleiten. Und, während sie auf iese Weise täglich zwei Stunden übte, um ihre Fingerfertigkeit icht zu verlieren, beschäftigte sie zugleich ihren Verstand: sie as die Revue des deux mondes, welche aufgeschlagen vor ihr uf dem Notenhalter stand, ohne daß sich indessen dabei die Bewegung ihrer Finger um das Geringste verminderte.“

Davon so weit; wer sich für diese Seite der Kunst Zola's nteressirt, der mag die Charakteristik des Abbé Mauduist in ot-bouille verfolgen. Er hörte die Beichte all' der Frauen nd Mädchen des gebildeten Mittelstandes, die sich da zusammentreffen; er kannte sie Alle bis auf die Haut, wie der Arzt Dr. Guillerat, und hatte sich schließlich begnügen müssen, darauf u achten, daß wenigstens der äußere Schein gewahrt wurde, ls Ceremonienmeister, der über die verdorbene Gesellschaft den Mantel der Religion breitete, zitternd vor der Gewißheit eines chließlichen Zusammenbruchs an dem Tage, wo das Geschwür u Tage treten würde. Die Figur des Abbé ist ein Kabinetstück der Charakteristik und wohl werth, daß man allein ihrethalben den Roman lese.

Wir mußten uns etwas in Einzelheiten verlieren, um zu verstehen, welchen Einfluß das Milieu auf die Schaffensweise es Dichters ausübte. Doch gilt es jetzt, wo wir zu dem letzten

Punkt unserer Besprechung kommen, sich wieder zu der Höhe zu erheben, von der man die Gesammtheit eines Romans überschauen kann.

Ein jedes Ding hat seine eigenthümliche Stimmung. Diese ist ein Undefinirbares, was zwischen den Dingen schwebt und über ihnen liegt, wie ein Hauch, mit Worten nicht wiederzugeben, mit keinem einzelnen Sinne distinct zu fassen und doch unleugbar und nothwendig da, so nothwendig, daß Stimmung zu erregen und auszustrahlen für jedes Kunstwerk erstes Erforderniß ist. Sie giebt die höhere Einheit, in der sich das Verschiedene als zu einander gehörig zusammenfindet, sie hindert die Episoden, aus dem Rahmen des Ganzen hinauszufallen. Diese Einheitlichkeit hat Zola stets beachtet. Bei ihm hat das Knarren eines Wagens, das Quietschen einer Karre einen bestimmten Ton, der zu den erzählten Ereignissen paßt. Der Pfiff der Locomotive klingt hell und triumphirend, wenn Jaques nach Paris zurückkehrt, wo die Geliebte seiner harrt; er klingt lang und ängstlich, wenn sie in der Winternacht durch das wirbelnde Schneetreiben jagt. Die französischen Trompetensignale haben ihren bestimmten Ausdruck der Trauer, der Freude, der sonnigen Heiterkeit gegenüber den drohenden, finsteren, harten Klängen deutscher Hörner. Und noch eins, was Zola meines Wissens zuerst angewandt hat, um die Einheitlichkeit hervor zu heben. Wie bei Richard Wagner's Motiven haben die Helden ihre bestimmten Redewendungen, bestimmte Eigenschaftsworte, die er ihnen und den Dingen beilegt, bestimmte, kurze Sätze, die er bei einer Schilderung anwendet. Diese Floskeln kehren wieder, hier und da, nach Gelegenheit, und wo sie wiederkehren, wecken sie die Erinnerung an die Stelle, wo sie schon einmal aufgetreten sind: so durchflicht mühelos und fast unabsichtlich ein neues Band zur Einheit das große Ganze.

So wird der Dichter ein Stimmungsmaler von großer

Reinheit. In dem Wundergarten des alten, unheimlichen Besitzes, wo die Märchenstimmung voll tödtlichen Wohlgeruchs über dem Ganzen schwebt, stehen der Abbé Mouret und Albine vor einem Beet Stiefmütterchen. „All' diese Blumen schienen zu leben mit ihren violetten Köpfen, ihren gelben Augen, den bleichen Lippen und ihrem feinen, fleischfarbenen Kinn. Als ich noch jung war, machten mich die Stiefmütterchen ängstlich, flüsterte Albine. Sieh nur, es ist, als ob Tausende von kleinen Gesichtern dich anblicken. Und sie wenden sich Alle zugleich um. Gerade als ob dort Puppen begraben wären, deren Köpfe wieder zum Vorschein kommen." Ist das nicht echte Märchenstimmung und die Ahnung des Unheimlichen in dem Roman, wo nachher die Blumengeister aus den Kelchen steigen, um Albine zu tödten?

Besonders am Schluß der Romane hat Zola seine ganze Kunst aufgewendet, um von hier aus noch einmal die Stimmung des Ganzen zusammen zu fassen. So am Schluß von La débâcle. Frankreich ist ein zum Tode verwundetes Land; der Krieg ist darüber hingezogen und hat es zerschmettert; wo ist noch Hoffnung auf ein neues Leben? Da sehen wir den Helden Jean Macquart allein: „Das verwüstete Feld lag brach, das Haus lag verbrannt und zertrümmert am Boden, und Jean, der Niedrigste und Schmerzerfüllteste, ging fort von der Stätte, der Zukunft entgegen, vorwärts zu der großen und schweren Arbeit, ein ganzes Frankreich wieder herzustellen."

Und noch einen Schluß in einem vorhergehenden Roman. Die Scene ist auf der Maschine eines Zuges, welcher eine Abtheilung französischer Soldaten, nachdem der Krieg erklärt ist, an die Grenze bringen soll. Pequeux, der Heizer, hat gefeuert, als wenn er die Maschine in die Luft sprengen wollte. „Jaques Lantier, der Führer, beugte sich und wollte den Schieber hinabstoßen, um wenigstens die Zugluft zu vermindern; da faßte ihn

der Heizer plötzlich um den Leib und versuchte ihn mit einem heftigen Ruck auf die Geleise zu schleudern. — Schurke, das war's also! Du wolltest sagen, ich sei hinabgefallen, hinterlistiger Schuft. — Er war gegen den Rand des Tenders gestolpert, Beide glitten ab und rangen nun auf der kleinen eisernen Brücke, die Maschine und Tender verband. Die Zähne zusammengepreßt, ohne ein Wort zu sprechen, suchten sie einander durch die enge Oeffnung zu drängen, die nur mit einer eisernen Stange versperrt war. Die wilde Maschine rollte, rollte immer zu. Barrentin war passirt und der Zug stürzte sich in den Tunnel von Malaunay, während sie sich noch immer eng umschlungen hielten, sich auf den Kohlen umherwälzten, mit dem Kopf gegen die Wände des Wasserrecipienten schlugen und die rothglühende Thür der Feuerbüchse zu vermeiden suchten, deren Gluth ihre Beine traf, so oft sie sich ihr näherten. Einen Augenblick dachte Jaques daran, den Regulator zu schließen und um Hülfe zu rufen, damit man ihn von dem wahnsinnigen Menschen befreite. Er fühlte, wie er schwächer wurde, wie er nicht mehr die Kraft besaß, den Anderen hinabzuschleudern. Er machte einen letzten Versuch, mit unsicherer Hand, aber der Andere merkte die Absicht, packte ihn um die Weichen und hob ihn empor wie ein Kind. Ah! du willst anhalten! Ah! du hast mir meine Frau gestohlen! Fort, fort, du mußt hinunter! Die Maschine rollte, rollte; der Zug hatte mit großem Getöse den Tunnel verlassen und setzte seinen Lauf fort über das öde, einsame Land. Die Station Malaunay wurde wie im Sturm durchfahren, so schnell, daß der Stationsvorsteher auf dem Perron die beiden Menschen auf der Maschine nicht sah, während die Windsbraut sie dahinriß. Pequeux, mit einer letzten Anstrengung, stürzte Jaques hinab, aber dieser umklammerte so eng den Hals des Anderen, daß er ihn mit hinabriß. Zwei schreckliche Schreie klangen in einen zusammen und verhallten. Sie, die so lange

als Brüder zusammengelebt hatten, wurden unter die Räder geschleudert, zermalmt, zerrissen. Man fand sie ohne Kopf, ohne Füße, zwei blutige Rümpfe, die sich noch umschlungen hielten, um sich zu ersticken. Und die Maschine rollte, rollte immer zu. Der Kessel war voll Wasser, die Kohlen, mit denen der Heizraum eben gefüllt war, entzündeten sich, und während der ersten halben Stunde stieg die Spannung zum Bersten, die Schnelligkeit wurde entsetzlich. Der Zugführer war ohne Zweifel eingeschlafen, die Soldaten, die immer betrunkener wurden in den engen Wagen, freuten sich über die rasende Schnelligkeit und sangen immer lauter. Wie der Blitz fuhren sie durch Maromme. Kein Pfiff ertönte mehr, wenn sie sich den Einfahrtssignalen näherten und die Bahnhöfe passirten. Es war ein Galopp, gerade aus, eine Bestie, die, den Kopf zur Erde, alle Hindernisse überrannte. Sie rollte, rollte ohne Ende, wie wild vorwärts gejagt durch das zischende Geräusch ihres Athems. In Rouen sollten sie Wasser einnehmen; eisiges Entsetzen erfaßte den ganzen Bahnhof, als in Rauch und Flammen der wahnsinnige Zug vorübersauste, die Maschine ohne Führer und Heizer, die Viehwagen voller Soldaten, die patriotische Lieder brüllten. Sie gingen in den Krieg, sie jagten so, damit sie schneller unten an den Ufern des Rheins wären. Die Beamten standen auf dem Bahnhof, entsetzt: niemals würde der Zug ohne Unfall den Bahnhof von Sotteville passiren, der immer versperrt war durch Rangirzüge, durch Wagen und Maschinen. Man stürzte zum Telegraphen und machte Meldung. Dort war eben ein Güterzug, der den Weg versperrte, auf ein Nebengeleise gebracht worden. Schon hörte man in der Ferne das dumpfe Rollen des entsprungenen Ungeheuers. Der Zug hatte sich in die beiden Tunnel gestürzt, die hinter Rouen lagen, er kam an in seinem wüthenden Galopp, wie eine übernatürliche, unwiderstehliche Kraft, die Nichts mehr anhalten konnte. Und den Bahn-

hof von Sotteville durchsauste er, er jagte mitten durch die Hindernisse, ohne anzustoßen, er tauchte wieder hinein in die Finsterniß, wo sein Rollen leiser und leiser wurde. Aber jetzt tickten alle Telegraphenapparate der Linie, alle Herzen schlugen bei der Nachricht von dem Phantom, das durch Rouen und Sotteville hindurchgesaust war, Alles zitterte vor Entsetzen. Er aber stürzte vorwärts, wie ein gehetztes Thier, ohne auf rothe Laternen und Knallpatronen zu achten. In Oissel wäre er beinahe gegen eine Vorspannlocomotive geschlagen, er erschreckte Pont de l'Arche, denn seine Schnelligkeit schien sich nicht zu vermindern. Von Neuem verschwunden, rollte er, rollte in der finsteren Nacht, Niemand wußte wohin. — Was lag an den Opfern, die die Maschine auf dem Wege zermalmte! Ging sie nicht trotzdem der Zukunft entgegen, unbekümmert um das vergossene Blut? Ohne Leitung, mitten in der Finsterniß, blind und taub, wie ein wildes Thier rollte sie, rollte, beladen mit Kanonenfutter, mit den betrunkenen Soldaten, die patriotische Lieder sangen, aber schon jetzt ermüdet und ermattet.“ — So stürzt der Zug in die Finsterniß hinein, so stürzt das ganze Frankreich.

Zum Schluß aber verlassen wir auch die Nähe des einzelnen Romans und steigen noch höher, dahin, von wo wir die ganzen Rougon-Macquart vor uns ausgebreitet sehen. Da liegt es vor uns hingestreckt. Es ist ein gewaltiges Werk mit seinen zwanzig Romanen. „Aufgerührt eine schreckliche Masse, süße und schreckliche Abenteuer, Freuden und Leiden mit voller Hand hineingeworfen in die Fülle der Ereignisse. Da liegt das zweite Kaiserreich, mit Blut gegründet, dann, wie es, seinen Erfolg genießend, mit hartem Willen sich geltend macht, wie es die rebellischen Städte erobert, in eine langsame Auflösung hineingleitet und schließlich im Blut versinkt, in einem solchen Meer von Blut, daß das ganze Volk fast darin ertrunken wäre. De-

zwischen finden wir sociale Studien, den Groß- und Kleinhandel, die Prostitution, die Erde, das Geld, den Bürgerstand, das Volk, welches aus den Kloaken der Vorstädte kommt, und das, welches sich in den großen Industriecentren empört. Dann wieder einfache Bilder aus dem menschlichen Leben, Seiten voll sanfter Zärtlichkeit und von heißer Liebe, der Kampf des Verstandes und des Herzens gegen die ungerechte Natur, der Verzweiflungsschrei Derjenigen, die einer zu großen Aufgabe erliegen, der Schrei des guten Herzens, das sich opfert, siegreich über den Schmerz. Es giebt Phantasiestücke, wo die Einbildungskraft sich über die Natur emporschwingt, ungeheure Gärten, in allen Jahreszeiten blühend, Kathedralen mit feinen Zacken und Spitzen, wunderbare Geschichten aus dem Paradies. Kurz, der Roman enthält Alles, Gutes und Schlechtes, Gemeines und Erhabenes, die Blumen und den Schmutz des Daseins, der ganze unendliche Strom des Lebens rauscht vorüber und trägt auf seinem Rücken die Menschheit bis an das Ende der Tage."

Zola selbst ist es, der am Schlusse in seinem Docteur Pascal diesen Rückblick auf die großen Züge der zwanzig Romane wirft. Mit freudigen, volltönenden Worten zieht er die Gesammtsumme aus ihrem Inhalt. Und merkwürdig — was er hier aufführt, es sind fast alles kulturgeschichtliche Schilderungen. Mag es ihm zum Bewußtsein gekommen sein oder nicht, auch ihm selbst erscheint das Aeußere und seine Darstellung als das Bedeutendste seiner Thätigkeit und tritt ihm bei einer flüchtigen Uebersicht als das Markanteste ungewollt in die Erinnerung. So giebt der Dichter selbst am Schluß seinem Beurtheiler Recht, der am Anfang behauptete, daß Zola's Ruhm, Bedeutung und auch ein großer Theil seiner Eigenart in der Werthschätzung des Milieus beruhte.

I.
Zola und die Rougon-Macquart

II.
Das Milieu bei Emile Zola.

Von

Dr. Benno Diederich
in Blankenese bei Hamburg.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 313—336 umfassend.)

Heft 331/32.

Carolinen und Marianen.

Von

Dr. O. Finsch
in Leiden.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.




Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Carolinen und Marianen.

Von

Otto
Dr. O. Finsch
in Leiden.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Als Spanien 1885 mit Deutschland wegen des Besitzes der Carolinen in Zwistigkeiten gerieth, konnte Niemand ahnen, daß es vierzehn Jahre später dieses Inselgebiet freiwillig an Deutschland überlassen und zwar verkaufen würde. Denn die Wogen der nationalen Erregung gingen bei dem heißblütigen Volke des Südens damals so hoch, daß der durch Preßhetze fanatisirte Pöbel der Hauptstadt das deutsche Gesandschaftshôtel insultirte, hier Fahnenstock und Wappen herabriß, und unter den Rufen: „Nieder mit Deutschland! Krieg mit Deutschland!" vor dem Ministerium des Innern verbrannte. Dieses Kriegsgeschrei fand übrigens in den Herzen wohl aller Spanier lebhaften Widerhall, namentlich auch Seitens der höheren Militärs, unter denen General Salamanca durch herausfordernde Prahlereien und Unhöflichkeiten sich unendlich lächerlich zu machen verstand. Der Einzige, welcher in der allgemeinen Aufregung Ruhe und ein richtiges Urtheil bewahrte, war König Alfons XII. Er kannte Deutschlands Heeresmacht aus eigener Anschauung und wußte, wie gefährlich es sei, dieselbe muthwillig herauszufordern, noch dazu für ein Land wie Spanien, das schon damals nur in der eigenen Einbildung als Großmacht figurirte. Angesichts der drohenden politischen Zerwürfnisse im Innern wie der bedenklichen Finanzlage hätte es am allerwenigsten an einen Krieg denken sollen, dessen Folgen für Spanien nur unheilvoll sein konnten, wie dies ja durch den letzten Krieg bewiesen wurde.

Diesen lärmenden Kundgebungen gegenüber bewahrte Deutschland eine würdevolle Ruhe, wußte es doch, daß sein großer Reichskanzler auch in dieser kriegerisch zugespitzten Streitfrage die allbekannte diplomatische Meisterschaft aufs Neue bewähren würde. Und darin hatte es sich nicht getäuscht! Denn bekanntlich wurde auf Vorschlag Bismarcks der Papst Leo XIII. gebeten, das Schiedsrichteramt zu übernehmen, dessen Spruch (vom 22. October 1885) für die Souveränität Spaniens über die Carolinen entschied. Dieser Entscheid gründete sich zwar fast nur auf das vage Recht des ersten Entdeckers vor mehr als 350 Jahren, da Spanien seit jenen Zeiten thatsächlich keinerlei Einfluß auf den Carolinen ausgeübt hatte, war aber wohl nicht anders zu erwarten. Und so stimmten beide Mächte dem von Sr. Heiligkeit gefällten Schiedsspruche zu, womit der so gefahrdrohende Carolinenstreit (am 17. December 1885) ein Ende fand. Spanien verpflichtete sich eine geordnete Verwaltung einzurichten, und sicherte Deutschland völlige Freiheit des Handels, der Schifffahrt, der Fischerei, der Anlage von Plantagen 2c. in derselben Weise wie spanischen Unterthanen zu, sowie Einrichtung von Schiffs- bezw. Kohlenstationen Seitens der Kaiserlichen Marine. Deutschland hatte seine Rechte also vollständig gewahrt und ohne Schädigung seines Ansehens und seiner dortigen Angesessenen einen Krieg vermieden, der die Handelsverbindungen beider Länder ohne Zweifel für Jahre hinaus in der empfindlichsten Weise gestört haben würde. Und dabei stand namentlich unserem so bedeutenden Export nach Spanien und seinen Colonien die empfindlichste Schädigung in sicherer Aussicht, Nachtheile für unsere Industrie und unsern Handel, denen gegenüber der Besitz eines so kleinen Inselreiches gar nicht in Betracht kommen konnte.

Die weise Erledigung jener Angelegenheit Seitens des unvergeßlichen ersten Reichskanzlers verdient daher dankbarste

Anerkennung, nicht minder die Initiative der gegenwärtigen Reichsregierung, welche die politischen Verhältnisse geschickt und schnell zu benutzen wußte, um das damals aufgegebene Besitzthum auf friedlichem Wege zu erwerben. In Folge des für Spanien verhängnißvollen Ausgangs in dem blutigen Kriege mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte erstere Macht mit Cuba, der Perle der Antillen, und den Philippinen die letzten bedeutenden seiner Colonien [1] an die Vereinigten Staaten verloren. Außer kleinen, fast werthlosen Besitzungen in Afrika [2] blieb nur noch das einstige Geschenk des Papstes, die Carolinen, übrig, nebst den kleineren Inseln der Marianen, da die größte Insel der letzteren Gruppe, Guam, von Amerika behalten wurde. Diese letzten Ueberbleibsel des spanischen Colonialreiches, einstmals des größten der Welt, wurden in dem deutsch-spanischen Vertrage vom 12. Februar 1899 vom deutschen Reiche käuflich erworben und zwar für die Summe von fünfundzwanzig Millionen Pesetas (= Mk. 16 750 000). Diese Vereinbarung ist für beide Theile befriedigend, denn selbst nur eine Mobilisirung würde uns 1885 viel mehr gekostet haben, und Spanien braucht in seiner gegenwärtigen Lage Geld recht nothwendig. Ueberdies ist es eine Last losgeworden, denn nach dem Aufstande auf Ponape hielt Spanien hier wie auf Yap an 800 Mann Truppen; die so stürmisch begehrte Colonie erforderte daher beträchtliche Zuschüsse.

Auch Deutschland wird noch Allerlei aufwenden [3] müssen, und es kann vielleicht noch lange dauern, ehe sich Ausgaben und Einnahmen decken, aber diese Neuerwerbung ist doch außerordentlich nützlich, weil sie unsere bisherigen Südseebesitzungen in der früher gewünschten Weise abrundet und damit unsere Macht- und Interessensphäre bedeutend erweitert. Dieselbe umfaßt jetzt fast den ganzen nordwestlichen Viertheil des Großen Oceans, geht südlich (mit Kaiser Wilhelmsland, Bismarck- und Salomo-

Archipel) ansehnlich darüber hinaus und bildet ein ungeheures Inselreich, das sich von Nord nach Süd über etwa 30 Breitengrade (1800 Seemeilen[4]), von West nach Ost über 42 Breitengrade (2500 Seemeilen) ausdehnt. Der Flächeninhalt dieser Inselgebiete wird insgesammt auf 253 000 qkm mit einer Bevölkerung von zusammen 439 520 geschätzt, wovon auf Kaiser Wilhelmsland (181 650 qkm mit 110 000 Einwohner) und Bismarck- und Salomo-Archipele (69 355 qkm mit 277 000 Einwohner), zusammen rund 251 000 qkm mit 388 000 Einwohner kommen.

Im Rahmen dieses Inselreichs gebührt den Neuerwerbungen der Carolinen und Marianen hinsichtlich der Ausdehnung des Gebietes, wie der Zahl der dazu gehörigen Inseln, die erste Stelle. Allein der Carolinen-Archipel erstreckt sich über eine Meeresfläche von fast 10 Breiten- und 30 Längengraden, die Entfernung der östlichsten Insel (Kusaie) bis zur westlichsten (Tobi) beträgt daher an 1800 Seemeilen, oder zum Vergleich das Dreiundeinhalbfache der Luftlinie Memel—Emden. Und wenn man die Marianen dazu rechnet, ergiebt sich von der nördlichsten Insel, Vogelinsel (Faralon de Pajaros), bis zur südlichsten der Carolinen (Capingamarangi oder Greenwich-Insel) eine nur um etwa ein Drittel geringere Entfernung.

Ueber dieses ungeheure Meer sind hier und da vereinzelt, meist aber zu kleinen Gruppen vereint, eine Unmasse von Inseln verstreut, deren Anzahl Paul Langhans[5] für die Carolinen allein auf 680 schätzt, mit den Marianen zusammen an 700.

Freilich sind dabei die vielen kleinen Inseln mitgezählt, welche sich dem Korallengürtel eines Atoll einreihen, jenen eigenthümlichen niedrigen Inseln, die mikroskopischen Lebewesen ihr Dasein verdanken, und in ihrer Beschaffenheit und Form so wenig mit den üblichen Begriffen von Inseln übereinstimmen. Ein Atoll oder eine Ringinsel besteht nämlich aus einem

schmalen Gürtel von Riff und Inseln, der meist ringförmig eine Wasserfläche, die Lagune, umrahmt.

Die Größe dieser Lagunen ist ebenso verschieden wie die Zahl der Inseln ihres Riffgürtels. So hat die Lagune von Namonuito, eines der größten Carolinen-Atolle, eine Länge von ungefähr 40 Seemeilen (etwa 10 deutsche Meilen), besteht aber nur aus etwa zehn Inseln, während das viel kleinere Atoll von Satoan in der Mortlockgruppe etliche sechzig Inseln und Inselchen aufweist, von denen indeß nur vier bewohnt werden. Denn die meisten dieser niedrigen Koralleninseln bilden in der Regel mehr oder minder schmale, lange, aber kaum einige hundert Schritt breite Streifen niedrigen Landes, das bei Hochwasser wenige Fuß über das Meeresniveau hervorragt, während ein großer Theil des Atolls dann überhaupt überfluthet wird. Die Lagunen der meisten Atolle sind mit dem Ocean durch Zugänge verbunden, von denen einzelne auch als Schiffspassagen dienen, aber viel Vorsicht erheischen, wie die Schifffahrt in diesen riffreichen Meeren überhaupt. Selbst das anscheinend sehr ruhige Wasser der Lagunen kann sehr unruhig werden und ist nicht immer frei von gefährlichen Stellen, die sich meist nur hoch vom Maste aus rechtzeitig erkennen lassen.

Unser ohnehin großer Reichthum an Atollen im Marshall-Archipel ist durch den Besitz der Carolinen beträchtlich vermehrt worden, denn der größere Theil dieser Inseln, etliche dreißig, besteht aus niedrigen Koralleninseln, zu denen glücklicherweise einige hohe bergige hinzukommen. Es sind dies im Osten Kusaie und Ponape, isolirte Inseln von vulcanischer Formation, die je von einem Riffgürtel (Barrier-Riff) umschlossen werden; mit Bergen, die auf Ponape fast bis zu 900 m ansteigen, im Westen Yap und die aus mehreren Inseln bestehende Gruppe Palau, welche ebenfalls von Barrier-Riff umgeben sind. Sehr abweichend und eigenthümlich ist die

Ruk-Gruppe dadurch, daß innerhalb des Atollgürtels eine Anzahl von Inseln verstreut liegt, darunter siebenzehn hohe bergige, die aber alle sehr beschränkten Umfang haben und nicht durchgehends bewohnt sind.

Das Gesammtareal der Carolinen wird von Langhans auf etwas über 9000 qkm berechnet, wovon aber 7659 qkm für Riffe abgehen, so daß nur 1344 qkm bewohnbares Land übrig bleiben, das übrigens nicht durchgehends cultivirbar ist. Lütke schätzte den bewohnbaren Theil der Atolle (ohne die hohen Inseln) insgesammt auf fünfzehn Quadratmeilen. Das größte Areal besitzt die Palau-Gruppe mit 446 qkm (davon die größte Insel Baobeltaob allein 300), dann folgt Ponape mit 347, Yap mit 207, die Atolle der Ruk-Gruppe mit 132 und Kusaie mit 110 qkm; alle übrigen Inseln haben nur 1 bis 16 qkm Flächeninhalt. — Das Areal der Marianen beträgt 626 qkm, das der drei bewohnten Inseln (Saipan, Rota und Tinian) nur 465 qkm.

Die Fauna der Carolinen ist, wie sich nach der Beschaffenheit und dem geringen Umfang der Inseln erwarten ließ, nur arm, und darf wenigstens für die Wirbelthiere als ziemlich gut bekannt betrachtet werden. Von Säugethieren kommen außer den durch Schiffsverkehr eingeführten Ratten, die zuweilen zur Plage werden, nur zwei Gattungen Flederthiere vor, darunter fruchtfressende sogenannte fliegende Hunde (Pteropus), von denen nicht nur die hohen Inseln je eine eigenthümliche Art besitzen, sondern auch die Atolle der Mortlock-Gruppe. Das eigenthümliche, zu den Sirenen gehörige Meersäugethier, der Dugong (Halicore), kommt gelegentlich in den Gewässern von Palau vor.

Am besten sind die Vögel bekannt, über die von Kittlitz zuerst berichtete, über welche aber die Sammlungen[6] von Tetens, Heinsohn, Peters und namentlich Kubary ausführliche Kunde brachten, die ich für Kusaie und Ponape durch eigene Beob-

achtungen und Sammlungen vermehren konnte. Im Ganzen sind von den Carolinen an achtzig Vogelarten nachgewiesen, die sich der indo-malayischen Ornis einreihen und nur wenige eigenthümliche Formen aufweisen (auf Palau die Gattung Psamathia, auf Ruk Metabolus und auf Kusaie die seit Kittlitz nicht mehr zur Untersuchung gelangte Rallenform Aphanolimnas). Am reichsten an Vögeln ist Palau mit sechsundfünfzig Arten, davon etwa fünfundzwanzig Landvögel, von denen dreizehn der Gruppe eigenthümlich sind. Dagegen hat die hohe bergige Insel Kusaie unter zweiundzwanzig Arten nur neun Arten von Landvögeln (darunter vier eigenthümliche) aufzuweisen. Besonders merkwürdig ist das Vorkommen einer eigenthümlichen Papageienart (Chalcopsittacus rubiginosus) auf Ponape, eines Scharrhuhnes (Megapodius senex) auf Palau und unserer Sumpfohreule (Otus brachyotus) auf Ponape, und zwar als Brutvogel. Unser Kuckuck ist auf seinen Wanderzügen ebenfalls auf Palau nachgewiesen, wie ein anderer von Süden (Neu-Seeland) heraufziehender Kuckuck (Urdynamis taitiensis) ebenfalls in unser Gebiet vordringt. Die häufigsten und fast über alle Inseln verbreiteten Standvögel gehören zu den Gattungen der Eisvögel (Halcyon), Brillenvögel (Zosterops), Fliegenfänger (Myiagra, Rhipidura), Würger (Rectes), Glanzstaare (Calornis, Aplonis), Flaumenfußtäubchen (Ptilopus), Erdtauben (Phlegoenas) und Fruchttauben (Carpophaga), wovon gewisse Arten auf einzelne Inseln beschränkt sind. Als Sänger wird nur Calamoherpe syrinx, ein mit unserer Rohrdrossel verwandter Vogel, gerühmt. Für die Jagd kommen außer einigen Strand- und Sumpfvögeln, die aber nur auf dem Zuge erscheinen (wie Brachvögel, Bekassinen, Regenpfeifer u. A.), Wildhühner und die große Fruchttaube in Betracht, auf Palau außerdem die Nicobarentaube, das Scharrhuhn (Megapodius senex), ein Purpurhuhn (Porphyrio) und eine Entenart.

Die Ornis der Marianen, deren Kenntniß hauptsächlich dem Franzosen March und den Sammlern des Rothschild-Museums in Tring zu danken ist, stimmt im Allgemeinen mit der der Carolinen überein und besitzt einige auf beiden Gruppen vorkommende Arten. Von den im Ganzen sechsundfünfzig bekannten Vögelarten sind vierzehn eigenthümliche (darunter aber nur eine eigene Gattung: Cleptornis). Von besonderem Interesse ist das Vorkommen einer Rabenart, die von Kittlitz entdeckte, und eines Scharrhuhnes (Megapodius Laperousei).

Lurche und Kriechthiere kommen auf den Carolinen nur wenige vor, meist weitverbreitete Arten der Eidechsengattungen Mabouia und Gecko; auf Yap außerdem eine große Warneidechse (Hydrosaurus marmoratus). Das indische Leistenkrokodil verirrt sich zuweilen bis Palau, auf welcher Gruppe auch Schlangen (drei Arten) und eine Froschart vorkommen.

Von Hausthieren scheint nur Ponape eine eigene Hunderace besessen zu haben; aber schon zu Anfang dieses Jahrhunderts waren europäische Hunde, sowie auch Katzen (Gáto-Katze auf Spanisch) von Guam nach Mogmog eingeführt und verbreiteten sich von hier auf einige andere Inseln. — Hausschweine sind ebenfalls eingeführt worden; die Zucht derselben wird meist von weißen Händlern, namentlich auf Kusaie und Ponape, betrieben, die schon zu Zeiten der Walfänger Schiffe mit diesem lebenden Proviant versorgen halfen. Unter den Geschenken der Ostindischen Compagnie für die gute Behandlung der Schiffbrüchigen der „Antelope" unter Capitain Wilson, welche Capitain Macluer 1790 den Eingeborenen von Korror (Palau) mitbrachte, befand sich auch Rindvieh, wovon Semper noch 1862 zahlreiche Nachkommenschaft auf dieser Insel beobachtete. Die Thiere wurden in Umzäumungen gehalten, da sie durch Verwüstungen in den Pflanzungen den Eingeborenen nur eine Plage waren, und sind in Folge dessen vermuthlich aus-

gerottet worden. Denn es ist auffallend, daß Tetens und Kubary, die unter den Hausthieren der eingeführten Ziegen gedenken, mit keiner Silbe Rindvieh erwähnen. Pferde und Esel sind in beschränkter Zahl auf den Marianen eingeführt worden, ebenso Rindvieh, das auf Tinian verwilderte und sich hier in großen Heerden findet. Eine kleine, dem Axis verwandte Art von Hirsch, der sogenannte Marianenhirsch (Cervus marianus) ist keine eigenthümliche Art, sondern wurde von den Philippinen eingeführt, welche drei Arten Hirsche besitzen. —

Die Bevölkerung der Carolinen wird auf rund 35 000 Eingeborene, damit aber wohl reichlich hoch angegeben und dürfte nur zwischen 20 000 und 30 000 betragen. Denn bloß von wenigen Inseln liegen wirkliche Zählungen, im Uebrigen aber nur Schätzungen vor, die sehr verschieden lauten. So schätzte Logan, um nur ein Beispiel anzuführen, die Einwohnerzahl der Ruk-Gruppe auf 18 000 bis 20 000, Kubary auf 10 000 bis 12 000 und Gulick gar nur auf 5000. Sicher ist, daß auf verschiedenen Inseln ein bedauerlicher Rückgang stattgefunden hat, wie auf Kusaie (nach den Missionsberichten von 1100 in 1855 auf 125 in 1891), und Kubary zählte 1877 auf Nukuor nur 124 Eingeborene gegen früher 200. Am bedenklichsten sind Palau und Ponape zurückgegangen. Nach Semper besaß die erstere Gruppe gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts allein 40 000 bis 50 000 Eingeborene (jedenfalls eine sehr übertriebene Angabe), 1862 aber nur 10 000, und Kubary notirt für 1874 und 1884 nur 5000 bezw. 4000 Bewohner. Auf der größten Insel Baobeltaob fanden sich überall verlassene Häuser und Plantagen, als Zeichen einer früheren zahlreichen Bevölkerung. Die Ursache dieser Abnahme führt Kubary auf die herrschende Sittenlosigkeit zurück, als deren Folge drei Viertel aller Ehen kinderlos bleiben. Auf Ponape haben Epidemien, namentlich Mitte der fünfziger Jahre Blattern, unter

den Eingeborenen schrecklich aufgeräumt, wodurch die Bevölkerung von etwa 8000 auf 5000 reducirt wurde, und die Kämpfe mit den Spaniern brachten jedenfalls weiteren Rückgang, wenigstens verzeichnet der Missionsbericht für 1891 nur 1705 Eingeborene. Daß diese größte Insel, sowie Kusaie, nur sehr schwach bevölkert ist, davon konnte ich mich selbst überzeugen, denn nur längs dem Strandgürtel finden sich spärlich Siedelungen. Das bergige, mit dichtem Urwalde bedeckte Innere ist jetzt unbewohnt, aber Gruppen von Cocospalmen, welche die höchsten Bergkuppen auf Ponape krönen, lassen darauf schließen, daß früher hier Menschen verkehrten, da diese Palme überall ein Kulturbaum ist. Von den jetzt Deutschland gehörigen kleineren der Marianen-Inseln sind nur Saipan, Rota und Tinian bewohnt und besitzen zusammen 1655 Bewohner, Eingeborene (Tagalen) oder Mischlinge von den Philippinen, sowie auf Saipan eine Anzahl Carolinier. Denn die Chamorro oder eigentlichen Bewohner der Marianen sind längst dahingeschwunden, zum Theil durch Seuchen, hauptsächlich aber durch die Spanier ausgerottet. Als die letzteren 1688 die Colonie begründeten, waren die Inseln angeblich von 40 000 bis 60 000 Chamorros bevölkert, ihre Anzahl ging bis 1741 auf ca. 1800 zurück. Diese fündhafte Vernichtung hat sich natürlich schwer gerächt und nie wieder gut machen lassen, trotz aller Bemühungen, künstlich, zum Theil gewaltsam Bevölkerung herbeizuziehen. So wurden nicht allein die Bewohner der kleineren Inseln zur Niederlassung auf Guam gezwungen, sondern man brachte auch Tagalen von den Philippinen herüber und schließlich Verbannte, namentlich politisch Verdächtige. So erklärt es sich, daß von den etwa 8700 Bewohnern Guams über 6000 in der Hauptstadt Agaña wohnen oder vielmehr hier wohnen müssen.

Die Entdeckungsgeschichte des neuen deutschen Inselreiches führt nahezu auf vier Jahrhunderte zurück, bis auf die denk-

würdige Reise von Fernando Magelhaens, unter den bewunderns-werthen alten Seefahrern wohl dem bewundernswerthesten. Von der von ihm entdeckten, zuerst durchfahrenen und nach ihm benannten Meeresstraße an der Südspitze Südamerikas durchsegelte Magelhaens den ganzen „Stillen Ocean" von Ost nach West, an 6000 Seemeilen, bis man, nach mehr als drei Monaten, als die Noth bereits aufs Höchste gestiegen war, am 6. März 1520 endlich Land entdeckte. Es waren die zwei südlichsten Inseln der Marianen oder „Diebsinseln" (Ladronen), wie Magelhaens sie genannt hatte, der die erste, übrigens unbeabsichtigte Weltumsegelung nicht selbst zu Ende führen konnte, da er bekanntlich ein Jahr später auf den Philippinen im fanatischen Glaubenseifer gegen eine feindliche Uebermacht tollkühn sein Leben einsetzte und verlor.

Die neuentdeckten Inseln wurden übrigens erst mehr als 160 Jahre später in Besitz genommen und nach Maria Anna von Oesterreich, Wittwe von König Philipp IV. benannt. Denn Spanien hatte im Wettstreit mit Portugal wichtigere Aufgaben zu erfüllen. Vor Allem galt es, die damals noch wenig bekannten Molukken mit ihrem Reichthum an Gewürzen zu erringen, und das war für Spanien nur von Osten aus, von seinen Besitzungen an der Westküste Amerikas (Mexico und Peru) möglich, wollte man nicht der päpstlichen Ungnade verfallen. Durch eine Bulle Papst Alexander VI. (Borgia) waren die neuentdeckten Länder nämlich zwischen die Kronen von Spanien und Portugal getheilt und überdies durch eine ziemlich willkürliche Demarkationslinie (360 Meilen östlich von den Azoren) die Interessensphären der beiden, damals mächtigsten seefahrenden Völker festgelegt worden. Da die östliche Erdhälfte Portugal zugesprochen war, so wendeten sich die Spanier der Südsee zu, um hier eine bewundernswerthe Thätigkeit zu entfalten. Die großen Entdeckungen des sechszehnten Jahrhunderts sind also gewissermaßen dem Machtspruche jenes berüchtigten

Papstes zu danken; dazu gehören auch die Carolinen. Etwa acht Inseln derselben werden spanischen Entdeckern zugeschrieben, darunter die kleine Insel Ngoli (Lamoliock) des Onulu-Atolls,[8] als die erste, welche 1525 von Diego Rocha (allerdings einem Portugiesen) aufgefunden worden sein soll. Der Name Carolina nach der Gemahlin von König Carl I. wurde aber erst 1686 von dem spanischen Admiral Don Francisco Lazeano einer von ihm entdeckten größeren Insel (wahrscheinlich Yap) beigelegt, und dieser Name übertrug sich nach und nach auf den ganzen Archipel, der damit auch nominell als spanisches Besitzthum betrachtet und als solches weitergeführt wurde.

Das siebzehnte Jahrhundert brachte wenig neue Entdeckungen, da die Spanier nördlich von den Carolinen einen neuen Seeweg von Peru nach den Philippinen einschlugen, auf dem sie häufiger die Marianen berührten, besonders seitdem 1688 hier eine Colonie begründet worden war. Um die Carolinen kümmerte sich Spanien aber durchaus nicht. Die einzigen Niederlassungsversuche durch Missionare (zwischen 1710 und 1731) auf Sorol und Uluti fanden mit der Ermordung des Pater Juan Antonio Cantova (auf Mogmog 1731) ein rasches Ende.

Nicht minder zahlreich als die Entdeckungen des sechszehnten Jahrhunderts sind die des achtzehnten, namentlich durch englische und amerikanische Handelsschiffe, unter denen solche der East India Company mehrere Inseln zuerst sicher nachwiesen, u. A. Palau (1783 durch Wilson), wie Capitain James Mortlock, Führer des amerikanischen Schiffes „Young William" 1793 die nach ihm benannte Gruppe entdeckte. Denn wie der 1567 von Mendana entdeckte große Archipel der Salomo-Inseln nahezu zweihundert Jahre lang verschollen blieb und erst wieder entdeckt werden mußte, so ging es auch mit den spanischen Entdeckungen in den Carolinen, von denen sich keine mit Sicher-

heit nachweisen ließ. Die späteren Entdeckungen, namentlich des achtzehnten Jahrhunderts, trugen indeß wenig zur Klärung bei, halfen im Gegentheil die Verwirrung durch Neubenennungen nur vermehren. Fast die meisten Inseln waren wiederholt entdeckt worden und hatten in Folge dessen mehrere Namen erhalten, außer spanische nun auch noch englische und solche der Eingeborenen. Da die letzteren sich nicht selten sehr ähneln, deshalb häufig unrichtig aufgefaßt und orthographisch noch unrichtiger wiedergegeben wurden (z. B. Uap, Wap, Eap, Jap), so entstand je länger um so mehr Verwirrung und Unsicherheit.

Dazu fehlte es fast ganz an Karten. Die von Cantova (1722) und Don Louiz de Torres (1804), größtentheils nach den durchaus ungenügenden, sich häufig widersprechenden oder falsch verstandenen Angaben der Eingeborenen zusammengestellt, illustriren am besten die geringe geographische Kenntniß, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts betreffs der Carolinen noch herrschte. So fehlt z. B. auf diesen ersten Karten die allen carolinischen Seefahrern wohlbekannte Mortlock-Gruppe ganz. Die Klarstellung und Vervollständigung der Entdeckungen in diesem Archipel war somit der neueren Zeit vorbehalten und ist vor Allem den zielbewußten und planmäßigen Untersuchungen und Aufnahmen französischer und russischer Weltumsegelungen zu danken. So nahm die „Coquille“ unter Befehl von Duperray 1823 und 1824 Kusaie auf und entdeckte die Ruk-Gruppe wieder, welche 1838 von Dumont d'Urville (mit der „Astrolabe“ und „Zélée“) nochmals genauer untersucht und kartirt wurde.

Von ganz hervorragender Bedeutung für die Erforschung der Carolinen gestaltete sich aber jene denkwürdige Weltreise der russischen Corvette „Senjavin“ unter Befehl von Capitain, später Admiral Lütke, an der auch unsere deutschen Landsleute von Kittlitz und Mertens als Naturforscher theilnahmen. Die Untersuchungen und Aufnahmen in den Jahren 1827 und 1828

lieferten die erste grundlegende Karte des Archipels der Carolinen, mit dem Lütke's Name für immer als der ihres bedeutendsten Erforschers verbunden bleiben wird. Mit diesen Reisen waren die eigentlichen Entdeckungen zwar geschlossen, bei Weitem aber nicht die Specialaufnahmen einzelner Inseln und Häfen, wie z. B. die der größten Insel Ponape erst 1839 und 1840 von englischen und französischen Kriegsschiffen kartirt wurden.

Mancherlei Verbesserungen und Ergänzungen haben auch die Führer des amerikanischen Missionsschiffes „Morning Star", ganz besonders aber Godeffroy'sche Capitaine (Blohm, Tetens) und der Reisende Kubary geliefert, Beiträge, die von L. Friedrichsen in mehreren Specialkarten (Yap, Palau, Mortlock, Ruk) verwerthet wurden. Seit den siebziger Jahren sind auch der deutschen Reichsmarine bemerkenswerthe Specialaufnahmen zu danken (z. B. der Ruk-Gruppe, Wolea), sowie auch in Betreff der Marianen). In der ihm eigenen gründlichen und übersichtlichen Weise hat Paul Langhans dieses Gesammtmaterial im Verein mit anderen bisher noch unveröffentlichen Quellen in seiner neuesten Karte [9] der Carolinen, Palau und Marianen bearbeitet und damit die Kartographie wiederum in hervorragender Weise bereichert.

Ueber die Bewohner der Carolinen liegen aus früheren Jahrhunderten nur wenig Berichte vor, unter denen die des Pater Cantova und Capitain Wilson (über die Palauer) wohl die wichtigsten sind. Denn eigentliche Forschungen hat erst dieses Jahrhundert zu verzeichnen, womit die vorher erwähnten Weltexpeditionen unter französischer und russischer Flagge den Anfang machten. Seitdem ist die Kunde über die Eingeborenen wesentlich vermehrt und erweitert worden, so namentlich durch Capitain Cheyne, Dr. Gulick, Dr. Semper (Palau), Capitain Tetens, von Miklucho-Maclay, Franz Hernsheim, Joh. Kubary [10] und in Berichten über Fahrten deutscher Kriegsschiffe.

Mir selbst war es vergönnt, wenigstens die beiden schönsten östlichen Inseln, Kusaie und Ponape, kennen zu lernen, über die ich wohl die ausführlichsten und zuverlässigsten Berichte[11] der Neuzeit veröffentlichte. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Gebietes, das bisher kein Reisender vollständig kennen lernte, bleiben aber noch gar viele Lücken auszufüllen. Und dafür wird es vielerwärts leider zu spät sein, da durch den zunehmenden Verkehr mit Weißen die Originalität der Eingeborenen mehr oder minder in Verfall geräth, wovon ich mich selbst zur Genüge überzeugen konnte.

Da die Chamorro, wie vorher erwähnt, zu den untergegangenen Völkerstämmen gehören, so beruht unsere Kenntniß über die alten Bewohner der Marianen nur auf den älteren, zum Theil lückenhaften Nachrichten, namentlich Reisender des vorigen Jahrhunderts, die hier nicht wiederholt werden sollen, und auf die heutigen Bewohner brauchen wir schon deshalb nicht näher einzugehen, weil sich dieselben aus so verschiedenen eingeführten Elementen zusammensetzen.

Wenn man die Carolinier anthropologisch mit den übrigen Bewohnern Mikronesiens (Marshallanern und Gilberts) zu einer eigenen Race erhob, die aus einer Mischung von Polynesiern und Melanesiern (Papuas) entstanden sein sollte, so wird man sich nach und nach daran gewöhnen müssen, die „Mikronesier“ als besondere Race aufzugeben. In der That gehören die Carolinier zu jener mehr oder minder hellfarbigen (braunen), schlichthaarigen Menschenrace, wie sie sich überall in Oceanien bis Hawaii und Neuseeland findet, und es dürfte schwer halten, diese Race selbst von der malayischen durch bestimmte äußere Kennzeichen zu unterscheiden. Die Hautfärbung variirt, wie überall, selbst zwischen den Bewohnern einer und derselben Insel oft recht erheblich und bewegt sich in den Farbentönen der Brocaschen Tafeln von Nr. 29 bis 32 (nach Miklucho-Maclay

selbst von Nr. 21 bis 43), also zwischen Olivengelbbraun bis in ein röthliches Ziegelbraun und selbst bis Dunkelbraun. Auch das schwarze oder doch dunkle Haar ist nicht immer schlicht, sondern häufig wellig, ja selbst mehr oder minder lockig. In der Leibesgestalt sind die Carolinier gut gebaute, kräftig aussehende Menschen, die im Wuchse im Allgemeinen unter europäischer Mittelgröße bleiben. Das weibliche Geschlecht ist in der Regel kleiner und schwächlicher als das männliche. Für die Gesichtsbildung hält es schwer, einen allgemeinen Typus anzugeben, da sie individuell sehr erheblich variirt; die stets dunklen, braunen bis schwarzen Augen sind meist voll und groß, daher vorherrschend als schön zu bezeichnen. Dagegen ist der Mund in der Regel größer als bei Europäern, die Nasenflügel breiter, die Jochbogen vielleicht etwas mehr hervortretend, doch giebt es auch Individuen, deren Physiognomie ein nahezu europäisches Gepräge zeigt.

Wenn die Carolinier im Allgemeinen in unserm Sinne nicht als schöne Menschen gelten können, so hat ihre äußere Erscheinung doch keineswegs das Unsympathische der mongolischen Race, ja gewisse Individuen dürfen mindestens als „hübsch“ bezeichnet werden. Am wenigsten gilt dies für das weibliche Geschlecht, das nur in der Jugend anmuthige Gestalten aufweist und ziemlich schnell verblüht. Da die Männer auf vielen Inseln langes Haar tragen, das zum Theil chignonartig aufgebunden wird, und außerdem, wenigstens in jüngeren Jahren, das Barthaar auszureißen pflegen, so giebt ihnen dies häufig ein weibisches Aussehen. Spärlicher Bartwuchs ist aber keineswegs eine Raceeigenthümlichkeit, denn Vollbärte kommen überall, wenn auch mehr vereinzelt, vor.

Die äußere Erscheinung der Carolinier wird häufig durch Hautkrankheiten beeinträchtigt, unter denen namentlich Schuppenkrankheit (Ichthyosis) überall verbreitet und sehr gewöhnlich ist,

übrigens kaum als Leiden betrachtet wird. Lepra, die Kittlitz schon auf Kusaie beobachtete, ist nach Kubary auch auf Ruk und Mortlock keineswegs selten und kommt auch auf den Marianen vor.

Ueber die Sprache der Carolinier liegen im Ganzen nur spärliche Berichte vor, denn leider hat Kubary, der am meisten dazu berufen war, in dieser Richtung Aufklärung und Belehrung zu geben, nur eine Abhandlung über die Mortlocksprache publicirt. Soweit sich bis jetzt urtheilen läßt, werden auf den Carolinen sieben bis acht verschiedene Sprachen oder mindestens Dialekte gesprochen. Von der totalen Sprachverschiedenheit auf Ponape und Kusai konnte ich mich selbst überzeugen; dazu kommen mit eigenen Sprachen 3tens: die centralen Gruppen Mortlock, Ruk und Hall wahrscheinlich mit Ulea und Feis; 4tens: Uluti mit Ngoli; 5tens: Yap; 6tens: Palau und 7tens: Nukuor. Auf letzterer Insel wird merkwürdiger Weise eine nahezu mit Samoanisch übereinstimmende Sprache gesprochen, die identisch mit der der 1600 Seemeilen entfernt liegenden Ellicegruppe (Nukufetau) ist, aber kaum mehr in Betracht kommt, da Nukuor nur 124 Bewohner zählt. Auf den Marianen wird meist, auch von den Eingeborenen, spanisch gesprochen.

Die Carolinier werden gewöhnlich als die liebenswürdigsten und freundlichsten Südseebewohner geschildert und namentlich ihre Gutherzigkeit und Friedfertigkeit gerühmt; Lobeserhebungen, die indeß keineswegs als Regel, sondern nur für gewisse Fälle gelten können. So erfreuten sich die Schiffbrüchigen des Packetschiffes der Ostindischen Compagnie „Antelope" unter Capitain Wilson 1783 auf Palau (Korror) der freundlichsten Aufnahme. Aber diese ersten Weißen waren mächtig und brachten, wie die französischen und russischen Expeditionen zu Anfang dieses Jahrhunderts, große Vortheile und Reichthümer, darunter vor Allem das unschätzbare Eisen. Gegenüber der so viel gerühmten Fried-

fertigkeit der Carolinier muß daran erinnert werden, daß die ersten Weißen, welche Niederlassungsversuche wagten (1710 und 1731), erschlagen wurden, und doch waren dies friedfertige Missionare, darunter auch der vortreffliche Jesuitenpater Cantova, der die Eingeborenen bereits gut kannte. Capitain Mortlock warnt bereits 1793 vor den Bewohnern der nach ihm benannten Inseln, und Capitain Tetens noch 1868 vor den Yap-Insulanern, die wiederholt Schiffe anfielen. Capitain Cheyne, Führer der „Najade", der in den vierziger Jahren auf den Carolinen Handel trieb, wurde auf die hinterlistigste Weise von den Kuſaiern überfallen und fiel schließlich auf Palau, aus Eifersucht zweier Stämme, von denen jeder die Handelsvortheile allein genießen wollte. Denn überall ist der Eingeborene schlau berechnend und auf seinen Vortheil bedacht, dabei meist unaufrichtig, geizig und gewissenlos, Eigenschaften, die aber bei einem flüchtigen Besuche gegenüber dem meist stillen, freundlichen und bescheidenen Wesen nicht sogleich hervortreten. So wußte Kubary Anfangs die Ponapesen nicht genug zu rühmen, bezeichnet sie aber später als die miserabelsten aller Carolinier, und sein Urtheil über die Palauer (ränkevoll, lügenhaft, mißtrauisch, diebisch, faul) ist mehr oder minder wohl für die meisten Carolinier zutreffend. Einige dieser Eigenschaften lernte ich selbst trotz kurzen Verkehrs mit Ponapesen kennen, fand dagegen die Kusaier als so angenehme und naive Menschen, wie sie von Kittlitz geschildert wurden, obwohl die zu jener Zeit durchaus unberührten Naturkinder bereits Diebstahl versuchten. Aber auch hier herrschte der Grundsatz allgemein gültiger carolinischer Lebensweisheit: „Wenig geben, viel nehmen!"

Reinlichkeit ist nirgends Bedürfniß für die Eingeborenen, und lästige Parasiten gelten als Leckerbissen, die ich von königlichen Frauen auf Ponape mit Behagen verzehren sah. Sehr widerlich wirkt im Verkehr mit den Eingeborenen auch der ihnen

anhaftende Geruch in Folge des Einschmierens mit ranzigem Oel und übelriechender Gelbwurz (Curcuma). Die Mortlocker sind davon wie mit einer Kruste bedeckt, die nach Kubary allerdings ein treffliches Mittel gegen Mosquitostiche bildet.

Wenn Weiße jetzt auch längst nichts mehr von den Eingeborenen zu fürchten haben, so herrscht doch unter den letzteren niemals jene Einträchtigkeit, welche die Bezeichnung „friedfertig" rechtfertigt, denn in Folge der Zersplitterung in viele kleine Stämme entstehen leicht Händel, die zu Fehde führen. Die Mission hat in dieser Richtung bereits vielfach sehr wohlthätigen Einfluß ausgeübt, besaß aber keine Macht, um kriegerische Unternehmungen zu unterdrücken, wie solche, nicht selten mit blutigem Ausgange, Logan in seinen Berichten über Ruk und Mortlock wiederholt erwähnt. Selbst leitende Mitglieder der Kirche betheiligten sich an derartigen nach carolinischen Begriffen ehrenvollen Waffenthaten. So war der Sohn eines Häuptlings der Insel Uola (Ruk) auf den Hallinseln erschlagen worden; als nun zufällig Eingeborene der letzteren Inseln, Leute, die mit jenem Morde durchaus nichts zu thun gehabt hatten, in zwei Canoes nach Uola kamen, wurden sie hinterlistig überfallen und erschlagen bezw. erschossen. Es handelte sich also in diesem durch Logan verbürgten Falle, der ganz mit Erlebnissen von mir in Melanesien übereinstimmt, um gemeinen Mord in verrätherischer Weise.

Dabei mag gleich hier erwähnt werden, daß die Kriegsführung dieselbe feige Taktik befolgt, welche fast bei allen Kanaken so ziemlich als Regel gelten kann: man vermeidet den offenen Kampf möglichst und sucht lieber den unvorbereiteten Gegner hinterlistig zu überfallen. Geringfügige Vorkommnisse, Streit wegen Fischgründen, Besitz eines Hundes und dergleichen sind häufig Ursache zu solchen sogenannten Kriegen, die ganz besonders auf Ruk häufig zu sein scheinen, aber auch auf Palau und Yap. So sagt Kubary u. A., daß sich die einzelnen

Stämme auf Ruk „im Princip als einander fremd, also feindlich betrachten; sie leben stets in gegenseitigem Neid entweder im offenen Kriege oder in einem niemals sicheren Frieden". Die siegende Partei begnügt sich übrigens nicht damit, die etwaigen Gefangenen zu erschlagen, sondern brennt auch die Häuser nieder und vernichtet Tarofelder und Fruchtbäume. „Die Folgen einer solchen Kriegsführung sind leider nur zu oft auf den Rukinseln zu finden und der Mangel an Cocospalmen, wie überhaupt der beschränkte Landbau sind dadurch erklärlich." (Kubary.) Eine Eigenthümlichkeit der Kriegsführung auf Ruk mag hier noch erwähnt sein, die darin besteht, daß Glieder eines und desselben Stammes nicht gegeneinander kämpfen dürfen. Auf Palau giebt es zwar keine eigentlichen Kriege mehr, aber man betreibt das „Kopfschnellen" mit Vorliebe, d. h. man überfällt irgend einen Wehrlosen eines andern Stammes, erschlägt ihn und führt den abgeschnittenen Kopf als „Siegestrophäe" mit heim. Ein solcher Kopf ist zugleich eine Einnahmequelle für die Gemeinde oder den Club, denn man stellt ihn in befreundeten Dörfern zur Schau aus, führt Tänze dazu auf und sammelt Geld.

Moderne Waffen haben die eigenthümlichen fast überall verdrängt und waren von jeher die wichtigsten Tauschartikel. Die früheren Handelsfahrten der Central-Carolinier nach den Marianen brachten bereits spanische Messer und Buschmesser (Machete) und Säbel mit nach Haus, die dann durch Zwischenhandel weitere Verbreitung fanden, und zur Zeit meines Besuches 1880 bildeten Feuerwaffen aller Art den werthvollsten Theil des Tauschhandels. Ein großer Häuptling auf Yap kaufte von einem deutschen Händler für fünfhundert Dollar sogar eine ausrangirte bayerische Mitrailleuse, welche die Macht dieses Herrschers freilich wenig vergrößert haben wird, wie Feuerwaffen überhaupt dazu beitragen, die Kriege der Eingeborenen untereinander seltener und unblutiger zu machen.

Einzig in der Geschichte der Carolinen sind die Kämpfe der Ponapesen in den Jahren 1887 bis 1890, um sich von dem Joch der spanischen Unterdrücker zu befreien. Wie einst die Marianer, fochten die Insulaner in der Verzweiflung viel besser, als man von diesen sonst trägen und feigen Leuten erwarten konnte und fügten den Spaniern viel Schaden zu, die in einem Gefecht allein 160 Mann verloren. Dabei bedurfte es wiederholter Expeditionen mit Kriegsschiffen, um den Aufstand zu unterdrücken.

Unter den einheimischen Waffen waren Schleudern am beliebtesten und fast überall verbreitet. Sie gehören zu den zierlichsten und kunstvollsten Flechtarbeiten aus Cocos- oder Hibiscusfasern und dienen, um den Kopf gebunden, zugleich als Putz, der wahrscheinlich noch heute auf den centralen Gruppen Ruk und Mortlock verfertigt wird und wie früher einen Tauschartikel bildet. Speere waren ebenfalls in mehreren Formen überall bekannt, darunter eine mit Rochenstacheln bewehrte Sorte besonders gefährlich. Auf Palau und Mortlock scheint man auch Wurfspeere besessen zu haben, die mit einer Art Wurfstock geschleudert wurden; während flache hölzerne Keulen und runde lange Kampfknüppel nur von Ruk und Mortlock erwähnt werden. Außerdem kannte man noch ein paar eigenthümliche, zum Theil mit Rochenstacheln und Haifischzähnen bewehrte Handwaffen, auf Palau außerdem Pfeil und Bogen und das Blaserohr (letzteres von Manila eingeführt). Ich selbst sah und erhielt auf Kusaie und Ponape keine Waffen mehr. Die der übrigen Inseln gehören jetzt wohl ebenfalls der Vergangenheit an, und zählen zu den werthvollsten Gegenständen der Museen.

Im Gegensatz zu der Raceneinheit bieten die ethnologischen Verhältnisse nur in einigen wenigen Gebräuchen und Fertigkeiten allgemein verbreitete Charakterzüge. Als solche verdienen vorzugsweise Stammeszersplitterung, Vorliebe für Steinbauten,

hochentwickelte Webekunst, Beliebtheit von gelber Farbe (Curcuma), häufige Benutzung von Cocosnuß zu Schmuckzwecken und die geringe Zahl von Musikinstrumenten genannt zu werden. Im Uebrigen besitzt jede Insel oder Inselgruppe besondere ethnologische Eigenthümlichkeiten, die, soweit sie besser bekannt sind, vorläufig folgende fünf Abtheilungen: Kusaie, Ponape, Central-Carolina, Yap und Palau als sogenannte Subprovinzen unterscheiden lassen. Unter Hervorheben der Eigenthümlichkeiten derselben werde ich mich im Uebrigen bemühen, soweit dies hier möglich ist, ein Gesammtbild der carolinischen Völkerkunde zu skizziren.

Wenn selbst in neueren Berichten der culturelle Bildungsgrad der Carolinier als der einer „niedern Naturstufe des uncivilisirten Naturvolkes, oder selbst der von Wilden" bezeichnet wird, so ist dieses Urtheil nicht ganz zutreffend. Denn ohne Zweifel gehören die Carolinier zu den begabtesten der Südseevölker, wie dies schon zum Theil die sehr verwickelten socialen Einrichtungen zeigen, nicht minder die mannigfachen Erzeugnisse ihrer Handfertigkeit, die eigene Erfindungen aufweisen. Bewunderswerth sind die Riesensteinbauten auf Kusaie und Ponape, die in der ganzen Südsee kaum ihres Gleichen finden, die mannigfachen Erzeugnisse der Muschelindustrie, von kleinen zierlichen Scheibchen (vorzugsweise aus rother Spondylusmuschel geschliffen) bis zu Armringen aus Abschnitten von Trochus, die reizenden Schmuckgegenstände aus Scheibchen und Ringen von Cocosschale, die aus Schildpatt gebogenen Schälchen und Schaalen auf Palau, wo man früher auch mit Perlmutter eingelegte, außerordentlich kunstvolle Holzschnitzereien (Schüsseln, Deckelkasten) verfertigte und, wie auf Yap, Töpferei verstand. Leider werden die meisten der hier erwähnten Gewerbe wenig oder gar nicht mehr betrieben und ihre Erzeugnisse gehören größtentheils bereits der Vergangenheit an. So z. B. die verschiedenen, sehr kunstreich aus

Perlmutter oder Schildpatt geschliffenen oder geschnitzten Fischhaken, und vor Allem die Aexte, früher das einzige Geräth zum Bau von Häusern, Fahrzeugen u. s. w. Es verdient erwähnt zu werden, daß trotz des Reichthums an Steinmaterial, wenigstens auf den hohen Inseln, die Klingen dieser Aexte stets aus Muschel (Tridacna) verfertigt wurden. Auf Kusaie erhielt ich noch die letzten solcher Muschelklingen, von denen die größte 53 cm lang war und $4^1/_2$ kg wog, und auf Ponape erstand ich modernen Schmuck aus prähistorischen Spondylusscheibchen, welch letztere aus den Riesenbauten der Vorväter herrührten, die, wie meine Ausgrabungen schließen lassen, darin eine förmliche Industrie betrieben haben müssen. Von den kunstreichen Arbeiten der Chamorro ist wohl nur wenig erhalten geblieben und die vergleichende Völkerkunde ist auf die Berichte älterer Reisender angewiesen, die den jetzigen Anforderungen bei Weitem nicht genügen.

Am meisten bezeichnend für die Carolinier ist jedenfalls die Weberei, welche glücklicherweise 1880 auf Kusaie noch betrieben wurde, so daß ich dies Gewerbe zuerst eingehend beschreiben konnte. Das bisher als „Webestuhl" bezeichnete, sehr sinnreich erfundene Geräth ist nämlich kein solcher, sondern dient zum Aufmachen der Kette, was allein große Geschicklichkeit und enorme Geduld erfordert, denn die verschieden farbigen Fäden des Musters werden zusammengeknüpft, so daß an einem Lendengürtel an 16 000 Knoten zu knüpfen sind. Der Webeproceß selbst ist ein sehr primitiver und erfordert keine anderen Geräthschaften, als ein paar flache Brettchen, einige Stäbchen, um Fach zu bilden, ein flaches Stück Holz als Lade oder Schwert und schließlich das Schiffchen für den Einschlag, das ganz gewöhnlichen Weberschiffchen ähnelt. Als Material zur Weberei verwendet man die Faser einer besonderen Art Banane, die in drei Farben gefärbt wird, in den Central-Carolinen auch Faser

von Hibiscus oder beide Fasern zusammen. Die gewebten Zeugstoffe haben sehr verschiedene Länge und Breite (120 bis 220 cm lang, 17 bis 67 cm breit) und werden auf Ruk, Mortlock, den Hallinseln, Ulea und Uluti verfertigt, wo Weberei noch jetzt im Schwunge zu sein scheint. Auch auf Kuklor, Pikiram, Sonsol und Bunai verstand man zu weben, doch ist auf beiden letztern Inseln diese Kunst bereits untergegangen; wie zu meiner Zeit (1880) Ponape nur noch ein paar Weberinnen aufzuweisen hatte. Denn überall wird und wurde diese Industrie nur vom weiblichen Geschlecht betrieben, dem wahrscheinlich auch das Verdienst der Erfindung gebührt. Yap und Palau kannten keine Weberei, sondern bezogen Stoffe von den Nachbarinseln.

Da diese gewebten Zeugstreifen für die Bewohner vieler Inseln die fast einzige Bekleidung sind, so bilden sie zugleich einen der hervorragendsten Tauschartikel. Die Männer benutzen diese Zeugstreifen drei- bis vierfach zusammengefaltet als Schambinden, während sie von den Frauen in der ganzen Breite um den Leib geschlagen werden und so eine Art kurzer Röckchen bilden, die sehr artig kleiden. Dies gilt aber nur für die niedrigen Inseln (Mortlock, Ruk, Hall, Ulea, Uluti u. a.), denn auf Yap, Palau (wo die Männer früher nackt gingen, wie dies im Norden zum Theil noch der Fall ist) und Kuklor tragen die Frauen lange bis über die Knie reichende Faserröcke aus Blättern, auf Sonsol und Bunai sehr eigenthümlich geflochtene Matten. Auf Ponape wurden Faserröcke (aus gespaltenem Cocosblatt oder Hibiscus) früher von beiden Geschlechtern gebraucht, waren 1880 aber nur noch Männerkleidung, da die Frauen meist Lavalava trugen, d. h. zwei bunte Taschentücher. Eines der letzteren, mit einem Loch in der Mitte, um den Kopf durchzustecken, diente auch als Ersatz der früheren Mantillen aus Tapa, d. h. Zeug aus Baumbast (hauptsächlich

vem des Brotfruchtbaumes), wie man solche früher auch auf Palau und Kapingamarangi (Pikiram, Greenwichinsel) zu Bekleidungszwecken anfertigte. Ponchoartige Mäntel aus zwei der Länge nach aneinandergenähten Zeugstücken sind für Mortlock und Ruk eigenthümlich und werden hier (zuweilen sehr hübsch mit rothen Spondylusscheiben verziert) als sehr praktisches Kleidungsstück von beiden Geschlechtern getragen.

Auf den genannten beiden Gruppen, wie auf Yap und Sonsol, giebt es auch Kopfbedeckung und zwar spitze, unten breite Hüte aus Pandanusblatt, die aber nur von Männern und, wie es scheint, nur gelegentlich getragen werden.

Moderne Kleidung hat sich nur an Plätzen mit europäischem Verkehr eingeführt, wie z. B. auf Kusaie, wo die Eingeborenen, und zwar sowohl Männer als Frauen, aber immer noch unter den Kleidern Schambinden (Tol) aus selbstgewebten Zeugstreifen, trugen. Im Allgemeinen scheinen moderne Bekleidungsstücke wenig Anklang zu finden, denn die Mission führt häufig Klage über den geringen Sinn ihrer Zöglinge für decentere Tracht nach europäischem Vorbilde. Und der König von Korror (auf Palau), dem letztern folgend, erregte dadurch nur das Mißfallen seiner Unterthanen (Kubary).

Schmuck und Zierrath sind sehr mannigfach und bieten eine Anzahl für verschiedene Inselgruppen charakteristische Gegenstände, deren Anfertigung früher besondere Zweige der Industrie und des Tauschhandels bildeten. Hierher gehört vor Allem das Schleifen kleiner, runder, durchbohrter Muschelscheibchen, hauptsächlich rother (aus Spondylus), aber auch weißer, die jetzt wohl nur noch auf Mortlock und Ruk verfertigt werden, während diese Kunst auf Ponape, Yap und Palau längst eingegangen ist. Halsketten und Gürtel aus Muschelscheibchen gehören daher zu den kostbarsten Schmuckgegenständen; so sind z. B. auf ganz Palau keine zehn „Kau“ oder Frauengürtel

mehr vorhanden (Kubary). Bei der Seltenheit dieser Muschel-scheibchen werden dieselben gewöhnlich nur zur Verzierung von Schmuck aus Scheibchen, Perlen und Ringen von Cocosnuß-schaale verwendet, eine Industrie, die heute noch hauptsächlich auf den centralen Gruppen blüht und eine Menge sehr zier-licher und kunstvoller Schmuckgegenstände erzeugt. Hierher ge-hören Arm- und Halsbänder, Halsketten, Ohrgehänge und Gürtel, deren einzelne Beschreibung hier zu weit führen würde. Um indeß einen Begriff zu geben, welche ungeheure Mühe und Fleiß solche Arbeiten erfordern, mag erwähnt sein, daß ein großer Gürtel (Päk) an 27 000 Cocosscheibchen, aber nur ca. 160 Muschelscheibchen zählt. Auf Ponape trug man früher sehr hübsche farbig gewebte Schärpen, begnügt sich jetzt aber mit Gürteln und Kopfbinden aus Bast, die mit rothen und blauen Wollfäden und Glasperlen benäht und bestickt werden. So schnell geht der eigenthümliche Gewerbefleiß der Ein-geborenen im Verkehr mit der Civilisation verloren, und ich freute mich auf Kusaie wenigstens noch einige letzte Reste aus alter Zeit erwerben zu können, darunter Brustzierrathen aus Schildpatt und Armringe aus Abschnitten von Muscheln (Trochus und Conus). Letztere finden sich noch auf Yap, wo man auch Nautilus pompilius als Armschmuck verwendet. Hübsche Armspangen, aus Schildpatt gebogen, werden auf Ruk und Mortlock verfertigt, während die kostbaren Armbänder der Frauen von Palau aus gleichem Material bereits der Ver-gangenheit angehören. Am theuersten ist der Klilt, d. h. der erste Halswirbel des Dugong (Halicore), ein Armring, der mit Mühe über die Hand gestreift, nicht wieder abgenommen werden kann und nur von palauischen Großen getragen wird, da der Werth nach Kubary 700 bis 1500 Mark beträgt. Der Putz-sucht zur Liebe wird nur auf Yap die Nasenscheidewand durch-stochen (wie dies früher auf Kusaie geschah), aber man trägt

überall Ohrschmuck, der durch seine Schwere die Ohrläppchen häufig zu einer weiten Schlinge ausdehnt, wie dies namentlich auf den Central-Carolinen (Ruk und Mortlock) der Fall ist. Aber auch kusaiesche Frauen sah ich, getreu der alten Sitte, ganze Pandanus-Blüthenkolben im Ohr tragen, denn überall bilden Blumen einen gewöhnlichen und beliebten Schmuck, der namentlich bei Festlichkeiten nicht fehlen darf. Man trägt dann gewöhnlich Kränze auf dem Kopfe oder schmückt das Haar mit besonderen Binden, Schmucknadeln und Kämmen (zuweilen mit Federn verziert), die hauptsächlich auf Ruk und Mortlock, aber nur für Männer Mode sind. Mit Ausnahme von Ponape läßt man überall und bei beiden Geschlechtern das Kopfhaar lang wachsen und bindet dasselbe in einen Knoten oder chignonartig zusammen.

Sehr zum Aerger der Mission wird mit großer Zähigkeit an dieser Haartracht festgehalten, noch mehr aber an gelber Farbe, die überall zum begehrtesten Festschmuck gehört und nur auf Kusaie unbekannt war. Da Gelbwurz (Curcuma) nur auf wenigen Inseln gebaut wird, so bildet der daraus bereitete Farbstoff („Taick" der Central-Carolinier) einen wichtigen Tausch- und Handelsartikel im Verkehr der Insulaner untereinander und es ist erklärlich, wenn die Letzteren den Taick-Verboten der Mission nicht so leicht nachkommen.

Weit mehr im Verschwinden begriffen ist Tätowirung, die überall nur als Körperverzierung dient, in welcher die Bewohner der verschiedenen Inseln eigenthümliche Muster besitzen, die aber zum Theil noch sehr ungenügend oder gar nicht bekannt sind. Auf Kusaie wurde 1880 nicht mehr tätowirt, dagegen konnte ich über den Brauch auf Ponape eingehend berichten. Aber auch hier waren, wie überall, bei Weitem nicht alle Eingeborenen (auch nicht alle Frauen) tätowirt, wie nirgends besondere Rangmuster unterschieden werden. Zuweilen sind selbst große

Häuptlinge kaum tätowirt, wogegen auf Yap selbst Sclaven sich damit verzieren dürfen. Am schönsten sind die Tätowirungsmuster auf Ponape, namentlich der Frauen, aber auch die Bewohner einiger niedrigen Inseln (Ulea, Lamotrek, Mortlock u. a.) haben sehr zierliche und geschmackvolle Hautzeichnungen aufzuweisen, die übrigens beiläufig alle weit hinter den phantastischen farbigen Bildern zurückstehen, mit welchen japanische und Londoner Tätowirungskünstler ihre Kunden zu schmücken wissen. Das carolinische Tätowirinstrument besteht aus einer schmalen Platte, meist von Schildpatt, die an der untern Kante mit feinen Kerbzähnen versehen ist, welche sanft in die Haut eingeschlagen werden.

Soweit Einheit der Sprache herrscht, hat sie übrigens nirgends zugleich auch Stammeseinheit geschaffen, ebensowenig wie der Schiffsverkehr, welcher schon von jeher, wenigstens zwischen den Bewohnern der niedrigen Inseln, stattfand und auf den wir noch zurückzukommen haben. Denn gerade die so bedeutende Zersplitterung der Stämme, selbst unter den Bewohnern ein und derselben Insel, sowie die fast überall vorkommende Verschiedenheit der Stände bilden hervorragende Züge des socialen Lebens der Carolinier.

Auf Kusaie und Ponape bestand 1880 noch eine Art Feudalherrschaft der Häuptlinge gegenüber den geringeren Leuten (Hörigen), welche nach Kubary auf Ruk und Mortlock durchaus fehlt, während auf Yap noch Sclaven hinzukommen, die in sehr gedrückten Verhältnissen in besonderen Dörfern leben, aber keineswegs schwer arbeiten müssen.

Die Würde des ersten Häuptlings und deren Angehörigen wird gewöhnlich durch besondere Titel ausgezeichnet, doch ist die Häuptlingsmacht nirgends absolut, und Kubary erzählt einen Fall von Palau, wo der oberste Häuptling oder König (Aibatul) durch seine Unterhäuptlinge förmlich entthront wurde. Als

Nachfolger des Königs gilt gewöhnlich dessen ältester Bruder, der zuweilen durch Mord seine hohe Stellung erringt. Bei den seefahrenden Stämmen der Mortlocks, Hallgruppe u. s. w. sind die Häuptlinge nicht immer zugleich die Flottenführer, sondern dafür wählt man in der Schifffahrt besonders erfahrene Männer, die im Ansehen meist höher stehen als Häuptlinge.

In Folge der Zersplitterung in viele kleine Stämme, die sich meist feindlich gegenüberstehen, fehlt der nöthige innere politische Zusammenschluß zur Bildung einer herrschenden Macht. Doch stehen manche schwächere Stämme oder Inselbewohner zuweilen in gewisser Abhängigkeit und müssen eine Art Tribut entrichten, wie die Bewohner einiger Inseln der Hallgruppe an Ruk, und die von Feis, Uluti und Ngoli (Matelotas) an Yap. Außer dem sogenannten Könige (Tokoscha) gab es 1880 auf Kusaie trotz kaum 200 Bewohnern noch sechs andere Häuptlinge, und auf Ponape fünf durch besondere Titel ausgezeichnete, aber im Range nicht gleichstehende Oberhäuptlinge, die über 22 Stämme herrschten, von denen jeder allerdings weniger als 150 Mitglieder zählte. Auf beiden Inseln herrschte übrigens noch die alte, strenge Etiquette, und auf Kusaie durften Niedere dem Könige nur in gebückter Stellung nahen und mußten leise sprechen, wie dies auch auf Palau der Fall ist. Hier muß selbst der „Handkorb" des Königs so geehrt werden, als er selbst. Kubary erwähnt von Mortlock 7 Staaten und 16 sociale Stämme, von denen „jeder seine eigene innere Organisation hat", und auf Yap giebt es 58 Districte unter ebensoviel Häuptlingen. Ganz ebenso verhält es sich auf Palau, nur daß das Stammwesen hier noch mehr zersplittert ist, und daß die Frauen unabhängig von den Männern unter sich eine Regierung mit eigener Gerichtsbarkeit bilden, Verhältnisse, über die Kubary's bogenlange Auseinandersetzungen leider kein klareres Verständniß geben. Denn eigentliche Staaten und Regierungen giebt es auch hier nicht,

sondern es handelt sich nur um Gemeinschaft von befreundeten Dörfern. Uebrigens beweisen Kubary's Mittheilungen, welche häufig in Traditionen und Genealogien ohne allgemeines Interesse übergehen, daß diese Verhältnisse sehr wandelbar sind und in ihren Details heute wahrscheinlich nicht mehr zutreffen. Charakteristisch für Palau sind die Clubs (Kaldebekel) der unverheiratheten Männer, die in besonderen Häusern (Bais) wohnen und unter Führung selbstgewählter Häuptlinge zuweilen auf eigene Faust Krieg führen, d. h. einen Kopf zu erbeuten suchen. Im Fall des Gelingens theilen auch Häuptlinge die allgemeine Bewunderung, umgekehrt muß Strafgeld bezahlt werden.

Die Stellung der Frau ist nicht nur im Familienleben, sondern auch politisch von hervorragender Bedeutung, schon deshalb, weil Rang und somit Stammeshoheit von der Mutter vererben. So stand der älteste Sohn des Känker oder sogenannten Vicekönigs von Kusaie, ein vierzehnjähriger Knabe, höher im Range, als sein Vater, weil seine Mutter eine „Königstochter" war, und einer der ersten Häuptlinge Palaus, der bereits drei Frauen besaß, heirathete das weibliche Oberhaupt der Landschaft Korrhor, um dadurch seine politische Macht, aber nicht seinen Reichthum zu vermehren, denn der Mann darf von dem Gelde seiner Frau Nichts nehmen (Kubary). Vier Frauen gelten auf Palau als die höchste Zahl, aber der zweitgrößte Häuptling auf Ponape, der Nanmaraki von Jokoits, besaß deren neun, die ich sämmtlich kennen lernte. Die königlichen Damen waren übrigens sehr geschickt und fleißig im Nähen von Matten aus Streifen von Pandanusblatt und vermehrten dadurch den Reichthum des Hauses. In dieser Richtung ist die Vielweiberei daher von hoher praktischer Bedeutung, zumal wenn noch möglichst viel Kinder dazu kommen, die arbeiten helfen, namentlich Töchter, die überall sehr begehrt sind. Da indeß Mädchen meist mehr oder minder kostspielig zu erwerben sind, so können sich

nur größere Häuptlinge den Luxus mehrerer Frauen gestatten, unter denen übrigens die älteste immer als Hauptfrau gilt. Im auffallenden Gegensatz zu der allgemein üblichen Polygamie „können auf Sonsol Frauen mit Brüdern Polyandrie üben" (Kubary).

Im Familienleben, soweit von einem solchen die Rede sein kann, bildet die Frau bezw. Mutter übrigens weit mehr den Mittelpunkt als der Vater, der gewöhnlich mit zu dem Stamme seiner Frau zieht, aber im Todesfalle der Letzteren, meist mit Hinterlassung der Kinder, zu seinem Stamme zurückkehrt. Die allgemein herrschende Sitte, daß Ehen zwischen Stammesangehörigen ausgeschlossen sind, scheint der einzige feststehende Artikel des carolinischen Ehegesetzes. Im Uebrigen finden sich auch betreffs Heirathen und Ehe so vielerlei Satzungen auf den verschiedenen Inseln, daß sich diese Verhältnisse kaum generalisiren lassen. Allgemein gültig ist der auch sonst weitverbreitete Brauch, für die Braut an deren Angehörige Geschenke zu zahlen, wie solche auf manchen Inseln (z. B. Palau) auch bei der Geburt eines Kindes erfolgen müssen. Die Ehe scheint überall leicht lösbar, indem der Mann die Frau, die ihm nicht mehr zusagt, einfach den Ihrigen zurückschickt, während auf Palau (nach Kubary) auch „die Frau ihren Mann verläßt, wenn sie anderswo ein besseres Ehegeschäft machen kann". Nicht immer scheint die Ehe nur als Geschäft zu gelten, sondern auch aus wahrer Liebe geschlossen zu werden. So berichtet Logan von einem alten Mann auf Losop, der ein sehr junges Mädchen freite, und als dieses nach kurzer Ehe starb, sich aus Gram darüber tödtete. Auf Palau dürfte dies kaum vorkommen, da hier verheirathete Männer gewöhnlich noch Concubinen halten. Die eheliche Treue der Carolinierinnen wird überall gerühmt und ist erklärlich, da ja Mädchen ihre Jugend genügend genießen können, denn wie überall in Mikronesien sind Tugend und Keuschheit auch auf

den Carolinen fast unbekannt, und so erklärt sich die erschreckende Sittenlosigkeit, welche fast überall herrscht. Ponapesische Große überlassen ihre Töchter gegen Entgelt gern an Fremde, und was Kubary von dem Armengol-Unwesen auf Palau und Yap erzählt, klingt recht nach freier Liebe. So ziehen z. B. sämmtliche Mädchen zuweilen nach einem anderen Dorf, um hier längere Zeit mit den dortigen Männern zu leben, wie die Mädchen überhaupt systematisch zur Prostitution erzogen werden. „Schon als unreifem Kinde wird dem Mädchen gelehrt, daß es die Quelle für das Haus werden soll, wie ihre Quelle die Männer" (Kubary). Und trotz der anscheinend strengsten Sitten, mit denen es auf Mortlock als arger Verstoß gilt, in Gegenwart von Frauen das Wort „Bauch" oder selbst nur „Lendenschurz" auszusprechen, pflegen die Mädchen doch freien Umgang mit Männern, die nicht zu ihrem eigenen Stamme gehören. Charakteristisch für Ruk, und wahrscheinlich einzig überhaupt, ist ein besonderes Geräth „Fenai", das als „Erkennungsstab" lediglich dem Liebesleben dient. Es ist dies ein langer, runder, dünner Stab (etwa 1,45 m lang), der an dem einen Ende mit erhabener Schnitzerei verziert oder hier in anderer Weise gekennzeichnet ist. Mit einem solchen „Fenai" schleicht sich der Liebhaber nächtlicher Weise zur Hütte seiner Schönen und steckt denselben an der Stelle durch die Blattwand, wo er weiß, daß seine Geliebte ruht. Letztere erkennt leicht an der Art der Schnitzerei oder Verzierung, welcher ihrer verschiedenen Verehrer draußen sehnsuchtsvoll harrt, und hat also freie Wahl, eventuell Beider Wünsche zu vereinigen.

Raffinirte geschlechtliche Ausschweifungen und Lüste,[12] die sich nicht wiedergeben lassen, bezeugen den hohen Grad von Sinnlichkeit, kommen aber nach Kubary überall vor.

Die vielen Festlichkeiten, welche überall im Leben der Carolinier eine große Rolle spielen und an denen meist beide

Geschlechter Theil nehmen, leisten der Unsitte gewiß viel Vorschub. Wie überall, handelt es sich bei diesen Vergnügungen hauptsächlich um Tanz und Gesang, obwohl diese Bezeichnungen unseren Begriffen eben nicht sonderlich entsprechen. Die Tänze bestehen in der Regel in gleichmäßigen, aber wechselnden Bewegungen der Arme und des Oberkörpers, in Hin- und Herstampfen der Beine u. s. w., wobei gesungen (?), mit den Händen geklatscht oder mit Stöcken der Tact geschlagen wird. Nur auf Ponape besaß man dafür eine Art großer hölzerner Trommeln, in Form einer Sanduhr und an einer Seite mit Fischhaut überspannt (ähnlich den Trommeln der Marshallaner), die mit der Hand geschlagen wurden.

Derselben Insel war ein paddelförmiges Tanzgeräth eigenthümlich, dessen geschickte Handhabung die Wirkung des Tanzes erhöht. Manche sogenannten Tänze scheinen übrigens recht indecent, so der „Auanu" auf Ruk, „der nur eine Versinnlichung des geschlechtlichen Umgangs genannt werden muß, die sich in Bewegungen der Hüften und Beine kundgiebt" (Kubary). Aehnliche unanständige Tänze kennt man auch auf Yap (und, wie ich selbst beobachtete, auch auf den Marshallsinseln).

An Instrumenten ist nur die Nasenflöte auf mehreren Inseln (Ponape bis Palau) bekannt, scheint aber nirgends häufig oder beliebt; ihre leisen Töne verdienen allerdings kaum den Namen Musik. Muscheltrompeten (aus Tritonium tritonis), die überall erwähnt werden und welche ich selbst noch auf Kusaie erhielt, dienen nicht als Musikinstrument, sondern, wie anderwärts, nur um Signale zu geben. Sie werden deshalb meist von Seefahrern gebraucht, um die Canoes zusammen zu halten, aber auch im Kriege u. dergl., wie hie und da eingeborene Missionare zum Gottesdienste blasen.

Ueber die Religion der Carolinier ist sehr viel geschrieben worden, namentlich von Kubary (Mortlock, Palau), aber diese

Nachrichten sind zum Theil so weitschweifig, verworren und widersprechend, um hier näher auf dieses so schwierige Kapitel einzugehen. Für unsere Zwecke dürfte es genügen, zu erwähnen, daß von Religion bei den Caroliniern nicht die Rede sein kann, daß aber überall Geister- und Aberglauben herrscht und die Ahnenverehrung dabei eine hervorragende Rolle zu spielen scheint. Neben den geringen Geistern des Individuums und der Familie giebt es auch hohe und höchste des Stammes und der Häuptlinge, die zum Theil in gewissen Bäumen, Steinen oder Fischen, zum Theil aber auch in geschnitzten Bildern, meist in Vogelgestalt, eine gewisse Verehrung genießen. Auf Palau giebt es sogar besondere kleine Häuschen oder Opferschreine zur Aufbewahrung solcher Ahnenfiguren, wie man hier bei einem Feste dergleichen Bilder, und zwar auf der Spitze einer hohen Cocospalme, auszustellen pflegt. Hölzerne Masken, nur von Ruk und Mortlock bekannt, über deren Verwendung selbst Kubary keine Auskunft giebt, gehören vielleicht mit in das Gebiet der Ahnenverehrung. Den Verkehr mit den überall gefürchteten Geistern vermitteln hauptsächlich die Häuptlinge, die ja selbst die meiste Anwartschaft haben, dereinst als Geist verehrt resp. gefürchtet zu werden, was zuweilen nach verhältnißmäßig kurzer Zeit geschieht. So stand, wie Kubary erzählt, ein Mann von Toloas (Ruk) schon zwei Jahre nach seinem Tode als Familiengeist in Ansehen. Nach Miklucho-Maclay giebt es auf Yap eine Art Seher oder Zeichendeuter, die in hohem Ansehen stehen, und dergleichen Leute, welche sich mit Besprechen von Krankheiten, Vorhersagen von Wetter, Ausgang von Seefahrten, Fischzügen u. s. w. beschäftigen, finden sich natürlich überall, ebenso allerlei Talismane und Zauberzeichen. Die Mission hat solche Bräuche ebensowenig auszurotten vermocht, als dies bei uns gelang, und selbst die christlicher Kusaier verehrten 1880 im Stillen noch eine große Aalart als Verkörperung der Seele

ihrer Vorfahren und hüteten sich, denselben zu essen. Auch die Fische des Sees Ngardok auf Palau werden als Geister betrachtet und deshalb nicht gegessen.

In gewissem Sinne spielt auch die über die ganze Südsee verbreitete Sitte des „Tabu" (d. h. Verbot) mit in den Geisterglauben hinein, hat aber außerdem zum Theil auch eine praktische Bedeutung. So dürfen z. B. auf Beschluß der Häuptlinge die Früchte von Cocospalmen und Brotfruchtbäumen für gewisse Zeit nicht gepflückt werden, was zur Erholung dieser Bäume gewiß sehr nützlich ist. Aber auch Fischgewässer u. dergl. können unter Tabu gestellt werden, wie gewisse Landstriche. Dies geschieht namentlich auf Mortlock beim Tode eines Häuptlings, und ein solcher Trauer-Tabu (Puanu) kann oft monatelang dauern.

Hinsichtlich der Bestattungsweise scheinen sehr verschiedene Gebräuche zu herrschen. Der Leichnam (in Ruk und Mortlock dick mit Gelbwurz eingeschmiert), wird in Matten eingeschnürt und (möglichst spät) begraben (Ponape, Mortlock), unter den Steinplatten vor dem Hause (Palau) oder ins Meer versenkt (Ruk- und Hallgruppe). Auf Mortlock errichtet man über dem Grabe ein kleines Haus in Form eines großen Hauses und auf Yap einen stufenförmigen Steinbau, wie solche in ähnlicher Weise (aus Korallensteinen) von der kleinen Insel Ngatik (bei Ponape) und Bunai nachgewiesen wurden.

Auch die Riesenmauern aus Basalt auf Kusaie und Ponape (Kubary's sogenannte „Königsgräber") sind zum Theil wahrscheinlich zum Andenken hoher Häuptlinge gebaut, die vielleicht darunter begraben liegen, aber der größere Theil dieser Mauern waren Wälle von Befestigungen oder Wohnstätten. In den jetzt leeren, von gewaltigen Mauern umschlossenen Höfen auf Lälla (Kusaie) standen zu Kittlitz' Zeiten (1827) noch Häuser, „die Höfe theilten sich in kleinere, und ein solcher durch Mauern

von der übrigen Welt geschiedener Hof bildete gleichsam eine Stadt im Kleinen" (Kittlitz). Aehnlichen Zwecken haben die Riesenbauten von Nautauatsch bei Metalanim auf Ponape gedient, die schon längst unbewohnt sind und deshalb, indeß nicht ganz zutreffend, als „Ruinen" bezeichnet werden. Diese bewunderungswerthen Bauten sind wiederholt auch von mir[12] so eingehend beschrieben worden, daß ich mich hier kurz fassen kann. Die Mauern stimmen in der Hauptsache mit denen auf Kusaie überein, indem sie aus Basalt (meist säulenförmig) aufgeschichtet sind und viereckige Höfe bilden, aber sie ruhen außerdem auf Fundamenten (aus Basalt oder Korallgestein), die gleichsam künstliche Inseln darstellen und auf dem Außenriff erbaut sind. Nautauatsch zählt an achtzig solcher Inseln, die sich zum Theil sehr regelmäßig über einen Flächenraum von 41 ha in der Weise vertheilen, daß zwischen den Inseln Kanäle freibleiben, die bei Hochwasser noch heute für Canoes befahrbar sind. Diese Inselstadt, ein Venedig im Kleinen, war daher einst eine uneinnehmbare Festung, wie sie sich nirgends in der Südsee mehr findet und die jedenfalls zu den staunenswerthesten Bauwerken von Naturvölkern der Steinzeit gehört. Manche der holzstoßartig aus Säulenbasalt aufgeschichteten Mauern sind an 3 m dick und 10 m hoch, während einzelne der sechs- bis siebenseitigen Columnen eine Länge von 6 m haben und (nach Kubary) bis 7612 (!) Pfund wiegen. Dieses Material mußte an 14 km weit zu Wasser herbeigeschafft werden, eine Leistungsfähigkeit der einstigen Eingeborenen, die fast noch mehr Bewunderung verdient, als die Bauten selbst.

Ganz anderer Art sind die Steinbauten, welche sich auf den Marianen (Tinian) in Form von Säulen und Pfeilern finden, die einst Bestandtheile von Chamorrohäusern waren.

Der Trieb zu Steinbauten hat sich übrigens bei den Bewohnern der meisten hohen Inseln (die ja Material in Hülle

und Fülle dafür besitzen) noch heute erhalten. So waren auf Kusaie die meisten Gärten und Erhöhungen mit Steinmauern eingefriedigt, wie die mit Steinplatten belegten Wege, und gleiche Bauten finden sich auf Yap und Palau, wo man außerdem an der Seeseite oft hohe, große Steindämme baut, welche als Landungsplatz dienen.

Die Häuser der heutigen Ponapesen sind zum Theil ebenfalls Steinbauten, indem sich die Wohnhäuser auf einem mannshohen massiven Unterbau von Steinen erheben, während bei den großen Canoehäusern (zugleich Gemeindehäuser) nur die Wände aus Steinmauern bestehen. Auch die Häuser auf Yap haben einen steinernen Unterbau, sind aber im Uebrigen sehr eigenthümlich sechseckig, wie fast alle Inseln oder Inselgruppen einen besonderen Baustyl aufweisen. So zeichnet sich der von Kusaie durch einen hohen, spitzen, abgeschrägten Giebel und die sattelförmig eingebogene First aus, während die Häuser auf Palau auf niedrigen Pfählen stehen und mit Malerei, zum Theil mit Schnitzwerk, reich verziert sind. Hier wie auf Yap besitzt jedes Dorf noch besondere große Häuser („Bai") für die unverheiratheten männlichen Clabmitglieder und deren betreffenden Maitressen (Armengol); doch verkehren in diesen Häusern auch verheirathete Männer, wie sie auch zum Empfang und zur Unterkunft von Gästen dienen. Am einfachsten sind die Häuser der Atollbewohner (Mortlock, Ruk u. s. w.), die nur aus großen, auf die Erde gesetzten Dächern bestehen, die zuweilen aber auch auf niedrigen Seitenwänden ruhen. Auch auf den niedrigen Inseln giebt es besondere Gemeindehäuser, in der Bauart ganz wie die gewöhnlichen, aber ansehnlich größer, die nur von Männern benutzt werden dürfen, in denen man aber auch die großen Canoes aufbewahrt. Ueberall finden sich auch besondere Frauenhäuser, meist nur kleine Hütten, als Aufenthaltsort der Frauen während der Menstruationszeit. Erwähnt mag hier noch sein,

daß die Holztheile, welche das Gerippe eines Hauses bilden, namentlich das Balken- und Sparrenwerk des oft sehr hohen Daches, überall nur mit ziemlich dünnen Stricken aus Cocosfaser zusammengebunden sind, wie zur Dachbedeckung vorzugsweise Pandanusblatt, seltener Palmenblätter verwendet werden. Obwohl die früheren Beile mit Muschelklinge jetzt längst außer Gebrauch und überall durch eiserne ersetzt sind, gehören die Bauten doch immerhin zu den hervorragendsten Arbeiten des Eingeborenenfleißes und verdienen hohe Anerkennung.

Hausrath ist erklärlicherweise nur sehr wenig vorhanden und besteht hauptsächlich in Körben und allerlei Sitz- und Schlafmatten, die aus Pandanusblatt meist geflochten werden (auf Kusaie und Ponape auch zusammengenäht) und die je nach den Inseln eine Reihe sehr verschiedener Typen in zum Theil trefflichen, auch gemusterten Handarbeiten aufweisen. Zum Aufbewahren von allerlei Habseligkeiten (namentlich des so werthvollen Gelbwurzpulvers) verfertigt man auf einigen Inseln (Ruk, Mortlock, Nukuor, Palau, Sonsol) aus Brotfruchtbaumholz auch verschiedene Arten Deckelkisten oder Truhen, oft von ansehnlicher Größe, die mit zu den bemerkenswerthesten carolinischen Eingeborenen-Arbeiten gehören.

Wie alle Südsee-Insulaner, sind auch die Carolinier vorherrschend Vegetarianer und betreiben in Folge dessen einen geregelten Landbau, soweit sich dafür überhaupt geeigneter Boden findet. Für die Bewohner der hohen Inseln bildet diese Agrikultur die Hauptthätigkeit, an welcher sich Alle, auch die Häuptlinge und deren Familien, betheiligen. Auf Kusaie besaßen die kleinen Gemeinden gemeinschaftliche, mit Steinmauern eingefaßte Pflanzungen, welche wiederum nach den einzelnen Familien eingetheilt waren, wie dies in ähnlicher Weise überall geschieht.

Die wichtigsten, zeitweise fast einzigen Nahrungsmittel der meisten Caroliner sind Taro (Caladium esculentum) und Brot-

frucht, die in zahlreichen, durch eigene Namen unterschiedene Abarten kultivirt werden. Die übrigens nirgends im Ueberfluß vorhandene Cocospalme ist für die Ernährung der Atollbewohner am wichtigsten. So sind nach Kubary die Mortlocker neun Monate des Jahres auf Cocosnüsse angewiesen, obwohl hier auch Taro angebaut wird. Kittlitz spricht schon voll Bewunderung von den künstlichen Bewässerungsanlagen (mittelst aufgefangenen Regenwassers) auf Lukunor, und nach Kubary werden auf Mortlock und Ruk die mit Mangrove gesäumten sumpfigen Uferstriche mit Laub und Erde ausgefüllt und so zu Kulturen für Taro gewonnen, die man in gleicher Weise auch auf Palau künstlich herstellt. Auf den hohen Inseln der Rukgruppe baut man auch Landtaro, für welchen aber nur die Abhänge der Berge und der Sandgürtel des Strandes beschränkte Gelegenheit bieten. Taro, eine knollenartige, mehlige Wurzel, die im Geschmack an Kartoffeln erinnert, und Brotfrucht werden übrigens nicht nur frisch geröstet gegessen, sondern man versteht daraus auch eine Art Teig zu bereiten, der sich monatelang hält. Bananen, die namentlich auf den hohen Inseln vorzüglich gedeihen, bilden nirgends eine alltägliche Nahrung, noch weniger Zuckerrohr, das auf einigen Inseln in beschränkter Weise kultivirt wird. Die Früchte des überall wild wachsenden Schraubenbaumes (Pandanus), welche in der Ernährung der Marshallaner und Gilberts so wichtig sind, werden von den Caroliniern kaum benutzt.

Jams (Dioscorea) scheint nur auf Ponape vorzukommen, ist aber auf Yap und Mortlock durch Weiße eingeführt worden, wie der Melonenbaum (Carvica), der sich überall findet, Wassermelonen und Kürbisse (auf Ruk), Ananas (auf Kusaie und Ponape), Feigen (Kusaie), Früchte, die übrigens überall nur von nebensächlicher Bedeutung sind. Auf einigen Inseln (z. B. Kusaie) findet sich eine wild wachsende, aber kaum genießbare

Orangenart, wie auf Palau Ananas wild wächst, aber Nichts taugt.

Uebrigens mag erwähnt sein, daß trotz der anscheinenden Fülle von Ernährungsmitteln zuweilen Nahrungsmangel, ja Hungersnoth in Folge von Mißernten vorkommen. So vernichtete im Jahre 1891 ein Orkan sämmtliche Plantagen auf Kusaie, und die Mission auf Ruk hatte wiederholt mit eingeführten Lebensmitteln für ihre Kirchenleute zu sorgen, um sie vor dem Verhungern zu bewahren.

Fischerei wird zwar auf verschiedene Weise (mit Netzen, Reusen, Fischwehren, Fischspeeren und europäischen Angelhaken) überall betrieben, liefert aber nur gelegentlich eine reiche Beute. Dies gilt namentlich für gewisse, periodisch in Schwärmen erscheinende Fischarten (meist Makrelen), die dann, auf das seichte Wasser des Riffs getrieben, hier eingekreist und gefangen werden, was dann allemal ein Freudenfest für die betreffenden Dorfbewohner bedeutet. Im Uebrigen begnügt man sich mit der täglichen Rifflese, die in den bei Ebbe zurückgebliebenen Tümpeln immer einige kleine Fische, außerdem allerlei Schaalthiere und Crustaceen liefert, die als Zukost überall sehr beliebt sind. Kubary bewirthete mich einst mit zehn verschiedenen Arten Bivalven, unter denen Austern leider nicht vertreten waren.

Außer Fischen kommt Fleisch kaum in Betracht. Schweine werden auf Yap, Kusaie und Ponape nur bei Festlichkeiten aufgetischt, wie auf letzterer Insel namentlich auch Hunde sehr als Leckerbissen gelten und zu kulinarischen Zwecken gezogen und eigens gemästet werden. Auf Palau wird gelegentlich ein Dugong (Halicore) gefangen (in Netzen), und Schildkröten sind ebenfalls überall selten, so daß das Fleisch der Letzteren meist nur Häuptlingen zukommt. Das einzige nennenswerthe Vogelwild: verwilderte Hühner und Fruchttauben, werden nur auf

gewissen Inseln gegessen und sind schon wegen der großen Scheuheit schwierig zu erbeuten.

Unter den Reizmitteln ist Tabak, der auf Yap und Palau schon vor Ankunft von Weißen kultivirt wurde, überall bei beiden Geschlechtern beliebt und bildet einen wichtigen Tauschartikel im Verkehr mit Weißen, welchen die Bewohner Ulutis schon 1828 von den Senjavin-Reisenden begehrten. Man raucht den kleingeschnittenen Tabak, meist in einem Stück Bananenblatt als Decker, in Form von Cigarretten, doch bilden auch Thonpfeifen einen Tauschartikel.

Im Westen (Palau, Yap) ißt man Betel (d. h. die Frucht der Arecapalme mit Pfefferblättern und pulverisirtem Kalk), eine Sitte, die sich von hier aus auch nach Uluti und Ulea verbreitete, während man Kawa nur auf Ponape trinkt (wie früher auch auf Kusaie). Im Gegensatz zu Ost-Oceanien (Polynesien) wird die Kawawurzel aber nicht gekaut (und in ein Gefäß gespuckt), sondern man stampft die ganze Pflanze und begießt den Brei mit Wasser. Die übel aussehende und schmeckende Flüssigkeit gilt aber als hoher Genuß, den sich nur Große gelegentlich leisten können und den ich durch Güte des Nanmariki von Jokoits kennen lernte. Derselbe hohe Herr bewirthete mich auch mit selbstgebranntem „Palmschnaps", aus dem Blüthensaft der Cocospalme bereitet, ein Berauschungsmittel, das glücklicherweise sonst nirgends bekannt ist. Dies gilt auch für den berüchtigten „sauren Toddy", d. h. fermentirten Palmsaft, welcher vielerwärts in der Südsee als Surrogat für Schnaps von Eingeborenen (und gewissen Weißen) gern getrunken wird. Dagegen kocht man auf mehreren Inseln (Yap, Palau, Ponape) solchen Blüthensaft zu Syrup ein, der, mit Wasser vermischt, ein beliebtes Getränk bildet, aus dem aber auch verschiedene Süßigkeiten bereitet werden, die namentlich auf Palau einen Tauschartikel bilden.

Die Kochkunst, in welcher übrigens beide Geschlechter erfahren sind, bietet trotz weniger Grundstoffe und Zuthaten (unter denen Salz und Gewürze ganz fehlen) doch allerlei Abwechselung, und gemischte Speisen aus Brotfrucht, Bananen und Cocosnuß fand ich selbst ganz schmackhaft.

Mit Ausnahme von Palau und Ruk, wo man noch früher Töpfe anzufertigen verstand, wird überall die Nahrung (vegetabilische und mineralische), in Blätter gehüllt, zwischen heißen Steinen gar gemacht, eine weit verbreitete Manier, die aber durch eingeführte Töpfe mehr und mehr verschwindet.

Unter dem wenigen Küchengeräth verdienen verschiedene Arten hölzerner Schüsseln und die zierlichen Schaalen und Näpfchen aus Schildpatt (auf Palau) erwähnt zu werden. Auf Kusaie und Palau verfertigte man früher auch sehr sauber gearbeitete Stampfer aus Basalt, auf Ruk solche aus Corallfels, die mit zu den besten Steingeräthschaften der Steinzeit gehören.

Wenn die Leistungen der Carolinier im Bau von Häusern zum Theil ganz erstaunliche sind, so gilt dies in noch höherem Maaße hinsichtlich der Anfertigung ihrer Fahrzeuge, mit deren Hülfe die Inselbewohner allein in Verkehr treten konnten und die im Leben derselben daher eine bedeutungsvolle Rolle spielen. Da auch die besten Beschreibungen ohne Abbildungen keine einigermaaßen klare Vorstellung zu geben vermögen, so muß ich mich hier auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken, welche wenigstens zeigen werden, daß ein Canoe den üblichen Begriffen von Schiffen, Booten oder selbst Kähnen wenig entspricht. Wie überall, bildet ein künstlich ausgehöhlter Baumstamm den Haupttheil oder Schiffsrumpf, der aber im Vergleich zur Länge stets unverhältnißmäßig schmal ist, denn beispielsweise beträgt die Breite eines 6 m langen Canoes nur 60 bis 70 cm. Um nun einen solchen Baumstamm überhaupt als Fahrzeug geschickt zu machen, wird ein sogenannter Ausleger angebracht, dessen Haupt-

theil in einem mit dem Schiffskörper parallel laufenden Schwimm-balken besteht, der durch mehr oder minder weit vorragende Quer-stangen mit dem Schiffskörper verbunden ist, übrigens vor eventuellem Umschlagen des Fahrzeuges keineswegs sichert.

Je nach den Localitäten oder der Größe der Fahrzeuge ist der Ausleger in verschiedener Weise construirt, fehlt aber selbst an kleinen Canoes nicht. Stämme des Brotfruchtbaumes werden am liebsten zu Canoes verarbeitet; doch findet sich nicht überall passendes Material, und die Yaper zimmern deshalb ihre großen Fahrzeuge auf Palau. Die Größe der Canoes ist natürlich sehr verschieden und überall giebt es kleine und große Fahrzeuge; so erwähnt Lütke solche von Lukunor, die nur eine Person tragen, während nach Kubary manche Fahrzeuge der Palauer bis 20 m lang und mit vierzig Ruderern bemannt sind. Alle diese Ruder-canoes dienen natürlich nur dem Localverkehr, und da die Ku-saier z. B. selten über die Lagune und Kanäle des Barriere-riffes hinauskommen, so fehlt ihren Canoes auch das sonst allgemein übliche Segel. Das Letztere ist meist sehr groß, drei-eckig, aus Streifen von Mattengeflecht (aus Pandanusblatt) zusammengenäht, wird mit zwei winkelig gegeneinander befestigten Stangen ausgespannt und ist an einem Mast befestigt. Die Hantirung dieses Segelgeschirrs ist ziemlich umständlich, da beim Wenden Mast wie Segel an den entgegengesetzten Bug getragen und hier (in Naben) eingesetzt werden müssen. Eigenthümlich ist es, daß die Segelcanoes von Ponape früher mastlos waren; aber diese Insulaner sind keine Seefahrer und segeln nur nach Andema oder Pakin (10 resp. 18 Seemeilen), selten bis Ngatik (60 Seemeilen). Auch die Palauer unternehmen keine weiten Seereisen, wofür alle diese aus nur einem Baumstamm be-stehenden Canoes überhaupt ungeeignet sind. Das eigentliche Hochseekanu repräsentirt daher einen anderen Typus von Fahr-zeugen, die nicht immer größer, aber ansehnlich höher sind,

indem man dem ausgehöhlten Baumstamm, der nur als Kielstück dient, Seitentheile oder Bugstücke aufsetzt, die mittelst Stricken durch Bohrlöcher festgebunden und kalfatert werden. Zugleich erhalten diese Fahrzeuge ein stärkeres Auslegergeschirr und mittschiffs eine Plattform, welche als Deck dient und auf welcher zuweilen eine kleine Hütte für die nothdürftigste Unterkunft errichtet ist.

Dieser Typus des Hochseecanoes, der im Allgemeinen mit dem früheren der Marianer und heutigen der Marshallaner übereinstimmt, ist, mit geringen localen Abweichungen, über den größten Theil der Carolinen (Mortlock, Ruk, Hall, Feis, Ulea, Uluti u. s. w.) westlich bis Yap verbreitet. Denn die Bewohner dieser Inseln, also vorzugsweise die der Atolle, sind die eigentlichen Seefahrer der Carolinen, deren Leistungen übrigens meist sehr übertrieben gerühmt werden. Wenn Chamisso, nach seinem Gewährsmann Kadu, die Carolinier westwärts bis nach den Philippinen (ca. 1200 Seemeilen), ostwärts sogar bis nach den Marshalls (an 1700 Seemeilen) fahren läßt, so handelt es sich eben um unfreiwillige Reisen Verschlagener, zu denen ja auch Kadu gehörte, der auf diese Weise von Ulea nach Aur (Marshalls) gelangte. So wurden Eingeborene von Yap nach Ebon (Marshalls) verschlagen (1800 Seemeilen), und ähnliche beglaubigte Fälle ließen sich noch eine ganze Reihe anführen. Sicher ist, daß die Bewohner gewisser Carolineninseln von jeher Fahrten nach Guam (Waghal) unternahmen, ein Verkehr, der mit der Unterdrückung resp. Vernichtung der Marianer durch die Spanier sein Ende fand und erst 1788 durch unternehmende Seefahrer von Ulea zuerst wieder aufgenommen wurde. Da man in der Heimath von dieser, leider verunglückten, kleinen Flotte nie wieder Etwas hörte, so wurden die weiteren Fahrten abermals aufgegeben, und zwar bis zum Jahre 1804, in welchem die Carolinier einer Einladung des spanischen Gouverneurs Don

Louis de Torres nach Guam folgten, um sich hier bald nützlich zu machen. Bei den kläglichen Verhältnissen der spanischen Verwaltung, die nicht einmal Fahrzeuge besaß, war es daher wichtig, daß wenigstens durch Canoes zwischen Guam über Rota und Tinian bis Saipan ein gewisser Verkehr unterhalten wurde, und dafür nahm man Carolinier förmlich in Dienst, wie andererseits carolinische Canoes ein begehrter Tauschartikel waren. An den Fahrten nach Guam betheiligten sich übrigens hauptsächlich nur Bewohner der Inseln Ulea, Faraulep, Lamotrek und Suk (Poloat), die sich mit ihren Kanus auf West-Faju sammelten und dann in gemeinschaftlicher Flotte in circa acht Tagen bis Guam segelten, eine Distanz von circa 300 Seemeilen. Wenn die Hin- und Rückreise auch mit geschickter Benutzung der betreffenden Monsune geschah, so verdienen diese Leistungen doch die höchste Anerkennung, um so mehr, da diese Seefahrer kein einziges nautisches Hülfsmittel besaßen und sich nur nach gewissen Sternen richteten. Dabei sind auch die besten Canoes immerhin doch nur primitive Fahrzeuge, deren Benutzung große Geschicklichkeit erfordert. Häufig hebt sich der Schwimmbalken bedenklich aus dem Wasser, so daß immer ein paar Mann auf den Querstangen beschäftigt sind, um den Ausleger nach Bedürfniß niederzudrücken, während Andere fortwährend ausschöpfen müssen. Uebrigens mag hier erwähnt sein, daß Weiße unter viel ungünstigeren Verhältnissen bedeutend weitere Seereisen machten. So segelten die Schiffbrüchigen eines hawaiischen Walfängers 1843 auf einem selbstgebauten Floß von Bordelaise-Insel (bei Ponape) nach Guam (mehr als 600 Seemeilen).

Seit 1873 haben diese Guamfahrten der Carolinier (nach Kubary) ganz aufgehört und es findet nur noch ein interinsulärer Verkehr statt. Dabei kommen indeß nur Reisen von weniger als 100 Seemeilen in Betracht, da die Fahrzeuge meist zwischenliegende Inseln anlaufen, ehe sie das Hauptziel erreichen. So

legen die Mortlocker auf der Fahrt nach Ruk (140 Seemeilen) Namoluk, Losop und Nema an und die Yaper segeln über Ngoli (Onolu, 65 Seemeilen) nach Palau (95 Seemeilen). Alle diese Seefahrten geschehen des Tauschhandels wegen, der allerlei Erzeugnisse von einer Insel zur anderen vertreibt, so daß z. B. Schmucksachen von Ruk bis nach Yap gelangen. Die hauptsächlichsten Tauschartikel sind gewebte Zeugstoffe, Mattensegel, Stricke, Fischleinen, Hibiscusfaser, Holzgefäße, Schildpatt und Gegenstände daraus, wie anderer Schmuck, namentlich Spondylusscheibchen (von Namoluk und Mortlock), vor Allem aber überall das so hoch geschätzte Gelbwurzpulver (Curcuma). Wie bereits erwähnt, wird Gelbwurz nur auf wenigen Inseln gebaut, namentlich Yap und Ruk, die daher Hauptcentren des Tauschhandels bilden. So reisen die Bewohner von Ulea, Uluti und Ngoli nach Yap, während die der Hall-Inseln, Mortlocks, von Nema, Losop und Suk regelmäßig Ruk besuchen. Die Rukuorer, welche ebenfalls Gelbwurzpulver erzeugen und damit früher bis Ruk handelten, haben in Folge des Rückganges der Bevölkerung diese Fahrten schon längst aufgegeben, denn Kubary zählte 1877 hier 80 gute Fahrzeuge, aber nur 124 Eingeborene. Am betriebsamsten und zugleich die besten Seefahrer sind jedenfalls die Bewohner von Suk (Pulsuk oder Poloat), welche ihre Waaren (früher hauptsächlich die auf Guam eingetauschten Messer und Aexte) ostwärts bis Ruk, westwärts bis Ulea vertreiben. Unberührt von diesem Handelsverkehr sind und waren die östlichen Inseln Kusaie und Ponape, die kein Gelbwurzpulver erzeugen, da auf letzterer Insel Curcuma zwar angebaut, aber nur frisch verbraucht wird.

Außer den vorher erwähnten, sehr verschiedenen Erzeugnissen des Gewerbefleißes, welche als Verkehrsmittel unserem Gelde entsprechen, wie dies beziehentlich auch für Bodenproducte (Taro, Cocosnüsse) gilt, besitzen Yap und Palau auch besondere

Geldsorten, und zwar der eigenthümlichsten Art. Das „Fé“ der Yaper besteht nämlich aus flachen, runden, in der Mitte durchbohrten Steinen, in der Form eines Mühlsteines, die nach Miklucho-Maclay 1 bis 7 Fuß Durchmesser und ein Gewicht bis zu mehreren Tausend Pfund haben. Es ist daher wohl nur Versehen, wenn Kubary von 18 Fuß (!) Durchmesser spricht, denn solche Stücke würden bei der enormen Schwere für die Hülfsmittel der Eingeborenen ja gar nicht transportirbar sein. Dieses Fé wird nämlich von Yapern auf Palau gearbeitet, wo sich allein das Rohmaterial, ein feinkörniger Kalkstein (Aragonit) findet, und in mühsamer und gefährlicher Weise auf Canoes nach ihrer Heimath geschafft. Wenigstens war dies früher der Fall, denn seit ein paar Decennien besorgen meist fremde Fahrzeuge diesen Transport und zugleich die Ueberfahrt der Yaper, von denen Kubary 1882 auf Korror (Palau) 400 Mann mit Steingeldbrechen beschäftigt fand.

Als Kleingeld dienen übrigens auf Yap Perlschalen, die bei der Seltenheit dieser Muscheln meist durch fremde Händler von Singapore eingeführt werden.

Im Gegensatz zu den unhandlichen Steinklumpen auf Yap besitzen die Palauer in dem „Audouth“ (oder Audou) ein für den Verkehr bequemes Geld, dessen Herkunft unbekannt und daher mit Sagen und Mythe umwoben ist. Aber diese Audouths sind nichts Anderes als sehr verschieden geformte, zum Theil geschliffene, ein- bis mehrfarbige alte Emailglasperlen, zum Theil längliche, wenig bearbeitete, aber fast ausnahmslos durchbohrte Stücke von Emailglas, die wahrscheinlich irgend woher aus Asien herstammen. Denn in gewissen Gebieten des malayischen Archipels werden ähnliche Glasperlen noch heute sehr hoch geschätzt, ebenso in Westafrika, und schließlich kennt man prähistorische Emailperlen aus deutschen Hünengräbern. Die Audouths sind daher zweifellos eingeführt und keineswegs „in

der Erde gefundene, ausgebrannte Erden oder Emaillen, die von den Eingeborenen geschliffen resp. gearbeitet wurden," eine irrthümliche Annahme Kubary's, die leider bereits kritiklos nachgeschrieben wurde.

Da kaum zwei dieser, übrigens nur in beschränkter Menge vorhandenen Glasperlen vollkommen gleich sind, so werden natürlich unzählige Sorten „Geld" von sehr verschiedenem Werthe unterschieden, und nach Kubary „giebt es nur wenige Palauer, die aus eigener Anschauung auch nur den sechsten Theil der sämmtlichen Geldsorten kennen." Für unsere Zwecke wird es daher genügen, anzuführen, daß nur kleinere, unansehnliche oder zerbrochene Stücke als Kleingeld im Verkehr cursiren, während die besseren „Audouth" (als „Staatsschatz oder Kronjuwelen") in Familien- oder Stammesbesitz sind und, durch besondere Namen unterschieden, zum Theil als Unica überhaupt unverkäuflich und unbezahlbar sind. Wenn daher Kubary den Werth des „Morimr", des Kohinor im Schatz des Aibatul (Königs) von Korror, zu 15000 Mark angiebt, so ist dies natürlich rein imaginär, denn in baar hat ganz Palau nicht so viel Geld aufzuweisen. Durch Güte von Kubary besitze ich einen „Kalebukub", d. h. eine Mosaikglasperle der Klasse des „politischen Rupak- oder Häuptlingsgeldes", welcher angeblich einen Werth von 80 bis 100 Dollars besitzt und wofür man auf Palau unter Umständen 4000 Stück Taro erwerben oder Buße für den Todtschlag von „zehn gewöhnlichen Menschenkindern oder mindestens zwei Königen" entrichten könnte.

Schließlich mag noch erwähnt sein, daß auf Kusaie, Ponape, Mortlock und Ruk 1880 bereits Silbergeld, und zwar chilenische Dollars, auch von Eingeborenen gekannt und begehrt war.

Wie bereits erwähnt, waren es spanische Jesuiten, welche 1710 (auf Sonsol) und 1731 (auf Mogmog) die ersten Christianisirungsversuche wagten, dabei aber nur die Märtyrer-

krone errangen. Erst gegen die Mitte dieses Jahrhunderts wurde das Bekehrungswerk Seitens der amerikanischen protestantischen Missionsgesellschaft (American Board of Commissioners for Foreign Missions) in Honolulu wieder aufgenommen, wozu hauptsächlich die günstigen Berichte von Walfänger-Capitainen über Kusaie und Ponape ermuthigten. Auf beiden Inseln standen die Eingeborenen bereits in friedlichem Verkehr mit Weißen, und manche verstanden sogar etwas Englisch, Verhältnisse, die einer Niederlassung sehr zu statten kamen. Im Jahre 1852 wurden daher auf Kusaie, wie Ponape, die ersten Missionsstationen errichtet, denen 1872 solche auf den benachbarten Inseln Mokil, Pingelap und Ngatik, 1873 auf Mortlock und 1879 auf Ruk folgten. Nach den neuesten statistischen Angaben von Paul Langhans giebt es gegenwärtig auf den genannten Inseln etliche 20 Stationen, 7500 Christen, davon 2500 Kirchenmitglieder und 1750 Schüler, Zahlen, die der erfolgreichen Thätigkeit gewiß das beste Zeugniß ausstellen, indeß immer schwankend bleiben, wie die Jahresberichte der Mission am besten beweisen. Gewöhnlich pflegt in der ersten Zeit eine lebhafte Betheiligung stattzufinden, worauf in der Regel ein Rückschlag erfolgt, wie auch später noch immer Bekehrte abfallen. So galt das kleine Mokil mit circa 100 Einwohnern als völlig christianisirt, besitzt jetzt aber nur 36 Kirchenmitglieder und Kusaie nur 95. Solche Rückfälle sind übrigens erklärlich, denn es wird den Eingeborenen nicht leicht, ureigenthümliche Gebräuche, wie das Bemalen mit gelber Farbe und Tragen langen Haares, aufzugeben, und das „Rauchverbot" der amerikanischen Mission würde auch bei uns auf heftigen Widerstand stoßen.

Im Missionswerk sind jetzt, außer 6 weißen Missionaren und Lehrerinnen, 42 farbige Prediger und Lehrer thätig, meist Eingeborene von Hawaii und Ponape, welchen Letzteren, als

den eigentlichen Pionieren, ein wesentlicher Antheil an den errungenen Erfolgen und dafür volle Anerkennung gebührt. Außer dem Missionsdampfer „Morning Star", welcher den Verkehr mit Honolulu und den Zwischengebieten (Gilberts, Marshalls) vermittelt, besitzt die Mission noch einen Schoner zum interinsularen Dienst der Carolinen, hauptsächlich zwischen Ruck und Mortlock, der deshalb in ehrender Pietät nach dem verdienstvollen Missionar jener Gruppen den Namen „Robert W. Logan" erhielt.

Den unheilvollen Einfluß der spanischen Besitzergreifung hat namentlich die Mission mit am schwersten empfunden, da dadurch ihre mühevolle und angestrengte Arbeit von 35 Jahren auf Ponape vollständig vernichtet wurde. Bekanntlich kam es hier in Folge der Bedrückungen der Spanier bald zu Unruhen, die angeblich durch die Missionare angestiftet sein sollten. Auf Grund dieser falschen Denunciationen (leider durch gehässige Weiße) wurde Pastor Doane als Gefangener nach Manila abgeführt und im Verlauf des Krieges die Missionsstationen völlig zerstört. Dafür hat die spanische Regierung später freilich Schadenersatz leisten müssen, aber die evangelische Mission ist seit 1891 von Ponape verbannt geblieben und in Folge dessen sind viele Bekehrte abgefallen, sofern sie nicht von der katholischen Gegenmission gewonnen wurden. Die letztere hat sich außer auf Ponape auch auf Yap festgesetzt und arbeitet mit sechs Patres und neun Laienbrüdern. Auf den Marianen sind alle Eingeborenen, wenigstens nominell, gute katholische Christen, aber die zum Theil gewaltsame Bekehrung trägt einen großen Theil der Schuld an der Ausrottung der Chamorro. Bald nach der Niederlassung der Spanier im Jahre 1688 wußte der energische Pater San Vittore von 13000 Getauften zu berichten, die indeß das Kirchenjoch abzuschütteln versuchten, und daraus entspannen sich jene blutigen Kämpfe, welche mit der völligen Vernichtung der Eingeborenen endeten.

Abgesehen von den Hauptzielen der Verbreitung von Christenthum und Civilisation mußte die Mission aber auch überall in Tauschverkehr mit den Eingeborenen treten, die einerseits in Waaren bezahlt wurden, wie sie andererseits ihre Beiträge als Kirchenmitglieder in Landesproducten entrichteten. Dies führte meist da zu Mißhelligkeiten, wo Mission und Handel an einem Platze vertreten waren, denn die Händler glaubten sich gewöhnlich benachtheiligt und arbeiteten den Bestrebungen der Mission häufig absichtlich entgegen. Außerdem brachte der Handel Schnaps, Waffen, als Hauptartikel den von der Mission verpönten Tabak und enthielt, wenigstens in der ersten Zeit, unter seinen Agenten, den Kleinhändlern oder sogenannten „Tradern", eine Menge bedenklicher Elemente, die für die Eingeborenen nicht sonderlich als Vorbild dienen konnten. Zu dieser Kategorie von Trägern der Civilisation ist auch der größere Theil des Schiffsvolkes zu rechnen, welches längst vor der Zeit permanenter Niederlassungen in der Südsee verkehrte, und wovon gelegentlich einzelne Vertreter, meist desertirte Matrosen, sich unter den Insulanern niederließen. Auch für die Carolinen sind mehrere derartige Fälle beglaubigt, die bis zum Jahre 1793 zurückführen. So wurde Lamotrek nach einem schwedischen Matrosen auch „Schwedeninsel" benannt, und als Lütke 1828 Ponape entdeckte, aber nicht betrat, hatte dort bereits längere Zeit der amerikanische Matrose O'Connell gelebt, der sogar seine Erlebnisse in einem Buche beschrieb, das mit zu den größten bibliographischen Seltenheiten gehört. Zu Anfang dieses Jahrhunderts besuchten Walfänger die Carolinen, erst vereinzelt, nach und nach zahlreicher, so daß in den fünfziger Jahren zuweilen 15 solcher Schiffe im Lällahafen von Kusaie lagen, und im Hafen von Roankiti auf Ponape sprachen in der Zeit des Nordostpassats (November bis April) 50 bis 60 Walschiffe vor, um Wasser, Brennholz und Proviant (hauptsächlich Taro und Schweine) einzunehmen.

Dieser Handel wurde meist von weggelaufenen Matrosen betrieben, die durch denselben wiederum die Eingeborenen mit Feuerwaffen und „Feuerwasser" versorgten.

Eine weitere Anziehung für fremde Seefahrer waren andere, kleine Seethiere, Holothurien oder Seewalzen, die getrocknet unter dem Namen Tripang in China eine beliebte Delicatesse sind und dahin einen begehrten Handelsartikel bilden. Solche Tripangfischer wagten sich schon in den dreißiger Jahren, meist von Manila aus, in die carolinischen Gewässer, und besuchten hauptsächlich die westlichen Inseln, um hier zeitweilige Stationen zu errichten, die dann eine Menge Eingeborene (meist Yaper) mit dem Fange und der Zubereitung dieser Seethiere beschäftigten. Einer dieser Tripangfischer, Capitain Cheyne, dem viele Nachrichten über die Carolinen zu verdanken sind, hatte in den vierziger Jahren die Palauinsel Malakal käuflich erworben und beabsichtigte, ähnlich wie Radja Brooke in Sarawak (Borneo), ein eigenes kleines Reich zu gründen. Seine Ermordung Seitens der Eingeborenen von Korror vereitelte dieses Unternehmen, das wenigstens in Palau geregelte friedliche Zustände zu schaffen versprach, die Gruppe, wie die Carolinen, überhaupt aber jedenfalls England zugeführt haben würde.

In der Mitte der sechsziger Jahre kamen zuerst auch deutsche Schiffe nach den Karolinen, und zwar Hamburger des Hauses Johann Cäsar Godeffroy, dem auch für diesen Theil der Südsee das Verdienst als erstem Pionier des deutschen Handels gebührt. Im Jahre 1869 wurde die erste Godeffroy'sche Station auf Yap errichtet, der solche auf Palau, Ponape und Kusaie und später auf denselben Inseln, wie auf Ulea Seitens der Hamburger Concurrenzfirma Hernsheim & Co. folgten. Bei dieser Ausbreitung des deutschen Handels, welcher bald die Carolinen fast allein beherrschte, war es gerechtfertigt, wenn deutsche Kriegsschiffe 1885 die Reichsflagge hißten und in der unsern

Marine eigenen schneidigen Weise den Spaniern, z. B. auf Yap, unmittelbar zuvorkamen. Wie der in Folge dessen entstandene Conflict friedlich beigelegt wurde, ist im Eingang erörtert, dabei mag aber hier eine sonderbare Stelle des päpstlichen schiedsrichterlichen Gutachtens erwähnt sein. Darnach „hat die spanische Regierung zu verschiedenen Zeiten auf diesen Inseln eine Reihe von Handlungen zum Wohle (!) der Eingeborenen vollzogen," und weiter wird gesagt: „wenn man die Gesammtheit der oben erwähnten Handlungen ins Auge faßt, so kann man den wohlthätigen Einfluß Spaniens auf die Bewohner dieser Inseln nicht verkennen. Außerdem muß man beachten, daß keine andere Regierung einen ähnlichen Einfluß auf dieselbe ausgeübt hat." Da die spanische Regierung bis dahin glücklicher Weise niemals irgend welchen nachhaltigen Einfluß ausübte, so sollen sich diese Worte offenbar auf die früheren mißglückten Missionsversuche spanischer Jesuiten beziehen. Wenn solche religiöse Unternehmungen aber überhaupt politische Anspruchsrechte zu schaffen vermögen, so hätten sie die Amerikaner jedenfalls am meisten verdient, deren jahrelange erfolgreiche Thätigkeit mit keiner Silbe erwähnt wird. Und wie sehr Spanien für das „Wohl der Eingeborenen" sorgte, sollten die Ponapesen bald mit Schrecken erfahren, die froh sein können, diesem „wohlthätigen Einfluß" entzogen zu sein, der, wie auf den Marianen, voraussichtlich nur zum Untergange geführt haben würde.

Das Hauptausfuhrproduct der Carolinen, wie der ganzen Südsee ist Kopra, d. h. der geschnittene und getrocknete Kern der Cocosnuß; außerdem werden noch Tripang, Elfenbeinnüsse (der Kern von Phytelephas macrocarpa), Perlschaalen, Schildpatt und von Ponape etwas Kawawurzel, von den Marianen auch rohe Häute und Kampfer ausgeführt, Producte, die indeß sämmtlich von untergeordneter Bedeutung sind. Im Jahre 1880 war auch das Koprageschäft noch nicht erheblich; die jährliche

Ausfuhr von Ponape betrug z. B. nur circa 75 Tonnen, wie der Gesammtumsatz des Handels dieser Insel circa 22000 bis 26000 Mark (davon ein Drittel Import). Außer auf Ponape und Kusaie bestanden nur noch auf Ruck, Mortlock, Ulea, Yap und Palau Handelsstationen, während die neueste Statistik 23 Inseln oder Inselgruppen mit 40 deutschen Stationen verzeichnet, denen nur 8 fremde (darunter 2 spanische) gegenüberstehen. Dieser Aufschwung des deutschen Handels ist eine Folge der glücklichen Vereinigung der beiden Hamburger Firmen „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln" (Nachfolgerin von Godeffroy) und „Hernsheim & Co." zur „Jaluit-Gesellschaft", welche jetzt den Carolinenhandel fast allein in Händen hat. Der Kopraertrag der Carolinen wird jetzt auf 1000 bis 1500 Tonnen geschätzt, läßt sich aber nicht genau angeben, wie es überhaupt noch an einer Aus- und Einfuhrstatistik des Gebietes fehlt. Nach Dr. Boysen,[13] Handelskammersecretair in Hamburg, „ist der Güteraustausch auf den Carolinen bisher noch gering," derselbe wird aber voraussichtlich jetzt unter deutscher Regierung sich bedeutend mehr entwickeln, als dies unter der spanischen möglich war. Die Jaluit-Gesellschaft, welche durch den längst gewünschten und nun erfolgten Wechsel am meisten profitirt, hat mit der ihr eigenen Rührigkeit bereits eine Ausbreitung ihrer Unternehmungen, die durch eine Dampferlinie (Jaluit, Kusaie, Ponape eventuell Marianen, Yap) verbunden werden sollen, in Aussicht genommen und wird vor Allem ihre Hauptthätigkeit der Cocoskultur zuwenden. Und in dieser Richtung läßt sich allerdings noch viel thun, denn die Cocospalme ist auf den Carolinen nirgends im Ueberfluß vorhanden; aber selbst die armen Atolle bieten für Cocosplantagen noch ein weites Feld, und Letztere sind schon deshalb besonders empfehlenswerth, weil sie die wenigste Mühe machen und nur mäßiges Kapital erfordern. Für solche Anlagen werden sich

auch eingeborene Arbeitskräfte gewinnen lassen, besonders wenn es gelingt, den Krebsschaden der inneren Fehden der Eingeborenen untereinander zu heilen, durch welchen die Letzteren häufig kaum für sich selbst zu sorgen im Stande sind. Auch im Uebrigen giebt es noch mancherlei Uebelstände zu beseitigen und gar viel an den Eingeborenen zu erziehen, ehe sie brauchbare Arbeiter abgeben werden, und die angeborene Faulheit, über welche alle Beobachter klagen, wird am schwersten abzugewöhnen sein. Für schwerere Plantagenarbeit sind die Carolinier ohnehin schon körperlich durchaus untauglich, wie Kubary wiederholt betont und dabei auf die mißglückten Versuche hinweist, welche in den siebziger Jahren auf Samoa mit Mortlockern gemacht wurden. Wie auf Samoa, Hawaii u. s. w. wird man daher bei etwaigen größeren Plantagen-Unternehmungen auf fremde Arbeitskräfte bedacht sein müssen, und schon aus diesem Grunde ist bisher in dieser Richtung Nichts versucht worden. Denn die beschränkten Pflanzungen (von Taro, Yams, Bananen, Ananas) der Missionsanstalten dienten doch nur dem eigenen Bedarf, der kaum gedeckt wurde, und ähnlich verhielt es sich mit Kubary's sogenannter Plantage seines ponapesischen Besitzthums Mbomp (= Hügel), der mit derselben (trotz Anbauversuchen von Caffee) auf keinen grünen Zweig kommen konnte. Ilang-Ilang soll auf den Carolinen wild wachsen und wird unter den Producten des Zukunftsexportes warm empfohlen. Etwas Manila-Tabak wird auf Guam gebaut, hier ebenso Mais, Reis, Zuckerrohr und Baumwolle, indeß ohne Ausfuhrartikel zu bilden, wie dies bei dem Mangel an Arbeitskräften erklärlich ist.

Wenn die Fruchtbarkeit der hohen Inseln der Carolinen auch mit Recht gerühmt wird, so bieten dieselben doch im Ganzen wenig geeignete Localitäten für Großbetrieb, wenigstens die östlichen Inseln Kusaie und Ponape. Denn beide bestehen

eigentlich nur aus Bergen, die, auf Kusaie meist recht steil, auf Ponape minder steil, aber bis fast zu 900 m ansteigen und deren Gipfel fast stets von Wolken verhüllt werden. Diese Berginseln sind nun unmittelbar vom Mongrovegürtel des Strandes an bis auf die höchsten Kuppen mit dichtestem Urwalde bedeckt, der durch die vielen Lianen fast undurchdringbar ist. Einen weiteren Uebelstand bildet das Steingeröll, welches bis zu größeren Blöcken fast überall den Boden bedeckt und dessen Aufräumung die Steinwälle erklärt, welche die Gärten und Pflanzungen der Eingeborenen einfriedigen und Letztere somit unfreiwillig zu Steinbauern machte. Weit günstiger beschaffen sind die westlichen hohen Inseln Yap und namentlich Palau, weil sich hier größere Flächen und außerdem genügend Wasser findet, natürliche Vorzüge, die gegenüber den östlichen Inseln jedenfalls von Bedeutung sind. Die Erwartungen auf allerlei einträgliche Anlagen werden sich also hier, trotz des beschränkten Areals (das wenigstens auf Yap ungefähr nur den Umfang des bremischen Staates hat), am ersten erfüllen, vorausgesetzt, daß sich dafür auch die nöthige Capitalbetheiligung Seitens unserer Finanzwelt findet, denn das bleibt schließlich die Hauptsache. Auch das Klima ist, wenigstens auf den Carolinen, viel günstiger als sonst in den Tropen, da die Hitze (ich notirte beiläufig 25 bis 31 Grad Celsius) durch meist herrschende Winde gemildert wird. Die Marianen werden nicht als sonderlich gesund bezeichnet, aber auch hier werden Weiße schließlich ebenso gut leben können, als auf den Carolinen. Im Jahre 1880 war die Zahl derselben allerdings auf den Carolinen recht gering und betrug (inclusive der Missionare) kaum ein Dutzend. Wenn die neueste Statistik jetzt 865 Weiße (sogar 1000) verzeichnet, so sind dies eben spanische Truppen, nach deren Abzug zunächst wohl nur eine kleine Anzahl weißer Ansiedler übrig bleiben wird. Hoffen wir, daß sich dieselben bald mehren, um auch hier deutschem

Handel und Industrie neue Wege zu öffnen und deutsche Kultur zu verbreiten, die hoffentlich die Eingeborenen nicht nur zu fleißigen Kirchengängern, sondern auch zu fleißigen Arbeitern machen wird. Die ausgezeichneten, im Colonialdienst erprobten Beamten, welche die Reichsregierung mit der Oberleitung betraute, sind dieser ehrenvollen und dankbaren Aufgabe ohne Zweifel gewachsen und werden, nur mit einer kleinen Schutztruppe, bald jene geordneten Zustände zu schaffen verstehen, welche für eine gedeihliche Entwickelung nothwendig sind. Diese wünschen wir dem neuen deutschen Besitzthum von ganzem Herzen.

Anmerkungen.

[1] Cuba: 118333 qkm mit 1512684 Ew.; Puerto Rico: 9315 qkm mit 754313 Ew. und die Philippinen: 296182 qkm mit 6985000 Ew.; zusammen: 423830 qkm mit rund 9252000 Ew.

[2] Fernando Po und ein paar andere Inseln im Golf von Guinea (2200 qkm mit 36000 Ew.; das Territorium von Ifui an der Westküste; West-Sahara zwischen Bojador und Kap Blanco und vier Presidios an der gebirgigen Küste Marokkos.

[3] Vorläufig sind 455000 Mark an Verwaltungsausgaben ausgeworfen und die dauernden Ausgaben jährlich zu 220000 Mark veranschlagt.

[4] 4 Seemeilen = 1 geographische Meile.

[5] „Karte der deutschen Verwaltungsgebiete der Carolinen, Palau und Marianen. Mit statistischen Begleitworten. Bearbeitet mit Benutzung bisher noch unveröffentlichter Quellen. Gotha, Justus Perthes, 1889," eine ausgezeichnete Arbeit des um die Kartographie, namentlich auch unserer Colonien, hochverdienten Verfassers.

[6] Sie wurden sämmtlich durch mich wissenschaftlich bearbeitet, siehe: Finsch, System. Uebersicht (1899), Nr. 148—163.

[7] Wie es scheint, dieselben Inseln, welche Ruy Lopez de Villalobos zwanzig Jahre später „Matelotas" benannte, weil die Eingeborenen „Buenos dios matelotas" ausriefen, ein Beweis, daß also schon vorher Spanier hier vorsprachen.

[8] Siehe oben Anm. 5.

[9] Derselbe war hier sechs Jahre als Sammler für das Museum Godeffroy in Hamburg thätig, lebte aber im Ganzen fünfzehn Jahre in den Carolinen (davon drei auf Palau und fast neun auf Ponape). Die wenigen Publicationen Kubary's (im Ganzen etwa ein Dutzend und vorwiegend über Palau) gehen so sehr in Details und entbehren häufig der nöthigen Klarheit, so daß sie selbst für den Fachmann nur schwer benutzbar bleiben.

[10] Siehe Finsch: System. Uebersicht (1899), Nr. 348—352.

[11] Siehe Finsch: „Bewohner von Ponape“ (S. 316) und „Ethnol. Erfahrungen ꝛc.“ (S. [485]).

[12] Siehe „Hamburger Nachrichten“ 1880 (8., 9. und 10. September) und „Ethnol. Erfahrungen“ 1893 (S. [510—515]).

[13] „Hamburgs Handel und Schifffahrt 1898 und die deutschen Colonien“ (D. Colonialzeitung, 27. Juli 1899). Darnach betrug die Einfuhr des Jahres 1898 von Neu-Guinea, dem Bismarck- und Marshall-Archipel 125 000 Mark, die Ausfuhr nach den beiden letzteren Archipelen 285 000 Mark.

Carolinen und Marianen.

Von

Dr. O. Finsch
in Leiden.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 318—336 umfassend.)

Heft 333.

Moritz Lazarus.

Von

Prof. Dr. Th. Achelis
in Bremen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.



Moritz Lazarus.

Von

Thomas

Prof. Dr. Th. Achelis
in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Das Leben bedeutender Männer, so still und schlicht es verlaufen sein mag, hat um deswillen immer für jeden wahrhaft Gebildeten ein besonderes Interesse, weil sich hier wie in einem Brennpunkte die treibenden Ideen einer ganzen Epoche concentriren. Das ist um so mehr der Fall, wenn es sich um eine nachhaltige Krisis, um einen wichtigen Wendepunkt in der geistigen Entwickelung handelt, wie er z. B. durch die etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgte Begründung der Völkerpsychologie sich vollzog, dieser für eine vertiefte psychologische Auffassung der Culturgeschichte so äußerst bedeutsamen Wissenschaft. Diese wissenschaftliche Thatsache knüpft sich an den Namen des hochverdienten Forschers Moritz Lazarus, dem es vergönnt war, im vorigen Jahre (am 30. November) nach langer, gesegneter Wirksamkeit sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum zu feiern, das von der akademischen Welt mit den verschiedenartigsten Auszeichnungen festlich begangen ist. Erledigen wir zunächst die erforderlichen biographischen Daten, die ja bei einem deutschen Gelehrten nicht besonders reichhaltig zu sein pflegen.

Lazarus wurde geboren am 15. September 1824 in Filehne, einem kleinen Städtchen in Posen, als Sohn eines Rabbiners. Der begabte Knabe widmete sich früh theologischen und religionsphilosophischen Studien (so dem Maimonides u. a.) und studirte 1844, nach Absolvirung des Obergymnasiums in Braunschweig, in Berlin unter Leitung von Johannes Müller, Berner, Ranke,

Böckh, Heyse, Michelet u. A. Naturwissenschaften, Geschichte, Jurisprudenz und Philosophie. Hier ließ er sich 1850 als Privatgelehrter nieder und gab seine erste Schrift heraus: „Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland" in welcher die, späteren glorreichen Erfolge des Jahres 1866 prophetisch vorher verkündet wurden. Die durch seinen Schwager und Gesinnungsgenossen H. Steinthal ins Leben gerufene Völkerpsychologie (1859) wurde eingeleitet durch einen orientirenden Aufsatz, der bereits 1851 in Prutz' Deutschem Museum erschien, über die Möglichkeit und den Begriff einer Völkerpsychologie als Wissenschaft. 1860 wurde er ohne jede persönliche Bekanntschaft auf Grund seiner Schriften nach Bern berufen (dahin gehört vor Allem das Leben der Seele u. a.), wo er (eine ganz außergewöhnliche Ehre) zugleich Dekan und Rektor wurde und während sechs Jahre eine reiche und gesegnete Thätigkeit entfaltete. Folgende Themata wurden in den Vorlesungen, die gelegentlich auch bei schönem Wetter sich zu anregenden Disputationen im Sinne der Alten im Freien gestalteten, erörtert: Psychologie, Grundzüge der Völkerpsychologie, Ethik, Pädagogik, Moralstatistik, Kunstgeschichte im völkerpsychologischen Ueberblick u. v. a. Dem Bedürfniß und Herkommen der Berner Studentenschaft gemäß wurden auch die Wechselbeziehungen der verschiedenen Wissenschaften in Betracht gezogen; so die Logik in ihrer Anwendung auf Medicin und Jurisprudenz, die Psychologie in ihrer Anwendung auf Rhetorik und Didaktik. 1866 kehrte Lazarus als Lehrer der Philosophie an der Kriegsakademie nach Berlin zurück, wo er sich eines großen und gewählten Zuhörerkreises zu erfreuen hatte (auch der spätere Kaiser Friedrich III. gehörte zu ihnen). 1874 wurde er ordentlicher Professor an der Universität in der Reichshauptstadt, 1894 zum Geheimen Regierungsrath befördert und honoris causa von der Universität Bern zum Dr. jur. und Dr. theol. vom H. U. College in

Cincinnati. Seit einer Reihe von Jahren lebt Lazarus, vermählt in zweiter Ehe mit der bekannten Schriftstellerin Nahida Remy, in Meran, eifrig wissenschaftlichen Studien obliegend, wovon noch 1898 das große Werk: „Die Ethik des Judenthums“ ein glänzendes Zeugniß ablegte. Hervorheben wollen wir endlich noch das ausgezeichnete Vortragstalent unseres Denkers, die höchst anschauliche, bei aller wissenschaftlichen Tiefe doch klare und verständliche Darstellung, die ihm auch überall eine weit über die engen Grenzen seiner Fachwissenschaft hinausgehende Wirksamkeit auf die Gebildeten ermöglicht hat. Es kann deshalb als ein höchst verdienstliches und fruchtbares Unternehmen bezeichnet werden, wenn es seine geistreiche Frau unternommen hat, eine Reihe von populären Sprüchen voll tiefster Lebensweisheit aus den Schriften ihres Gatten zu sammeln, welche zugleich ein Spiegelbild einer edlen, vornehmen und umfassenden Weltanschauung enthalten.

Sollen wir den tiefgehenden, vielseitigen Anregungen und den großen Verdiensten von Lazarus gerecht werden, so bedarf es in erster Linie einer Erörterung über die Principien der Völkerpsychologie, deren Bedeutung und Wirksamkeit dadurch Nichts verloren hat, daß das ihr gewidmete Organ nach einer ruhmvollen Vergangenheit von mehr als dreißig Jahren das Gewand gewechselt und sich ausdrücklich den Bestrebungen der neuerdings so hoffnungsvollen Volkskunde zur Verfügung gestellt hat. Vor Allem galt es, den Blick für die großen socialpsychischen Erscheinungen zu schärfen, wie sie uns in Sprache, Religion, Mythologie, Cultus, Recht, Sitte, Staat und Kunst entgegentreten, und die Ueberzeugung vorzubereiten, daß wir darin nicht individuelle Leistungen, sei es auch noch so genialer Persönlichkeiten, zu sehen haben, eben so wenig wie bestimmte Satzungen und Verabredungen, wie es die Aufklärung immer behauptete, sondern eben organische Schöpfungen eines Volks-

geistes, der seine charakteristische Eigenart darin bethätigt. Daß dieser Ausdruck Volksgeist nicht etwa eine philosophische Floskel, um einen Virchow'schen Ausdruck zu gebrauchen, eine speculative Dichtung ist, werden wir später noch sehen. Den richtigen Weg für diese ganze Betrachtung hat schon Aristoteles eingeschlagen mit dem freilich oft citirten, wenn auch wenig verstandenen Satze: Der Mensch ist von Natur ein geselliges Geschöpf, d. h. ganz und gar nach seiner Eigenthümlichkeit zum gesellschaftlichen Leben und Wirken berufen. Daran schließt sich unmittelbar das Programm der neuen Disciplin, die übrigens, beiläufig bemerkt, in unmittelbarer Fühlung sowohl mit der Anthropologie, als auch mit der Culturgeschichte und endlich mit der Sprachwissenschaft steht. Die Psychologie lehrt (so heißt es in den Prolegomena), daß der Mensch durchaus und seinem Wesen nach gesellschaftlich ist, d. h. daß er zum gesellschaftlichen Leben bestimmt ist, weil er nur im Zusammenhange mit seinesgleichen das werden und das leisten kann, was er soll, so sein und wirken kann, wie er zu sein und zu wirken durch sein eigenstes Wesen bestimmt ist. Auch ist thatsächlich kein Mensch das, was er ist, rein aus sich geworden, sondern nur unter dem bestimmenden Einflusse der Gesellschaft, in der er lebt. Jene unglücklichen Menschen, welche in der Einsamkeit des Waldes wild aufgewachsen waren, hatten vom Menschen Nichts, als den Leib, dessen sie sich nicht einmal menschlich bedienten; sie schrien wie das Thier und gingen weniger, als sie kletterten und krochen. So lehrt traurige Erfahrung selbst, daß wahrhaft menschliches Leben der Menschen, geistige Thätigkeit nur möglich ist durch das Zusammen- und Ineinanderwirken derselben. Der Geist ist das gemeinschaftliche Erzeugniß der menschlichen Gesellschaft. Hervorbringung des Geistes aber ist das wahre Leben und die Bestimmung des Menschen; also ist dieser zu gemeinsamem Leben bestimmt, und der Einzelne ist

Mensch nur in der Gemeinsamkeit, durch die Theilnahme am Leben der Gattung. Die Grundlage für das über das thierische Dasein sich erhebende Sein und Wirken des Menschen ist demnach zuerst die Gemeinsamkeit mit gleichzeitigen Nebenmenschen. Doch diese giebt nur erst den ungebildeten Menschen, den Wilden, durch welchen der Geist nur erst hindurch schimmert, ohne leuchtend und wärmend aus ihm hervorzustrahlen. Das Bewußtsein des gebildeten Menschen beruht auch noch auf einer durch viele Geschlechter hindurch fortgepflanzten und angewachsenen Ueberlieferung. So ist der Einzelne, welcher an der gemeinsamen Geistesbildung Theil nimmt, nicht nur durch seine Zeitgenossen, sondern noch mehr durch verflossene Jahrhunderte und Jahrtausende bestimmt und von ihnen abhängig im Denken und Fühlen und Wollen. Deshalb werden beide Sphären der psychologischen Forschung folgendermaaßen gegen einander abgesteckt: Es verbleibe der Mensch als seelisches Individuum Gegenstand der individuellen Psychologie, wie eine solche die bisherige war; es stelle sich aber als Fortsetzung neben sie die Psychologie des gesellschaftlichen Menschen oder der menschlichen Gesellschaft, die wir Völkerpsychologie nennen, weil für jeden Einzelnen diejenige Gemeinschaft, welche eben ein Volk bildet, sowohl die jederzeit historisch gegebene, als auch im Unterschied von allen freien Culturgesellschaften die absolut nothwendige und im Vergleich mit ihnen die allerwesentlichste ist. Einerseits nämlich gehört der Mensch niemals bloß dem Menschengeschlecht als der allgemeinen Art an, andererseits ist alle sonstige Gemeinschaft, in der er etwa noch steht, durch die des Volkes gegeben. Die Form des Zusammenlebens der Menschheit ist eben ihre Trennung in Völker, und die Entwickelung des Menschengeschlechts ist an die Verschiedenheit der Völker gebunden. Es darf jetzt als ein allgemein anerkanntes Gut wissenschaftlicher Erkenntniß betrachtet werden, wenn überall in culturhistorischen und psycho-

logischen Untersuchungen diese Idee socialpsychologischer Anschauung das Leitmotiv bildet; vor Allem ruht die so überaus fruchtbare, moderne vergleichende Rechtswissenschaft ebenso wie natürlich die Sociologie und Völkerkunde auf diesen Principien, welche geradezu als das organische Bindemittel zwischen Naturwissenschaft und Culturgeschichte im weitesten Sinne des Wortes bezeichnet werden können. Recht und Sitte sind auf dem Standpunkt der modernen Ethnologie durchaus sociologisch aufgefaßt und bestimmt worden; eine Rousseau'sche Erklärung und Ableitung aus bestimmten Zweckmäßigkeitsrücksichten oder äußeren Satzungen ist heutzutage völlig unmöglich. Ebenso unbefriedigend ist die idealistische Ansicht, daß die Sitten angeboren seien; denn die nüchterne Erfahrung widerstreitet dieser vorschnellen Behauptung, indem umgekehrt erst eine langsam reifende Entwickelung sittliche Gefühle und Urtheile entfaltet. Ein apriorisches, gleichmäßiges, bei allen Völkern des Erdballs nachweisbares und mit derselben Schärfe wirksames Rechtsbewußtsein existirt in der That nicht, es besteht nur in dem Hirn speculirender Philosophen. Die Sitte ist durchaus, ihrem ganzen Wesen und Ursprung nach, socialer Natur, ein nothwendiges Ergebniß geselliger Beziehungen, des organischen Gemeinschaftslebens und daher selbstredend auf allen Gesittungsstufen vorhanden, wie Lazarus schreibt: Vom eisbewohnenden, seehundsseligen Eskimo bis zum fleischmeidenden Inder, vom lallenden Pescheräh bis zum wohlredenden Griechen, vom wasserscheuen Patagonier bis zum weltumsegelnden Angelsachsen, alle Aeste und Zweige aus dem Stamme der Menschheit, deutlicher als aus ihren Gesichtern erkennen wir sie an ihren Sitten. Wenn wir aber nun die Frage nach der Entstehung der Sitten erneuern, so genügt es freilich nicht, wenn wir nur im Allgemeinen auf den lebendigen, unmittelbaren socialen Zusammenhang hinweisen; vielmehr darf man nicht vergessen, daß dies nur der

eine Factor des Processes ist, den anderen bildet ein gewisses aprioriſches, sonach nicht weiter abzuleitendes, rein formales Gefühl, je nach dem betreffenden Typus des Gemeinschaftslebens so oder anders sich zu bestimmen. Der jeweilige Inhalt ist jedesmal Sache der Erfahrung, der einzelnen concreten, socialen Beziehungen, die Form aber, letzten Endes das entscheidende Moment der Verpflichtung, ist völlig apriorisch und nur auf Grund einer psychologischen Zergliederung nachweisbar. Lazarus erklärt: Wenn wir von sittlichen Gefühlen reden, so heißt dies nichts Anderes, als daß die Zustände, in denen der Mensch sich befindet, die Ereignisse, die ihn treffen, die Handlungen, welche er begeht, Gefühle erregen, oder daß die Vorstellungen von diesen Zuständen, Ereignissen und Handlungen von Gefühlen begleitet sind. Die Bestimmtheit dieser, der sittlichen Gefühle, unterscheidet sich von der der sinnlichen Gefühle. Ich glaube, daß es eine ursprüngliche Mannigfaltigkeit von sittlichen Gefühlen giebt, welche aus einem einzigen Paar oder gar aus sinnlichen Gefühlen der Lust oder der Unlust abzuleiten unmöglich sein wird. Wenn wir aber von dieser Frage einstweilen gänzlich absehen, so können wir als die allgemeinste Bestimmtheit oder als die Grundform des sittlichen Gefühls das der Billigung und des Tadels bezeichnen. Wir behaupten also, daß dem Menschen von Hause aus und ursprünglich nach der Natur seiner psychischen Beschaffenheit die Fähigkeit und Nothwendigkeit zukommt, alle eigene oder fremde menschliche Handlung, begleitet von einem bestimmten Gefühl der Zustimmung oder Abneigung, wahrzunehmen. Diese Gefühle werden zu Antrieben von Handlungen. Zur Natur der Gefühle gehört es, noch mehr als zu der der Empfindungen und Vorstellungen, daß sie entweder unmittelbar in Bewegungen übergehen oder Begehrungen hervorrufen, welche Ursachen von Handlungen werden. Die ursprünglichen und unmittelbaren Zustände der

Seele bei der Wahrnehmung gegebener Verhältnisse reflectiren in gewissen Thätigkeiten und gewinnen dadurch einen bestimmten objectiven Ausdruck. Der Mensch der Urzeit nimmt z. B. wahr, daß er nackt sei; diese Wahrnehmung ist von seinem Gefühle der Mißbilligung begleitet, welches wir heute als Schamgefühl bezeichnen; für ihn selbst kommt dieses Gefühl zu gar keiner mittelbaren Erkenntniß, aber sein Gefühl reflectirt unmittelbar in der Handlung, daß er sich bedeckt. Seine Blöße bedecken ist von Stund an für ihn Sitte[1]; in dieser That, in dieser Sitte ergreift und begreift der Mensch sein Gefühl, aber auch nur in ihr. Denn von dem Gefühl selbst, abgelöst von dieser Handlung, welche es ausdrückt, haben sogar viel spätere Zeiten keine bestimmte Vorstellung, und auch entwickelte Sprachen haben selten einen Ausdruck dafür. Die Gefühle sind das, was dem Menschen am schwersten und daher auch am spätesten zum objectiven, klaren Bewußtsein kommt; es bedurfte überall und bedarf noch bis auf den heutigen Tag der Genialität großer, herzenskundiger Dichter, um uns einen Einblick in unsere eigene Gefühlswelt zu eröffnen.

Für eine tiefere psychologische Untersuchung, welche sich nicht durch Schlagworte blenden läßt, handelt es sich nach diesen Ausführungen um eine Zergliederung der beiden, für alle geschichtlichen Erscheinungen maaßgebenden Factoren, der einzelnen Persönlichkeit, des individuellen Bewußtseins einerseits und des socialen Verbandes, der Gemeinschaft, des Gesammtgeistes andererseits. Es wäre ein verhängnißvoller Irrthum, dem leider manche moderne Sociologen nicht entgangen sind, wenn man den ganzen Verlauf auf äußere sociale Ursachen (Milieu, culturhistorische Verhältnisse, ethnographische und klimatische Bedingungen u. s. w.) zurückführen wollte, — in dieser Beziehung sollte eigentlich der glänzende, aber völlig mißglückte Versuch Buckle's zur Warnung dienen —, und Nichts liegt selbstredend unserem feinsinnigen

Denker ferner. Im „Leben der Seele", einem Buch, das in vortrefflicher Weise die Fülle anschaulicher Belege mit lichtvollen Auseinandersetzungen verknüpft, ist diesem schwerwiegenden Problem ein großes Kapitel gewidmet, aus dem wir an dieser Stelle wenigstens folgenden Passus herausnehmen möchten: Die Individualität ist das Fundament und die Würde des Menschen und des Menschlichen. Auf der ganzen Stufenreihe der Wesen bis zum Menschen herrscht auf jeder Stufe, in jeder Art nur Gleichheit der Kraft und des Gesetzes. Selbst im Kreise des Organischen bei Pflanzen und Thieren, wo das einzelne Wesen schon ein in sich geschlossenes Ganze ausmacht, ist ein jedes nur Exemplar der Gattung; zwar von einander verschieden, liegt doch die Kraft und die Bedeutung eines jeden fast nur in der Gleichheit mit allen, und selbst das Maaß der Besonderheit ist durch den Charakter der Gattung auf enge Grenzen beschränkt. Kein einzelnes Wesen kann hier über die anderen sich wahrhaft und wesentlich dadurch erheben, daß es die Erhebung des anderen bewirke. Anders der Mensch. Der Adel seiner Kraft ist seine eigenthümliche, individuelle Gestaltung, und die einflußreiche Gewalt, auch die anderen Wesen seiner Art mit werthvoller Besonderheit zu erfüllen. Die letzte Ursache der Individualität ist bis jetzt und vielleicht für immer in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Die Thatsachen aber, welche die Individualität einschließt, sind offenbar. Sie besteht allerwege in einer Zusammenfassungskraft, deren Maaß, bei Allen verschieden, fast ein unendliches ist; ihr Gegenstand aber sind die allgemeinen, in allen Menschen wirkenden Ideen, welche das Gleiche und den Gehalt des Menschenthums ausmachen. Nicht in der Einzelheit schlechthin, nicht in der Absonderung und Absonderlichkeit besteht das Wesen und die Würde der Individualität, nein! vielmehr besteht sie in der Strahlenbrechung der allgemeinen Menschheitsideen, in dem Maaße und in der

Art, wie sie und ihre historischen Erfolge zusammengefaßt, wie sie dadurch neu gestaltet und zu neuen geistigen Erfolgen befruchtet werden. Was sich bei der Betrachtung der großen durchschnittlichen Masse dem Auge des Forschers entzieht, wird an den hervorleuchtenden Geistern klar und erkennbar. Man kann den Inhalt eines ganzen Buches, ja eines schriftstellerischen Denkerlebens in wenige Begriffe zusammenfassen; mit wenigen Worten kann man die geistige Schöpfung eines Plato, eines Spinoza, vorausgesetzt, daß man ihrer vollkommen kundig ist, zusammenfassend wiederholen. Ja, den historischen Kern, den geistigen Gewinn und Gehalt eines ganzen Jahrhunderts, einer ganzen Nation erfassen wir klar in den wenigen schöpferischen Ideen, welche darin herrschend gewesen sind. So giebt es einzelne Individuen, welche in ähnlicher Weise in ihrer Person den Inhalt ihres eigenen Volksgeistes zusammenfassen; sie sind gleichsam solche personificirte, herrschende Ideen, in ihnen findet das Allgemeine selber eine neue, bestimmte, individuelle Gestalt, weil sie nicht bloß Exemplare, sondern Producte des Allgemeinen sind; von der Vorsehung dazu bestimmt, laufen in ihrer Seele, als einem Brennpunkte, die Strahlen des gesammten geistigen Lebens zusammen. In der That läuft jede unbefangene Prüfung und Zergliederung der eigentlich höheren geistigen Entwickelung, welche in einem mehr oder minder fortlaufenden geschichtlichen Zusammenhange sich bezeugt, auf diese Anerkennung großer, mächtiger Persönlichkeiten hinaus, welche selbst die verwegenste Sophistik nicht beseitigen kann. Aber es bedarf andererseits einer kurzen Prüfung der Frage, inwiefern auch dem Gesammtgeist, der sich in gewissen objectiven, socialpsychischen Erscheinungen verkörpert, wie Sprache, Religion, Recht, Kunst u. s. w., eine ebenso unantastbare Realität zukommt. Ebensowenig wie der häufig gedankenlos wiederholte Satz wahr ist, daß die Gesellschaft gleich ist der Summe der sie zusammensetzenden Indi-

viduen, ebensowenig ist zu verkennen, daß der überall wiederkehrende Proceß der Individualisirung sich nur vollziehen kann auf Grund jener objectiven Normen des gesellschaftlichen Lebens. Dieser Organismus, obwohl nicht physiologisch begründet, besitzt durch seine eigene Wirksamkeit und die in den Individuen sich bethätigende Geltung eine concrete Bedeutung, die, wie wir noch sehen werden, völlig analog dem körperlichen Organismus ist. Die Analogie des politischen und alles höheren Culturlebens mit dem organischen liegt auf der Hand, wie Lazarus erklärt. Die vielfältige und verschiedenartige Thätigkeit der Einzelnen verbindet sich zu einer Gesammtwirkung, aber diese Thätigkeit der Einzelnen wäre gar nicht vorhanden, ist schlechthin undenkbar ohne diese Verbindung. Für den Einzelnen als solchen giebt es keine politische Wirksamkeit; also ist auch hier die Einheit, das Ganze, der Gesammtgeist das eigentliche Subject alles dessen, was durch seine Theile, die Individuen, geschieht. Innerhalb des Staates übt Jeder, in Krieg und Frieden, eine an Inhalt verschiedene und nach Graden abgestufte Wirksamkeit aus; allein der Ort und die Art derselben ergiebt sich lediglich aus der Gesammtwirkung des Ganzen. Der Einzelne kann nur nach seinen individuellen Kräften, d. h. nach dem psychologischen Gesetz seiner Individualität wirken, und er bleibt insofern ganz von der Gesetzmäßigkeit des individuellen psychischen Processes abhängig. Allein nichtsdestoweniger wird Ziel und Richtung und (was das Allerwesentlichste ist) der Inhalt der Thätigkeit eines jeden Einzelnen nicht sowohl aus seiner Einzelnatur, als aus der Natur und nach dem Gesetz der Gesammtheit, deren Glied er ist, bestimmt. Aus der Natur des Einzelnen als solchen fließt weder Aufgabe noch Richtschnur irgend einer politischen Thätigkeit; diese entspringt einzig und allein aus dem Wesen der Gesammtheit, aus der Einheit des Nationalgeistes. Eine der dankbarsten Aufgaben der Völkerpsychologie wird es

sein, zu untersuchen, wie die mannigfache Gliederung der Gesammtheiten, welche Geschichte und Ethnographie darbieten, und ihr Einfluß auf die Ausbildung der Einzelnen und die Zusammenwirkung des Ganzen sich gestalten.[1] Wie bereits angedeutet, auch der physiologische Parallelismus besteht zu Recht, und unser Gewährsmann hat auf Grund eines Vortrages von R. Virchow über das Fieber Veranlassung genommen, diese Analogie näher zu begründen (vergl. Leben der Seele I, 359). So sehr das zutrifft und z. B. auch die Bemerkung des großen Naturforschers, „daß man auch in dem Leben der Staaten und der Gesellschaft von den Fiebern und deren Krisen um so häufiger spricht, je mehr die natürlichen regulatorischen Kräfte gefesselt sind", um so mehr muß man sich freilich vor dem folgenschweren Irrthum hüten, mit verschiedenen modernen Sociologen, von denen wir hier nur v. Lilienfeld nennen wollen, das Bild für die Sache selbst nehmen und überall physiologische Functionen sehen zu wollen. Genau genommen hat sich hier der Begriff des (körperlichen) Organismus zu dem der (socialen) Organisation verwandelt, bei dem freilich die verbindenden Analogien noch vielfach bestehen bleiben.

Ist eine solche Wechselwirkung des einzelnen, wenn auch nicht isolirten Individuums mit der Mitwelt die einzig sichere Basis für alle geistige Entwickelung und allen socialen Fortschritt, so müssen sich auch demgemäß gewisse culturhistorische Typen für die verschiedenen, einander ablösenden Perioden des großen Dramas Weltgeschichte feststellen lassen. Die sich tagtäglich häufenden Siege der Naturwissenschaften und der Technik über alle Hemmnisse des Verkehrs und der Civilisation sind allbekannt, und in gewissem Sinne haben sie unserem Zeitalter jenes realistische Gepräge aufgedrückt, das freilich unseres Erachtens nicht selten auf Kosten tieferer ideeller Strömungen überschätzt wird. Jedenfalls war der Geist des achtzehnten, an den

quälendsten Welträthseln sich abmühenden Jahrhunderts ein ganz anderer, aber unter allen Umständen ist auch die höchste und allgemeinste Wissenschaft, die Philosophie, lebensunfähig, kein organisches Glied der Cultur und höheren Bildung überhaupt, wenn sie nicht mit den treibenden Ideen einer Epoche in unmittelbarem Zusammenhange bleibt, sondern zu bloßer dialektischer Scheinweisheit herabsinkt. Das war das Strafgericht, das sich gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts an der ehemaligen Königin der Wissenschaften so unerbittlich und nachhaltig vollzog, und doch meint Lazarus, noch feine Beziehungen zwischen der Ideenwelt des Königsberger Altmeisters und dem Fundament unserer ganzen politischen Neugestaltung, dem Heerwesen und der allgemeinen Wehrpflicht, entdecken zu können. In innigster Verbindung mit jener Heeresorganisation (so heißt es in den „idealen Fragen") und der Entwickelung der Heeresmacht hat auch die Kraft des Kant'schen sittlichen Grundprincips gleichmäßig durchgreifend, befruchtend über das gesammte Volksgemüth sich geltend gemacht. Wie oft und wie vielfach ist im Laufe der letzten Jahre (die Studie, ein psychologischer Blick in unsere Zeit, stammt aus dem Jahre 1872) so Manchem fast unwillkürlich das Wort auf die Zunge gelegt worden: es sei der Geist des kategorischen Imperativs, der sich siegreich erwiesen habe. In der That, es ist der Geist jener Auffassung des sittlichen Lebens, wie er vorzugsweise in der Kant'schen Philosophie hervorgetreten war, wonach nicht die Frage: welche Befriedigung wird irgend eine Handlung dir oder Anderen gewähren, welch einen Zweck wirst du für dich oder Andere durch dein Handeln erzielen?, sondern die Pflicht steht dir gegenüber, die Pflicht fordert und du hast sie zu erfüllen. Leicht ließe sich zeigen, wie der Gegensatz Kant'scher und der französischen Philosophie des vorigen Jahrhunderts nicht ein Spiegelbild bloß, sondern ein wahrhaft quellenmäßiges Gegenbild dessen gewesen

ist, was beide Völker, dem unseren zum Heil, in den letzten Jahren erlebt haben. Vielleicht erscheint es Manchem wunderbar, daß so der Gedanke eines einzelnen nachdenkenden Menschen Ausgangspunkt und Kraftquelle sein sollte für die Leistungsfähigkeit eines ganzen Volkes. Es wäre wunderbar, wenn nicht in der That die Sache sich anders verhielte. Der Philosoph, selbst in seinem einsamen Sinnen und Denken, denkt nichts Anderes, als was die Substanz des Volksgeistes ist, nur klarer, schärfer, bestimmter zum System ausgebaut; nur was der unterste Mann in seinem Gemüth, so er wirklich geeignet ist, ein Repräsentant dieser Volksseele zu heißen, nur was der unterste Mann denkt und empfindet und auf seinem Posten, in seinem Handeln verwirklicht, nur das kann auch der Philosoph auf der Höhe seines Gedankenthrones denken, in geordnete, erleuchtete Begriffe fassen. Ja, dies ist ein Kennzeichen, vielleicht das sicherste Kennzeichen des wahrhaften und des großen Philosophen,[3] daß er das nur denkt, was er in der Einheit mit seiner eigenen Volksseele denken kann, daß er der wahrhafte Repräsentant des öffentlichen Geistes wird, welchen auszubilden durch seine eigene Schärfe und Klarheit er allerdings berufen ist.

Wir haben uns früher überzeugt, daß zu Folge einer genetischen, völkerpsychologischen Betrachtung nicht schon an den Anfang der Entwickelung gewisse allgemeine, ein für alle Mal feststehende und gültige Normen gestellt werden dürfen, sondern daß diese Factoren sich erst im Verlauf dieses socialen Processes bilden. Dennoch wäre es ein folgenschwerer Irrthum, anzunehmen, daß bloß relative, vielleicht gar von individueller Willkür abhängige Gesetze und Bestimmungen entscheidend wären, so daß dem blindesten Subjectivismus eines Protagoras wieder die Herrschaft zufiele. Eine ganz einfache Ueberlegung wird das Gegentheil wahrscheinlich machen. Daß die Idee der Wahrheit (sowohl der rein theoretischen als auch der praktischen)

von vorneherein auf eine absolute Geltung Anspruch machen kann und darf, wird Jedem einleuchten, der überhaupt an dem Bestand und Fortschritt der Wissenschaft und Erkenntniß ein Interesse nimmt. Dasselbe gilt von Recht und Treue, ja im weiteren Sinne von allen allgemeinen social-ethischen Forderungen, die jede Gesellschaft, einerlei auch immer, wie hoch ihr sittliches Ideal im Besonderen sein mag, mit Rücksicht auf ihre Solidarität aufzustellen befugt ist. Selbst für das subjectivem Empfinden den weitesten Spielraum bietende Gebiet der Aesthetik bleiben gewisse, freilich ziemlich formale Principien bei allem Wandel der Anschauungen und culturgeschichtlichen Beziehungen in voller Kraft. Die Ideen, erklärt Lazarus in einem Vortrag über das Herz (später gleichfalls in die „Ideale Fragen" aufgenommen), haben eine absolute Geltung uns gegenüber, und der volle Werth unserer Thätigkeit und die wirkliche Würde unserer Person kann nur erzielt werden, wenn Beides, unser Thun und unser Wesen, erfüllt ist von den Ideen. Jene Interessen können im höchsten Maaße nur befriedigt werden, das Interesse an unserer Thätigkeit und an unserer Persönlichkeit, wenn es zugleich im Interesse der Ideen und ihrer Verwirklichung geschieht. Die Ideen bilden die Normen und Maaßstäbe für die objectiven Werthe, die wir den Dingen beilegen; unser Interesse für eine solche Beschaffenheit dessen, was unsere Seele erfüllt, ist also das für die Idealität. Diesem nun steht ursprünglich gegenüber das Interesse für die Realität. Auch dieses Interesse ist allerdings nur eines neben den vielen anderen, die den Menschen beherrschen; aber es ist ein zweifelloses, unbedingtes und der gewaltigsten eines. Es beruht darauf, daß der Mensch nicht bloß ein gedachtes und denkendes, also ideal existirendes Wesen ist, sondern ein innerhalb der Wirklichkeit stehendes; und es zielt dahin, daß auch seine Gedanken, die er denkt, die seine Thätigkeit ausmachen, sich ver-

wirklichen; daß sein Selbst, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht ein nacktes Selbst bleibt, sondern ein mit Fleisch und Blut bekleidetes, in der Wirklichkeit, namentlich auch in realen Beziehungen aller Art zu allen übrigen Wesen, die ihn umgeben, bestehendes sei. Dieser Sinn für die Objectivirung des eigenen Denkens und des eigenen Selbst ist einer, der allen Menschen gemein ist. . . . Ohne Sinn für Idealität ist das Leben flach oder roh, ohne Sinn für Realität ist es schattenhaft oder scheinvoll. Schon für die reine Erkenntniß der Ideen gilt, daß nur, was von idealen Bezügen wirklich innerlich erzeugt ist, sie wesentlich fördert; es sind nicht die blühenden, triebkräftigen Ideen, sondern wortgeformte Schattenbilder derselben, die wir im Geiste empfangen, es sei denn, daß wir sie in einer lebendigen Erfüllung lebendig ergreifen. Vollends aber für das Leben, für Sittlichkeit und Kunst, für Staat und Kirche handelt es sich nicht bloß darum, daß die Idealität der Erkenntniß erschlossen, daß sie dem Auge der Seele als Bild erscheine, sondern daß sie zugleich den Herzschlag derselben errege. Wenn die Dichtung mit ihren lediglich idealen Vorstellungsgebilden auch auf die Erwachsenen eine bis zur stärksten Erschütterung des Gemüthes gehende Wirkung ausübt, so geschieht es, weil nicht bloß die Elemente der Idealität in der Poesie reiner und voller, als in den realen Lebensbeziehungen, in unsere Seele dringen und gleichsam durch die Macht der Form ersetzen, was ihnen an Kraft der Wahrheit mangelt, sondern auch ganz besonders, weil sie den psychologischen Schein der Realität in uns erzeugen. Immerhin bleibt alles wahre Leben der Poesie von der Poesie des Lebens abhängig; Dichter und Hörer können durch die Phantasie nur von dem vollständig ergriffen werden, was sie auch im Leben zu fühlen einmal Gelegenheit hatten.

Die abschließende Fassung dieser anregenden, sich über die ganze Fülle geistigen Lebens ergehenden, nicht etwa in meta-

physischen Spitzfindigkeiten sich erschöpfenden Ausführungen ergiebt sich von selbst durch die naturnothwendige, möchte man fast sagen, Vereinigung dieser beiden Richtungen des menschlichen Strebens, das in den Grundzügen, in dem verheißungsvollen Ideal bei aller individuellen Verschiedenheit übereinstimmt. In diesem Sinne heißt es: Das letzte Ziel seines Strebens und den höchsten Erfolg seiner Kräfte erreicht der Mensch durch das innige Zusammenwirken der beiden Interessen für Idealität und für Realität in dem Streben nach Verwirklichung der Ideen. Nicht bloß die ideale Form in den gegebenen Dingen zu erkennen, sondern sie zu erzeugen und in lebendiger Wirklichkeit zu gestalten, bildet so das, im Sinne des Höchsten zugleich, letzte Interesse des Menschen. Alles Schaffen und Bilden, Wissenschaft und Kunst, und alle ihre Werke, alle thätige Theilnahme an den Ideen ist die gesegnete Frucht dieses Interesses; vor Allem aber sind es die Institutionen, welche reale Erfolge der Ideen und Träger derselben sind. Die sittlichen, die religiösen, auch die ästhetischen Ideen sind es, welche der Familie, dem Staat, der Kirche und jeder Gemeinschaft zum Guten, jedem Bund und jedem Verein erst den Werth und die Richtung geben. . . . Aus den endlichen, flüchtigen und zufälligen Elementen des psychischen Lebens bilden sich unter der stufenweise erlangten Herrschaft unendlicher Forderungen ideale Charaktere; aus den Fluthen des Widerstreites der mannigfaltigen Interessen im Gemüthe eines Jeden erhebt sich, gleichsam wie eine feste Insel, die reale Gestaltung eines bleibenden, idealen Werkes; aus dem Kampfe der Interessen der verschiedenen Menschen gegen einander erheben sich die idealen Institutionen, welche ihnen Schutz und Befestigung und gegenseitigen Ausgleich verleihen (Ideale Fragen S. 131).

Diese Skizze würde jedoch allzu unfertig bleiben, wenn nicht auch die ethische Seite der Weltanschauung unseres

Denkers, die wir zuletzt schon berührt haben, ihre volle Würdigung fände, und zwar um so mehr, als gerade diese dem weitesten Verständniß begegnen dürfte. Gerade in unserer von schlimmsten Parteiungen und stärksten Widersprüchen bewegten Zeit ist eine ruhige, leidenschaftslose, allen religiösen und nationalen Vorurtheilen abgewandte Betrachtung der Dinge nach dem Standpunkt des spinozistischen sub aeterni specie doppelt am Platze. Wie oft hört man nicht in dogmatischer Engherzigheit, die eben nicht nur den eigentlich theologischen Richtungen eigen zu sein braucht, über die Rückständigkeit und Entbehrlichkeit, um nicht stärkere Ausdrücke zu gebrauchen, der Religion reden, wie oft wird die Bildung mit fanatischer Einseitigkeit nur auf die intellectuelle Aufklärung bezogen und kurzer Hand in einer Summe naturwissenschaftlicher Kenntnisse gesucht! Dem gegenüber sagt Lazarus mit vollem Recht: Ein wesentliches Element der wahren Bildung ist die sittliche Absicht derselben. Das sittliche Streben, die ethische Gesinnung, welche nach Bildung trachtet, ist der eigentliche Kern in der Frucht der Bildung; er tritt zwar nicht an das Licht, aber er kann immer wieder neue Blüthen und Früchte erzeugen. Wer von den Gebildeten sich also nicht selbst herabwürdigen, wer den Edelstein seiner Bildung nicht auf den Scheinwerth böhmischen Glases herabgesetzt wissen will, wird zugestehen, daß die sittliche Triebkraft, welche sich an seiner Intelligenz bekundet, zum ethischen Kraftmesser für ihn wird, zum Maaßstab der sittlichen Forderungen, welche man an ihn stellen darf. Wahrhafte sittliche Bildung ist ohne Handeln kaum denkbar; das zuschauende sittliche Urtheil sammt den Gefühlen der Theilnahme ermatten ohne Action. Nach der inneren psychologischen Natur alles Ethischen bedingen wirkliches Erkennen und Handeln einander nothwendig; nimmer ist eine sittliche Reife und Höhe des Geistes erreichbar ohne die persönliche, thätige, ins Leben eingreifende Erfahrung. Nicht bloß

für, sondern auch durch die Praxis allein entwickelt sich die praktische Vernunft. Sittliches Handeln ist also nicht bloß die Frucht, sondern zugleich eine wesentliche Bedingung der sittlichen Einsicht und Anschauung. Diese Grundsätze gelten nun nicht nur für die ganze äußere Haltung und Lebensführung eines Menschen, sondern selbstverständlich in erster Linie für die großen religiösen und ethischen Fragen, welche den Kern unseres Daseins betreffen. Gerade hier gilt es, wie kaum noch besonders erörtert zu werden braucht, den ganzen nachhaltigen Ernst der wissenschaftlichen Arbeit einzusetzen, um die höchsten und edelsten Güter der Humanität, wie sie unsere größten Geister, Lessing und Herder, Schiller und Goethe, mit flammenden Worten verkündet haben, zu erreichen. In den „Idealen Fragen", die einem eindringenden, liebevollen Studium nicht warm genug empfohlen werden können, hat Lazarus in einem Aufsatz über die Aufklärung, diesem so vielfach mißverstandenen Begriff, die Beziehung der Erkenntniß zu wahrer Religion ausführlich erläutert. Wir beschränken uns auf einen kurzen Hinweis; nach der Begründung des Rechtes einer historisch-psychologischen Kritik gegenüber manchen Erzählungen der Bibel heißt es: Die Aufklärung ist darauf zu richten, nach der Erforschung des wahren Sinnes und der historischen Entstehung der Schrift auch die letzten, die inneren Quellen derselben, ihren psychologischen Ursprung zu ergründen. Es giebt keine Beschäftigung, keine geistige Thätigkeit, welche mehr als diese eine religiöse zu heißen verdient, und welche sicherer als diese zu wahrer Religiosität hinführt. Denn sowohl das, was auf den früheren und in mancher Beziehung noch niederen Stufen des Geisteslebens Enges und Kleines in der Religion hervorgebracht, als auch das, was Großes, Erhabenes erzeugt hat, tritt dadurch an den Tag. Licht und Klarheit, Finsterniß und Dämmerung sollen sich von einander scheiden; was groß und tief ist, was aus dem Geiste

und der Wahrheit stammt, soll gehegt, ausgebildet, wirksam erhalten werden; was kindlich, dumpf und blöde war, was aus der Schwäche und Unfähigkeit stammt, soll historisch erkannt, als vergangen und verwest dahinten gelassen werden. Diese Arbeit hat erst begonnen; noch fehlt es selbst an den wissenschaftlichen Vorarbeiten für dieselbe. Die Selbsterkenntniß des Geistes in Bezug auf seine menschheitliche Entfaltung ist in den Anfängen. Was aber für das specielle Gebiet der Religion bisher versucht worden ist, das leidet darunter, daß es im Kampfe gegen anmaaßende Autorität, gegen eigenwillige, vielspaltige, in sich selbst widersprechende Tradition geschaffen worden ist. Die wahre Religion wird mit der wahren und freien Wissenschaft von der Natur des menschlichen Geistes und von der Geschichte seiner Entwickelung wachsen. Dieser Aufklärung letztes und höchstes Ziel ist es, die Religion neu zu beleben. Aber es sei denn, daß wir die wahren und wirklichen, die inneren Quellen alles dessen, was groß und gut, was tief und beseligend in der Religion ist, erkennen, daß wir diese Quellen, die vielfach verschüttet sind, wieder befreien, die vielfach getrübt sind, wieder klären, sonst wird die Religion ihre ergreifende Gewalt und ihren erhebenden Einfluß im fortschreitenden Geiste der Wissenschaft und der Bildung nicht wiedergewinnen. Und diese erhabene Perspective, welche uns einen unerschütterlichen Muth für den schweren Kampf des Lebens einhaucht, findet ihre Vollendung in der umfassenden Gottesidee, die ganz und gar, wie Lazarus zeigt, auf ethischem Grunde ruht: Für denjenigen Menschen, welcher dem Sittengesetz eine über alles zufällige und endliche und historisch gewordene Denken hinausgehende, absolute Bedeutung und Geltung beilegt, wird der Gottesgedanke einen universalen Charakter annehmen, er wird ihn als die Quelle wie des Guten so alles Guten, aller Weisheit, Gesetzmäßigkeit, weiterhin aller Wirkungskraft und alles Daseins an-

sehen. Nichtsdestoweniger müssen wir, auch auf dem Boden der Religion stehend, nie vergessen, daß das Sittliche in uns die letzte Quelle auch unseres Gottesbewußtseins sei; daß es von all unserem übrigen, auch dem religiösen Denken völlig unabhängig, rein in sich selbst gegründet, ein Letztes und Absolutes ist. Und wenn uns Gott das Sittengesetz gegeben, dann war es seine unendliche Weisheit, die uns dasselbe als ein durchaus unbedingtes, von allem sonstigen Denken unabhängiges und über Allem stehendes ins Herz gelegt hat. Unabhängig auch vom Gedanken seines Urhebers; denn nicht, weil von Gott Etwas geboten wurde, ist es sittlich, sondern, weil es mit absoluter Nothwendigkeit verpflichtend und sittlich ist, erscheint es uns als von Gott geboten. Und keine Qualität können wir mit unserem endlichen Denken von Gott aussagen, die seiner würdig wäre, als daß die Majestät des Gesetzes in ihm allein ihren Grund habe. Auch hier kann erst, wie in so vielen anderen Beziehungen, eine genaue, vergleichende, entwickelungsgeschichtliche, psychologische Analyse der verschiedenen Elemente, welche im Laufe der Zeit einen bestimmten Begriff gebildet haben, die vielen Widersprüche lösen, welchen dogmatische Befangenheit und Kurzsichtigkeit immerdar verfällt.

Das letzte Moment ist zu wichtig, als daß wir es nicht noch einer etwas eingehenderen Betrachtung unterziehen möchten; denn es ist in der That von ausschlaggebender Bedeutung, daß man sich klar macht, daß auch die anscheinend völlig incommensurable, blindester Willkür preisgegebene Gefühlswelt, wie alles geistige Wirken, bestimmten Gesetzen unterliegt, die es gilt behutsam und gleichsam vorsichtig tastend aus dem unendlichen Chaos der widerstreitenden Erscheinungen und Eindrücke zu gewinnen. Und der Gegenstand wird um so werthvoller, fast möchte man sagen, imposanter, weil mit Gefühlen die ganze sittliche Sphäre auf das Innigste durchflochten ist, ja alle

Sittlichkeit und zugleich Ethik schlechthin unverständlich würde, ein Spiel mit leeren Worten und tönenden Phrasen, wenn dies Fundament erschüttert würde oder gar völlig zusammenfiele. Auch hier giebt uns ein Blick auf unsere tagtäglichen Anschauungen und Voraussetzungen den richtigen Ausgangspunkt; wir betrachten die Liebe der Eltern zu ihren Kindern als etwas völlig Selbstverständliches, Natürliches, Angeborenes, deren Mangel eine beklagenswerthe, monströse Ausnahme bildet. Und doch zeigt eine vergleichende culturhistorische und völkerpsychologische Umschau, daß diese Verehrung und Pietät bei sehr vielen Naturvölkern gar nicht vorhanden ist, daß dieselbe somit erst als eine verhältnißmäßig späte Frucht der Gesittung erscheint. Lazarus eröffnet uns mit folgenden Worten eine weite Perspective: Auch das menschliche Herz hat seine Geschichte. Allein, es ist schwer, den Antheil, den einerseits das Gefühl, als Ursache wie als Wirkung, an der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit hat, festzustellen. Die Werke des Geistes finden ihre ausgeprägte Form und werden uns in dieser deutlich überliefert; auch die Richtungen des Willens finden in den Ereignissen, wie in den Institutionen, welche die Menschen durch ihre Energie geschaffen haben, ihre feste Ausprägung. Was das Gefühl, die inneren Zustände während dieser Willensenergie, während dieser geistigen Arbeit der Menschen gewesen ist, das entzieht sich meist mindestens dem unmittetbaren Blick unseres Auges. Nur eine künstliche, verwickelte und ausdauernde psychologische Forschung kann den Wandel und den Antheil der Gefühle im Ablauf der Geschichte ans Licht zu stellen hoffen. Es ist eine tiefe Symbolik der Natur, daß wir von hingegangenen Generationen wenigstens die Schädel in späterer Zeit finden, und wir können an ihnen messen, wie die Menschheit, wie einzelne Nationen allmählich verschieden entwickelte Formen für das Gefäß ihrer geistigen Thätigkeit, ihrer Intelligenz besessen haben; das Herz aber, sobald

es aufhört zu schlagen, ist auch der Verwesung preisgegeben. Welche Gefühle in der Geschichte mitgewirkt haben und wie die Gefühle selbst Gegenstand historischer Entwickelung sind, das ist um so viel schwerer zu entdecken; — daß sie aber Alle historisch entwickelt sind, das entzieht sich wohl Keinem von uns, sobald wir auf den Gedanken hingewiesen werden. Welche weiten Abstände hat ein in allen Wandlungen allerdings gleichartiges Gefühl, das deshalb auch stets mit demselben Namen bezeichnet wurde, wie das der Ehre oder das der Freundschaft oder der Liebe im Laufe der Zeit, im Leben der Menschheit von Epoche zu Epoche, von Nation zu Nation durchmessen! Oft sind einzelne Thatsachen im Stande, uns die Größe des Wandels etwa in den sittlichen Gefühlen der Menschen klar zu machen. Auch das rauheste Gemüth eines Königs oder eines Volkes in Europa würde es heute nicht ertragen, einen gefangenen Fürsten beim Triumphzuge des heimkehrenden siegreichen Heeres mit sich zu führen; und doch war dies in Rom eine selbstverständliche Sache. Oder: Ausreißen ist natürlich, aber Standhalten sittlich. Sittlichkeit jedoch kann und soll zur Natur werden; der moralische Muth kann zu einer Erbtugend ausgebildet werden. Für einen Spartaner wie für einen preußischen Soldaten ist Standhalten Regel und natürlich, Ausreißen aber Ausnahme und unnatürlich. Aber nicht bloß die einzelnen Gefühle haben in der Entwickelung der Menschheit und der Völker ihre Geschichte, sondern vor Allem beachtenswerth ist noch, daß das Herz mit seinem gesammten Inhalt in dem Verhältniß zu den übrigen Formen und Functionen des äußeren Lebens überhaupt historisch wandelt; es giebt eben Völker und Zeiten, in denen das Gefühlsleben eine mehr oder minder herrschende Rolle spielt. Die Geschichte der Religionen z. B. zeigt uns verschiedene Epochen, in denen hier die Dogmenbildung, dort die Kirchenorganisation, ein anderes Mal die Glaubensinnigkeit,

sogar im Kampfe gegen Ordnung und Meinung der Kirche, als das ideale Ziel verfolgt werden. Aber auch in der gesammten Lebensführung wie im Spiegelbild derselben, in den nationalen Literaturen, erhebt sich zuweilen das Gefühl zum höchsten Zweck des Daseins und wird als die vollkommenste und wichtigste Form des inneren Lebens geachtet. Andere Zeiten trachten nach Bildung und Intelligenz, wieder andere fordern vor Allem das Handeln für praktische Zwecke. Die Harmonie aller dieser Richtungen und Strebungen der Seele ist ein Ideal, welches als ein bewußtes auch der Volksseele einmal vorschweben wird, wenn erst ihre eigene historische Entwickelung zum Gegenstand des öffentlichen Bewußtseins sich gestaltet haben kann (Ideale Fragen S. 147).

Dieser unbefangene, kritische, entwickelungsgeschichtliche Standpunkt ist um so mehr nöthig, als gerade die Gefühle zu Folge ihres wesentlich unbewußten Ursprungs sich der Ueberwachung durch klare Vernunftgründe nur allzu gern entziehen und deshalb die verderblichsten Katastrophen in der Weltgeschichte, wie bekannt, herbeigeführt haben. Der alte Spruch des Lukrez: Tantum religio potuit suadere malorum, die Verdammung der Kirche durch die Encyclopädie und ihr fanatischer Haß gegen das Christenthum gewinnt erst dadurch die zutreffende psychologische Erklärung, daß die überlieferten Dogmen zu schmählichen Fesseln geworden waren, worin der freie Geist des Menschen eingeschnürt werden sollte zu ewiger Knechtschaft. Fast unüberwindlich ragt bis in die neueste Zeit hinein die furchtbare Macht der nationalen und religiösen Vorurtheile, die mehr Elend und Jammer über die ganze Menschheit gebracht haben, als die eigentlich politischen Kriege und Revolutionen. Wie bemerkt, unsere Gegenwart leidet bei allen großartigen Errungenschaften auf dem Gebiete der Naturwissenschaften noch gar sehr an diesen Verirrungen, welche seltsam gegen den Glanz der so prunkvollen

Civilisation abfallen, und deshalb hat unser Denker es nicht für unnöthig gehalten, verschiedentlich auf dies Thema zurückzukommen; wir verweisen auf einen längeren Aufsatz über die Aufklärung (Ideale Fragen S. 271 ff.) und einen zweiten über Bildung und Wissenschaft (Leben der Seele I, 3 ff.). Auch hier ist der echt Lessing'sche Gedanke maaßgebend, daß nicht der angebliche Besitz der Wahrheit glücklich macht, sondern das unablässige Streben nach derselben, und in diesem Sinne wird mit Recht die Aufklärung nicht als eine feste, fertige Summe von bestimmten Kenntnissen gefaßt, sondern als stetiger intellectueller Proceß, der sich an und in Jedem, dem es um Erkenntniß und Sittlichkeit Ernst ist, unaufhörlich vollziehen muß. Der 21. Satz unter den verschiedenen feinsinnigen Gedanken über dies vielseitige Thema lautet: Die Aufklärung kennt nur einen allgemeinen, absoluten, d. h. schlechthin geltenden Grundsatz, welcher in Wahrheit nur eine von der ganzen Geschichte der Menschheit bezeugte Thatsache ist, nämlich die Möglichkeit und die N o t h w e n d i g k e i t des Fortschrittes auf allen Gebieten des Geistes in allen Arten des inneren Lebens durch fortgesetzte Arbeit. Damit ist entschieden gegen jenes stumpfe und satte Behagen Protest eingelegt, dem man nur zu oft in manchen Kreisen begegnet, die sich nicht wenig auf ein bestimmtes äußeres Maaß einzelner Kenntnisse, die noch dazu meist recht dürftig imprägnirt sind, zu Gute thun, ohne den eigentlich tieferen, ethischen Werth jeder echten Bildung nur zu ahnen. Das gilt in erster Linie von der Religion, wo stets ein blinder Fanatismus nur mit dem Besitz dieser oder jener Dogmen rechnet. Wer will sagen (ruft Lazarus aus): ich allein habe den rechten Glauben? Wer will es wagen, sich über seine Brüder zu erheben und zu behaupten, obwohl unbeweisbar und unverkennbar, besitze er allein, was allen Anderen fehlt, den rechten Glauben? Oder es komme die Wahrheit durch Eingebung des heiligen

Geistes? Wer will auftreten und sagen, mir allein ist diese Eingebung geworden, allen Anderen aber hat Gott sich unbezeugt gelassen? Wer will es wagen, das Maaß der Gnade Gottes einzuschränken auf sich und seine Genossen, wer will es wagen, zu behaupten, die Hand Gottes reiche nicht zu oder ziehe sich zurück, um Allen seine Gnade zu erweisen? Es ist nicht anders: nur aller Demuth, die dem Menschen ziemt und die jede Religion fordert, zum Trotz kann ein Mensch oder eine Secte behaupten: Wir allein haben den rechten Glauben oder die rechte Gnade (Ideale Fragen S. 341). Diese Pflicht einer stetigen, immer mehr in die Tiefen gehenden Aufklärung gilt sodann selbstverständlich auch von der bösen Hydra, dem Aberglauben, den bekanntlich Goethe als ein echt menschliches Erbtheil erklärte, dem Todfeind des Lichtes und des Fortschrittes, welcher zum Hohn auf alle Errungenschaften der Wissenschaft gerade in unseren Tagen kecker als früher sein Haupt erhebt. Dahin gehört auch die leider so reiche Rüstkammer der religiösen[4] und nationalen Vorurtheile, an welchen das Volk der Denker doch noch sehr krankt, und deren verderbliche Kraft man nicht durch einige wohlmeinende Phrasen beseitigt. Alle diese Schattenseiten und Mißstände lassen eine psychologische Erörterung des so viel gemißbrauchten Begriffs der Bildung dringend nothwendig erscheinen. Die intellectuelle Seite desselben ist schwerlich irgend welchem Einwand ausgesetzt; daß nur ernstes, methodisches, gründliches Studium gegenüber allem dünkelhaften Dilettantismus (den Goethe mit dem kräftigen Fluch beehrte, daß er allezeit von pestilenzialischem Dünkel erfüllt sei) wissenschaftlich von Werth ist und einen geistigen Fortschritt für den Menschen bedeutet, leuchtet von selbst ein. Aber damit ist es offenbar nicht gethan; denn wie wir schon früher (vergl. S. 20) ausgeführt haben, verleiht erst der sittliche Ernst, die Veredelung des menschlichen Geistes selbst unserer ganzen Arbeit die eigentliche

Weihe. Es ist die völlige Durchdringung des Menschen mit den Principien seiner Weltanschauung, welche so unmittelbar in That und Wahrheit übergehen und nicht bloß abstracte Verstandesformeln bleiben. Dabei ist ein unbewußter Trieb mitwirksam, auf den Lazarus aufmerksam macht, nämlich der nach harmonischer Ausgestaltung unseres seelischen Lebens, sei es auf Grund und nach Maaßgabe ethischer oder ästhetischer Normen. Im letzteren Falle tritt uns das in Fleisch und Blut entgegen, was das vorige Jahrhundert mit einem bezeichnenden Namen eine schöne Seele nannte. Die innigste und werthvollste Verbindung mit der Schönheit liegt, wie es in dem oben erwähnten Aufsatz über Bildung und Wissenschaft lautet, in der Schönheit des Lebens. Der Mensch ist das höchste und edelste Kunstwerk der Natur; er soll auch in noch edlerem Sinne das schönste Kunstwerk der Kunst, der freien, bewußten, sittlichen Schöpfungskraft seiner selbst sein (Leben der Seele I, 117). Dies Ziel zu erreichen oder sich ihm auch nur in bescheidenen Grenzen zu nähern, ist freilich nur wenigen Auserwählten des Schicksals beschieden, um so mehr aber haben wir ein Recht, uns die strahlende Majestät dieses Ideales nicht verkümmern zu lassen.

Lazarus ist endlich auch, so wenig er es vielleicht Wort haben will und trotzdem er kein System der Aesthetik geschrieben hat, ein feinsinniger Kunstrichter, so daß wir noch mit einigen Worten auch auf diese Seite seiner Weltanschauung eingehen müssen. Insbesondere handelt es sich um den Humor, dem eine größere, wesentlich psychologische, aber auch mit reichen literarischen Hinweisen durchflochtene Untersuchung im „Leben der Seele" (1. Band) gewidmet ist. Der Humor bildet die organische Vereinigung der beiden schroffen Gegensätze des Erhabenen und des Komischen, des Großartigen, Machtvollen, Imposanten, rein Idealen und des Kleinen, Niedrigen, Gemeinen. Aber dieser

Contrast bleibt im gewissen Sinne wirksam; denn nur durch die Gegenüberstellung der Wirklichkeit mit ihrer Unzulänglichkeit und Hinfälligkeit gegen die Idealwelt unserer Phantasie entsteht die eigenartige humoristische Stimmung, welche den Grundton der höchsten dichterischen Genien darstellt, die von ihrer erhabenen Höhe aus schließlich alle Dissonanzen schwinden sieht. Deshalb packt auch der echte, unverfälschte Humor, weil er aus dem Herzen des Dichters stammt, nicht aus dem klügelnden, kalten Verstande, den ganzen Menschen, dem er eine wohlthuende, fast bis zum Tragischen sich steigernde Erschütterung bereitet. Daher auch die Freude an dem Natürlichen, Einfachen, Unverbildeten im Gegensatz zu allen künstlichen Verunstaltungen des menschlichen Lebens und Geistes; daher endlich auch die innere, lebhafte Spannung, ein gewisses Glücksgefühl, das uns in echt humoristischen Darstellungen überkommt, eine wahre Befriedigung, die weit entfernt ist von der nüchternen, kalten Empfindung eines wohlgefälligen Dünkels, mit der uns kühl berechnete und wohl gar verletzende Witze zu erfüllen pflegen. Doch wir können diese psychologische Analyse nicht weiter bis auf die einzelnen Elemente hin fortsetzen, sondern wir bescheiden uns mit einer allgemeinen Zusammenfassung des Ergebnisses, wie es Lazarus mit folgenden Worten zeichnet: Auf der einen Seite steht der Kreis der Ideen, unendlich an Inhalt, vielleicht auch vollkommen an Form, harmonisch geordnet durch die eigene Thatkraft des Geistes; auf der anderen Seite die Vorstellungsmassen, welche das wirkliche Leben und die Welt der Erscheinungen umfassen, endliches Stückwerk und formlos durcheinander gewirrt, wie der Zufall des Lebens sie erzeugt hat. Darum herrschen jene über diese; die Ideen beherrschen das Bewußtsein, sie sind das Höhere und Gültige für den Geist, im Denken. Aber die Idee ist allgemeiner, abstracter Gedanke, ihr fehlt die Realität, die concrete Wirklichkeit, welche zunächst

und zumeist das Gefühl anregt, darum bleibt das Gefühl leer, und aus der Leere des Gefühls erzeugt sich ein Gefühl der Leere. Dies hat gewiß schon Jeder an sich erfahren, der Tage lang mit philosophischen Problemen, mathematischen Formeln oder sonst abstracten oder rein idealen Gedankenprocessen beschäftigt war. Anders ist es in der Seele des Humoristen. Auch er steht zwar auf jener Höhe des Idealisten, auf jenen Bergspitzen des irdischen Geistes, wo das Licht und die Luft rein ist, aber Nichts gestaltet und erzeugt wird, als Eis; aber tief in seiner Brust birgt er ein umgekehrtes prometheisches Feuer, das aus dem Thale des Menschenlebens in die Höhe des göttlich strebenden Gedankens emporbringt; jener Leere gegenüber steht in ihm die ganze Gluth und Fülle des Gefühls, wie sie mit den Vorstellungen der wirklichen Welt innig verbunden ist, und der gediegene Reichthum desselben siegt über jene Leere. Aber noch mehr: indem die Seele des Humoristen sich in diesem Zustande befindet, also das Gefühl der Realität ebenso herrschend ist, wie der Gedanke des Idealen, entspringt durch die Gleichzeitigkeit eine nothwendige Verschmelzung beider, vermöge deren das Ideale den psychologischen Werth und Reiz des Realen erhält, so daß im Humor nicht bloß die Wirklichkeit und die sinnliche Welt, sondern auch die Idee selbst anders, nämlich tiefer, kräftiger und lebensvoller aufgefaßt wird, als im abstracten Idealismus; dieser verliert, wie an Fichte und Berkeley aufs Deutlichste nachweisbar, das Gefühl der Realität auch für die sinnliche Welt, jener gewinnt es umgekehrt auch für die ideale. Die Idee selbst ist nicht bloß der abstracte, metaphysische Begriff des Unbedingten, Ewigen, sondern eben eine schönere Welt, eine Schöpfung Gottes, eine bessere Sonne. Hiermit tritt die Idee in das unmittelbarste Leben des Menschen, den Zustand der Seele bestimmend, hinein, während sie dem Philosophen nur gleichsam vor oder über dem Geiste schwebt;

sie wird von dem ganzen Menschen in seinem Centrum erfaßt; und auf eine ähnliche Weise empfängt hier, wie in der Religion, das sonst nur vom sinnlichen Leben erregte Gefühl seine wahre Weihe, nämlich die wirkliche Welt mit der Idee zu vermitteln. Wir können nicht an dieser Stelle der geistreichen Anwendung auf die verschiedenen literarischen Muster folgen, durch welche diese Erörterung ihre eigentliche Anschaulichkeit gewinnt — besonders läßt sich unser Gewährsmann die Ehrenrettung des so oft verkannten, trotz aller Gesuchtheit und Weitschweifigkeit doch genialen Jean Paul angelegen sein —, ebenso wenig wie den Ausblick, welcher von der rein ästhetischen Betrachtung des Humors auf dessen ethische Bedeutung eröffnet wird, — gerade hier sollen auch die sonst vergessenen und mißachteten Schichten des Volkes zur gebührenden Beachtung gelangen, und sich somit das Verständniß des einheitlichen socialen Lebens anbahnen, das wir öfter nur in den höchsten Spitzen zu würdigen und zu verehren pflegen. Es kommt in der That nur auf den richtigen Standpunkt an, von dem der Humorist in erhabener Höhe das Leben betrachtet, nicht theilnahmslos und skeptisch, sondern umgekehrt sich versenkend in den Strom der Welt, ohne freilich darin unterzugehen, mit warmem Herzen alles Unglück und Ungemach empfindend und voll Ingrimms über Bosheit und Verrath, des Kleinen achtend, an dem die unbesonnene Menge im Taumel vorüberrast und doch den Blick auf das Ewige, auf die Ideen, auf die objectiven Normen gerichtet, denen auch wir unser besseres Selbst verdanken. Auch hier, wie überall in den Endpunkten unserer Lebensanschauungen, versöhnen sich die ursprünglichen Unterschiede und Gegensätze, das Aesthetische vollendet sich im Ethischen, und der Dichter, dessen Auge kaum auf dieser Erde, wie es im Tasso heißt, weilt, der nur schönheitstrunken von der Harmonie der Sphären träumt, wird zu einem sittlich bewährten Charakter, der werkthätig Hand anlegt an der

inneren Gesundung seiner Mitmenschen. Es ist, wie wir noch eben hervorheben wollen, sehr zu beklagen, daß der feinsinnige Jean Paul seinen Blick von der ihm allerdings nur vertrauten Idylle des kleinen bürgerlichen Lebens, die er mit seltener Meisterschaft beherrschte, nicht in die höheren Sphären des socialen Lebens zu erheben vermochte, und wenn er es einmal versuchte, nur mit recht mangelhaftem Erfolge. Der Dichter hat es, wie Lazarus schreibt, unter dem Einfluß der historischen Zustände, unter denen er gelebt, unter denen er namentlich die Jünglings- und die ersten Mannesjahre verlebt hat, wohl kaum begriffen und noch weniger darzustellen vermocht, daß auch die „hohen" Menschen im praktisch-realistischen Staate, in der werkthätigen Gesellschaft ihre Stellung haben müssen, wie die Metaphysik im Reiche der Wissenschaften, daß sie, wenn hervor- und hinausragende, dennoch Theile, Glieder des Ganzen im Volke und als solche mit ihren Ideen, ihrem Gemüthe einflußreich sein müssen. Von der Fülle der idealen Lebensformen des öffentlichen Geistes trotz aller Härten ihrer realistischen Bedingungen, von der idealisirenden Kraft, die derselbe auch auf das Gemüth und das Leben des Einzelnen da ausübt, wo der nationale Sinn zur Blüthe und zum Bewußtsein gelangt ist, hat Jean Paul keine historische Vorstellung, weil keinerlei unmittelbare Anschauung gehabt. Ein echter Humorist in einer Zeit großer historischer Bewegung, in der energischen Fülle und lebendigen Frische nationaler Thätigkeit erwachsen, würde immer Stoff und Anlaß genug für seine Darstellungen mitten im Gesammtleben finden. Die schöpferische, leitende, gestaltende Kraft der sittlichen Ideen findet ja immer an der Individualität des Einzelnen, an der Winzigkeit und Unzulänglichkeit ihrer Leistung, an den realistischen Störungen der Endlichkeit und des Zufalls selbst in den großen und guten Menschen Contraste genug, welche ergreifend und komisch zugleich

sein können. Wo der Sieg des Guten, der Freiheit, des Fortschrittes zur Veredelung gesichert wäre, würde der heilende, wo er bedroht und zweifelhaft wäre, würde der zürnende, mahnende Humor seine Stimme vernehmen lassen (Leben der Seele I, 269). Ein solches Werk freilich, unmittelbar geboren aus den Ereignissen, getränkt mit den wesentlichsten herrschenden Ideen, ganz und gar erfüllt von jener so seltenen Mischung weihevollsten, erhabensten Ernstes, tiefster Gemüthsinnigkeit und sprudelnder, überströmender Heiterkeit und schalkhafter Laune, ist uns die Zukunft noch schuldig.

Die Philosophie hatte sich gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht zum Wenigsten dadurch um jede Beachtung und Bedeutung gebracht, daß sie sich hochmüthig von der Wirklichkeit abwandte und lediglich metaphysischen Träumereien hingab; dieser Fehler war nur durch eine gründliche Umkehr und Wandelung wieder gut zu machen, und so darf man es denn wohl als ein Ziel der tieferen philosophischen Richtung bezeichnen, den vollen Inhalt der Wirklichkeit und der wissenschaftlichen Einzelforschung zu erfassen und zu ergründen. In diesen Bahnen bewegt sich die neuere philosophische Forschung, die sich an die Namen von Wundt, Paulsen, Windelband u. A. knüpft. Die Philosophie, erklärt unser Gewährsmann, ist Wissenschaft der Wissenschaften, d. h., sie hat erstens die Möglichkeit und die Grenzen des menschlichen Wissens überhaupt, also auch in den einzelnen Gebieten und Disciplinen desselben im Besonderen, zu erforschen, die Mittel des Wissens anzugeben und zu untersuchen (Erkenntnißtheorie, Logik und Vernunftkritik). Sodann aber hat sie sowohl alles menschliche Wissen im Allgemeinen, als wiederum auch jedes Gebiet desselben im Besonderen zu begründen, die Principien desselben aufzusuchen, die vor und außerhalb der Philosophie durch Erfahrung und Reflexion gewonnene Erkenntniß der einzelnen Wissenschaften entweder nach den letzten Gründen

alles Wissens zu befestigen oder zu widerlegen, und neue und richtige Begriffe an deren Stelle zu setzen (Metaphysik). Offenbar hat es hier die Philosophie nicht mit der ganzen Breite des Inhaltes derjenigen Wissenschaften, für welche sie nur die letzten begründenden Principien aufsucht, zu thun, und am wenigsten hat sie das Einzelne dieses Inhaltes, etwa der Naturwissenschaft, zu produciren; sie betrachtet nur die ganzen Wissenschaften als Totalitäten, inwiefern in allen Theilen derselben gleiche Principien der Erkenntniß zur Anwendung kommen; jedes Ding und Verhältniß also, jedes Object eines menschlichen Gedankens ist demnach zugleich Object der Philosophie, aber nicht als dieses Einzelne, sondern nur als ein Glied in der Kette derjenigen Wissenschaft, zu welcher es zunächst gehört. So hat die Philosophie das Wesen der einfachen Qualitäten der Dinge zu untersuchen, aber nicht die einzelnen physikalischen Thatsachen und Gesetze zu entdecken; und während Botanik und Zoologie die Beschreibung und Anordnung alles Organischen nebst den Gesetzen seiner Entfaltung zu leisten haben, wird die Philosophie sich nur mit der Untersuchung über das Wesen und den Begriff des Organismus beschäftigen. . . . Endlich aber ist es die Aufgabe der Philosophie, die Gesammtheit alles Wissens und aller Wissenschaften zu einem geordneten System zu erheben, den bestimmten, allseitigen Zusammenhang derselben unter einander und ihre Verbindung zu einer Einheit und Totalität nachzuweisen, wodurch jene Verbindung mehrerer Wissenschaften zum Zweck ihrer gegenseitigen Vollendung, welche auf dem Boden und bei den Bearbeitern jeder einzelnen Wissenschaft ganz dem individuellen Können und Belieben anheimgestellt bliebe, zu einer bestimmten wissenschaftlichen Forderung erhoben und Anleitung dazu gegeben wird. Erst die Philosophie, in ihrer Eigenschaft als Wissenschaftslehre im engeren Sinne, erkennt und bringt zum Bewußtsein, was in der Sache selbst thatsächlich

der Fall ist, daß nämlich ebenso alle Wissenschaften nur eine Ausströmung und Ausbreitung der einen und selbigen allgemein menschlichen Intelligenz sind, wie alle Gegenstände des Wissens, alle Dinge und Ereignisse, alle Kräfte und Verhältnisse im letzten Grunde in einer thatsächlichen, wirkungsreichen Beziehung zu einander stehen (Leben der Seele I, 55). Dem bekannten, verhängnißvollen Dünkel einer erfahrungsfeindlichen Speculation, die glaubte, den ganzen Inhalt ihrer Weltanschauung aus der unergründlichen Tiefe des subjectiven Bewußtseins heraufbeschwören zu können, hat Lazarus nie gehuldigt; umgekehrt, er suchte, schon allein weil ihn seine Lieblingsdisciplin, die Völkerpsychologie, auf diesen Weg führte, stets der concreten, socialen Entwickelung der Menschheit in ihrem vollen Umfange gerecht zu werden. Schon aus diesem Grunde ist das Studium seiner Werke höchst genußreich und anregend; dazu kommt nun noch die klare, anschauliche Fassung, der Mangel an jenen dunklen, schwer verständlichen Kunstausdrücken, durch welche manche Philosophen ihre Schriften geradezu verunstalten, als ob nur darin Gelehrsamkeit, Wissen und Scharfsinn sich bekundete. Wir können deshalb nur allen wahrhaft Gebildeten, denen es um wirkliche Vertiefung ihrer Erkenntniß ernst zu thun ist, dringend rathen, sich der liebenswürdigen Führung dieses bewährten Meisters anzuvertrauen. Daß er es versteht, diese Orientirung in dem verhängnißvollen Irrgarten der Philosophie zu übernehmen, davon möge zum Schluß die Adresse der philosophischen Facultät [5] zu Bern Zeugniß ablegen, welche die Lehrthätigkeit von Lazarus daselbst während der Jahre 1859 bis 1866 so schildert: „Am heutigen Tage begehen Sie das schöne Fest des 70. Geburtstages. Die philosophische Facultät der Universität Bern benutzt gerne diesen willkommenen Anlaß, ihrem einstigen hervorragenden Mitgliede an diesem Ehrentage den Ausdruck lebhafter Sympathie zu übermitteln. Wir hatten die Genug-

thuung, Sie vom Wintersemester 1859 bis 1862 als Honorarprofessor, von 1862 bis 1866 als ordentlichen Professor der Psychologie zu den Unsrigen zählen zu dürfen. Ueberdies haben Sie von 1862 bis 1866 das Decanat der philosophischen Facultät und im Jahre 1864 das Rectorat der Universität bekleidet und mit Würde vertreten. Einzelnen Mitgliedern unserer Facultät und des Senates, welche den Vorzug genossen, neben Ihnen zu wirken, ist es noch in lebhafter Erinnerung, wie Sie durch Ihre ebenso fesselnden, wie gehaltvollen Vorträge die jugendlichen Herzen für Ihre Wissenschaft entflammt und durch collegialisches Zusammenleben, wie durch geistesbelebte Unterhaltung Ihre Collegen gefördert und zu Danke verpflichtet haben. Die jüngere Generation unserer Facultät hat, obgleich ein persönliches Zusammenwirken fehlte, eine ständige Fühlung mit Ihnen behalten theils durch jene großartige Stiftung[6] zu Gunsten unserer Facultät, die Ihren Namen trägt, theils und besonders durch das geistige Band, das die Lectüre Ihrer, idealen Zielen zustrebenden und im Stil edelster Popularität gehaltenen Werke seit mehr denn einem Menschenalter um die Gebildeten deutscher Zunge schließt. An einer besonders glücklich inspirirten Stelle Ihres Hauptwerkes heißt es: Der Werth der Stände und des Berufes, sowie der Stellung und der Leistung eines Jeden in ihnen wird ausgedrückt durch die Ehre, welche er genießt. Das höchste Glück wie das höchste Verdienst wird durch eine ehrenvolle Laufbahn bezeichnet. Dieses Glück ward Ihnen im reichsten Maaße beschieden. Sie haben als ein Meister des Vortrages, als Mitbegründer der Völkerpsychologie, als philosophischer Schriftsteller verdiente Ehren eingeheimst, wie sie das Schicksal nur seinen Auserwählten und Auserlesenen gegönnt. Und wenn Sie nun auch den größeren Theil Ihrer akademischen Wirksamkeit der Kriegsakademie und später der Universität Berlin zugewendet haben, so gereicht es doch unserer Facultät

zu besonderer Genugthuung, daß Sie sich Ihre ersten Sporen im geistigen Kampf ums Dasein an unserer Hochschule erworben haben. Ihre frische, unverbrauchte Jugendkraft hat sich hier zuerst geäußert. Ihre Talente fanden von Seiten unserer einsichtigen Regierung zuerst die entsprechende Würdigung, und von hier aus haben Sie Ihren Ruf begründet. Und so geben wir uns der Hoffnung hin, daß die Universität Bern und insbesondere die Facultät, der Sie angehört haben, in Ihrer Erinnerung einen solchen Platz einnimmt, daß es Ihnen an Ihrem Ehrentage nicht unwillkommen sein wird, von der Geburtsstätte Ihrer akademischen Wirksamkeit aus ein Zeichen verehrungsvoller Anhänglichkeit zu erhalten. Möchte Ihnen an Ihrem Lebensabend die alte Schaffenskraft ungebrochen erhalten bleiben und die Rückerinnerung an alles Vollbrachte etwaige trübe Gedanken, die sich wohl auch bei idealistischen Philosophen zuweilen einstellen, verscheuchen." Diesem Wunsche können wir uns nur von Herzen anschließen, und zwar um so mehr, je eifriger die wissenschaftliche Thätigkeit von Lazarus in seinem wohlverdienten Ruhestand gewesen ist.

Anmerkungen.

[1] Wir gestatten uns die Bemerkung, daß gerade an diesem Punkte abermals die sociale Bedeutung der Sitte sich geltend macht; überall bezieht sich diese Bedeckung zuerst auf das verheirathete Weib, das innerhalb der Horde oder des Stammes bei aller sonstigen Gemeinschaft doch als das Sondergut eines bestimmten Mannes gekennzeichnet werden soll.

[2] Vergl. dazu die lichtvollen Ausführungen von W. Wundt, System der Philosophie, 2. Aufl., S. 611 ff., der vor Allem den objectiven und allgemeingültigen Werth des Gesammtlebens durch den Hinweis zu veranschaulichen sucht, daß jeder Zeit das unbefangene sittliche Gefühl die Pflichten gegen die Allgemeinheit unbedingt höher stellt, als die gegen die Einzelnen.

[3] Bei dieser Gelegenheit möge auf die besonnene Würdigung hingewiesen werden, welche Wundt den großen Systemen des Idealismus zu Theil werden läßt gegenüber der landläufigen, absprechenden, meist recht oberflächlichen Beurtheilung Seitens einseitiger Naturforscher; man muß, so verlangt er mit Recht, den bleibenden Inhalt von der vergänglichen Form trennen. Der Gedanke einer immanten Entwickelung ist heute fast ein Gemeingut wissenschaftlicher Erkenntniß geworden, und er ist zuerst energisch von Schelling und Hegel betont worden (Wundt, Ethik, Vorr. S. V).

[4] Bei der Gelegenheit mag auf eine warme Jubiläumsschrift von B. Münz (Berlin, Dümmler, 1899) hingewiesen werden, in welcher das heikle Kapitel des Antisemitismus genauer erörtert ist. Lazarus selbst hat offen zu der Sache in einer Sammlung geistvoller Aufsätze Stellung genommen, die er unter dem Titel: Treu und Frei 1887 veröffentlichte. Die patriotischen Pflichten seiner Stammesgenossen (es handelte sich um die Heeresvorlage) behandelte eine Flugschrift: An die deutschen Juden, wo das specifisch jüdische Interesse dem höheren Princip der allgemeinen Wohlfahrt und der Staatsraison, wie es früher hieß, aufgeopfert wird.

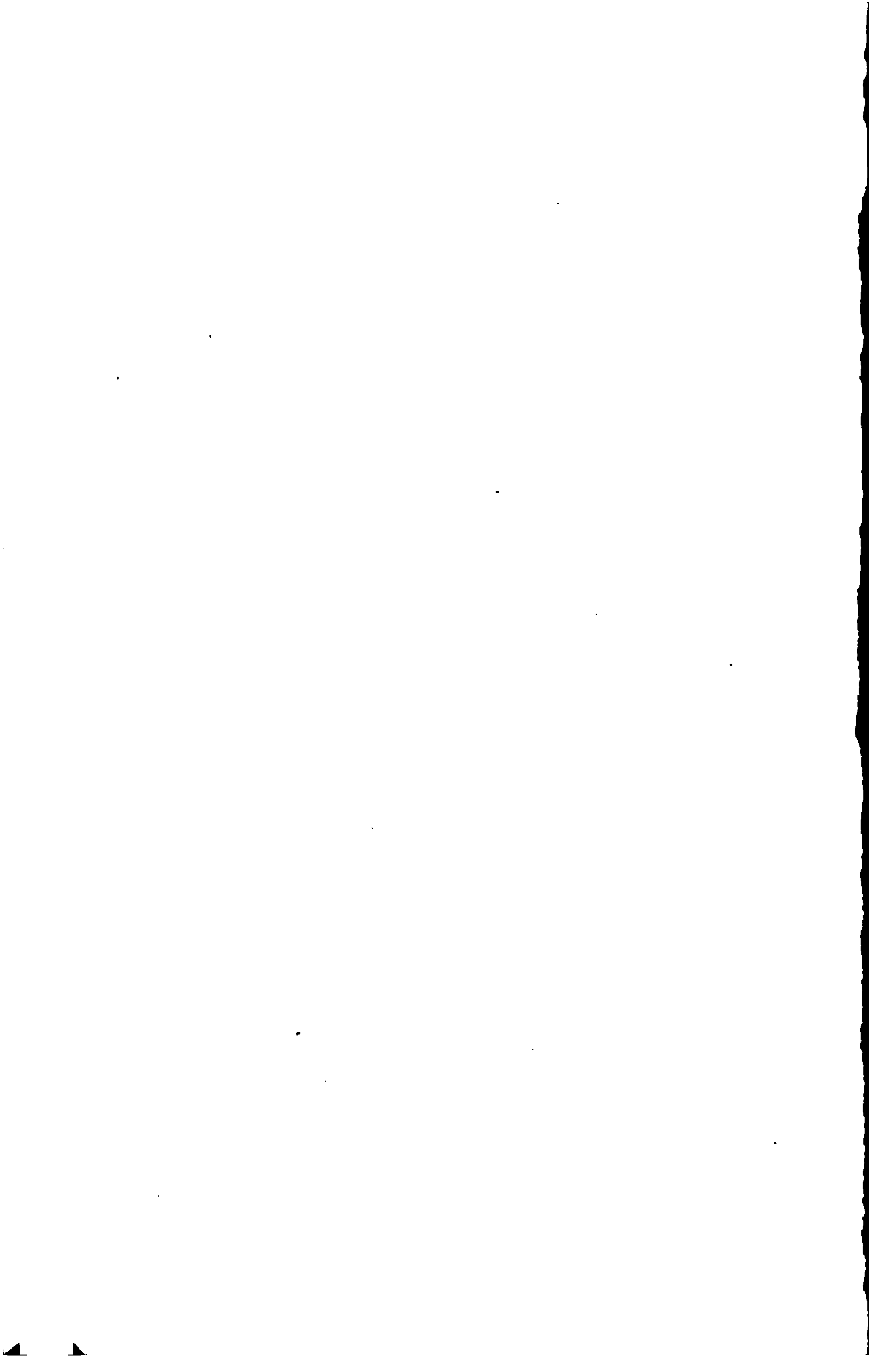
[5] Bei Anlaß der Verleihung der juristischen Doctorwürde bei Gelegenheit der Feier des 70. Geburtstages am 15. September 1894.

[6] Lazarus hatte für den Winter 1864 auf 1865 Urlaub erhalten für Studien in Berlin und auf sein Gehalt Verzicht geleistet, und zwar zu Gunsten einer zu errichtenden Stiftung für Arbeiten auf dem Gebiete der Psychologie und Völkerpsychologie, welche bereits reiche Früchte getragen hat.

Schriften von Lazarus.

1. Die sittliche Bedeutung Preußens. (Berlin 1850.)
2. Das Leben der Seele, 2 Bde. (Berlin 1855, 2. Aufl. 1876, 3. Aufl. 1883.)
3. Der Ursprung der Sitten. (Berlin 1867.)
4. Ideale Fragen. (Berlin 1878, 3. Aufl. 1885.)
5. Erziehung und Geschichte. (Berlin 1881.)
6. Ueber die Reize des Spiels. (Berlin 1883.)
7. Treu und Frei, ges. Reden und Aufsätze. (Berlin 1887.)
8. Der Prophet Jeremias. (Breslau 1894.)
9. Die Ethik des Judenthums (1. Theil Frankfurt a. M. 1898.)

Eine Reihe von Aufsätzen ist natürlich in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und vergleichende Sprachwissenschaft enthalten, besonders in den ersten Bänden.)



rlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, herausgegeben Virchow, erschien:

Ueber Biographie.

24 Nummern und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.

lf Bastian. (N. F. 128) .... —.80
Nietzsche (N. F. 217) .... —.80
mann Steinthal (N. F. 296) .... —.75
rich Pestalozzi, 2. Aufl. (79) .... —.60
pho. (118) .... —.60
r Vischer und das alte Nürnberg .... —.75
Wilhelm von Oranien, der Befreier rlande. (26) .... —.75
rdano Bruno, Ein Märtyrer der heit. (N. F. 102) .... —.80
ot. (N. F. 170) .... 1.—
François. (N. F. 208) .... —.80
vour. (N. F. 64) .... 1.—
ord Palmerston (107.) .... —.60
xander von Humboldt und der Geist hrhunderte. (89) .... —.75
ich der Löwe. (349) .... —.80
drich der Zweite. (383) .... —.60
Vorkämpferinnen für Frauenbildung: ner, Marie Calm. (N. F. 168) ... 1.—
Wilhelm v. Humboldt. (N. F. 17) .. —.80
Joh. Conr. Brunner. (N. F. 62) ... —.60
tor Hugo. (N. F. 2) .... 1.—
ser Otto III. (478) .... —.80
Meleagros von Gadara, ein Dichter ischen Decadence. (N. F. 304) ...... —.80
Hadrian und Florus. (397) .... —.60
rstin Sophie von Hannover (N. F. 179) —.60
, Peter von Cornelius. (217) .... —.75
, Johann Kepler. (146) .... —.60
tfried von Bouillon. (326) .... —.75
r von Isenburg-Büdingen (N. F. 284) 1.—
hammed. (290) .... 1.—
Bertha von Marenholtz-Bülow.) .... 1.—
recht Dürer. 2. Aufl. (16) .... 1.—
dor Körner in Dichtung und Wahrheit.) .... —.80
iedrich der Große und sein Vorleser . (N. F. 160) .... 1.—
van den Vondel. (N. F. 103) .... 1.—
ius, der Weise Chinas. (338) ...... —.60
Sebastian Cabot. (124) .... —.75
Huß und die Synode von Constanz. . (81) .... —.75
ant als Naturforscher, Philosoph und (362) .... —.80
chen Herzlieb. (297) .... 1.—
anne d'Arc. (227) .... 1.—
Julius Sturm. (N. F. 306) .... —.80
avigny und Feuerbach, die Koryphäen tischen Rechtswissenschaft. (378) ...... 1.—
orff, Richard Cobden. 3. Aufl. (17) . —.75
orff, John Howard und die Pestsperre Ende des achtzehnten Jahrhunderts. .... —.80
dwig Uhland, der Dichter und der Pa- (N. F. 27) .... 1.—
ifaz von Montferrat, der Eroberer von tinopel und der Troubadour Rambaut queiras. (272) .... —.75
oritz von Sachsen als protestantischer (N. F. 302) .... —.75
obert Hamerling, ein Dichter der Schön- N. F. 89) .... 1.—
hn, Luise, Königin von Preußen. Mit d. der Königin in Lichtdruck. 242/243 .... 1.80

v. Kluckhohn, Dasselbe, Prachtausgabe auf Velin mit d. Orig.-Photographie der Königin. geh. 4.50
eleg. geb. in roth Leinen 6.50
— Der General von Scharnhorst (451) .... —.80
— Blücher. (313/314) 1.20
— Zur Erinnerung an Georg Waitz. (N. F. 33) .. —.80
Kohlschütter, Ernst Florens Friedrich Chladni (N. F. 261) .... —.80
Kolster, Alexander der Große. (N. F. 99) .... —.80
Koßmann, Lord Nelson und der Herzog Caracciolo (N. F. 224) .... 1.—
Kugler, Wallenstein. (180) .... —.75
Kurella, Cesare Lombroso und die Naturgeschichte des Verbrechers. (N. F. 147) .... 1.—
Lewes, Lord Byron. (N. F. 270) .... —.75
Lindner, Kaiser Heinrich IV. (374) .... —.80
Linz, Friedrich der Große und Voltaire. (N. F. 268) —.60
Lissauer, Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Kultur. (189) .... —.75
Maenß, Franz von Sickingen. (270) .... —.75
Malmstén, Karl von Linné. (329) .... —.80
Maurenbrecher, Don Carlos. 2. Aufl. (90) .... 1.—
Meyer, A. B., Gedächtnisrede auf Cook. (385) .. —.60
Meyer, Chr., Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. (N. F. 86) .... 1.—
Meyer, J. B., Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker. (145) .... —.80
v. Meyer, William Harvey, der Reformator der Physiologie. (337) .... —.60
Mielke, Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. (N. F. 125) .... 1.—
Müller, Der Dichter Ennius. (N. F. 185) .... —.60
Naumann, Ludwig van Beethoven. (117) .... —.60
Neumann, Hugo Grotius 1583—1645. (449) .... —.60
Nover, Ernst Moritz Arndt. (N. F. 120) .... —.60
— Hans Sachs. (N. F. 229) .... 1.—
Oswald, Friedrich Theodor Vischer als Dichter. (N. F. 249) .... —.80
Pahde, Der Afrika-Forscher Eduard Vogel. (N. F. 82) —.80
— Der erste deutsche Afrika-Forscher. Mit 1 Karte. (N. F. 222) .... 1.—
Pick, Professor Jakob Dominikus. (N. F. 189) .... 1.—
Pilgrim, Galilei. (458) .... 1.—
Preuß, Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten. (N. F. 12) .... 1.—
Raab, Leonardo da Vinci als Naturforscher. (350) —.80
Reineck, Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen. (N. F. 138) 1.20
Richter, Die Piccolomini. (201) .... —.75
Rösch, Tacitus. (N. F. 119) .... —.80
— Demosthenes als Redner u. Staatsmann. (N. F. 235) —.80
Schilling, Johann Jakob Dillenius. (N. F. 66) .. —.80
Schott, Columbus u. seine Weltanschauung. (308) —.60
Schuließ, Die Sagen über Sylvester II. (Gerbert) (N. F. 167) .... —.80
Schultze, Lavoisier, der „Begründer der Chemie“. (N. F. 212) .... —.80
Schumann, Marco Polo, ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts. (460) .... —.60
Schwalb, Luthers Entwickelung vom Mönch zum Reformator. (438) .... —.60
Sprenger, Mohammed und der Koran. (N. F. 84/85) 1.20
Stark, Joh. Joachim Winckelmann, sein Bildungsgang u. seine bleibende Bedeutung. 2. Aufl. (42) 1.—
Stoerk, Franz von Holtzendorff. (N. F. 71) M. Bild 1.—
Stern, Milton und Cromwell. (236) .... —.75
Tollin, Michael Servet. (254) .... 1.—

ndige Verzeichnisse sind in allen Buchhandlungen und beim Verlag gratis zu haben.

Moritz Lazarus.

Von

Prof. Dr. Th. Achelis
in Bremen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 313—336 umfassend.)

Heft 334.

Der Mittellandkanal
(Rhein-Elbekanal).

Vortrag,
gehalten in der staatswissenschaftlichen Gesellschaft zu Jena.

Von
Dr. G. K. Anton,
Privatdocent der Staatswissenschaften an der Universität Jena.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Fürst Bismarck
und die Diplomaten.

Von

Heinrich von Poschinger.

Preis geheftet Mk. 12.—,
„ gebunden in Halbfranz Mk. 14.—

Mit diesem Werke schließt sich der Ring der großen Bism[arck-] Biographie des bekannten Verfassers um ein bedeutend[es] Stück enger zusammen. Hat er uns früher Bismarck als Bundestag[s-] gesandten in Frankfurt a. M., als Volkswirth, als Redner, [als] gastlichen Hausherrn, im Verkehr mit den Parlamentariern [und] dem Bundesrath geschildert, so zeigt er in seinem neuen We[rke] den großen Kanzler von einer bisher wenig bekannten Seit[e] in persönlichem Verkehr mit seinen Kollegen, den in- und au[s-] ländischen Diplomaten. Der Verfasser führt uns also diesmal i[n] die diplomatische Werkstatt Bismarcks, er läßt uns den Gesprä[chen] lauschen, die Bismarck mit den Diplomaten geführt und in welch[en] er den Ereignissen den Lauf gegeben hat, den wir bewunder[n].

Zu beziehen durch:

Hoffmann & Campe's Sortiments-Buchhandlung,
Hamburg, Neuerwall 5.

Der Mittellandkanal

(Rhein-Elbekanal).

Vortrag,
gehalten in der staatswissenschaftlichen Gesellschaft zu Jena.

Von

Dr. G. K. Anton,

Privatdocent der Staatswissenschaften an der Universität Jena.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

M. H.! Das vom preußischen Landtage im vergangenen Jahre abgelehnte Project eines den Rhein mit der Weser und der Elbe verbindenden Kanals zerfällt in drei Theile. In Folge des Umstandes, daß die beabsichtigte Kanallinie den südlichen Theil des bereits vorhandenen Dortmund-Emskanals, von Herne bis Bevergern, in sich aufnehmen wird, handelt es sich 1. um den Bau der westlichen Fortsetzung des Dortmund-Emskanals, von Herne bis nach Laar am Rhein, oder wie man abgekürzt zu sagen pflegt, um den Bau des Dortmund Rheinkanals; 2. um den Bau der östlichen Fortsetzung des Dortmund-Emskanals von Bevergern bis zur Elbe, abgekürzt: um den Bau des Mittellandkanals, und endlich 3. um den Bau von Ergänzungen des Dortmund-Emskanals, die dazu dienen sollen, dasjenige Stück dieses Kanals, das der Rhein-Elbekanal in sich aufnehmen soll, dem in Folge dessen auf ihm zu erwartenden gesteigerten Verkehr anzupassen.

In Bezug auf diese Ergänzungen kann ich mich ebenso kurz fassen, wie in Bezug auf den Bau des Dortmund-Rheinkanals. Sie bezwecken im wesentlichen nur die Erweiterung der bei Henrichenburg und Münster vorhandenen Hebewerks- und Schleusenanlagen, damit hier in derselben Zeit mehr Schiffe passiren können als bisher. Wie Sie wissen, haben wir bei Henrichenburg das neueste und bedeutendste Bauwerk nicht nur unserer vaterländischen, sondern auch der ausländischen Wasserstraßen für 2½ Millionen Mark ausgeführt, ein großartiges hydraulisches Schiffshebewerk

errichtet, welches dazu dient, den Höhenunterschied auszugleichen zwischen der Kanalhaltung Herne-Henrichenburg-Münster und dem in sie einmündenden kleinen Zweigkanal Henrichenburg-Dortmund, der Dortmund mit der genannten Haupthaltung des Dortmund-Emskanals verbindet. Dieser Zweigkanal liegt 14 Meter höher als die Haupthaltung Herne-Münster. Der ganze Unterschied von 14 Metern wird nun durch das Schiffshebewerk mit einem Male ausgeglichen, was viel weniger Zeit und Wasser erfordert als seine Ueberwindung durch Schleusen, die eine Schleusentreppe von drei Schleusen benöthigt haben würde. Da aber unter der Voraussetzung des vollendeten Rhein-Elbekanals der Verkehr des Kanalhafens Dortmund sehr erheblich zunehmen wird, so will nun die preußische Regierung das bereits vorhandene Hebewerk doch noch durch eine Schleusentreppe von drei Schleusen verstärken. Sie soll 2⅔ Millionen Mark kosten und wird zugleich den Vortheil bieten, daß bei etwaigen Betriebsstörungen des Hebewerks die Kanalverbindung mit Dortmund nicht unterbrochen wird, sondern aufrecht erhalten bleibt. — Die andere Ergänzung betrifft den Bau einer zweiten Schleuse bei Münster, die als Schleppzugsschleuse geplant ist, m. a. W. als Schleuse von solcher Länge, daß ein Schleppdampfer und zwei Kanalkähne gleichzeitig in ihr Platz finden. Insgesammt sollen die Ergänzungsbauten rund 4 Millionen Mark kosten.

Viel theurer ist begreiflicherweise der Bau der westlichen Fortsetzung des Dortmund-Emskanals. Dieser nur 40 Kilometer lange Dortmund-Rheinkanal soll 45¼ Millionen kosten, pro Kilometer rund 1 147 000 Mark. Die hohen Baukosten sind vornehmlich dadurch verursacht, daß der Kanal den theuren Boden des dichtbevölkerten rheinisch-westfälischen Industriegebietes durchschneidet und auf seiner kurzen Strecke doch nicht weniger als sieben Schleusen aufweist, vermittelst deren der Rhein-Elbekanal vom Spiegel des Rheins bei Laar emporsteigt zu seiner

westlichen Scheitelhaltung bei Herne, im ganzen von 22 Meter zu 56 Meter.

Verhältnißmäßig geringere Kosten verursacht dagegen der Bau des Mittellandkanals. Für diesen 225 Kilometer langen Theil des Rhein-Elbekanals werden einschließlich der Weser-kanalisirung von Hameln bis Minden nur 211½ Millionen gefordert, für den Mittellandkanal ohne diese Kanalisirung rund 191,6 Millionen, während er nach dem Maßstab des Dortmund-Rheinkanals 270 Millionen kosten müßte.

Diese verhältnißmäßig geringeren Kosten erklären sich aus der besonders günstigen geographischen und geologischen Beschaffenheit des von ihm zu durchlaufenden Gebietes. Seine Linienführung geht von Bevergern zum tief eingeschnittenen Thal der Haase, das in einer Breite von 770 m etwas nördlich von Osnabrück vom Kanal überschritten wird, während die Oldenburger Bahn auf hohem Damm über den Kanal hinweggeht. Der Kanal führt dann in südöstlicher Richtung auf Minden zu, umfaßt das Mindener Stadtgebiet im Nordwesten, überschreitet die Weser auf einem 12,3 m über ihrem Wasserspiegel liegenden Brückenkanal und erreicht auf einem etwa 4 km langen Damm das Fürstenthum Schaumburg-Lippe. Hier durchkreuzt er die Wasserscheide zwischen Weser und Leine, durchschneidet den Kreis Rinteln der Provinz Hessen-Nassau und tritt dann in die Provinz Hannover ein. Er unterschreitet zwei Bahnen, geht in einem Brückenkanal über die Leine und dann im Norden Hannovers herum bis zu seiner ersten Schleuse bei Buchholz, vermittelst deren der Rhein-Elbecanal seine östliche Scheitelhaltung von 56,60 m gewinnt. Unter der Bahn von Lehrte nach Uelzen durchgeführt, überschreitet er darauf die Burgdorfer Aue, weiter die Fuhse, während die Oker in zwei großen Dükern unter dem Brückenkanal durchgeführt wird. Zur Vermeidung des tief liegenden Geländes der Aller kreuzt

der Kanal die Bahn Lehrte-Oebisfelde mehrere Male, überschreitet dann die Aller hinter Vorsfelde auf dem braunschweigischen Drömling, einer Niederung, an deren Stelle in alter Zeit ein völlig versumpftes Moor sich befand, dessen Melioration erst durch die Staatsverträge zwischen Preußen, Hannover und Braunschweig aus dem Jahre 1859 ihren Abschluß erreichte. Nachdem der Kanal die Aller überschritten, tritt er in die Provinz Sachsen ein, durchbricht die Wasserscheide zwischen Weser und Elbe und klettert nun von seiner östlichen Scheitelhaltung, die zugleich die höchste Haltung des ganzen Rhein-Elbekanals bildet, in einer vierstufigen Schleusentreppe hinunter zum Spiegel der Elbe mit 37,40 Meter. Er erreicht die Elbe bei Heinrichsberg, dem gegenüber Niegripp liegt, von wo der neue Plauerkanal in die östlichen Stromgebiete führt.

Wie Sie sehen, durchläuft also der Mittellandkanal die nach Norden sanft abfallende, von Flüssen durchzogene norddeutsche Tiefebene am nördlichen Rande der sie begrenzenden Höhenzüge unter so günstigen Verhältnissen, wie sie für einen großen Binnenkanal kaum besser gedacht werden können und am besten durch die Thatsache illustrirt werden, daß auf der ganzen Strecke von Bevergern, bezw. da der Dortmund-Emskanal zwischen Münster und Bevergern auch keine Schleuse besitzt, auf der ganzen Strecke von Münster bis hinter Hannover keine einzige Schleuse erforderlich ist. Ein derartiges Kanallängenprofil mit einer längsten Haltung von 215 km zwischen Münster und Buchholz ist ein außerordentlich günstiges für einen Großschifffahrtsweg.

Die nur fünf Schleusen, die nach dem Gesagten der Mittellandkanal von Buchholz ab bis zur Elbe besitzt, beziehen sich auf seine Hauptlinie. Von diesen aus sind nun noch acht Zweigkanäle geplant, um die südlich von der Hauptlinie gelegenen Orte Osnabrück, Minden, Linden, Wülfel, Hildesheim, Lehrte,

Peine und Magdeburg an den Kanal anzuschließen. Da alle diese Orte höher gelegen sind, als das Niveau der Hauptlinie, so sind in diesen Seitenkanälen Schleusen mehrfach vorgesehen.

Die Hauptlinie des Mittellandkanals ist ebenso wie der ganze Rest des Rhein-Elbekanals als zweischiffige Wasserstraße beabsichtigt. Der Querschnitt des Mittellandkanals wie der des Dortmund-Rheinkanals entspricht dem Querschnitt des bereits vorhandenen Dortmund-Emskanals, dessen Abmessungen zu Grunde gelegt wurden. Er hat 2,50 m Wassertiefe, 18 m Sohlenbreite, 30 m Wasserspiegelbreite und 4 m lichte Höhe unter den Brücken. Ein solcher Querschnitt macht den Kanal zu einer zweischiffigen Wasserstraße für Fahrzeuge, die je nach der Tiefe ihres Eintauchens das stattliche Gewicht von 600 bis 750 t tragen. Er ist in der Tiefe 1/2 m, in der Sohlenbreite 2 m größer als die auf dem zweiten Binnenschifffahrtskongreß zu Wien auf Grund eingehender Verhandlungen festgesetzte Kanalnormaldimension, die bereits den Dampfbetrieb der Kanalschifffahrt gestattet und hierdurch wie durch die Größe der anwendbaren Fahrzeuge die Concurrenz mit den Eisenbahnen ermöglicht.

Bei der geschilderten Anordnung des Kanals wurde zugleich in jeder Weise darauf Rücksicht genommen, die Landeskulturinteressen durch Verbesserung der Wasserverhältnisse zu fördern. Insbesondere gilt dies von der östlichen Scheitelhaltung, die auf der Wasserscheide zwischen Weser und Elbe den erwähnten Drömling durchschreitet. Mit Rücksicht auf die hier vorliegenden landwirthschaftlichen Interessen ist der Kanalspiegel in der Scheitelhaltung östlich von Hannover auf der Höhe der Wasserscheide bei Oebisfelde, 56,60 m, festgestellt, was sonst nicht nöthig gewesen wäre.

In Verbindung mit dem Mittellandkanal steht die Kanalisirung der Weser von Hameln bis Minden, da sie zur Aus-

gleichung für die Wasserentnahme aus der Weser behufs Speisung des Mittellandkanals erforderlich wird, wenn diese Wasserentnahme auch bei niedrigen Wasserständen der Weser erfolgen soll. Andernfalls, ohne die Kanalisirung, würde eine Senkung des Wasserspiegels der Weser eintreten können und möglicherweise hierdurch das Interesse sowohl der anliegenden Grundstücke als auch der Schifffahrt auf der Weser geschädigt werden. Ueber Minden hinaus bis nach Bremen soll die Kanalisirung der Weser auf Kosten Bremens fortgesetzt werden. —

Ich wende mich nun zu den Gründen, die das Project des Rhein-Elbekanals verursacht haben. Sie sind einerseits locale, andererseits allgemein vaterländische.

Die localen liegen in der Entwicklung der Verkehrsverhältnisse des rheinisch-westfälischen Industriegebietes. Diese ist eine so gigantische, daß es dringend nöthig erscheint, die zur Bewältigung des Riesenverkehrs dienenden Wege weiter auszugestalten.

Das rheinisch-westfälische Industriegebiet, das sich als ein schmaler Landstrich vom Rhein oberhalb Oberhausens bis nach Unna erstreckt, umfaßt an Flächenraum nur den 150. Theil des Deutschen Reiches, an Bevölkerung aber den 22. Theil der Gesammtbevölkerung. Keine andere Gegend unseres Vaterlandes weist eine ebenso große Bevölkerungsdichtigkeit auf. Ein engmaschiges Netz von Eisenbahnen überspannt das Land, verwundert fragt man sich, wenn man z. B. von Hagen nach Oberhausen fährt, wie auf dem engen Raum so viele Schienen laufen können. Volkreiche Städte und Ortschaften liegen so dicht aneinander, daß Einen das Gefühl überkommt, als sei hier ein riesiges London in der Entstehung begriffen. Gewiß wird es nicht mehr allzu lange dauern, bis die schon jetzt vielfach ineinander übergehenden Orte zu einem ungeheuren Bevölkerungscentrum zusammenwachsen. Wo das Auge keine Häuser sieht, da er-

blickt es Förbergerüste und Berghalden, Kohlengrube reiht sich an Kohlengrube und auf der Unterlage des kostbaren Brennstoffes, von dem hier 1897 48 Millionen Tonnen gefördert wurden gegen 1 Million im Jahre 1840 und 12 Millionen 1870, hat sich die gewerbliche Thätigkeit zu höchster Blüthe entfaltet. Hochöfen, Eisen- und Walzwerke, Zink- und Kupferhütten, Schiffswerften und viele andere Fabriken, zum Theil, wie das Riesenwerk Krupps, in größtem und in der Welt einzig dastehendem Umfange, vereinigen sich zu einem Bilde hochentwickelter Industrie, wie es auf dem festländischen Europa sich nicht zum zweiten Male findet und kaum in den gewerbereichsten Districten Englands angetroffen wird. Kein Wunder, daß diese Gegend den Eisenbahnen fast den vierten Theil ihres Gesammtverkehrs zuführt. Nach der Zahl der versendeten und empfangenen Tonnen entfielen 1897 auf das Kilometer Eisenbahn im Ruhrgebiet 73000 t, im übrigen Deutschen Reich 6800, also nur $^{1}/_{11}$ davon, oder auf das Quadratkilometer Flächeninhalt im Ruhrgebiet 25 000 t, im übrigen Deutschland nur der fünfzigste Theil hiervon: 500 t.

Diese grandiose locale Entwicklung von Bevölkerung, Kohlenbergbau, Industrie und Verkehr stellt so hohe und wachsende Anforderungen an die Eisenbahnen, daß sie selbst in Verbindung mit der natürlichen Wasserstraße des Rheins, die sehr erheblich bei der Bewältigung des Riesenverkehrs betheiligt ist, in absehbarer Zeit außer Stande sein müssen, ihnen in vollem Umfange gerecht zu werden. Um sie zu entlasten, scheint nun der preußischen Regierung die Herstellung einer leistungsfähigen Wasserstraße um so zweckmäßiger, als eine solche wie die geplante nach ihrer Meinung in derselben Zeit ein größeres Güterquantum zu befördern erlaubt als eine Eisenbahn, und weil die Selbstkosten des Transportes auf ihr sich niedriger stellen.

Ich werde gleich Gelegenheit haben, auf diesen von anderer Seite bestrittenen Vorzug der Wasserstraßen vor den Eisenbahnen ausführlich einzugehen, und will an dieser Stelle nur noch die allgemein vaterländischen Gründe des Kanalprojectes zusammenfassen. Die Regierung erblickt sie im wesentlichen darin, daß der Rhein-Elbekanal das fehlende Bindeglied zwischen unserem östlichen Wasserstraßennetz und unseren westlichen Wasserstraßen darstellt, eine schiffbare Verbindung des deutschen Nordostens mit dem Südwesten ermöglicht und eine Stärkung unserer Stellung im weltwirthschaftlichen Wettbewerbe bedeutet. Indem der Kanal alle deutschen Ströme von der Weichsel bis zum Rhein mit einander verbindet, ermögliche er einen so billigen Transport von Wassergütern durch den ganzen Staat, wie ihn die Eisenbahnen ohne Gefährdung ihrer Rentabilität nicht gewähren könnten. Das aber ist von der größten wirthschaftlichen Bedeutung für unser Vaterland, weil seine natürlichen geographischen Verhältnisse es mit sich bringen, daß die Erzeugungs-, Verarbeitungs- und Verbrauchsstätten weit von einander getrennt sind. In Ansehung der Industrie liegen z. B. in England und Belgien Eisen und Kohlen nahe beisammen, im Deutschen Reich sind die größten Industriebezirke auf den Bezug wenigstens eines der Rohstoffe, entweder der Erze oder der Kohlen und des Coaks aus größerer Entfernung angewiesen, weil die nahe gelegenen Bergwerke entweder zu wenig oder minderwerthige Erzeugnisse liefern. Die Ueberwindung der wirthschaftlichen Entfernung zwischen Gewinnungs- und Verbrauchsort bedingt hohe Transportkosten, die die Productionskosten unserer Industrie entsprechend vertheuern und damit ihre Concurrenz mit der in dieser Beziehung günstiger gestellten Industrie des Auslandes erschweren. Aehnliches gilt in Ansehung unserer Landwirthschaft insofern, als der Ackerbau treibende Osten der preußischen Monarchie seinen Ueberschuß land-

wirthschaftlicher Erzeugnisse in das Ausland, nach Schweden und England verkaufen muß, während die gewerblich hoch entwickelten und stark bevölkerten Industriegebiete des Westens mit Getreide aus fremden Ländern versorgt werden. Das ostdeutsche Getreide kann besonders der hohen Transportkosten halber im Westen die Concurrenz des ausländischen Getreides nicht ertragen. Indem nun nach der Ansicht der Regierung der Rhein-Elbekanal die Transportkosten erheblich ermäßigt, mildert er einerseits diesen Uebelstand für die ostdeutsche Landwirthschaft und verstärkt andererseits die Stellung unserer industriellen Unternehmer im Wettbewerbe mit ausländischen Concurrenten. Das wird namentlich von Bedeutung sein in Zeiten eines allgemeinen Rückganges, einer wirthschaftlichen Krisis, indem dann der Kanal unsere Industrie befähigen wird, trotz des eingetretenen Rückganges der Preise sich gegen die ausländische Concurrenz besser zu behaupten als dies ohne den Kanal möglich wäre. Denn dann wird eben der billige Wasserweg im Innern unser Vaterland in den Stand setzen, wohlfeiler zu erzeugen als andere Länder, deren Verkehrswege in den Zeiten des Aufschwunges nicht in gleich vollkommener Weise ausgestaltet wurden. —

Was ich Ihnen bisher erzählt habe, das finden Sie näher ausgeführt in den amtlichen Drucksachen des preußischen Abgeordnetenhauses. Auf diese Drucksachen und ihre instructiven Beilagen, namentlich auf diejenige, in welcher der Regierungs- und Baurath Sympher die wirthschaftliche Bedeutung des Kanals frei von allem Kanalchauvinismus in eingehendster sachlicher Weise erörtert hat, möchte ich Ihre besondere Aufmerksamkeit richten. Sie empfangen dort die beste Belehrung über alle Einzelheiten des Kanalprojects. Ich muß mich bei der Fülle des Materiales und der Kürze der mir zu Gebote stehenden Zeit darauf beschränken, einige der mir am wichtigsten erscheinenden Punkte herauszugreifen.

Ich habe Ihnen das Kanalproject und die hauptsächlichsten Gründe vorgeführt, welche die preußische Regierung zu seiner Einbringung veranlaßten. Wie Sie wissen, haben diese Gründe die Majorität des Abgeordnetenhauses nicht zu überzeugen vermocht. Der preußische Landtag hat vielmehr die Vorlage abgelehnt, wodurch er sich mit sich selbst oder richtiger mit seinem Vorgänger in Widerspruch setzte. Denn der Landtag hatte im Jahre 1886 die Regierungsvorlage, die den Bau des im vergangenen Sommer eröffneten Dortmund-Emskanals bezweckte, nicht nur angenommen, sondern auch ihren Wortlaut in § 1 ausdrücklich dahin erweitert, daß der Dortmund-Emskanal gebaut werden sollte, nicht als selbständiges Ganze, sondern als Theil eines großen Kanalsystems, welches bestimmt sei, so heißt es wörtlich im Gesetz, den Rhein mit der Ems und in einer den Interessen der mittleren und unteren Weser und Elbe entsprechenden Weise mit diesen Strömen zu verbinden.

Das ablehnende Votum des jetzigen Landtages und die ihm vorausgegangenen und nachfolgenden Begleitumstände rufen die Erinnerung wach an einen Vorgang aus den Tagen Friedrichs des Großen. Als dieser nach dem siebenjährigen Kriege die Ruhr, die seine Grafschaft Mark und sein Herzogthum Cleve durchfloß, schiffbar machen wollte, da bedurfte es nicht nur einer „douce pression“, eines sanften Druckes auf die mitbetheiligten Reichsstände und der Beihilfe von Geldzahlungen an sie, sondern Friedrich mußte sogar den besonders widerspenstigen Abt des zwischen Mark und Cleve gelegenen Stiftes Werden erst mit militärischer Execution bedrohen, um seinen königlichen Willen durchzusetzen. In unseren Tagen, wiewohl wir im Zeitalter des Verkehrs leben, hat bei einem ähnlichen Unternehmen, das ebenfalls dem Ruhrgebiet und außer ihm dem ganzen preußischen Staate zu gute kommen soll, die douce pression einer königlichen Rede nicht ausgereicht, um wider-

strebende Kreise des Landtages willfährig und laue Mitglieder des Staatsministeriums zu thatkräftigen Förderern des Kanals zu machen. Noch wirkungsloser mußte die Execution einiger Landräthe und nach langem Zögern auch die des Seehandlungspräsidenten bleiben, da sie im Gegensatz zur Methode des alten Fritz nicht vor, sondern nach der Entscheidung erfolgte und vor der vermuthlich eigentlichen Seele des Widerstandes Halt machte. Ich will es dahingestellt sein lassen, ob die Regierung durch Beihilfen, mit anderen Worten durch die Beihilfe der Gemeinde-Wahlreform in der Rheinprovinz für das Centrum und durch die Beihilfe agrarischer Sondervortheile für die Conservativen eine kanalfreundliche Majorität sich hätte sichern können. —

Wir wollen nun unbefangen prüfen, wer in der Kanalfrage Recht hat, ob die Ihnen vorgetragene Auffassung der Regierung richtig ist, oder ob wir den Gegnern des Kanals beipflichten müssen.

Die Gegner des Kanals kann man in drei Gruppen zusammenfassen: solche, die in ihm ein antiquirtes Verkehrsmittel erblicken und der Meinung sind, es sei besser und zweckmäßiger, statt des Kanals eine Erweiterung unseres Eisenbahnnetzes in Betracht zu ziehen; zweitens solche, die von ihm eine Gefährdung unserer Landwirthschaft erwarten, und drittens endlich die Vertreter localer Interessen, die die Concurrenz der rheinisch-westfälischen Industrie für ihre Erzeugnisse fürchten. In letzterer Beziehung kommt namentlich die oberschlesische Kohlen- und Eisenindustrie in Betracht, die ihren Absatz nach Mitteldeutschland durch die Concurrenz westfälischer Kohlen und Eisen gefährdet sieht.

Mit Rücksicht auf die Größe des Materiales und die Fülle der Gesichtspunkte muß ich meine Erörterung auf die Argumente der beiden ersten Gruppen beschränken, indem ich zugleich an-

nehme, daß diese Gruppen Ihr Interesse am meisten fesseln werden. Von der Besprechung der dritten Gruppe hingegen glaube ich um so eher Abstand nehmen zu können, als die preußische Regierung noch vor der Ablehnung der Kanalvorlage sich ausdrücklich bereit erklärt hat, der drohenden Verschiebung der Concurrenzbedingungen zu Ungunsten Oberschlesiens vorzubeugen.

Ich beginne also mit denjenigen Gegnern, die sich als Vertreter des Fortschrittes geriren, indem sie den Kanal für ein antiquirtes Verkehrsmittel ansehen. Es werden von ihnen im wesentlichen zwei Argumente ins Feld geführt. Einmal sind sie der Meinung, die Leistungen, die man vom Kanal erwarte, könne eine an seiner Statt zu erbauende Eisenbahn besser und billiger besorgen, und zweitens halten sie es für finanziell höchst unvernünftig vom preußischen Staate als Besitzer und Betriebsleiter der Eisenbahnen, daß er durch den Bau des Kanals seinen Eisenbahnen selbst eine Concurrenz schaffe, die die schönen Eisenbahnüberschüsse schmälern müsse, indem sie den Eisenbahnen Verkehr entziehe und auf den Kanal leite.

Ich will zur besseren Beleuchtung dieser Ansichten etwas weiter ausholen. Die Frage, ob eine Eisenbahn an Stelle des Rhein-Elbekanals vorzuziehen sei, ist eine Unterfrage der allgemeineren, ob Wasserstraßen im Zeitalter der Eisenbahnen ein Anachronismus sind oder nicht. In Ansehung der preußischen Wasserstraßen und in Berücksichtigung des besonderen Umstandes, daß in Preußen der Staat Besitzer und Betriebsleiter der Eisenbahnen ist, hat namentlich der Kasseler Eisenbahnpräsident Ulrich in seinen blendenden aber einseitigen Schriften sich wiederholt dahin ausgesprochen, daß der preußische Staat die Millionen, die er für die Verbesserung und Erweiterung seines Wasserstraßennetzes aufgewendet hat und aufwenden will, rationeller seinen Eisenbahnen hätte zukommen lassen sollen. Diese seien

das vollkommenere und vorzuziehende Verkehrsmittel, mit dem die Wasserstraßen unter gleichen Bedingungen nicht concurriren könnten.

Historisch betrachtet ist diese Ansicht von der Ueberlegenheit der Eisenbahnen von den ersten größeren Erfolgen der Eisenbahnen ab bis etwa in die Mitte der siebziger Jahre die herrschende gewesen. Dann aber ist sie immer mehr der Auffassung gewichen, daß die Wasserstraßen keineswegs ihre Rolle ausgespielt haben, sondern daß im Gegentheil neben den Eisenbahnen noch mehr Wasserstraßen zu beschaffen seien und die vorhandenen in vollkommenerer Weise dem Verkehr dienstbar gemacht werden müßten. Dieser Umschwung in den Ansichten erklärt sich einerseits aus der Unzufriedenheit mit den Frachtsätzen der Eisenbahnen und der Befürchtung, daß man ohne Wasserstraßen, die den Eisenbahnen Concurrenz machen könnten, übermäßigen Tarifforderungen der Eisenbahnen schutzlos preisgegeben sei, andererseits erklärt er sich aus den thatsächlichen Erfolgen der Binnenschifffahrt, die immer mehr in Widerspruch geriethen mit der vorgefaßten Meinung, nach welcher die Wasserstraßen die Concurrenz der Eisenbahnen nicht würden aushalten können.

Diese thatsächlichen Erfolge fassen die sehr eingehenden Untersuchungen Symphers dahin zusammen, daß während der zwanzig Jahre 1875/95 die Anzahl der von der deutschen Binnenschifffahrt geleisteten Tonnenkilometer sich um 159% gehoben hat, von 2900 Millionen auf 7500, während die Anzahl der von den Eisenbahnen geleisteten im gleichen Zeitraum nur um 143%, von 10 900 auf 26 500 tkm stieg, wiewohl sich das Eisenbahnnetz in dem genannten Zeitraum erheblich ausdehnte, der Umfang der Wasserstraßen aber fast unverändert blieb. Der Ausdruck Tonnenkilometer (tkm) ist der üblichste Maßstab für Verkehrsleistungen, er besagt, daß eine Tonne Last einen

Kilometer weit gefahren wurde. Der in den genannten Zahlen zu Tage tretende Aufschwung unserer Binnenschifffahrt, auf welche heute 22% des Gesammtverkehrs entfallen, erklärt sich technisch durch die gerade innerhalb der Jahre 1875—95 vorgenommenen Verbesserungen des Fahrwassers unserer großen Ströme und die Herstellung leistungsfähiger Kanäle. Hierdurch wurden die Vorbedingungen geschaffen für die von Niemand vorausgesehenen Fortschritte unserer Binnenschifffahrt sowohl in Hinsicht auf die Schnelligkeit, Sicherheit und Billigkeit ihres Betriebes als auch in Hinsicht auf die Größe und Beschaffenheit ihrer Fahrzeuge.

Die Gegner der Binnenwasserstraßen leugnen nun diese Erfolge nicht, aber sie sind der Meinung, dieselben seien hervorgerufen durch eine falsche Behandlung der Binnenwasserstraßen seitens des Staates. Was speziell den preußischen Staat anlange, so habe dieser die technischen Verbesserungen seiner vorhandenen Wasserstraßen und neue künstliche so gut wie unentgeltlich der Binnenschifffahrt zur Verfügung gestellt; nicht einmal die volle Deckung der Unterhaltungskosten, geschweige denn gar die Verzinsung und Amortisation des Anlagekapitals verlange er von ihnen, während er von seinen Eisenbahnen die volle Deckung der Betriebskosten und darüber hinaus eine mehr als sechsprozentige Verzinsung seines Anlagekapitals erziele. Wenn dieser Vorwurf auch nicht für jede einzelne preußische Wasserstraße zutrifft, im allgemeinen charakterisirt er treffend die preußische Politik, die mit ihren Anforderungen an die Binnenschifffahrt noch unter das geringe Maß hinunter ging, das unsere Reichsverfassung als zulässig aufstellt. In ganz begreiflicher Reaction des gesunden Menschenverstandes gegen die große Menge von Lasten, die in früherer Zeit ohne nennenswerthe Gegenleistung von der Schifffahrt erhoben wurden, hat nämlich unsere Reichsverfassung bestimmt, daß die Schifffahrt auf den

Strömen abgabenfrei sein soll, daß höchstens für die Benutzung besonderer Verkehrsanstalten, wie z. B. von Häfen, aber nicht für die Verbesserung des Fahrwassers, Abgaben von der Flußschifffahrt erhoben werden dürfen, die in diesem einzigen erlaubten Falle die zur Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung der Anstalten erforderlichen Kosten nicht übersteigen dürfen. Bei den Kanälen, die ja erst durch Menschenhand geschaffene Verkehrswege sind, läßt die Verfassung die Erhebung von Abgaben zu, aber soweit es sich um Kanäle in Staatseigenthum handelt, ebenfalls mit der Beschränkung, daß die Abgaben die zur Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung der Kanalanlagen erforderlichen Kosten nicht übersteigen dürfen. Der preußische Staat hat sich nun in der Regel noch unter diesem erlaubten geringen Betrage gehalten.

Ich glaube wohl, daß durch dieses Verhalten des preußischen Staates zur Binnenschifffahrt ihre großen Fortschritte in den letzten fünfundzwanzig Jahren sich mit erklären, aber jedenfalls nicht ausschließlich erklären in dem Sinne, als ob sie künstlich hervorgerufen seien durch eine falsche Politik. Auch wenn der Staat die volle Deckung seiner Unterhaltungskosten und die Verzinsung und Amortisation seines Anlagekapitals verlangt hätte, wozu es einer Aenderung jener Verfassungsbestimmung und, da unsere großen Ströme international geregelt sind, auch der internationalen Vereinbarungen bedurft haben würde, auch dann würden die Fortschritte unserer Binnenschifffahrt ziffermäßig in die Augen gefallen sein. Warum? Weil die Wasserstraßen im Punkte der Billigkeit des Transports den Eisenbahnen überlegen sind. Die Selbstkosten des Transports auf dem Wasser sind in der Regel geringer.

Freilich, ein exacter Beweis für das Gesagte läßt sich heute noch nicht führen. Es ist zur Stunde noch ein ungelöstes Problem, die Selbstkosten des Eisenbahntransportes für das

einzelne beförderte Gut exact zu berechnen. Auch bei der Berathung der Kanalvorlage in der Commission des Abgeordnetenhauses scheiterte der Versuch, eine exacte Lösung der Frage der Concurrenzfähigkeit des projectirten Kanals gegenüber den Eisenbahnen durch Vergleich der beiderseitigen Selbstkosten herbeizuführen, daran, daß Klarheit über die Höhe der Selbstkosten der Eisenbahntransporte nicht erzielt werden konnte. Das Problem der Selbstkostenberechnung ist ein hochinteressantes, aber so complicirtes und heikles, daß seine einwandfreie Lösung selbst den sachverständigen Eisenbahnfachleuten noch nicht geglückt ist. Ich muß mich bescheiden, einige allgemeinere Gesichtspunkte anzuführen, aus denen wir vielleicht ein Urtheil ableiten können.

Jeder Transport erfordert eine Straße, ein Fahrzeug und eine bewegende Kraft. Die Wasserstraße hat namentlich zwei Vorzüge vor der Eisenstraße: sie ermöglicht die Anwendbarkeit viel größerer Fahrzeuge und setzt deren Fortbewegung viel geringeren Widerstand entgegen. Auf unserm Rhein z. B. verkehren heute zwischen Mannheim und Rotterdam Petroleumkähne, die bis 1500 Tonnen fassen, manche haben eine noch größere Ladefähigkeit. Unsere Eisenbahngüterwagen haben in der Regel eine Ladefähigkeit von 10 Tonnen. 150 Güterwagen würden also nöthig sein, um ein solches Rheinschiff zu füllen. Die Dimensionen des projectirten Rhein-Elbekanals sind auf Schiffe von 600 Tonnen eingerichtet. Hier entspräche also der Inhalt eines Schiffes dem von sechzig Güterwagen, einem recht ansehnlichen Güterzuge. Diese Verwendbarkeit viel größerer Fahrzeuge, die die Wasserstraße für den Transport großer Massen von Gütern in gleichzeitiger Ladung besonders geeignet erscheinen läßt, ist bereits ein wesentliches Moment für die größere Billigkeit des Wassertransportes; verstärkend tritt nun noch hinzu der geringere Widerstand, den das Wasser der Fortbewegung ent-

gegensetzt in Folge seiner Nachgiebigkeit und seiner Eigenschaft, Lasten insoweit schwimmend zu tragen, als sie dem Gewicht des Wasservolumens entsprechen, das durch das sie befördernde Fahrzeug verdrängt wird. Dieser geringe Reibungswiderstand, den das Schiff um so leichter überwindet, je mehr die Schiffsbaukunst die Form des Schiffes seiner Ueberwindung anpaßt bringt es mit sich, daß im Wasser zur Erzielung desselben Effectes eine geringere Zugkraft erforderlich ist, als auf dem Lande. Während die Kraft eines Pferdes auf horizontaler Chaussee eine Last von 32 Centnern mit einem Meter Geschwindigkeit in der Secunde fortbewegt und auf der Eisenbahn eine Last von 300 Centnern, leistet sie auf horizontaler Wasserfläche, je nach der Form des Fahrzeuges und dem Querschnitt der Wasserstraße, von welchen beiden Momenten der größere oder geringere Reibungswiderstand abhängig ist, 1200—2000 Centner. Immerhin würde der Transport auf der Schiene wirthschaftlicher sein, als auf horizontaler Wasserstraße, wie sie ein Kanal darstellt, wenn die Kanalschifffahrt als Zugkraft nur Pferde benutzen könnte. Die modernen Kanäle aber und namentlich solche wie der geplante Rhein-Elbekanal sind auf die Benutzung der Dampfkraft eingerichtet. Was diese leisten kann in der Binnenschifffahrt, das ersehen Sie am raschesten daraus, daß sogar bei der Bergfahrt auf dem Rhein ein einziger Schleppdampfer der Mannheimer Dampfschleppschifffahrtsgesellschaft in 65 Fahrstunden vier Kähne von Ruhrort nach Mannheim schleppt, die belastet sind mit 84000 Centnern, mit anderen Worten die stattliche Last von 420 vollbeladenen Eisenbahn-Doppelwaggons tragen. Die moderne Technik wird übrigens hierbei nicht stehen bleiben. Schleppdampferbetrieb auf Flüssen und Kanälen kann nur von kapitalkräftigen Schifffahrtsgesellschaften ausgeführt werden. Dem kleinen Schiffer, der mit eigener Pferde- oder Menschenkraft sein Schiff auf dem Kanal ziehen ließ, stellt die moderne Technik

den Petroleum- und Benzinmotor zur Verfügung, zu dessen Bedienung es keines besonderen Arbeiters bedarf, wie bei der Maschine eines Dampfers. Auch elektrischer Schifffahrtsbetrieb wird geplant und möglicher Weise in späterer Zeit sich als der billigste herausstellen, wenn es gelingt, die bei den Schleusen aufgespeicherten und verloren gehenden Wasserkräfte in elektrische umzusetzen. Wie dem nun auch sei, jedenfalls sind auf modernen Kanälen dieselben Zugkräfte anwendbar wie auf der Schiene, und es leistet auf dem Wasser dieselbe bewegende Kraft einen viel größeren Effect. Auch dies spricht für die größere Billigkeit des Wassertransportes.

Wenn wir uns nun drittens zum Fahrzeuge selbst wenden, so finden wir hier zwei weitere Momente zu Gunsten der Billigkeit des Wassertransportes: die todte Last ist viel geringer, das Schiff trägt eine Nutzlast vom drei- bis vierfachen seines eigenen Gewichtes, der Eisenbahngüterwagen hingegen nur eine solche vom höchstens anderthalbfachen. Und ferner: das Schiff kostet in der Anschaffung nur etwa den fünften Theil des Preises eines Güterwagenparks von gleicher Tragfähigkeit und ist auch in der Unterhaltung und im Betriebe billiger.

In den angedeuteten Punkten ist die Binnenschifffahrt der Eisenbahn überlegen. Sie sprechen sämmtlich für die größere Billigkeit des Wassertransportes. Wir dürfen aber hierbei nicht stehen bleiben, sondern müssen vor allem noch dem wirthschaftlichen Gesichtspunkte Rechnung tragen, daß in den Selbstkosten des Transportes auch ein Theil sich befindet, der auf die Verzinsung und Amortisation des in der Straße steckenden Anlagecapitales zurückzuführen ist. Trotz der bisher hervorgehobenen Momente, die für die größere Billigkeit sprechen, könnte der Wassertransport gleichwohl sich theurer stellen, als der Transport auf der Eisenbahn, wenn in der Wasserstraße ein sehr hohes, der in Eisenstraße aber ein sehr niedriges Anlagecapital

zu verzinsen und amortisiren wäre. Wie steht es in dieser Beziehung?

Was sich hier allgemein sagen läßt, ist sehr wenig. Man muß die verschiedenen Wasserstraßen unterscheiden. Soweit es sich um solche natürliche Wasserstraßen handelt, die die Natur in denkbar bester Ausstattung für die Schifffahrt uns geschenkt hat, so daß keinerlei Aufwendungen für ihre Schiffbarkeit erforderlich sind, kann von einem Anlagecapital keine Rede sein; höchstens erfordern solche idealen Flüsse, wie sie bei uns freilich nicht vorkommen, geringe Unterhaltungskosten. Der Selbstkostentheil der Transporte, der auf die Verzinsung und Amortisation des in der Straße steckenden Anlagecapitals zurückzuführen ist, kann hier gar nicht zur Entstehung kommen.

Anders verhält es sich bei den übrigen natürlichen Wasserstraßen und insbesondere bei den künstlichen, den Kanälen, die oft ein sehr erhebliches Anlagecapital repräsentiren, je nach der Beschaffenheit des Terrains, das der Kanal durchschneidet und den Dimensionen des Kanals. Der Bau eines Kanals kann viel größere Summen verschlingen als der Bau einer Eisenbahn, und es ist sehr wohl möglich, daß durch das Erforderniß ihrer Verzinsung und Amortisation jene anderen Momente, die für die größere Billigkeit des Wassertransportes sprechen, in ihrer Wirksamkeit aufgehoben werden. Andererseits kann aber die vertheuernde Wirkung eines solchen Zins- und Amortisationserfordernisses für den Transport des einzelnen beförderten Gutes dadurch auch wieder beseitigt werden, daß die gesammte Güterbewegung auf dem theureren Kanal eine sehr viel größere wird als auf der billigeren Eisenbahn, so daß in das größere Zinserforderniß beim Kanal sich verhältnißmäßig weit mehr Güter zu theilen hätten als in das kleinere bei der Eisenbahn.

Die angedeuteten allgemeinen Gesichtspunkte fasse ich dahin zusammen: Wasserstraßen von hinreichend großem Querschnitte

haben eine größere Leistungsfähigkeit als Eisenbahnen, sofern es sich um den Transport von großen Massen von Gütern in gleichzeitiger Ladung handelt, und die Selbstkosten des Transportes stellen sich in der Regel niedriger auf ihnen. Sie können sich aber für das einzelne beförderte Gut auch höher stellen, wenn die Größe des in der Wasserstraße steckenden Anlagecapitals und der geringe Umfang des auf ihr sich bewegenden Verkehrs die technischen Vorzüge, die die größere Billigkeit des Wassertransportes bedingen, in ihrer wirthschaftlichen Wirkung aufheben.

Wenn wir nun die gewonnenen allgemeinen Gesichtspunkte auf den concreten Fall des Rhein-Elbekanals anwenden, so erhebt sich zunächst die Frage: wie hoch werden sich auf dem Rhein-Elbekanal die Betriebskosten der Schifffahrt belaufen, und wie verhalten sich die auf die Verzinsung und Amortisation des Anlagecapitals zurückzuführenden Kosten zum Umfange des zu erwartenden Verkehrs?

Unter den Betriebskosten der Schifffahrt begreife ich die Ausgaben des Schiffers für die Verzinsung und Amortisation des in seinem Fahrzeuge steckenden Anlagecapitals und die Ausgaben für seine Bemannung und seine Fortbewegung. Die Kosten dagegen, die durch die Verzinsung und Amortisation des in der Wasserstraße steckenden Anlagecapitales hervorgerufen werden, kommen zur Erscheinung in den Kanalgebühren. Der Kanal wird vom Staate der Schifffahrt zur Verfügung gestellt gegen Entrichtung einer Kanalgebühr, die eben dazu dienen soll, neben den für die Straße erwachsenden Unterhaltungskosten das in ihr steckende Anlagecapital zu verzinsen und zu amortisiren.

Die Betriebskosten der Schifffahrt berechnet die äußerst sorgfältige Denkschrift Symphers, unter der Voraussetzung des Dampfschleppbetriebes der Kanalschifffahrt mit Schleppzügen von einem Dampfer und zwei Lastschiffen von je 600 t Tragfähigkeit, auf einen halben Pfennig für das Tonnenkilometer, nimmt aber,

um nicht zu günstig für den Kanalverkehr zu rechnen, dieses Resultat nur für die nach dem Mittellandkanal auf weite Entfernungen bestimmten Kohlensendungen an, im übrigen einen Einheitssatz von 0,7 Pfennig für das tkm. Die Prüfung dieser Resultate durch den Vergleich mit wirklich bezahlten Frachten auf deutschen Strömen und vorhandenen Kanälen hat ergeben, daß sie fast durchgängig noch höher waren als die wirklich bezahlten, mithin keineswegs einseitig günstig sind für den Kanal.

Hinsichtlich der Kanalgebühr stellt die Denkschrift verschiedene Sätze auf, je nach der in Betracht kommenden Tarifclasse und Kanalstrecke, auf dem Dortmund-Rheinkanal doppelt so hohe als auf dem Mittellandkanal, auf ersterem durchschnittlich 1,15, auf letzterem 0,575 Pfennig pro tkm. Diese Sätze hinzugezählt zu den Schifffahrtskosten ergiebt als Gesammttransportkosten auf dem Dortmund-Rheinkanal pro tkm durchschnittlich 1,85, auf dem Mittellandkanal durchschnittlich 1,275, bei Kohlentransporten 1 Pfennig.

Ehe wir nun diesen zu erwartenden Transportkosten auf dem Kanal die einer Eisenbahn gegenüber stellen, haben wir zu prüfen, ob die angenommenen Kanalgebühren hoch genug sind, um in der That neben der Unterhaltung des Kanals auch die Verzinsung und Amortisation seines Baucapitals zu bestreiten. Andernfalls hätten wir ja leichtes Spiel, um niedrigere Transportkosten auf dem Kanal herauszurechnen, aber das Resultat wäre kein einwandfreies, da die Niedrigkeit durch den Verzicht auf die volle Deckung des Verzinsungs- und Amortisationserfordernisses erreicht worden wäre.

Um zu erfahren, ob die angenommenen Kanalgebühren zu dem gedachten Zwecke ausreichen, bedürfen wir einerseits der Kenntniß des auf dem Kanal zu erwartenden Verkehrs, andrerseits der Kenntniß seiner Unterhaltungskosten und seines Bau-

capitals. Den zu erwartenden Verkehr ermittelte Sympher in folgender Weise. Er geht nur von dem jetzt vorhandenen, bisher durch die Eisenbahnen vermittelten Verkehr in demjenigen Gebiete aus, auf welches der Rhein-Elbekanal einschließlich seiner Zweigcanäle seinen Einfluß üben wird, unter Berücksichtigung der erfahrungsgemäß eintretenden durchschnittlichen jährlichen Verkehrssteigerung bis zur Eröffnung des Kanals, läßt dagegen den erst durch den Kanal selbst hervorzurufenden Verkehr, dessen Güter ohne die billige Wasserfracht überhaupt nicht zum Transport gelangen würden, ganz außer Betracht. Von diesem jetzt vorhandenen Verkehr wurden alle Sendungen gestrichen, die vom Wassertransport keinen Nutzen haben würden. Von den übrig bleibenden, die auf dem Wasserweg billiger zu befördern gewesen wären, wurden nur diejenigen als dem Kanal zufallend betrachtet, die mindestens 15% an der bisherigen Fracht sparen, wenn sie auf dem Wasserweg transportirt werden. Es war dies eine außerordentlich umständliche und mühevolle Arbeit. Sämmtliche Eisenbahnsendungen, die in dem vom Kanal zu beeinflussenden Gebiet in ganzen Wagenladungen nach den Special- und Ausnahmetarifen gefahren würden während des der Berechnung zu Grunde liegenden Betriebsjahres, waren nach ihrer Richtung, Waarenbezeichnung, Gewicht, Tarifclasse, erhobener Fracht und Antheil der preußischen Staatsbahnen an dieser Fracht zu ermitteln, und dann für jede dieser einzelnen Sendungen auf Grund der berechneten Schifffahrtskosten und angenommenen Kanalgebühren zu berechnen, wie hoch sich ihre Transportkosten bei Benutzung des Rhein-Elbekanals gestellt haben würden. Nur wenn sich hierbei der Vorsprung von mindestens 15% ergab, wurde die Sendung als dem Kanal zufallend betrachtet, in der Annahme, daß sonst kein genügender Anreiz vorliegen würde, um die Güter von der Eisenbahn auf den Kanal abzulenken. Zu der in dieser Weise ermittelten

Verkehrsmenge wurden dann noch Zuschläge gemacht für Stückgüter und hochwerthige Güter der allgemeinen Wagenladungsclasse und von dem hiernach dem Kanal rechnungsmäßig zufallenden Gesammtverkehr beim Mittellandkanal 20 %, beim Dortmund-Rheinkanal 40 % deshalb abgezogen, weil der Kanal nur während zehn Monaten im Jahr benutzbar ist und manche kleinere und eiligere Sendung den Eisenbahnweg trotz der höheren Kosten vorziehen wird.

Auf Grund dieser äußerst vorsichtigen Rechnungsweise wurde ermittelt, daß im Jahre 1908, als dem ersten Jahr nach der Betriebseröffnung des Kanals, auf dem Rhein-Elbekanal insgesammt gefahren werden würden 11 384 000 Tonnen oder 1 778 000 000 Tonnenkilometer.

Multipliciren wir nun mit diesem rechnungsmäßigen Anfangsverkehr die Kanalabgabensätze, so erhalten wir als Gesammteinnahme aus den Kanalgebühren: 11 064 000 Mark. Die jährlichen Unterhaltungs- und Betriebskosten des Kanals sind veranschlagt auf 1 879 000. Diese von der genannten Summe abgezogen, bleibt eine Nettoeinnahme aus den Kanalgebühren von 9 185 000 Mark. Da das Baucapital des Rhein-Elbekanals veranschlagt ist auf 261 Millionen, so reicht diese Summe gerade aus, um es mit 3 % zu verzinsen und mit ½ % zu amortisiren.

Wir können also den Kanalgebühren gewiß nicht nachsagen, daß ihre Sätze zu niedrig gegriffen seien. Sie reichen gerade aus für den Zweck, dem sie zu dienen bestimmt sind.

Die Kanalgebühren, vermehrt um die Schifffahrtskosten bilden die Transportkosten auf dem Kanal. Wie wir gesehen haben, betragen sie zusammen 1,85 beziehungsweise 1,275 und 1 Pfennig pro tkm.

Nun erhebt sich die Frage: Sind diese Ziffern höher als die entsprechenden Transportkosten auf der Eisenbahn? Wenn

wir sie mit den gegenwärtig geltenden Eisenbahntarifsätzen vergleichen, so ergiebt sich schon aus dem bisher entwickelten, daß sie niedriger sind, da andernfalls ein Kanalverkehr sich überhaupt nicht einstellen könnte. In welchem Maße sie niedriger sind, das kommt Ihnen rascher als aus den Eisenbahntarifen zum Bewußtsein, wenn ich Ihnen die Ziffer nenne, die die Frachtersparniß angiebt, welche der 1908 auf dem Kanal sich einstellende rechnungsmäßige Anfangsverkehr repräsentirt, mit anderen Worten die Summe, um welche dieser Verkehr auf der Eisenbahn gefahren theurer sein würde als auf dem Kanal. Symphers sorgfältige Ermittelungen ergeben als Resultat die ansehnliche Summe von 37,7 Millionen Mark.

Es kann sonach keinem Zweifel unterliegen, daß der Transport auf dem Rhein-Elbekanal geringere Selbstkosten hat als der Transport auf einer statt seiner verlaufenden Eisenbahn unter der Voraussetzung der heute geltenden Eisenbahntarife.

Schon das, was ich ausgeführt habe, beweist, daß die vom Kanal erhofften Verkehrsleistungen keineswegs billiger durch Eisenbahnen bewirkt werden können. Zu demselben Resultat kommt eine andere Berechnung, die der Eisenbahnminister in der Kommission des Abgeordnetenhauses anstellte. Die Eisenbahnen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet leisten heute schon das Zehnfache der durchschnittlichen Leistung der Staatsbahnen. Es giebt dort Bahnhöfe, auf denen täglich, wie in Wanne, 485 Züge abzufertigen sind. Das ist ein Verkehr, wie er in der Welt nicht wieder vorkommt. Nur in den letzten zehn Jahren sind für den Ausbau der wichtigsten Bahnhöfe des Ruhrgebietes 74,5 Millionen aufgewendet worden. Die Vermehrung und Verbesserung sämmtlicher preußischen Staatsbahnen hat allein in den letzten drei Jahren 1896/99 253,6 Millionen Mark verschlungen. Der Eisenbahnminister berechnet nun, daß zur Bewältigung des von Jahr zu Jahr wachsenden

Verkehrs insgesammt für die preußischen Staatsbahnen zur Vermehrung ihres Fuhrparkes und zur Ausgestaltung des Netzes ohne den Bau des Kanals ein Capitalaufwand erforderlich sei, der für die nächsten zehn Jahre eine Milliarde achthundert Millionen betragen werde. Würde hingegen der Kanal gebaut, so werde der von ihm zu übernehmende Verkehr die Eisenbahnen um ein Fünftel entlasten, was einer Capitalersparniß von rund 360 Millionen gleichkomme. Diese Summe übersteigt aber das für den Kanal aufzuwendende Anlagecapital um hundert Millionen, so daß also durch den Bau des Kanals derselbe Effect um 100 Millionen billiger erreicht werde als durch die Erweiterung der Eisenbahnen.

Wird der Kanal nicht gebaut, so wird zwar mit dem steigenden Verkehr eine Vermehrung der Bruttoeinnahmen eintreten, aber zugleich, da die Verkehrsbewältigung nur durch eine unverhältnißmäßige Steigerung der Ausgaben erzielt werden kann, eine Minderung der Nettoeinnahmen, der schönen Eisenbahnüberschüsse, die den Stolz des preußischen Finanzministers bilden. Die Eisenbahnen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet sind nach der Meinung der Sachverständigen heute bereits an dem Punkte ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, wo deren weitere Steigerung ein verhältnißmäßig stärkeres Anwachsen der Betriebskosten als der Nettoeinnahmen zur Folge haben muß, und es daher angezeigt erscheint, die Eisenbahnen durch den Kanal zu entlasten und hierdurch zugleich auf die Fortdauer der Eisenbahnüberschüsse hinzuwirken. Gerade der das Ruhrgebiet durchschneidende Kanal erscheint der Eisenbahnverwaltung als wirksamstes Mittel ihrer Entlastung. Güterschleppbahnen, wie sie von anderer Seite vorgeschlagen sind, lassen sich aus technischen Gründen nur an die Peripheriebahnhöfe des Ruhrgebietes ansetzen, sind in Unterhaltung und Betrieb viel theurer als der Kanal und bewirken, daß dort, wo die Entlastung am

nöthigsten ist, im Innern des Ruhrgebietes, die Verkehrszustände nur noch schlimmere werden. Viele Bahnhöfe sind schon heute nicht mehr erweiterungsfähig, an der Grenze angelangt, wo sie so unübersichtlich werden, daß ein geordneter Betrieb zur Unmöglichkeit wird. Wenn der preußische Landtag der Regierung die Mittel zum Bau des Dortmund-Rheinkanals auch bei der zu erwartenden Wiedereinbringung des Projectes nicht gewährt, so nimmt er jedenfalls große Verantwortung auf sich. Die preußische Eisenbahnverwaltung, die es doch am besten wissen muß, hält die Situation der Eisenbahnen im Ruhrgebiet schon heute für eine außerordentlich ernste. Die Sicherheit des Betriebes muß nothwendig leiden, wenn man ihr das wirksamste Mittel der Entlastung verweigert.

Mit der durch den Rhein-Elbekanal ermöglichten bedeutenden Ersparniß an Transportkosten sind nun selbstverständlich die großen Vorzüge nicht geleugnet, die der Eisenbahntransport vor dem Kanaltransport immer haben wird: die Vorzüge der größeren Schnelligkeit, Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit. Nur im Punkte der Billigkeit ist im vorliegenden Fall die Wasserstraße der Eisenbahn überlegen. Daraus folgt, daß der Rhein-Elbekanal den Eisenbahnen solche Transporte entziehen wird, bei denen es mehr auf die Billigkeit als auf die Schnelligkeit, Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit der Beförderung ankommt. Insoweit ist das Ulrichsche Argument, daß der Kanal die Eisenbahnen schädige, gewiß richtig. Die amtliche Denkschrift berechnet denn auch einen Einnahmeausfall aller in Betracht kommenden Eisenbahnen von 78,8 Millionen, der preußischen Staatsbahnen von 67,9 Millionen brutto, 53 Millionen netto für den rechnungsmäßigen Anfangsverkehr des Jahres 1908.

Aber wir dürfen doch nicht übersehen, daß der Kanal, wenn er zunächst auch den Eisenbahnen Verkehr entziehen wird, ihnen doch auch wieder Verkehr zuführt durch die Befruchtung der

Seitenlinien und durch die Erweckung ganz neuen Verkehrs. Die Möglichkeit des billigen Kanaltransportes wird die Bewegung einer Menge von Gütern zur Folge haben, die bisher der hohen Eisenbahntransportkosten halber überhaupt nicht transportirt wurden. Diese neuen Verkehrsgüter werden vielfach auch seitlich vom Kanal auf die Eisenbahnen übergehen oder durch solche Seitenlinien dem Kanal zugeführt werden. Dank der Wasserstraße werden bestehende Industrien erweitert und neue ins Leben gerufen. Die fertigen Fabrikate, die von ihnen mit den auf dem Kanal bezogenen Rohstoffen erzeugt worden sind, werden dann ihres höheren Werthes halber sehr häufig wieder den anschließenden Eisenbahnen zufallen, die sie über das ganze Land vertheilen und so einen größeren Vortheil haben, als wenn der Kanal überhaupt nicht gebaut wäre. Ueberall hat die Erfahrung gelehrt, daß dort, wo leistungsfähige Schifffahrtsstraßen das Land durchziehen, auch die von ihnen ausgehenden Schienenwege zu glücklicher Entwicklung gekommen sind. Unsere Eisenbahnverwaltung und mit ihr die Zeitschrift des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen sind denn auch der Meinung, daß der anfängliche Einnahmeausfall der Eisenbahnen in absehbarer Zeit nicht nur ausgeglichen, sondern in Mehreinnahmen verwandelt werden würde. Sie erblicken im Rhein-Elbekanal keineswegs einen unliebsamen Concurrenten oder ein antiquirtes Verkehrsmittel, sondern einen willkommenen Bundesgenossen zur gemeinsamen Erfüllung der großen Verkehrsaufgaben des kommenden Jahrhunderts.

Ich glaube, daß wir nichts besseres thun können, als dieses aus sorgfältigster fachmännischer Untersuchung aller in Betracht kommenden Momente hervorgegangene Urtheil der Eisenbahnverwaltung auch zu dem unsrigen zu machen. —

Ich wende mich nun zur zweiten Gruppe der Kanalgegner, zu den Bedenken, die von agrarischer Seite gegen den Kanal geltend gemacht werden.

Weite Kreise unserer Landwirthe sind, wie Wasserstraßen überhaupt, so auch dem Rhein-Elbekanal deshalb abgeneigt, weil sie von ihm eine Schädigung durch Vermehrung der ausländischen Concurrenz erwarten. Sie sind der Meinung, daß jeder unserer in die See mündenden Ströme ein Einfallsthor für auswärtige landwirthschaftliche Producte bilde, die den einheimischen Erzeugnissen um so schärfere Concurrenz bereiteten, je mehr die Kanäle das Eindringen der fremden Producte auch in die zwischen den großen Strömen liegenden Landestheile begünstigten.

Ist das richtig? In der eben vorgetragenen allgemeinen Fassung gewiß nicht. Eine sehr eingehende und gründliche statistische Untersuchung von Kurs in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie, Februarheft 1899, hat nachgewiesen, daß die nach unseren Seehäfen führenden Wasserstraßen östlich vom Rhein, also von der Weser bis zur Memel, weit mehr von unserer Landwirthschaft als Ausfallsthor benutzt werden, denn vom Importhandel mit fremden landwirthschaftlichen Erzeugnissen.

Berücksichtigen wir allein das Getreide, als das wichtigste Product, so ergiebt sich von den eben genannten Strömen nur auf der Elbe und außerdem auf dem Rhein, auf diesen beiden Strömen vornehmlich, eine die Bezeichnung Einfallsthor für fremdes Getreide in gewissem Maaß rechtfertigende Einfuhrbewegung. Aber diese Einfuhrbewegung ist ja bereits vorhanden und wird durch den Bau des Rhein-Elbekanals nicht vermehrt werden, jedenfalls nicht in nennenswerthem Maaße. Denn die Thatsache allein, daß dieser Kanal an seinen beiden Enden gerade mit der Elbe und dem Rhein in Verbindung steht, reicht doch noch nicht aus, um annehmen zu können, daß nun der ausländische Weizen und Roggen die Elbe hinaufgehn, in den Mittellandkanal eintreten und in den von ihm berührten landwirthschaftlichen Gegenden bei Wolmirstedt, Neuhaldensleben, Debis-

selbe, Lehrte verkauft werden wird. Der Ueberschuß an Gereide, den die genannten Gegenden produciren und auch heute schon gegen die ausländische Concurrenz anderweit absetzen müssen, läßt vielmehr eine solche Wirkung des Kanalbaues ausgeschlossen erscheinen. Den ersten halbwegs aufnahmefähigen Markt würde das von der Elbe her in den Mittellandkanal eindringende fremde Getreide erst in Hannover finden. Hierhin kann es aber schon jetzt auf der Weser oder auf dem sehr viel kürzeren und deshalb, trotz der hohen Eisenbahntarife, nicht wesentlich theureren Wege, über Bremen gelangen, ohne daß es von dieser Möglichkeit indessen nennenswerthen Gebrauch machte. So erscheint der Mittellandkanal gewiß nicht als ein Hilfsmittel, um ausländischem Getreide den Eingang über die Elbe in aufnahmefähige Gebiete zu erleichtern. Nicht viel anders verhält es sich beim Dortmund-Rheinkanal. Diese Strecke des Rhein-Elbekanals ermäßigt zwar die Transportkosten in das Hauptconsumgebiet, das Industrierevier, aber doch nur um einen verschwindenden Betrag, nämlich um eine Mark für die Tonne, wenn der Bedarfsort unmittelbar am Kanal liegt und das Getreide sogleich zur Verbrauchsstelle abgefahren werden kann.

So wird höchstens an wenigen Stellen ein vermehrtes Eindringen fremden Getreides die Folge des Kanalbaues sein, jedenfalls aber nicht in solchem Maaße, daß ein Einfluß auf die Getreidepreise hieraus resultiren würde. Die Bedeutung des Rhein-Elbekanals als verstärktes Einfallsthor für ausländisches Getreide wird von unseren Landwirthen weit überschätzt. Wenn irgendwo, so ist in Ansehung dieses Kanals gewiß die Meinung richtig, die Professor Freiherr von der Goltz in Bonn-Poppelsdorf mit folgenden Worten geäußert hat: „Unser Vaterland besitzt in seinen Strömen, die sich in das offene Meer ergießen und deren zahlreichen schiffbaren Nebenflüssen so viel offene Zufuhrwege für ausländische Waaren, daß eine Vermehrung dieser Zufuhrwege

durch den Bau dieses oder jenes Kanals keine nennenswerthe Veränderung in den Preisen der landwirthschaftlichen Producte herbeiführen kann. Es heißt offenbar die Sache am verkehrten Ende angreifen, wenn man sich gegen auswärtige Concurrenz dadurch zu schützen sucht, daß man die Ausbreitung des Wegenetzes im eigenen Lande erschwert oder verhindert."

Wie unsere Landwirthe die schädigende Wirkung des Kanalbaues außerordentlich überschätzen, so unterschätzen sie auf der anderen Seite den unleugbaren Nutzen, den der Kanal der Landwirthschaft bietet, und der jedenfalls jene kleinen Schädigungen bei weitem aufwiegt. Dieser Nutzen ist, wenn wir von der mehrfachen Meliorirung der vom Kanal durchschnittenen Gegenden und von seiner Bedeutung als Ausfuhrweg für landwirthschaftliche Producte, speciell für Zucker absehen, ein doppelter: einmal kommt der Kanal als wichtiger Zufuhrweg von Hülfsstoffen der landwirthschaftlichen Production in Betracht und sodann als wesentlicher Förderer der am meisten eines leistungsfähigen inländischen Absatzes entbehrenden ostdeutschen Landwirthschaft.

Als landwirthschaftliche Hülfsstoffe habe ich Düngemittel, namentlich Kalisalze und Thomasschlacke, im Auge, sowie Futtermittel, z. B. Mais. Die Erzeugung und Verwendung künstlichen Düngers ist bei uns erst in der Entwickelung begriffen. Der Aufschluß neuer Kalilager in Braunschweig und Hannover, die vermehrte Gewinnung von Thomasschlacke werden das Angebot solcher Düngemittel steigern, ihren Preis verringern, und unterstützt durch den billigen Wassertransport wird ihr Verbrauch sich erweitern. Hierbei wird der Rhein-Elbekanal seinen wohlthätigen Einfluß nicht nur auf die von ihm unmittelbar berührten Gegenden beschränken. Denn die vielen anschließenden Wasserstraßen, namentlich östlich der Elbe, führen meist in landwirthschaftliche Gegenden, die für künstliche Düngemittel noch sehr aufnahmefähig sind.

Noch viel wichtiger erscheint mir die Bedeutung des Kanals als Förderer der ostdeutschen Landwirthschaft, bei der ich etwas länger verweilen will. Wie Sie wissen, producirt der Osten der preußischen Monarchie mehr an Getreide als er selbst braucht, kann aber von seinem Ueberschuß dem Westen, der umgekehrt mehr consumirt als producirt, so gut wie gar nichts abgeben: weil besonders die Höhe der Transportkosten dies zur Zeit verhindert. Der preußische Westen deckt daher seinen Bedarf vorwiegend durch ausländisches Getreide, aus Amerika, Südrußland, Australien, das auf dem Wasserwege des Meeres und des Rheins billiger zu ihm gelangt, als das ostdeutsche Getreide dies gegenwärtig vermöchte.

Diese Sachlage verschiebt sich nun durch den Rhein-Elbekanal erheblich. Sein Bau wird zur Folge haben, daß die Fracht für eine Tonne Getreide von Bromberg nach Herne von circa 38,30 Mark, ihrem heutigen Eisenbahnsatze, auf circa 13,70 Mark hinabgeht, also um 25 Mark sinkt. Für diejenigen Orte, die noch östlicher als Bromberg liegen, wie Danzig z. B., wird der Transport nach dem Ruhrgebiet billiger über See gehen und zwar reichlich so billig über Emden und den Dortmund-Emskanal wie über Rotterdam und den Rhein. Sie kommen daher für den Rhein-Elbekanal nicht in Betracht. Sympher berechnet, daß alles Getreide der Provinzen Westpreußen, Ostpreußen und Posen, welches nach Bromberg 2,50 Mark weniger Eisenbahnfracht zu zahlen hat als nach Danzig, den Rhein-Elbekanal mit Vortheil aufsuchen wird. Aehnlich liegt es für Pommern. Hier treten an die Stelle von Danzig und Bromberg Stettin und Oderberg. Sobald aber der Finowkanal in den Abmessungen des Rhein-Elbekanals ausgebaut sein wird, was nur eine Frage der Zeit ist, werden Stettin und Oderberg dem Industriegebiet bezüglich der Transportkosten so nahe gerückt sein, wie ihm Minden bei den heutigen Eisenbahnfrachtsätzen liegt.

Diese große durch den Kanal bewirkte Frachtermäßigung, die für die Entfernung Bromberg-Herne größer ist als der Unterschied in den Getreidepreisen zu Bromberg und im preußischen Westen, wo sie sich nach dem Kölner Markte richten, bedeutet mithin für die ostdeutsche Landwirthschaft die Ermöglichung des Absatzes ihrer Erzeugnisse im Westen der Monarchie. Konnte sie früher nur ausnahmsweise, so lange die jetzt wieder aufgehobenen Staffeltarife der Eisenbahnen bestanden, bis nach Sachsen und Thüringen vordringen, so wird nun der Rhein-Elbekanal selbst das entfernte große Consumgebiet des rheinisch-westfälischen Industriereviers und der anschließenden dicht bevölkerten Gegenden der ostdeutschen Landwirthschaft zugänglich machen.

Zunächst freilich wird dieser Einfluß des Kanals auf die ostdeutsche Landwirthschaft nicht in sehr erheblichem Maaße sichtbar werden, weil andere Momente ihm entgegenwirken: nämlich unsere gegenwärtigen Zollverhältnisse und speciell jene eigenartige Maßregel, die man als Aufhebung des Identitätsnachweises zu bezeichnen pflegt. So lange diese Maßregel und die gegenwärtigen Zollsätze in Kraft sind, so lange wird der Rhein-Elbekanal nur diejenigen östlichen Landwirthe zum Absatz im preußischen Westen veranlassen, die hierdurch mehr gewinnen, als wenn sie den Ueberschuß ihres Getreides nach England und Skandinavien bringen und hierbei den durch die Aufhebung des Identitätsnachweises für sie entstehenden Vortheil einstecken. Ich will das etwas näher ausführen.

In der Regel pflegt bei der Wiederausfuhr zollpflichtiger Waaren der bei ihrer Einfuhr erlegte Zoll nur dann zurückgezahlt zu werden, wenn die Identität der ausgeführten Waare mit der eingeführten nachgewiesen wird. So war es auch bei uns in Ansehung des Getreides, seitdem wir Getreidezölle wieder eingerichtet und erhöht hatten. Die durch die Zölle hervorgerufene Hebung des inländischen Getreidepreises

hinderte nun einerseits die östliche Landwirthschaft, den Ueberschuß ihrer Production, wie vor der Einrichtung der Zölle, so auch weiterhin nach Schweden-Norwegen und England auf dem billigen Seewege abzusetzen, kam ihr aber andererseits nicht in demselben Maaße wie der westdeutschen Landwirthschaft zu Gute, weil der Ueberschuß ihrer Production, der aus dem Osten nicht heraus konnte, auf den Preis drückte. Die Getreidepreise blieben im Osten der Monarchie wesentlich niedriger als im Westen.

Um den vollen Nutzen des Zolles auch dem Osten zuzuwenden, wurde nun 1894 im Anschluß an den russischen Handels vertrag der Identitätsnachweis aufgehoben, und zwar in der Weise, daß bei jeder Ausfuhr von Getreide aus unserm Vaterlande ein Schein ausgestellt wird, ein sogenannter Einfuhrschein, der seinem Inhaber die Berechtigung gewährt, ebensoviel Getreide wie ausgeführt wurde, zollfrei einzuführen. Da viel mehr Getreide in das Deutsche Reich eingeführt als ausgeführt wird, so ist die Nachfrage nach solchen die zollfreie Einfuhr ermöglichenden Scheinen immer größer als ihr Angebot. Der Getreideexporteur kann daher seinen Schein an einen Importeur zu einem Preise verkaufen, der fast dem ganzen Zollbetrag gleich kommt. 35 Mark pro Tonne beträgt der Zoll, und man hat für Getreideeinfuhrscheine, die ein sehr beliebter Handelsartikel geworden sind, bis zu 34 Mark gezahlt.

Die Wirkung dieser Maßregel war die, daß der Ueberschuß des ostdeutschen Getreides seinen früheren Absatzmarkt Schweden-Norwegen und England wieder gewann. Vor der Aufhebung des Identitätsnachweises hatte ostdeutsches Getreide nicht nach England exportirt werden können, weil der Getreideeinkaufspreis im Osten, wenn auch niedriger als im deutschen Westen, doch noch zu hoch war im Verhältniß zum Weltmarktspreise in Folge des deutschen Zolles. Nun aber erhielt der Exporteur

bei der Ausfuhr ostdeutschen Getreides nach England jenen Einfuhrschein, der, wie ich zeigte, fast den ganzen Zollbetrag werth ist, zum Weltmarktpreise hinzu und das Geschäft wurde für ihn wieder lohnend. Zugleich wurde der Osten der Monarchie von seinem Getreideüberschuß entlastet, und der östliche Getreidepreis mußte sich heben.

Denken Sie sich einen Landwirth, der über Danzig nach England exportiren will, und auf dessen Getreide bis nach Danzig eine Vorfracht von 5 Mark ruht. Die Transportkosten von Danzig nach England betragen für die Tonne 7 Mark, macht zusammen 12. In England wird der Weltmarktspreis gezahlt, den wir zu 130 Mk. annehmen. Für den Verkauf seines bei der Ausfuhr erhaltenen Einfuhrscheines erlöst der Landwirth dazu, sagen wir 30 Mk., ergiebt eine Bruttoeinnahme von 160 Mk. Hiervon abgezogen 12 Mk. Transportkosten, verbleiben ihm netto 148 Mk.

Nun denken wir uns, dieser Landwirth wollte nicht nach England, sondern nach dem preußischen Westen sein Getreide verkaufen. Hier würde er zwar statt des Weltmarktpreises den um den Zollbetrag höheren Inlandspreis erzielen, also statt 130 Mk. 165 Mk., aber von dieser Bruttoeinnahme würden abgehen die Eisenbahntransportkosten, die zur Zeit 40 Mk. betragen. Das ergäbe für den Landwirth einen Nettoerlös von nur 125 Mk., während er beim Verkauf nach England 148 erzielt.

In diesen Verhältnissen liegt der Grund dafür, daß billigere Transportkosten nach Westdeutschland, wie sie durch den Rhein-Elbekanal dargeboten würden, zur Zeit für einen großen Theil unserer östlichen Landwirthe noch nicht den verlockenden Anreiz haben, wie sie ihn ohne die Aufhebung des Identitätsnachweises sicherlich besitzen würden. Wird der Kanal gebaut, so werden, so lange jene Maßregel in Kraft bleibt, nur diejenigen östlichen Landwirthe ihn zur Versendung nach dem Westen

benutzen, die vom Westen nur so weit entfernt sind, daß die Billigkeit der Transportkosten ihnen ermöglicht, mit größerem Vortheil im Westen als in England zu verkaufen.

Wenn wir die Anzahl dieser Landwirthe auch nicht unterschätzen dürfen, so leuchtet es nach dem Gesagten doch ein, daß der Rhein-Elbekanal seinen vollen Nutzen für die ostdeutsche Landwirthschaft erst zur Geltung bringen kann, wenn einmal über Getreidezoll und Identitätsnachweis andere Ansichten herrschen als heute. Man braucht nur den Identitätsnachweis wieder eingeführt, unsere Getreidezölle erhöht oder, was möglicher Weise nur eine Frage der Zeit ist, England mit Einschluß seiner Colonien von landwirthschaftlichen Schutzzöllen umgeben sich zu denken, um einzusehen, daß unter solchen Bedingungen der deutsche Osten auf den Absatz nach dem Westen angewiesen ist. Was es dann aber für ihn bedeutet, ob er den Transport von Bromberg zum Ruhrgebiet für 38 Mk. oder nach der Erbauung des Kanals für 13 Mk. ausführen kann, das springt in die Augen. Nur doctrinäre Abneigung gegen Wasserstraßen kann unsere östlichen Landwirthe blind gegen die ungeheuren Vortheile machen, die ihnen dann ganz zweifellos durch die Absatzmöglichkeit im Westen der Monarchie erwachsen.

Doch ich will keine Zukunftsmusik machen. Wenn wir von den bestehenden Verhältnissen ausgehen, so wird man zugeben können, daß der Nutzen des Kanals für die Landwirthschaft zwar groß, aber doch geringer ist als für die Industrie. Käme die Landwirthschaft allein in Betracht, so würden die Millionen für den Rhein-Elbekanal besser für Kleinbahnen verwendet werden, deren Werth im allgemeinen für die Landwirthschaft größer ist als der von Kanälen, auf denen nur große Ladungen auf einmal versendet werden können.

Aber der Bau des Kanals schließt ja den Bau weiterer für den Verkehr nothwendigen Eisenbahnen keineswegs aus, und

wir sind heute kein reiner landwirthschaftlicher Staat, sondern besitzen eine hochentwickelte Industrie, die, wie die Dinge nun einmal geworden sind durch unsere starke Volksvermehrung, den gleichen Anspruch auf Berücksichtigung ihrer vitalen Interessen erheben darf wie unsere Landwirthschaft. Für unsere Industrie ist ein billiger Transportweg für die gewaltigen Massen grober und billiger Erzeugnisse des Berg- und Hüttenwesens, wie ihn der Rhein-Elbekanal darstellt, ebenso nothwendig wie Neben- und Kleinbahnen für die Landwirthschaft. Nun hat der preußische Staat in den zehn Jahren 1885—95 gerade für ländliche Bezirke mit geringer industrieller und bergbaulicher Thätigkeit insgesamt fast eine Milliarde, also jährlich nahe an hundert Millionen auf die Anlage von Nebenbahnen verwendet, während die beanspruchten Aufwendungen für den Rhein-Elbekanal, ebenfalls auf zehn Jahre vertheilt, nur 26 Millionen jährlich erfordern. Für die Verzinsung des Anlagekapitals jener Nebenbahnen, die wenig ertragsfähig sind, tritt die rheinisch-westfälische Industrie als Steuerzahlerin nicht nur mit ein, sondern sie trägt auch durch die gerade von ihr veranlaßte hohe Eisenbahneinnahme im Ruhrgebiet hauptsächlich dazu bei, daß die Fehlbeträge der wenig ertragsfähigen Nebenbahnen im Gesamtbudget der Staatsbahnen dennoch gedeckt erscheinen. Ist es da nun ein unbilliges Verlangen, wenn die rheinisch-westfälische Industrie, die das viel größere Risico jenes Milliardencapitals mit trägt, durch das Verlangen des Rhein-Elbekanals von der Landwirthschaft fordert, daß diese ihrerseits das geringere Risico mangelnder Ertragsfähigkeit des Rhein-Elbekanals mittrage? Ich antworte mit der Denkschrift nein und schließe mich denen an, die es, wie Sympher, für unzweckmäßig halten, bei der Erbauung von Verkehrswegen einen Gegensatz zwischen Industrie und Landwirthschaft aufzustellen. Richtiger ist es, daß beide sich gegenseitig unterstützen, wie die Industrie die Landwirthschaft beim Bau von Klein- und Neben-

bahnen, die vorzugsweise der Landwirthschaft dienen, so die Landwirthschaft die Masseninduſtrie bei der Herstellung und Verbesserung von Wasserstraßen, die vorzugsweise der Industrie zu gute kommen. —

Aus allem, was ich Ihnen vorgetragen habe, werden Sie den Eindruck empfangen haben, daß nicht die Auffassung der Kanalgegner, sondern die der Regierung richtig ist. Es handelt sich um ein Culturwerk ersten Ranges, das ein neues nationales Einigungsband zwischen Osten und Westen darstellt und dem gesammten Vaterlande weit mehr zum Segen gereicht, als es einzelne locale Interessen schädigt. Steht auch das örtliche Bedürfniß des rheinisch-westfälischen Industriegebietes im Vordergrunde, so wird doch zugleich durch den Kanal die bisher fehlende Verbindung zwischen den östlichen und westlichen Wasserstraßen hergestellt und damit werden die bisher getrennten deutschen Wasserstraßen zu einem gemeinsamen Wasserstraßennetz vereinigt. Die außerordentliche Bedeutung dieser Vereinigung für unsere ganze Volkswirthschaft und für die Erstarkung unserer Stellung im weltwirthschaftlichen Wettbewerbe richtig erkannt zu haben, das müssen wir der preußischen Regierung umsomehr zum Verdienst anrechnen, als sie sich doch nicht zweifelhaft darüber sein kann, daß durch den Bau des Kanals die politischen Machtverhältnisse, auf die seit Jahrhunderten die königliche Gewalt in Preußen gegründet ist, eine Verschiebung erfahren, die den preußischen Traditionen zuwiderläuft. Das alte Preußen gravitirte nach Osten, die altpreußischen Adelsfamilien, die ihre Wurzeln in der Landwirthschaft haben, lieferten ihm fast ausschließlich die Führer im Heer und im Beamtenstande. Das neue werdende Preußen blickt nach dem Westen und auf das Meer, das thatkräftige Unternehmerthum des Westens sucht mehr und mehr die Stelle einzunehmen, die der östliche Landadel früher ausschließlich und heute noch vorwiegend festhält. Der Bau des

Rhein-Elbekanals bedeutet politisch, indem er wirthschaftlich in erster Linie der Industrie des Westens zu gute kommt, eine Zurückdrängung des altpreußischen Landadels. In dem instinktmäßigen Erkennen dieser Gefahr liegt vielleicht der hauptsächlichste Grund, der die Conservativen zu Kanalgegnern macht. Ich bin nicht der Meinung, daß sie das rollende Rad der modernen Zeit aufzuhalten vermögen. So lange unsere Bevölkerung fortfährt, so stark zu wachsen, wie bisher, sind wir darauf angewiesen, unserer Volswirthschaft stets die modernsten Grundlagen zu geben, und für eine solche halte ich den Rhein-Elbekanal in seinen geplanten Dimensionen.

(790)

Der Mittellandkanal

(Rhein-Elbekanal).

Vortrag,

gehalten in der staatswissenschaftlichen Gesellschaft zu Jen

Von

Dr. G. K. Anton,

Privatdocent der Staatswissenschaften an der Universität Jena.

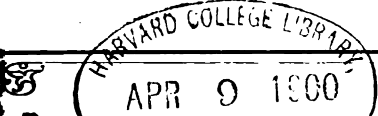


Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königliche Hofbuchhandlung.

1900.



Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 313—336 umfassend.)

Heft 335.

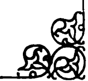
Das Bourbonenthum in Spanien.

Von

Professor Dr. Hanncke
in Cöslin (Pommern).



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Das Bourbonenthum in Spanien.

Von

Rudolf

Professor Dr. Hanncke
in Cöslin (Pommern).

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Aus dem continentalen Rumpfe Europas springen nach Süden drei Halbinseln vor, die griechische, italische und pyrenäische. Während den beiden ersteren in der plastischen Gestalt ihrer Bodenverhältnisse, die einen häufigeren Wechsel von Gebirge und Tiefebene aufweisen, und in dem aufgelockerten Küstenrande oder der nahen Zugehörigkeit von Inseln eine gewisse, wenn auch entfernte Aehnlichkeit ihres geographischen Typus beizumessen ist, tritt die dritte, die pyrenäische Halbinsel, ganz fremdartig auf. Breit und massig, wie ein Thurm im Meere, drängt sich die Halbinsel den Fluthen entgegen; nicht die geringste Gliederung der Küste ist wahrzunehmen, und weite, furchtbar heiße Hochebenen erfüllen das Innere. Wenn also die hispanische Halbinsel in geographischer Beziehung nur wenig Gemeinsames mit dem übrigen Europa hat, so zeigt sie sich dem gegenüberliegenden afrikanischen Continente um desto verwandter; dort wie hier jene Starrheit der Formation, die großen Tafelländer in der Mitte und die geringe Küstenentwickelung des Randes. Wollte man demnach in wissenschaftlich zutreffender Weise die Grenzscheide zwischen Europa und Afrika als zwei eigenartig für sich bestehenden Continentaltypen festsetzen, so müßte man mit mehr Berechtigung den Pyrenäenwall wählen und nicht die Meerenge von Gibraltar, wie ja denn auch in früheren geologischen Perioden zwischen Spanien und Afrika ein unzweifelhafter Zusammenhang bestanden hat. Diese Fremdartigkeit der Bodenformation spiegelt sich

in der Geschichte des spanischen Volkes wieder, und wenn man auch zu weit ginge, mit König Joseph der Nation einen afrikanischen Charakter zuzusprechen, so liefern doch die Gluth der Empfindung, der Eigensinn, mit dem an einer und derselben Idee festgehalten wird, die geringe Empfänglichkeit, Fremdes in sich aufzunehmen und sich davon durchdringen zu lassen, mannigfache Belege für den in gewissem Sinne ganz richtigen Satz, daß der Mensch ein Product seines Landes sei. Man könnte ja die Parallele noch weiter führen und in der äußeren Abgemessenheit, die doch wieder mit wild hervorbrechendem Enthusiasmus abwechselt, in dem grausamen Blutdurst, der heroischen Vaterlandsliebe ähnliche Beziehungen zur Natur des Landes mit seinen öden Hochflächen und dem im üppigsten Schmuck der Palmenvegetation erscheinenden Küstenrande, mit der Hitze seines Klimas und anderem herausfinden —, vielleicht genügt aber diese kurze Vorbemerkung, um uns gewisse Eigenthümlichkeiten in dem Charakterbild der spanischen Geschichte verständlich zu machen.

Diesem Lande ist es nun beschieden, von dem Sprößling jener viel berufenen Herrscherfamilie regiert zu werden, die einst über Europa gar mächtig die Geißel ihres Ehrgeizes geschwungen hat, nämlich — der Bourbonen. Die denkwürdigste Episode in der Geschichte des bourbonischen Ehrgeizes ist die Gründung der Bourbonenherrschaft in Spanien, und es sei mir gestattet, hierbei zunächst etwas ausführlicher zu verweilen.

Wenn der erste bourbonische König in Frankreich, der von den Franzosen so geliebte Heinrich IV., nur kurze Zeit regierte und der Dolch des fanatischen Ravaillac ihn mitten unter großen Entwürfen des weltumspannenden Ehrgeizes traf, so war seinem Enkel eine desto längere Regierung vergönnt. In seinem fünften Lebensjahre wurde Ludwig XIV. die Königskrone auf das Haupt gesetzt, und erst kurz vor seinem achtundsiebzigsten Geburtstage senkte man ihn in die Gruft zu St. Denis. Es

ist für uns Deutsche schwer, Ludwig XIV. gerecht zu beurtheilen: das Andenken an die Schmach und das Elend, die durch ihn über unser deutsches Vaterland gekommen sind, raubt uns die Unbefangenheit. Das übermüthig weggenommene Straßburg und die rauchenden Trümmer Heidelbergs und Speiers haben uns schon von frühe an gelehrt, diesen Fürsten zu verabscheuen. Und doch war Ludwig XIV. eine bedeutende Erscheinung. Mächtig lebte in ihm das Gefühl des bourbonischen Stolzes, und immer neue Combinationen erdachte er, um dem Bourbonenthum die vorwaltende Stellung in Europa zu sichern. Als im Jahre 1683 mit gewaltigem Andrange die Türken gegen Oesterreich losbrachen, als in den bangen Tagen der Monate August und September von Neuem die Entscheidung, ob Abend- oder Morgenland das Uebergewicht haben sollte, auf die scharfe Messerkante gestellt war, da hat Ludwig aus dem allgemeinen Wirrsal ehrgeizig Nutzen zu ziehen gesucht. Wenn Christenthum und Civilisation unter dem zermalmenden Tritt der Janitscharen dem Untergange geweiht schienen, wollte er mit seinen kriegsgeübten Streitkräften zu Hülfe eilen, die Barbaren verjagen und als der Retter der Christenheit sich das römische Kaiserthum übertragen lassen. Bekanntlich hat uns die kühne Entschlossenheit des Polenkönigs Johann Sobieski und deutscher Fürsten davor bewahrt, die eigennützige Hülfe Ludwig's in Anspruch zu nehmen, und sein ehrgeiziger Traum, sich mit der Kaiserkrone zu schmücken, zerrann in Nichts. Wenige Jahre später starb Johann Sobieski, und die Polen waren unschlüssig, wen sie zu ihrem König wählen sollten. Ludwig leitete Unterhandlungen ein, um einem Anverwandten seines Hauses, dem Prinzen Conti, die polnische Königskrone zu verschaffen. Aber auch dieses geniale Project, dem Bourbonenthum im Osten eine einflußreiche Stellung zu gewinnen, sollte sich nicht verwirklichen. Bereits hatte Ludwig das sechzigste Lebensjahr überschritten, als

sich zum dritten Male, glänzender denn je, die Aussicht auf den Erwerb eines Thrones eröffnete: zugleich mit dem Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts welkte die spanische Linie des Hauses Habsburg ihrem Ende entgegen, und alle Welt beschäftigte sich mit der Frage, wer die große spanische Monarchie erben würde? Man muß sich vergegenwärtigen, daß der spanischen Krone durch Kriegsverlust und Abfall heutzutage wenig mehr geblieben ist, als das eigentliche Heimathland Spanien selbst. Vor zweihundert Jahren aber beherrschte der spanische König etwa das Sechsfache des heutigen Besitzthums. Er sendete seine Statthalter aus nach Brüssel, Mailand, Neapel, Mexiko, Lima, und Fläminger, Lombarden, Kalabrier und Amerikaner waren den Befehlen der im Escurial thronenden Majestät unterthan. Ein so ausgedehntes und durch den Reichthum der beherrschten Provinzen mächtiges Reich hatte nothwendiger Weise auch seine einstige Ruhmesperiode. Was für Frankreich das Zeitalter Ludwig's XIV. war, das bedeutete für Spanien das Zeitalter Philipp's II. Das Spanien des siebzehnten Jahrhunderts war die präponderirende Macht in Europa und war es, weil Philipp II. dadurch, daß er der spanischen Nation das Ziel steckte, Beschützer des katholischen Glaubens zu sein, ihre Sympathien und Leidenschaften richtig zu berechnen und auszubeuten verstand. Mit Begeisterung stürzten sich die Spanier in den Glaubenskrieg, sei es, daß es den Deutschen oder den Niederländern, der englischen Elisabeth, dem Großtürken und den afrikanischen Beys oder den Azteken Mexikos galt. Aber die Lorbeeren dieser Kriege mußte Spanien theuer bezahlen, da sich das Volk daran gewöhnte, das blutige Kriegerhandwerk als seine eigentliche Bestimmung anzusehen, und die friedliche Thätigkeit des Ackerbaues und der Gewerbe geringschätzig vernachlässigte. Als im siebzehnten Jahrhundert der unnatürlich aufgethürmte Bau der Größe und des Ruhmes Spaniens zusammenbrach, zeigte es

sich, daß diese Verkennung der wahren Principien nationalen Gedeihens sich furchtbar gerächt hatte. Noch immer war Spanien der Kern einer ausgedehnten Monarchie, — aber das Blut seiner Söhne war verspritzt, das Land selbst verarmt, die niederländischen, italienischen und amerikanischen Provinzen wiederholt empörerisch. „So lag sie da," sagt ein neuerer Historiker, „die einst so gewaltige, blühende Monarchie, wie ein Leichnam, unvermögend die eigene Schwäche zu fühlen."* Wohl selten ist die Ohnmacht und Entkräftung eines Reiches so wunderbar zusammengetroffen mit der elenden Persönlichkeit des derzeitigen Regenten, wie damals in Spanien.

Karl II., der letzte männliche Sproß der spanischen Habsburger, war ein unglücklicher Mensch. Obgleich es vielleicht eine Wohlthat gewesen wäre, das Kind gleich nach seiner Geburt auszusetzen, mühte man sich erfinderisch ab, dem Fürsten das Leben zu erhalten und zu verlängern, weil eben seine Existenz mit Fragen von weltumfassender Wichtigkeit in Zusammenhang stand. Man hatte sich darum auch gehütet, dem Knaben eine bildende Erziehung zuzuwenden, damit nicht etwa die geistige Anspannung die Lebensdauer verkürze. Aengstlich beobachteten die Höflinge, wie der König äße und schliefe, um Schlüsse daraus zu ziehen, ob der Zeitpunkt des Todes noch weit entfernt sei. Es wird uns berichtet, daß in einem eigenthümlichen Anfall von Schwermuth der König sich habe geleiten lassen in die Begräbnißgruft der Habsburger und daß auf seinen Befehl die Särge geöffnet seien. Dann habe er mit grausigem Behagen die zerfallenden Reste seiner Ahnen betrachtet und sei zusammengestürzt mit dem Ausrufe: „Bald werde ich bei Euch sein!" Man möchte beinahe sagen, daß sich in dieser Scene der Zustand der damaligen spanischen Monarchie treu wiederspiegele. Gleichwie der König sich ergötzte an den Särgen seiner Ahnen, so

* Baumgarten, Geschichte Spaniens I, S. 11.

mochte auch die spanische Nation von den quälenden Sorgen der Gegenwart und Zukunft sich hinüberretten in die freudige Erinnerung vergangener Zeiten, als Spanien noch reich, mächtig und glücklich war.

Als in den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts der hinfällige Zustand Carl's II. immer bedenklicher wurde, schenkten auch die auswärtigen Mächte der spanischen Frage eine erhöhte Aufmerksamkeit. Rasch wurde der große Krieg, der ein Jahrzehnt lang den ganzen Westen Europas in Athem gesetzt hatte, durch den Frieden zu Ryswik beendigt, und man ging daran, über das Erbe Carl's II. Bestimmungen zu treffen. Es half wenig, daß dieser unglückliche Monarch sein tödtliches Siechthum vor den Augen der Welt zu verbergen suchte, — wie er denn z. B., als er dem französischen Gesandten, dem Grafen Harcourt, Audienz gab, die Lichtkerzen hinter seinen Rücken stellen ließ, um die erdfahle Farbe seines Antlitzes den Grafen nicht sehen zu lassen, — allgemein war es kund, daß die Auflösung des Königs nahe bevorstünde, und man täuschte sich nur darin, daß man sie früher erwartete, als sie wirklich eintrat. Zwei total entgegengesetzte Ansichten machten sich damals in den Cabinetten Europas geltend, die Einen wollten das Erbrecht, die Anderen die Convenienz über das Schicksal Spaniens entscheiden lassen. Sowohl Ludwig XIV. als der deutsche Kaiser Leopold waren Schwäger des sterbenden spanischen Königs und leiteten aus dieser Verwandtschaft ein Erbrecht her. Aber der Gedanke, daß möglicher Weise die spanische Monarchie mit Frankreich oder mit Oesterreich, das seit dem Türkenfrieden zu Karlowitz eine Großmacht geworden war, zu einem Reiche verbunden würde, verursachte dem übrigen Europa den größten Schrecken. Denn man fürchtete, daß eine der Art geschaffene Universalmonarchie bald die Selbstständigkeit der übrigen europäischen Staaten vernichten müßte. Leopold sowohl wie Ludwig erklärten daher,

nicht sich selbst und ihre Thronfolger zum Herrscher Spaniens machen, sondern Spanien nur für ihre jüngeren Söhne oder Enkel erwerben zu wollen. So übertrug Ludwig XIV. seine Erbrechte auf seinen zweiten Enkel, den Bourboniden Philipp von Anjou. Jedoch auch diese Erklärung war wenig beruhigend, denn die verwandten Throne würden gemeinschaftliche Politik getrieben haben, und die Furcht vor einem erdrückenden Uebergewicht blieb dieselbe. — Es fehlte damals nicht an einem Manne, der jenen Versuchen, colossale Machtstellungen zu gründen, mit ernstlichem Nachdrucke begegnete. Wilhelm III., einer der trefflichsten Männer aus dem durch Tüchtigkeit hervorragenden Hause Nassau-Oranien, war zugleich Statthalter Hollands und König Großbritanniens. So faßte sich in seiner Persönlichkeit der Einfluß jener beiden Mächte zusammen, die aus dem Gegensatze und feindlichen Verhältniß gegen die beiden romanischen Continentalmächte heraus sich entwickelt hatten. In Betreff der spanischen Frage entschied sich Wilhelm nun für das Princip der Convenienz. Durch Uebereinkunft sollten die europäischen Staaten das Schicksal Spaniens so gestalten, daß alle Befürchtungen über die Gründung eines colossalen Einflusses gehoben wurden, und Wilhelm schlug vor, die spanische Monarchie unter die einzelnen berechtigten Erben zu theilen.

Wilhelm's vertrautester Freund, der Graf Portland, wurde zu Anfang des Jahres 1698 nach Paris geschickt, um zu sondiren, ob nicht Ludwig dem Anerbieten eines Theilungsvertrages sich geneigt zeigen würde. Die Art und Weise, wie in Paris die Gesandtschaft Englands aufgenommen wurde, bewies, daß Ludwig nicht mehr wie früher den Standpunkt des rücksichtslosesten Stolzes und der selbstbewußten Zuversicht einnahm. An und für sich kündete sich schon darin ein Umschwung der Gesinnung an, daß das bisher so verachtete England sich herausnahm, eine stattliche Gesandtschaft nach Paris zu schicken, die

noch dazu mit so beispielloser Pracht ausgerüstet war, daß die verwöhnten Pariser sich nicht satt sehen konnten an den Galawagen und den mit orangefarbenen Bändern gezierten Grauschimmeln. Aber noch mehr staunte die Welt, als dem Engländer die unerhörte Ehre widerfuhr, das Wachslicht in dem königlichen Schlafzimmer zu halten und innerhalb des Geländers zu treten, der das Lager umgab. So war denn auch Ludwig weit entfernt, die Anerbietungen Wilhelm's von vorneherein mit stolzer Entrüstung zurückzuweisen; er ließ sich vielmehr herbei, die Vorschläge in Erwägung zu ziehen, und seit der Gesandtschaft Portland's wurde ein lebhafter diplomatischer Verkehr zwischen den Höfen von Versailles und Kensington unterhalten. Ludwig hatte einmal geäußert, er fühle, daß er alt werde, und er wünsche, seinem Volke das gesegnete Andenken eines friedfertigen Fürsten zu hinterlassen. Als er daher im Mai 1700 den ihm von Wilhelm vorgelegten Theilungsplan, wonach an Frankreich bei der Zersplitterung der spanischen Monarchie nur einige Provinzen gefallen wären, unterschrieb, schien Ludwig, gebeugt durch Alter und Sorgen, sich seines Ehrgeizes vollständig zu begeben.

Die Nachrichten über Unterhandlungen und Abschluß der Theilungsverträge erregten in Spanien einen wahren Sturm der Entrüstung. Der Stolz der Nation war auf das Tiefste verletzt. Es schien unerhört, daß von fremden Mächten über das Schicksal einer Monarchie, deren König noch lebte, entschieden war. Man fühlte, daß durch die ihr widerfahrene Behandlung die spanische Monarchie entwürdigt sei, wie wenn sie etwa die Republik San Marino wäre. Vielleicht hätte sich, nachdem der erste Unwille ausgetobt war, bei kälterer Ueberlegung der Stolz der Spanier darin gefunden, ihr Schicksal aus der Hand der fremden Mächte zu empfangen — aber die Integrität der Monarchie sollte erhalten bleiben. Derb äußerten sich die Kastilianer: Wir sind bereit, zu Jedermann zu gehen,

zum Dauphin oder zum Teufel, nur daß wir Alle zusammen gehen. Auch über die übrigen Provinzialen war durch fast zweihundertjährige Zusammengehörigkeit das Gefühl der Einheit gekommen, und mit voller Aufrichtigkeit richteten sich Sympathie und Pietät aller Bewohner der ausgedehnten Monarchie hin zu dem finsteren Königspalaste Spaniens, wo ihr König mit dem Tode rang. Durch die ganze Monarchie zuckte der Pulsschlag des sterbenden Mannes, weil man bange Ahnungen hatte, daß mit dem Sarge des Königs auch die Einheit der Monarchie zu Grabe getragen würde. Auf Kampf durfte man es allerdings nicht ankommen lassen, weil die Streitkräfte des Landes sich in einem erbärmlichen Zustande befanden, aber man ging darauf aus, eine der auswärtigen Mächte als Schützer der Wünsche und Interessen Spaniens zu gewinnen. Die Gemahlin des Königs hätte es gern gesehen, wenn der verwandten habsburgischen Linie in Oesterreich das Erbe zugefallen wäre, und wohl konnte das Project dem Stolze Spaniens schmeicheln: die Zeiten Carl's V. wären dann zurückgeführt. Die Spanier setzten aber in Kaiser Leopold kein Vertrauen; denn er hatte in den Kriegen mit Frankreich eine zu jämmerliche Rolle gespielt, als daß man sich von ihm eines kräftigen Schutzes hätte versehen sollen. In dieser ernsten Krisis mußten auch weniger dynastische Sympathien, als die Rücksicht auf Kraft und Macht den Ausschlag geben, und so wurde immer vernehmlicher der Wunsch des Volkes laut, man solle sich Ludwig XIV. vollständig in die Arme werfen. Wenn auch Ludwig's stolzes Selbstvertrauen in der letzten Zeit angefangen hatte, etwas zu wanken, so war er doch noch der mächtigste Mann in Europa und geeignet, dem Wunsche Spaniens, ungetheilt zu bleiben, bei den übrigen europäischen Mächten Respect zu verschaffen. Daher entschloß man sich kurz, den Bourboniden Philipp von Anjou, für den Ludwig schon wiederholt die Krone

Spaniens in Anspruch genommen hatte, zum Nachfolger Carl's II. zu bestimmen, und diesem Willen der Nation mußte Carl II. durch testamentarische Erklärung die Sanction geben. So geschah das fast Unerhörte, daß der letzte spanische Habsburger unter Nichtachtung der Ansprüche seiner nächsten Verwandten, der deutschen Habsburger, dem Geschlechte die Krone seines Reiches übertrug, das durch fast zwei Jahrhunderte hindurch der hinterlistigste und gefährlichste Feind Spaniens gewesen war.

Am 1. November 1700 starb König Carl II. Am 10. November langte der Courier in Paris an, der Ludwig officiell Mittheilung von dem Testamente Carl's II. machte. Der König war jetzt vor die Alternative gestellt, entweder die Theilungsverträge gelten zu lassen oder dem Willen des spanischen Volkes nachzugeben und seinen Enkel Philipp zum Erben der spanischen Monarchie einzusetzen. Zwei Tage lang hat Ludwig geschwankt: das Schicksal der Welt hing von seinem Entschlusse ab, und wie die Maintenon richtig bemerkte, war es ein Streit zwischen Vernunft und Ehre. Wenn Ludwig auf der Erfüllung der Theilungsverträge beharrte, so hatte er den Gewinn beträchtlicher spanischer Gebietstheile ziemlich sicher in Aussicht; denn Ludwig und Wilhelm verbündet konnten mit Nachdruck ihren Willen durchsetzen. Nahm er aber das Testament an, so stürzte er sich in einen gefährlichen Krieg; denn es war klar, daß Wilhelm die Entstehung einer colossalen Universalmacht auf alle Weise zu verhindern versuchen würde. Die Rücksicht auf Ruhe und Gemächlichkeit hätte also die Ausführung der Theilungsverträge empfohlen. Und in jenen Stunden des Zagens, als Ludwig im Mai des Jahres die Verträge unterschrieb, hatte ja auch jene Rücksicht den Ausschlag gegeben. Unzweifelhaft hatte aber dann bald den König der Abschluß der Theilungsverträge gereut. Als die Spanier den französischen Gesandten fragten, ob Ludwig fest entschlossen sei, die Theilungsverträge zu halten,

antwortete Jener so ausweichend wie möglich und ließ die Spanier die moralische Ueberzeugung gewinnen, daß Ludwig doch in seinem Herzen gesonnen sei, seinen Enkel auf den spanischen Thron zu setzen. So drängte denn auch jetzt in den letzten Augenblicken der Entscheidung Alles dahin, den gefährlicheren, aber ehrenvolleren Weg einzuschlagen. Alle Rücksichten ängstlicher Sorge schwanden; wie in den Tagen seiner stolzesten Jugend belebte Ludwig kühnes Vertrauen; er glaubte es dem dynastischen Interesse seines Hauses schuldig zu sein, zuzugreifen und die ehrgeizigen Träume, die die französischen Staatsmänner Richelieu und Mazarin vor ihm gehabt hatten, zu verwirklichen. Der unwiderstehliche Zug der Dinge riß ihn fort: am 12. November entschied sich Ludwig, das Testament anzunehmen. Ein Vertrauter des Königs schlich sich zu dem jungen Herzog von Anjou, um ihm die frohe Botschaft zu hinterbringen; denn vorläufig sollte die Sache noch geheim gehalten werden. Philipp von Anjou saß gerade beim L'hombrespiel, als ihm der Höfling zuraunte, daß er König von Spanien geworden sei. Im ersten Moment der Freude fuhr Philipp jäh in die Höhe. Doch als ob er sich geschämt hätte, so weit seiner Würde zu vergessen, setzte er sich lautlos wieder nieder und fuhr in seinem Spiele fort. Am 16. November fand die öffentliche Erklärung der Annahme des Testaments statt. Feierlich redete Ludwig seinen Enkel Majestät an; er forderte ihn auf, ihn in die Messe zu begleiten und Gott zu danken, und als sie Beide vor dem Hochwürdigsten knieten, gab er ihm die rechte Hand. Am 23. Januar 1701 verkündeten die Kanonen von Fuenterrabia, daß der neue König in seinem Reiche angekommen sei. — Es folgten dann lange Jahre des spanischen Erbfolgekrieges, in denen die beiden Thronbewerber Philipp und Carl von Oesterreich das Land Spanien zu erbittertem brudermörderischem Kampfe aufriefen, aber endlich siegte die Sache Frankreichs, und das bourbonische

Filialkönigthum war gesichert. Und es schien nun, als ob der bourbonische Ehrgeiz durch den Erfolg, den er eben gehabt hatte, zu weiteren Versuchen angespornt war. Philipp selbst versank ja mehr und mehr in Melancholie und erwies sich unfähig zu Staatsgeschäften, aber in seiner Gemahlin Elisabeth von Parma war ihm eine Frau zur Seite gesetzt, die durch Mutterliebe und italienische Leidenschaftlichkeit angestachelt wurde, ihren Kindern neue Kronen zu verschaffen; und so gelang es ihr, die Bourboniden auf die Throne Neapels und Parmas zu führen, von denen sie in unserem Jahrhundert, ebenso wie in Frankreich selbst, wieder heruntersteigen mußten.

Wir kehren jetzt zur Geschichte Spaniens zurück und übergehen die Regierung der drei ersten Bourbonen, um erst wieder bei Carl IV. 1788—1808 ausführlicher zu verweilen. Die Regierung Carl's IV. müßte eigentlich die Regierung Godoy's, des allmächtigen Ministers, genannt werden. Die Königin Marie Louise war von einer verzehrenden Leidenschaft für diesen Mann erfaßt, und weder die schamlose Feilheit desselben noch sein brutaler Stolz oder seine staatsmännische Unwissenheit — liefen doch über ihn Anecdoten herum, daß ihm erst allmählich während seiner Ministerialregierung der Unterschied zwischen Russia und Prussia klar geworden sei — konnten die allmächtige Stellung des Günstlings erschüttern, und merkwürdiger Weise nahm König Carl trotz der Schande, die seiner Hausehre widerfuhr, wiederholt Gelegenheit, Godoy als seinen treuesten Freund zu bezeichnen. War das spanische Volk schon vorher verarmt, so wurde es unter Godoy bis aufs Blut ausgesogen, zumal die zwei kopflos unternommenen Kriege gegen Frankreich und England die bittersten Verlegenheiten brachten. Der Hof verschlang in gewissenlosester Verschwendung ein Sechstel der Einkünfte, und fast den gleichen Bruchtheil verbrauchte das Kriegsministerium; namentlich in letzterer Hinsicht trat die Nichtswürdigkeit

Godoy's klar zu Tage. Während die Soldaten hungerten und halbnackt herumliefen, schuf man eine lächerliche Fülle höherer Officierstellen, um alle die Creaturen des allmächtigen Günstlings mit reichen Einnahmen abfinden zu können. Zur Feier der Hochzeit des Prinzen von Asturien wurden auf einen Schlag 57 Feldmarschälle, 26 Generallieutenants und viele Hunderte von Obersten ernannt. Die einst so stolze spanische Flotte war bis auf die erbärmliche Zahl von 15 brauchbaren Fregatten zusammengeschmolzen, und dennoch gab es 1 Großadmiral, 2 Admiräle, 29 Viceadmiräle, 63 Contreadmiräle, 80 Capitaine von Linienschiffen und 134 Fregattencapitaine! Es gehörte nun zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der spanischen Geschichte in jenen drei ersten Jahrhunderten der neueren Zeit, daß den Spanier eine unauslöschliche Liebe zu seinem Königthume beseelte, und Hingabe an den katholischen Glauben, sowie Loyalität waren die eigentlichen beiden Grundpfeiler des spanischen Gefühlslebens. Diese Loyalität sollte allerdings jetzt unter der Regierung Carl's IV. die schwersten Proben ihrer Standhaftigkeit bestehen, dennoch aber kam nach zwanzigjährigen Leiden der Unwille erst da zum Ausbruch, als das königliche Haus gegen sein eigen Fleisch und Blut zu wüthen begann. Die Königin Louise hegte in ihrem Herzen zwei Regungen, die blinde Vergötterung ihres Buhlen Godoy und den tödtlichen Haß gegen ihren Sohn Ferdinand, den Prinzen von Asturien. Das fortgesetzte Zerwürfniß ließ dann Godoy den verhängnißvollen Schritt thun, den Prinzen am Ende des Jahres 1807 verhaften zu lassen. Jetzt ging ein Schrei des Entsetzens durch das ganze Land. Die Empörung kam zu Arranjuez zum Ausbruch; Godoy mußte entlassen werden und Carl dankte nothgedrungen zu Gunsten seines Sohnes ab, der dann als Ferdinand VII. unter fast wahnsinnigem Enthusiasmus des Volkes in Madrid einen Einzug hielt. Die schamlosen Vorgänge innerhalb des

königlichen Hauses waren einem scharfsichtigen Beobachter, der jenseits der Pyrenäen auf der Lauer lag, durchaus nicht entgangen, und derselbe sollte jetzt eine verhängnißvolle Entscheidung treffen. Napoleon hat gewissermaaßen durch den Beschluß, der über das Geschick Spaniens entschied, sich das eigene Grab zu graben angefangen, und es ist interessant und lehrreich, zu beobachten, wie er lange Zeit geschwankt hat und wie er nur mit innerstem Widerstreben sich entschied, als ob ihn eine Ahnung des Verhängnisses, das ihn zu ereilen nahe war, überkommen hätte. Man kann mit vollstem Rechte in das Jahr 1808 für die psychische Entwickelung Napoleon's den Wendepunkt setzen, wo die kalte Ueberlegung dem Fieber des Größenwahns und der blinden Ländergier wich. Und von da ging es mit dem Kaiser und seinem Glück größtentheils bergab. — Die spanische Monarchie verfügte noch immer über ansehnlichen Länderbesitz. Zwar waren die italienischen und niederländischen Landschaften von der spanischen Krone losgerissen, aber außer dem Mutterlande besaß der spanische König noch jene ausgedehnten Colonialgebiete in Amerika und Asien, die Spanien den Ruf einer Großmacht erhielten. Die Ueberlegung, die nun Napoleon anstellte, hatte folgende Gesichtspunkte. Entweder er ließ Ferdinand auf dem Throne und kettete den ihm sklavisch ergebenen Monarchen als Alliirten an seinen Siegeswagen — oder er nahm Spanien völlig in Besitz. In letzterem Falle, dies sah er ein, würde sofort England die Emancipation der Colonien ins Werk setzen, und Spanien ohne Colonien dünkte ihm ein dürftiger Besitz. Dennoch siegte die Ländergier in Napoleon; er lockte die ganze königliche Familie nach Bayonne und überließ es hier Carl IV. und Marie Louise, ihren eigenen Sohn Ferdinand unter den widerlichsten Schmähungen zur Abtretung seines Königreiches an Frankreich zu zwingen.

Napoleon verlieh das gewonnene Land seinem Bruder

Joseph. Doch jetzt erwachte von Neuem in dem spanischen Volke jene Glut der Empfindung, die es schon im sechzehnten Jahrhundert als Vorfechter des katholischen Glaubens bewiesen hatte; die Treue gegen die rechtmäßige Herrscherfamilie und der Haß gegen die Fremdlinge und Unterdrücker trieb die Nation in einen Kampf, der als riesenhaft bezeichnet werden muß und dessen heroische Beharrlichkeit dem spanischen Volke die Bewunderung der Welt eintrug. Je größer der Haß gegen Napoleon, den allgemeinen Unterdrücker, war, desto mehr jubelte man dem spanischen Volke zu, das zuerst sich gegen das Joch des Weltbezwingers empört hatte. Es ist bekannt, wie die preußischen Patrioten wieder und wieder auf dieses Beispiel des spanischen Volkes hinwiesen. Vielleicht haben aber die Spanier durch dieses Beispiel des Heroismus den fremden Nationen mehr genutzt als sich selbst. Wenigstens kann man sich bei dem Gedanken, daß die Spanier für Ferdinand VII. und aus Haß gegen König Joseph Ströme Blutes vergossen, eines gewissen schmerzlichen Bedauerns nicht erwehren. Die abwägende Betrachtung, wem von den beiden Persönlichkeiten der Vorzug zuzuerkennen sei, neigt unzweifelhaft die Schale zu Gunsten Josephs. König Ferdinand lebte in seiner französischen Gefangenschaft in ziemlich behaglicher Stimmung. Seine Lieblingsbeschäftigung war, am Stickrahmen zu sitzen, und so stickte er eigenhändig ein kostbares Gewand für die heilige Jungfrau zu Valençay, die dann auch nicht verfehlte, durch den Mund der Beichtväter ihre Zufriedenheit mit dem Könige verkünden zu lassen. Vor seiner Rückkehr schloß er mit Napoleon beinahe einen Allianzvertrag gegen England und wollte sich sogar dazu verstehen, Josephs Tochter zu heirathen. Gegenüber diesem unwürdigen Gebaren erscheint uns die Persönlichkeit Josephs in einem besseren Lichte. Er betrat die Grenze des Landes mit dem festen Vorsatz, Spanien glücklich zu machen, und sprach es

aus, daß es kein Glück gebe, als ein gutes Gewissen und die Achtung vor sich selbst. In Madrid hat er später von 7 Uhr des Morgens bis 11 des Abends in ernstester Pflichterfüllung gearbeitet, aber traurig sah er ein, daß ihm überall ein glühender Haß begegnete, der keine Verständigung suchte und wollte. Erschüttert schrieb er an seinen Bruder die Worte, in diesem Volke stecke etwas Afrikanisches; die auflodernden Flammen von Saragossa, das sich selbst zum Ruin verurtheilt hatte und bei dessen Belagerung von hunderttausend Menschen vierundfünfzigtausend ihren Tod fanden, gaben Joseph einen Fingerzeig, daß dieses Volk zwar schwärmerisch lieben aber auch unversöhnlich hassen konnte. Das Merkwürdigste bleibt aber immer, daß er sowohl wie Napoleon die ganz richtige Erkenntniß hatten und demgemäß handeln wollten: dem spanischen Volke sei nur durch Volksbildung aufzuhelfen. Wer wollte also leugnen, daß die Regierung Josephs, falls sie von dieser richtigen Erkenntniß ausging, dem unglücklichen Lande wohlthätige Reformen hätte bringen können?

Die unsäglichen Leiden jenes furchtbaren Kampfes mit den Franzosen mußten das spanische Volk wohl zu einer ernsten Betrachtung seiner Vergangenheit und der Aussichten in die Zukunft führen. Es war sein fester Vorsatz, dem angestammten Königshause die Treue zu halten; aber man erinnerte sich doch auch mit Scham des unwürdigen Looses, das die nichtswürdige Regierung Karls IV. Spanien bereitet hatte, und eine Reihe trefflicher Männer suchte Vorkehrungen zu treffen, um die Wiederholung ähnlicher Gewaltthaten zu verhindern. Man gerieth auf den Gedanken, dem Lande eine Verfassung zu geben und neben den König Vertreter des Volkes zu stellen, die eine Controlle der Regierungshandlungen ausüben sollten. Es hieß das, die alten Cortes unter erneuerten und erweiterten Machtbefugnissen wieder aufleben lassen. Unter dem furchtbaren

Kanonendonner der Franzosen, die Cadiz beschossen, wurde daselbst 1812 die neue Verfassung proclamirt, von deren Aufrichtung eine neue Aera der spanischen Geschichte datirt. Es würde zu weit führen, den Inhalt dieser spanischen magna charta ausführlicher darzulegen; ihre beiden wichtigsten Bestimmungen bedingen eben die neue Zeit: einmal wurde die Volkssouveränetät ausgesprochen und zweitens gab man an die Hand, den unglückseligen Finanzzuständen des Landes durch Veräußerung des todten Besitzes der Kirche aufzuhelfen. Von jetzt ab ging ein Zwiespalt durch das ganze Land, in dem neben der Fahne des absoluten Königthumes, um die sich Clerus und Mönche schaarten, das Panier der Verfassung emporgehalten werden konnte und nach hier und dort sich die Anhänger schieden. Wenn es schon überhaupt der Bourbonen berüchtigte Eigenthümlichkeit war, nichts lernen und nichts vergessen zu können, so durfte man von einem Ferdinand VII. am allerwenigsten erwarten, daß er bei seiner Rückkehr 1814 die geänderte Verfassung des Königthumes anerkennen würde. In sehr bezeichnender Weise wandte er zu Valencia dem Präsidenten der bisherigen Regierung den Rücken und bot ihm in dieser Stellung die Hand zum Kusse. Und so wurde denn auch ganz in den Grundsätzen des altspanischen Königthumes weiter regiert. Obwohl mittlerweile der Abfall fast aller amerikanischen Colonien eintrat und bedeutende Hülfsquellen versiegten, so daß Spanien jetzt zum Range einer unbedeutenden Mittelmacht herabgedrückt wurde, blieb doch der alte Dünkel. Kleine Reisen des Königs im Lande verschlangen Millionen, und die spanische Regierung lehnte die Betheiligung am Congreß zu Aachen ab, weil die Repräsentation „des ersten Monarchen der Welt" dem Lande zu große Kosten verursacht haben würde. Gleich von den ersten Zeiten der Rückkehr an vergalt Ferdinand die heroischen Leiden des Volkes mit blutigster Verfolgung der

Cortespartei, wobei die fanatischen Mönche ihn beharrlich unterstützten. Bald kam es denn auch so weit, daß die Spanier, wie der preußische Gesandte Werther nach Berlin schrieb, die Regierung Godoys fast der gegenwärtigen vorzogen. Dennoch gelang es nicht, die Verfassungspartei ganz auszurotten, und im Jahre 1820 führte dann die durch Riego geleitete Revolution dazu, daß der König die Verfassung beschwor und also eine Zeit lang die Cortespartei an das Ruder kam. Die durch den Congreß zu Verona beschlossene Invasion eines französischen Armeekorps unter Angoulême befreite den König aus den Händen der Cortes und leitete wieder eine Zeit des wildesten Mönchshasses ein. So genügte es, ein Bild Riego's zu besitzen, um zehn Jahre Presidios zu bekommen. Die letzte Zeit seiner Regierung ließ wieder den König in der Verfolgung der Verfassungspartei erheblich nachlassen, was ihm natürlich den glühenden Haß der Mönche eintrug, die damals zuerst ihr Augenmerk auf Don Carlos, den Bruder des Königs richteten. Man sieht — es war ein stetes Fluctuiren des Einflusses zwischen den Servilen, wie in Spanien die Hofpartei hieß, und den Liberalen, die sich bald in moderados und exaltados schieden, letztere ganz inficirt von der Frivolität der Pariser Gesellschaft, deren Grundsätze und Sitten ihr Ideal waren, und das verlieh dem Kampfe Heftigkeit und Hast. Der rasche Wechsel der obsiegenden und herrschenden Partei erzeugte jene trostlose Unsicherheit des politischen Lebens, die alle innere Reform lähmte und das Land immer unglücklicher machte. Die Ministerien folgten sich in erschreckender Schnelligkeit, und so gab es z. B. später in den fünfundzwanzig Jahren von 1833 bis 1858 siebenundvierzig Ministerpräsidenten, achtundsiebzig Finanz- und sechsundneunzig Kriegsminister. Als ob es nicht genug war, daß die beiden Parteien mit echtspanischer Grausamkeit gegen einander stritten, sollte dies Jahrhundert dem un-

glücklichen Lande, um den Kelch seines Elends voll zu machen, auch noch die furchtbarste Plage bescheeren, nämlich den jahrelang fortgesetzten und ganze Landschaften bis ins Mark verwüstenden Bürgerkrieg. Das sind die Carlistenkriege, die seit 1833 Spanien heimgesucht haben.

Im Jahre 1829 hatte nämlich König Ferdinand VII. zum vierten Male geheirathet und zwar die damals dreiundzwanzigjährige neapolitanische Prinzessin Christine. Es war dies ein Ereigniß von der größten Tragweite, da die bisherigen Ehen des Königs kinderlos geblieben waren und so durch diese neue Heirath dem Bruder des Königs Don Carlos die fast schon gewisse Aussicht auf den Thron verkümmert zu werden drohte. Sollte allerdings aus der Ehe ein weiblicher Sprößling hervorgehen, so belebten sich die Hoffnungen des Don Carlos von Neuem. Da erschien im März 1830 ein königliches Decret, welches die gültige Thronfolgeordnung umstieß. Nachdem nämlich durch das ganze Mittelalter und die Zeit der habsburgischen Regenten hindurch die Zulassung der Frauen zum Throne in Folge uralter Spanien eigenthümlicher Gesetze gegolten hatte, führte Philipp V., der die Reihe der bourbonischen Regenten in Spanien beginnt, im Jahre 1713 die alleinige Thronberechtigung der männlichen Nachkommen ein, wie sie auch in anderen Ländern, wo das salische Gesetz galt, festgesetzt war.

Schon im Jahre 1789 hatte Karl IV., weil sein fünfjähriger Sohn, der nachmalige Ferdinand VII. sehr schwächlich schien, die alte Thronfolgeordnung herzustellen gesucht, dann aber, als mit dem Erstarken des kleinen Ferdinand die praktische Bedeutung dieses Unternehmens unerheblich zu werden schien, die Sache nicht weiter zum definitiven Abschluß geführt. Jetzt gewann aber die Frage von Neuem Wichtigkeit, und so war unter dem Einflusse der Königin Christine dieses Decret erlassen, das die weibliche Thronfolge wiederherstellte. Die Einwilligung

der auswärtigen Höfe und der spanischen Behörden war weiter nicht eingeholt worden, sondern als ob Spaniens König noch der große Weltherrscher war, sollte das Decret die gesetzliche Sanction ohne weiteres in sich selbst tragen. Mit begreiflicher Spannung sah also alles der Entbindung der Königin entgegen, da im Falle der Geburt einer Tochter jedermann die schwersten Verwicklungen voraussehen mußte. So wie einst das Aufziehen eines schwarzen oder weißen Segels dem harrenden Aegeus die freudige oder düstre Botschaft verkünden sollte, so war die Bestimmung getroffen, daß dem ängstlich harrenden Volke von Madrid die aufgezogene rothe Fahne auf dem königlichen Schlosse die Geburt eines Infanten, dagegen die weiße die Geburt eines weiblichen Sprößlings andeuten sollte. Ein eigenes Mißgeschick waltete über diesem optischen Telegraphen. Am Ende des Septembers sah die Madrider Bevölkerung unter großem Jubel plötzlich die rothe Fahne aufhissen. Alles stürzt voll Hast nach dem Schlosse und muß dann die Antwort hören, der diensthuende Offizier habe nur einmal vorher die Signale probiren wollen. Auch am Tage der Entscheidung sollten noch die Madrider geneckt werden, da die wirklich aufgezogene weiße Fahne von der untergehenden Herbstsonne so schön roth beleuchtet wurde, daß alles von Neuem jubelte, um so mehr, da die getäuschte Artillerie eine falsche Salve abfeuerte. Im königlichen Schlosse war man desto niedergeschlagener. Schon vom frühen Morgen des zehnten October ab harrte eine geladene Gesellschaft hochgestellter Spanier der Botschaft aus den Gemächern der Königin. Erst um vier Uhr Nachmittags öffneten sich die Thüren, und eine Hofdame verkündete, Ihre Majestät ist glücklich entbunden. In dem Augenblick trat der König ein, blaß und aufgeregt, begleitet von der Marquesa von Santa Cruz, die das Kind auf einer silbernen Schüssel trug. Sie präsentirte es den Spaniern. Einer von

ihnen fragte angstvoll, ein Prinz? Sie antwortete una niña (Kleine); der König fügte hinzu pero hermosa, aber eine schöne. Dann nahm er die Schüssel, um das Kind den anwesenden Diplomaten zu zeigen. Er versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihm; dafür schrie die kleine Prinzessin desto lauter. So war die Entscheidung gefallen. Die Geburt einer Infantin, der jetzigen vertriebenen Königin Isabella, sollte einen grauenvollen Bürgerkrieg heraufbeschwören.

Noch drei Jahre lebte Ferdinand, zuletzt in trostloser Monotonie des Daseins. Die lebenslustige Christine schrieb verzweifelte Briefe nach Neapel und schalt über die Oede des Hoflebens. Das Hauptvergnügen außer den schrecklichen Stiergefechten, so berichtet sie, sei, daß die Majestäten sich in dem Menageriehofe des Buen Retiro niederließen, worauf die Thiere von den Wärtern feierlich herumgeführt wurden und sich schließlich vor den Majestäten hinknieen mußten. Am 29. September 1833 starb der König. Mit echt spanischer Umständlichkeit spielte sich am königlichen Sarge eine sonderbare Scene ab. Als nämlich am 4. October die Leiche im Eskorial beigesetzt wurde, bestätigten zunächst die als Zeugen eingeladenen Hofbeamten, indem sie durch ein Glasfenster des Sarges sahen, daß in demselben wirklich der Leichnam Ferdinands läge. Dann trat der Herzog von Alagon vor und rief dreimal mit lauter Stimme: Sennor, worauf er sagte, da S. Majestät nicht antwortet, so ist er wirklich todt.

Christine trat nun die Regentschaft für die kleine Königin Isabella an. Nothgedrungen stützte sie sich auf die Verfassungspartei, während die Mönche sofort Don Carlos als König Karl V. zujubelten. Von Bilbao ging die Erhebung für Don Carlos aus, und es dauerte der greuelvolle Krieg sieben Jahre, bis 1840.

Die Hauptstütze waren damals, wie in allen späteren

Carlisten-Kriegen, die Basken, die durch die Maßregeln der Verfassungspartei, welche diese reichen und fleißigen Landschaften mit mehr Zöllen belegen wollten, sich in ihren altverbrieften Rechten, den Fueros, gekränkt glaubten. Die Basken sind ein eigenthümlicher Menschenschlag, alle adligen Blutes, arbeitsam, streng abgeschlossen und eifersüchtig auf ihre alte Sonderstellung. So wie die Vendée für die französischen Bourbonen den Herd der Invasionsbestrebungen bildete, so sind die vier baskischen Provinzen Biskaya, Guipuzcoa, Alava und Navarra die Brutstätte der Carlistenkriege. Von vornherein gewann damals der Carlistenaufstand wesentliche Unterstützung durch einen tüchtigen Feldherrn und einen verwegenen Parteiführer. Der Baske Zumala cárregai ist eine großartige Soldatennatur, und wohl nur seinem frühen Ende († 1835) ist der ungünstige Ausgang des Aufstandes beizumessen.

Eine recht seltsame Figur ist der altcastilische Guerillero, der Pfarrer Merino. Ursprünglich Ziegenhirt, hatte er in schneller Schulung die Messe singen gelernt und war in seinem Heimathdorfe Pfarrer geworden. Uebrigens trieb er, da seine Pfründe zu schlecht war, nach wie vor seine Ziegen in die Berge. Als die Franzosen 1808 ins Land brachen, begehrten dieselben aus dem Dorfe Mannschaft für ihr Gepäck und luden dem Pfarrer die große Pauke auf. In Lerma riß ihm endlich die Geduld; wüthend warf er die Pauke an die Erde und schwur Rache. Er legte sich mit seiner Büchse in den Hinterhalt und wurde einer der gefürchtetsten Guerilleros. Ferdinand bestimmte später dem streitbaren Pfarrer zur Belohnung einen Stuhl an der Kathedrale zu Valencia. Als ihn dort die Domherren wegen seiner Unwissenheit hänseln wollten, machte er kurzen Proceß, zog unter dem Chorrocke zwei Pistolen hervor und fragte dann, wer noch etwas von ihm wünsche? Sofort riefen jetzt, als der Krieg losbrach, die früheren Kampfgenossen

den vierundsechzigjährigen Merino herbei, der mit altem Muthe und Eifer den Guerillakrieg zu leiten übernahm. — Der Kampf wurde mit scheußlicher Grausamkeit geführt, und zwar gleichermaßen bei Carlisten und Christinos. Das liegt eben im spanischen Naturell. Das Unmenschlichste wird allerdings von den Christinos berichtet. So mordeten z. B. in Madrid die Soldaten ihren eigenen General Quesada und zeigten des Abends in den Kaffees triumphirend die Ohren desselben herum. Eine andre Verruchtheit war folgende: Um den glücklichen Carlistenchef Cabrera, bei dem auch unser berühmter General v. Göben damals diente, von weiteren Unternehmungen abzuschrecken, ergriff man 1836 die in Tortosa lebende fromme und würdige Mutter desselben, die die Roheiten ihres Sohnes aufrichtig beweinte, und erschoß sie im Festungsgraben. Ein ähnliches Schicksal sollte dann seinen Schwestern bereitet werden. Als die Kunde von dieser Mordthat endlich Cabrera erreichte, fürchtete man für seinen Verstand; er gebärdete sich wie ein Karl Moor und gab schließlich die Parole: Vierzig Tage Mord, Todesstrafe dem, der nicht gehorcht! Doch genug von diesen Greueln.

Nachdem der Siegesherzog Espartero den ersten Carlistenkrieg im Jahre 1840 zum glücklichen Abschluß gebracht hatte, regierte Königin Isabella die lange Zeit bis 1868. Der geduldigste Geschichtschreiber muß aber ermüden, dieses Gewebe von Palastintriguen und Corruption, den ewigen Wechsel der regierenden Behörden und die trostlose Ausbeutung des Volkes in ausführlicher Darstellung zu begleiten. Daß allerdings das politische Leben in Spanien in diesen Jahrzehnten ein so unerfreuliches Bild abgiebt, ist vielleicht nicht allein die Schuld der Königin und ihrer Rathgeber, sondern die leidenschaftliche Gluth, mit der der moderne Spanier in der Betheiligung an der Politik den Ersatz für seine einstigen glänzenden Aufgaben in

den Glaubenskämpfen und der Thätigkeit in den Colonien sucht, hat auf die Festigkeit und Stetigkeit der Regierungssysteme unheilvoll eingewirkt. Trefflich charakterisirt Baumgarten diese Erscheinung des modernen Spaniens mit den Worten: „Wesentlich daraus ist der trostlose Wirrwarr der spanischen Politik zu erklären, daß die ganze Fülle von Kräften, welche sich in andern Ländern auf Landbau, Gewerbe, Handel, Wissenschaft, Kunst und Politik vertheilen, in Spanien fast ausschließlich sich auf dem engen Raume der Politik zusammendrängen und so eine erdrückende Concurrenz erzeugen, einen verzweifelten Kampf um die Existenz. Keine Politik und keine Partei kann diesen massenhaften Ansprüchen genügen. Wenn auch eine Partei sich noch so ausschließlich aller Aemter und lucrativen Geschäfte bemächtigt hat, bleiben doch immer viele der Ihrigen mit leeren Händen, und wie unverantwortlich ausgedehnt die Zahl der hoch dotirten Posten ist, sie reicht nie aus, um alle Parteiführer zu bedenken. Alle diese Unbefriedigten kehren den undankbaren Freunden den Rücken und wandern in das Lager derjenigen Partei oder desjenigen Generals, welcher die besten Aussichten hat, zunächst zur Gewalt zu kommen. Die Spanier klagen selbst, daß die Politik wie eine Entreprise betrieben wird, und die Zahl der Regierungsentrepreneurs wächst mit jedem Tage."

Isabella wurde 1868 vertrieben, es folgten dann das Königthum Amadeos von Italien, die Republik und endlich wieder die Einsetzung der Bourbonen. Alfonso XII. und der jetzige minderjährige König Alfonso XIII. haben im Ganzen unangefochten gelebt, nur daß in den siebziger Jahren Karl VII., der Enkel des Prätendenten Karl V., von Neuem den unglückseligen Carlistenaufstand begann und man auch gegenwärtig (1899) wieder von Erhebungen der Carlistenpartei munkelt (Prinz Jaime, Sohn Karls VII.).

Während so im Inneren die Geschichte Spaniens seinen einigermaßen ruhigen Verlauf genommen hat, ist in jüngster Zeit dadurch ein bedeutsamer Wandel eingetreten, daß Spanien in dem amerikanischen Kriege fast die letzten außereuropäischen Colonien verloren hat und so nach außen hin tief gedemüthigt und zu jammervollster Ohnmacht verurtheilt erscheint.

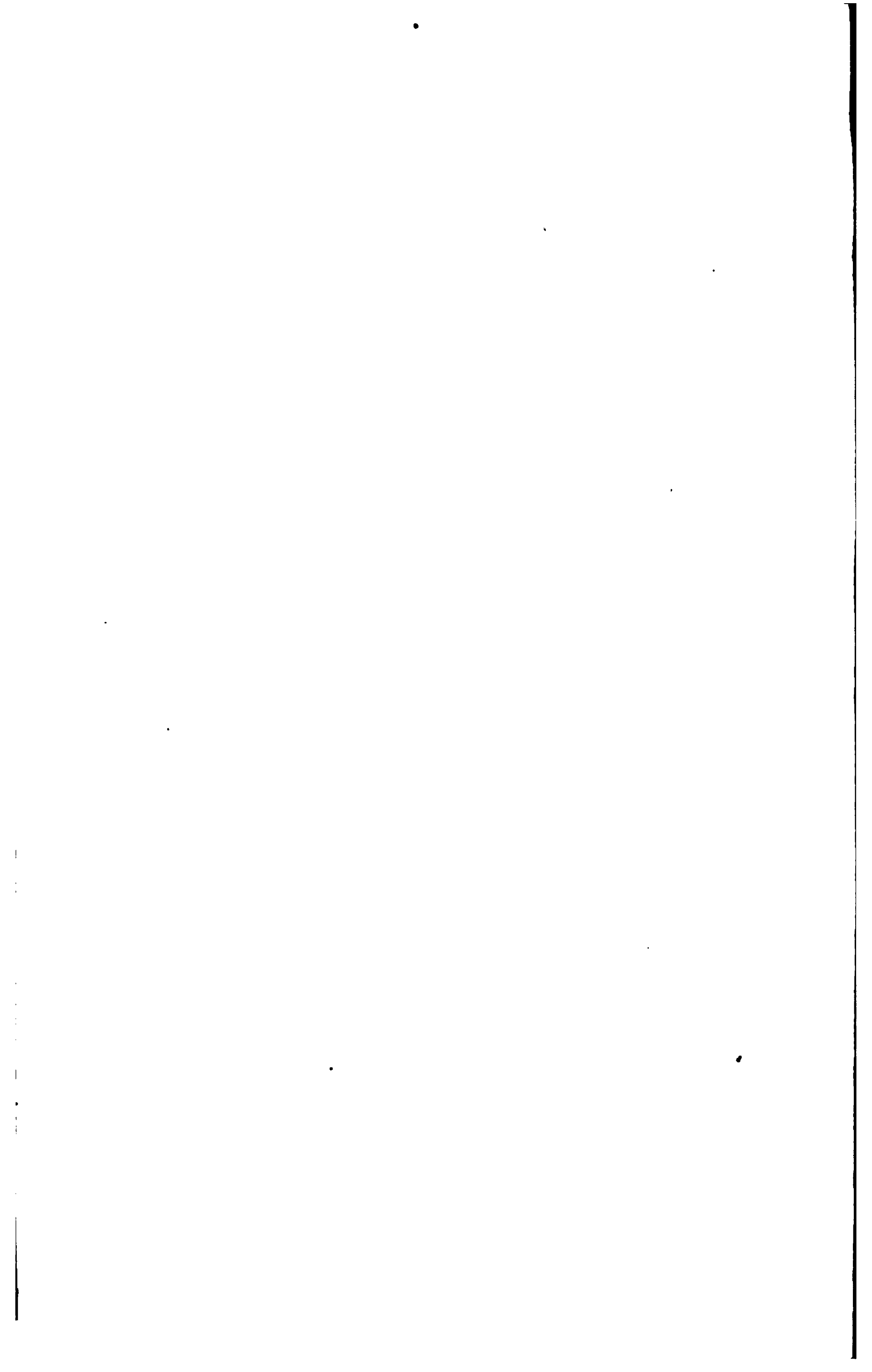
Das schöne Cuba mit seinem Bodenreichthum und klaren Meerwasser, wo selbst der Meerboden wie ein herrlicher Garten erscheint, die asiatischen Philippinen, deren Besitz einst Karl V. das stolze Wort eingab, daß in seinen Staaten die Sonne nicht untergehe, sie sind jetzt getrennt vom Mutterlande, und wehmüthig mußte es berühren daß als einziges und letztes Gut aus ihren Colonialreichen die Spanier die Asche des Columbus nach Sevilla zurückbrachten. Vielleicht erfährt Spanien nunmehr dasselbe Schicksal wie einst England im Mittelalter, als es den festländischen Besitz in Frankreich verlor und in sich mächtig erstarkte und zur wahren Entfaltung des Volksthums gelangte. Vielleicht — aber man hat doch seine Bedenken. Der sprichwörtlich gewordene „Stolz" des Spaniers ist allmählich ausgeartet zu hoffärtigem Dünkel, und kein Volk kann Ruhm und Größe erwerben, das nicht in Selbstzucht und Selbsterkenntniß die schwersten Kämpfe in innerster Seele durchgemacht hat. —

Anhang.

Carl IV. und Marie Louise.

- Ferdinand VII., † 1833, und Christine von Neapel.
  - Isabella II. und Franz.
    - Isabella, Gräfin von Girgenti.
    - Alfons XII., † 1886.
      - Alfons XIII., geb. 1886.
- Don Carlos (V.), † 1855.
  - Carlos (VI.), † 1861.
  - Johann dankt ab zu Gunsten seines Sohnes
    - Carlos (VII.) geb. 1848.
      - Jaime, geb. 1870.
    - Alfons.

(817)



In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ t erschienen über

Geschichte.

Beheim-Schwarzbach, Die Besiedelung von Ost-Deutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. (393/394) .... M. 1.20
Bergau, Das Ordenshaupthaus Marienburg in Preußen. (133) .. „ —.60
Bluntschli, Die Gründung der amerikanischen Union von 1787. 2. Aufl. (54) .... „ —.60
Boesch, Heinrich I. und Otto I. (432) .... „ —.60
Buchheister, Hannibals Zug über die Alpen. (N. F. 41) .... „ — 60
Bußler, Hiob und Prometheus. (N. F. 276) .... „ —.75
Czekelius, Ein Bild aus der Gegenreformation in Siebenbürgen. (465) „ —.80
Denicke, Von der deutschen Hansa. (456) .... „ —.80
Dondorff, Die Normannen und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben im Mittelalter. (225) .... „ —.75
Essellen, Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum. Mit einer Karte. (200) .... „ 1.—
Eyssenhardt, Die Verschwörung gegen Venedig. (N. F. 56) ...... „ 1.—
Germanicus, Englands Heerwesen am Ende des 19. Jahrhunderts. (N. F. 248) .... „ —.80
Häußner, Unsere Kaisersage. (440) .... „ 1.—
Hetzel, Die Stellung Friedrich des Großen zur Humanität im Kriege. (461) .... „ —.60
Heydenreich, Livius und die römische Plebs. (Ein Bild römischer Geschichtsschreibung.) (401) .... „ 1.—
Isaac, Amy Robsart und Graf Leicester. (Ein Kriminalfall des XVI. Jahrhunderts.) (389) .... „ —.80
Ißleib, Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Hessen. (N. F. 315) .... „ —.75
Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius. (178) ...... „ —.75
Knortz, Das Deutschthum der Vereinigten Staaten. (N. F. 281/282) „ 1.20
Krebs, Der Koreakrieg. Mit 5 Abbildungen. (N. F. 232) ..... „ 1.—
Lehmann, Pommern zur Zeit Otto's von Bamberg. (299) .... „ —.75
v. Löher, Cypern in der Geschichte. (307) .... „ 1.—
Marx, England in Indien. (N. F. 234) .... „ —.80
Meyer, Aus einem Tagebuche des 16. Jahrhunderts. (N. F. 305) „ —.80
Müller, Die Beherrscher der Gläubigen. (406) .... „ 1.—
Rey, Der Reichstag zu Speyer. (N. F. 75) .... „ 1.—
Oppel, Entstehung und Niedergang des spanischen Weltreichs und seines Kolonialhandels. (N. F. 277) .... „ —.75
Reineck, Erfurt und das tolle Jahr. (N. F. 166) .... „ 1.—
Richter, Die Auflösung des Karolingischen Reiches. (N. F. 70) ... „ 1.—
von Samson-Himmelstjerna, Die westöstlichen Kontraste. (N. F. 267) „ 1.—
Schreiber, Die Reformation in Pommern. (351) .... „ 1.—
Schroeder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland z. Z. des Mittelalters. Mit einer Karte. (347) .... „ 1.—
Schultheiß, Die geistlichen Staaten beim Ausgang des alten Reichs. (N. F. 219) .... „ —.80
Schulze, Das alte Rom als Großstadt und Weltstadt. (302) ..... „ —.75
Sepp, Kaiser Friedrich I. Barbarossas Tod und Grab. (330) ... „ 1.—
Stark, Aus dem Reiche des Tantalus und Krösus. Mit einer Karte und einer Lithographie. (147/148) .... „ 1.80
Topf, Deutsche Statthalter und Konquistadoren in Venezuela. (N. F. 163) „ 1.—
Treutlein, Geschichtliche Entwickelung des Einjährig-Freiwilligen Berechtigungswesens. (N. F. 134) .... „ 1.—
Twesten, Die Zeit Ludwig XIV. (121) .... „ —.60
Wagner, Die Parteiungen im jüdischen Volke zur Zeit Jesu. (N. F. 178) .... „ —.60
Winckler, Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser. (323) „ —.75

Das Bourbonenthum in Spanien

Von

Professor Dr. Hanncke
in Cöslin (Pommern).



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 818—836 umfassend.)

Heft 336.

Die Pflanzenwelt
im Glauben und Leben unserer Vorfahren.

Von
P. Spelter,
Oberlehrer in Solingen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchhandlung.

1900.




Die Pflanzenwelt

im Glauben und Leben unserer Vorfahren.

Von

P. Spelter,
Oberlehrer in Solingen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Motto: Die Geschichte muß dem Volke, wenn auch nur in der Gestalt der Sage, gegenwärtig bleiben, wenn es nicht vor der Zeit altern soll.
Karl Simrock.

Es war in der Zeit der Erniedrigung Preußens nach der unglücklichen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, als gelegentlich eines Festes, zu dem Napoleon mit seiner zahlreichen Begleitung ins altehrwürdige Berliner Schloß von König Friedrich Wilhelm III. eingeladen war, die Königin Luise, jeglichen Schmuckes bar, nur mit einem Kornblumenkranze auf dem Haupte, im Festsaale erschien und aus nächster Nähe spöttische Bemerkungen über ihren gar zu schlichten Haarschmuck aus dem Munde der französischen Gäste vernehmen mußte. Schmerzlicher denn je das Weh, welches durch Napoleon über ihr Herz gekommen war, fühlend, wandte sie sich mit zorngerötheten Wangen zu dem kühnen Sprecher mit den Worten: „Bedenkt, Herr Marschall, daß der Schmuck, den Ihr an mir vermißt, in Euren Händen ist, oder wüßtet Ihr es wirklich nicht. Bis vor Kurzem durften wir uns reichen Erntesegens erfreuen; jetzt aber haben Eure Rosse die Saaten zertreten, und unangebaut liegen die Felder; dazu habt Ihr allüberall geplündert, und was wir an Schätzen besessen, ist nach Frankreich geführt worden. So ist es gekommen, daß bei uns Feldblumen zu den Seltenheiten und Kostbarkeiten gehören, und darum trage ich sie.“ — Das Andenken der theuren Mutter ehrend, erkor sich seitdem der große Sohn Kaiser Wilhelm I. die blaue Kornblume zur

Lieblingsblume, und das deutsche Volk kennt noch heute kein lieblicheres Bild, als das der herrlichen Frau im Schmucke der blauen Blume, die sie um das goldene Haar gewunden hat.

Diese schlichte Erzählung zeigt uns ein Beispiel gemüthvollen, naturliebenden Charakters, wie er nicht nur auf dem preußischen Fürstenthrone gefunden wird, sondern dem gesammten deutschen Volke eigen ist. Gemüthvoll, naturliebend ist der Charakter des deutschen Volkes. Es darf uns daher nicht wundern, wenn unsere Vorfahren schon mit inniger Liebe an der Natur gehangen und andachtsvoll ihrem Leben und Weben gelauscht haben. Aber auch die Natur selbst, der Charakter der Landschaft, in welcher der Urgermane wohnte, bedingte einen solch innigen und herzlichen Verkehr.

Rauh und kalt war die Natur in der Urheimath, in jenen kühlen, waldesdunklen, wolken- und sturmumrauschten Hochländern Asiens, der geheimnißvollen Wiege des Menschengeschlechtes. Und die neue Heimath, die sie nach langen Wanderungen durch die Tiefebenen Sarmatiens, in den Küstenländern der Nord- und Ostsee fanden, gab ihrem offenen Sinne für die Natur weitere kräftige Nahrung. Unter düsterem Himmel, in nebel- und regenreicher Luft wochenlang die Tage im Dunkel des Waldes oder der Einförmigkeit der Ebene zu verleben, unter dem Frostpanzer des endlosen Winters auf das langsame Erwachen neuen Lebens zu warten: mußte das nicht Anlaß geben zu träumerischem Versenken, zu einem Hineinspinnen der Gedanken in das Innenleben? Wenn sich die Natur dann nach dem Alles ertödtenden Winter neu belebte, wenn ihnen so nach Herbstestrauer und Winterklage wieder Frühlingsluft und Sommerfreude wurde, können wir uns dann wundern, daß ihr Sinn und ihre Liebe zur Natur immer mehr erstarkte, daß sie zuletzt ihre ganze Weltanschauung auf die Natur und ihren Wechsel bauten?

Auf weitblickenden Höhen, in schauerlichen Waldschluchten in rauschenden Flüssen, vor Allem im dunklen Schatten des Haines dachte sich der Germane seine Götter wohnend; im Rauschen der Baumkronen, im Wehen des Windes, im Geflüster der Blätter ahnte er die göttliche Nähe. Die Kräfte der Natur waren mithin seine Götter, in seiner Phantasie aber hatten sie persönliche Gestalt gewonnen. Diese Personificirung erstreckte sich aber nicht nur auf die leblose Natur, auf Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Wind und Wetter, sondern vor Allem auch auf die Thier- und Pflanzenwelt. Am frühesten fühlten sich unsere altgermanischen Vorfahren zur Pflanzenwelt hingezogen. Mit ihr standen sie nicht, wie mit der Thierwelt, bei ihrem Kampf ums Dasein dauernd auf dem Kriegsfuße, sie wurde ihnen nicht verderblich, unheilvoll, wie die Erscheinungen des Wetters. Die Pflanzenwelt war vielmehr des Deutschen nächster und bester Freund, der ihm allezeit reiche Dienste leistete. Verfolgen wir daher einmal die nicht unbedeutenden Spuren der Pflanzenwelt im religiösen Glauben und Leben unserer Vorfahren.

Schon in der ältesten Mythologie, in dem Glauben über Weltschöpfung und Weltvernichtung spielt die Pflanzenwelt eine hervorragende Rolle. Die Edda, jene Sammlung heidnisch-germanischer Götter- und Heldenlieder von der Insel Island, berichtet über die Entstehung der Pflanzenwelt Folgendes:

Im Anfange der Zeit war weder Himmel noch Erde, sondern nur ein öder, unerfüllter Raum, Ginnungagap (wörtlich Gaffen der Gähnungen) genannt, eine Art Chaos. Die Sonne, der Mond, die unzähligen Sterne, die Erde mit ihrem Wasser, die Luft, das Feuer und sogar das Licht und die Finsterniß lagen als verborgene Keime wüst und wild durcheinander in dem ungeheuren Abgrund. Da warf Allvater,

der höchste aller Götter, einen Blick auf den Abgrund, und dieser spaltete sich mit entsetzlichem Krachen in zwei Theile, einen südlichen und einen nördlichen. Der südliche Theil war voller Licht und Glanz, er wurde deshalb Muspelheim, d. h. Reich des Lichtes, genannt. Der nördliche Theil aber war öde und finster, und ein dichter, kalter Nebel lag darüber ausgebreitet; Niflheim, d. h. Reich des Nebels oder der Finsterniß, wurde sein Name. Zwischen diesen beiden Reichen blieb in der Mitte noch ein Raum, der mit einem Ende an Muspelheim stieß und von dort einiges Licht empfing, mit dem anderen Ende aber bis an Niflheim reichte und dort fast ebenso finster und kalt wie dieses war. Da ließ Allvater aus Muspelheim feurige Funken in diesen mittleren Raum fallen, und dieselben schmolzen den Schnee, das Eis und den Reif, womit der Raum zum großen Theile angefüllt war. Die geschmolzenen Tropfen wurden lebendig, und aus ihnen entstand ein großer Riese, Ymir genannt. Aus anderen Tropfen bildete sich dann eine große Kuh, Audhumbla (die Schatzfeuchte, Saftreiche), von deren Milch der Riese sich nährte. Andere Funken, die aus Muspelheim herüberflogen, setzten sich zu großen und kleinen Lichtern zusammen, die fortan Tag und Nacht regieren mußten. Das waren die Sonne, der Mond und die unzähligen Sterne. Die Kuh des Riesen Ymir beleckte nun die Eisblöcke, die salzig waren, und aus denselben kamen erst einige Menschenhaare, dann ein ganzes Haupt und endlich am dritten Abend eine ganze Menschengestalt hervor, schön von Angesicht, groß und stark: es war der mächtige Gott Buri. Seine Enkel Odin, Wili und We erschlugen den Riesen Ymir und bildeten aus seinem Körper die Welt: aus seinem Blute das Meer, aus dem lockeren Fleische die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen, Kinnbacken und zerbrochenen Gebeinen die Felsen und Klippen, und aus den Haaren die Bäume. Den

Schädel wölbten sie zum Himmel, das Hirn warfen sie in die Luft und es wurden Wolken daraus. Noch fehlte der Mensch. Da ging Odin mit seinen Brüdern zum Meeresstrande. Dort fanden sie zwei Bäume, Esche und Erle, und sie schufen Menschen daraus, aus der Esche den Mann (Ask) und aus der Erle das Weib (Embla). Odin gab ihnen die Seele, Wili Verstand und Kraft zur Bewegung, der jüngste Bruder endlich ein blühendes Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht.

Dem alten Germanen war also die Esche der Originalstammbaum des Menschen. Ja, der Urgermane, der aus der Beobachtung des Wachsthums der Pflanzen auf Wesensgleichheit zwischen dieser und sich selbst schloß, maß jener auch eine der seinen ähnliche Seele bei. So war ihm die Pflanze, vor Allem aber der hochstrebende, langlebige Baum, der Hort des verkörperten Naturlebens, ja das Symbol der Unsterblichkeit. Er ist das Sinnbild des Lebens und seiner Zeitabschnitte. Im Frühling deutet er mit seinen Sprossen und Blüthen auf die Jugend, im Sommer auf das Reifen der Früchte, im Herbst mit dem Abfallen des Laubes auf das Welken des Lebens und im Winter auf den Tod, um dann im Frühling wieder zu neuem Leben zu erwachen.

Auf dieser Vorstellung beruht im Grunde die religiöse Verehrung bestimmter Baumarten und die Verehrung des Waldes im Allgemeinen, beruht jener weit verbreitete, bei unseren heidnischen Vorfahren herrschende Baumkultus, der noch heute in zahlreichen Ueberlieferungen wiederklingt.

So werden in manchen Gegenden die kleinen Kinder aus hohlen Bäumen geholt; das bekannte Handwerksburschenlied läßt in Sachsen die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

„Darauf, so bin ich gegangen nach Sachsen,
Wo die schönen Mägdlein auf den Bäumen wachsen!“

Daß die Häuser aus Holz gebaut wurden, hat, wie Rocholz

glaubt, nicht nur seinen Grund in der technischen Erfahrungslosigkeit der früheren Zeiten, sondern mehr noch in dem Hainkultus und der Baumverehrung. Oder wie wäre es sonst zu verstehen, daß eine urkundliche Namenreihe schwäbischer alter Lehnshöfe zugleich die Namen sämmtlicher Wald- und Fruchtbäume enthält. Und gehört nicht Alles, was unsere Sprache auf Volk, Abkunft, Geschlecht und Zeugung besonders auszudrücken vermag, dem Baumleben an? Stammbaum, Abstammung, Volksstamm, Fortpflanzung, Zweig betrifft den Baum und das ganze Geschlecht zugleich. „Leute" heißen zu Deutsch die Gewachsenen, gleich dem aus der Erde entsprossenen Waldbaum. Die Namen unserer einheimischen Bäume sind weiblichen Geschlechtes: die Tanne und Fichte, die Eiche und Linde sind als fruchtbare Weiber und Mütter aufgefaßt. „Männer wie Bäume" gilt von einem kräftigen Volksschlage. Das Feigenblatt der Scham, welches dem Menschenpaare im Paradiese statt der Kleidung umgehängt wird, ist das letzte Stammblatt ihrer Abkunft aus dem Baume (Rocholz S. 85).

Im Baume wohnte ein geisterhaftes Wesen, dessen Leben an das Leben der Pflanzen gebunden war; mit ihr wurde es geboren, mit ihr starb es. In der Pflanze hatte jenes Wesen seinen gewöhnlichen Aufenthalt, sie war gleichsam sein Körper; oft erscheint es jedoch auch außerhalb der Pflanze in Thier- oder Menschengestalt. Diese Wesen sind Mitteldinge zwischen der Gottheit und den Menschen: es sind die sogenannten Dämonen, entweder Wald- oder Feldgeister. Unter den Dämonen, welche die Bäume des Waldes beleben und deren Stimme das ahnungsvolle Gemüth des Germanen im flüsternden Wiegen der Baumkronen zu vernehmen glaubte, sind die bekanntesten die wilden Männer und die Holzweibchen. — Die wilden Männer sind die Geister der wilden Natur des Waldes und des Gebirges, die der Kultur trotzt, dann aber

auch die Geister des grünenden Lebens, des Wachsthums. Die Ersteren werden als wilde Wesen gejagt und getödtet, die Letzteren werden beim Nahen des Frühlings im Walde gesucht, die Gefundenen werden freudig begrüßt, im Triumph in das Dorf eingeführt und auf dem Anger mit Wasser begossen; denn das Pflanzenleben bedarf der befeuchtenden Kraft des Wassers. Solch ein wilder Mann wird regelmäßig beschrieben als von großer Körperstärke, behaarten Leibes und nur mit einem Schurz von Fellen bekleidet. In der Hand führt er eine mit den Wurzeln ausgerissene Tanne. Ihre Frauen, die Waldfrauen oder wilden Weiber, steigen oft in Mondnächten in die Lüfte. Ihre Kleidung ist grün und rauh, moosbewachsen, gleichsam zottig, ihr Haar lang und aufgelöst, ihr Rücken hohl wie ein morscher Baumstamm oder ein Backtrog; die lang herabhängenden Brüste — ein Symbol üppiger Vegetation — können sie über die Schultern werfen. In manchen Gegenden verlieren die Waldfrauen das Riesenhafte, als Moosweiblein oder Holzweibchen gleichen sie dreijährigen Kindern mit schönen, langen, gelben, krausen Haaren, die spinnend oder strickend auf Kreuzwegen sitzen, sich auch mit den Menschen zu Tische setzen, freundlich und harmlos mit ihnen verkehren oder ihnen helfend bei der Arbeit beispringen. So erzählen Lausitzer Sagen von den Holzweiblein im Königshainer Heideberge; eine andere Sage aus der Gegend von Spitzkummersdorf berichtet, wie der Berggipfel dampft und eine Menge Holzweiblein Kuchen backen. Wenn daher in der Zittauer Gegend im Frühling und Herbst zerrissenes Nebelgewölk vom Gebirge aufsteigt, wenn „der Wald raucht", so pflegt man zu sagen: „das Buschweibchen kocht." Jene Nebelstreifen werden als der Rauch von seinem Herde bezeichnet. Naht im April ein Hagelschauer, so ruft man: „das Buschweibchen steigt über das Gebirge." In Westfalen sagt man beim Wirbelwinde: „da fliegen die Buschjungfern." In

Dittersbach a. d. Elbe und in Großschönau wiederum, wo sich das Holzweiblein von einem armen Mädchen kämmen läßt, wird dieses dafür durch grüne Blätter belohnt, die sich in Gold verwandeln. — Manchem Brauche, den unsere Zeit noch hier und da findet, liegt der alte Volksglaube an diese kleinen, moosgrünen Waldgeister zu Grunde. So läßt man im Frankenwalde bei der Ernte drei Hände voll Flachs für die Holzweibel auf dem Felde liegen. Zu Neuenhammer in der Oberpfalz bindet man beim Ausraufen des Flachses vom Felde fünf bis sechs Halme, die man stehen läßt, oben in einen Knoten zusammen, damit das Hulzfral sich darunter setze und Schutz finde. Aber nicht allein bei der Flachsernte, auch bei der Heu- und Kornernte bedenkt fromme Einfalt die Holzweibchen. Im Meininger Oberland läßt man, wenn das Grummet eingefahren wird, ein kleines Häufchen Heu auf der Wiese liegen und sagt, das gehöre dem Holzfräulein oder dem Hulzfräle für den gebrachten Segen. Aus der Oberpfalz und Oberfranken wird die Sitte berichtet, auf dem Fruchtacker einige reife Aehren der Ernte, einen Büschel, als dem Holzfräulein zugehörig, stehen zu lassen, dann soll man im nächsten Jahre desto mehr Segen in die Kornscheuern einheimsen. Zu Guttenberg in Oberfranken läßt man auf jedem Obstbaum etwas von der Frucht für das Holzfräulein hangen. — In der Gegend von Saalfeld und im Harz bilden Drechsler noch heute die Holz- und Moosfräulein, sowie die wilden Männer als Püppchen und Tabakspfeifen; zu Weihnachten stellt man in Reichenbach noch kleine Moosmänner auf den Tisch.

Wie im Walde die Waldgeister, so treiben in Feld und Flur die sogenannten Feldgeister ihr Wesen. Der Wind ist der Beförderer oder Vermittler der Befruchtung, und so glaubte man, daß die in Wetter und Wolken waltenden Mächte auch in Feld und Acker hausten. Wallt der Wind im Korne, so sagt

man: „die Windkatzen laufen im Getreide, die Wetterkatzen sind drin.“ Ebenso redet man von Hasen, Bären, Wölfen, Hunden, Windsauen, Böcken, die im Getreide gehen, wenn es in Wellen wogt oder „wolkt.“

Neben den thiergestaltigen giebt's auch Feldgeister in Menschengestalt. Wenn der Wind im Korne Wellen schlägt, sagt man: „es zieht die Kornmutter über das Getreide,“ oder: „es laufen die Kornweiber durch das Getreide.“ Sie hat feurige Finger, theergefüllte oder mit glühenden Eisenspitzen versehene lange Brüste; mit ihren Doggen jagt sie über den Acker hin oder sitzt selbst in Wolfsgestalt im Korne, von kleinen Hündchen begleitet, welche die verlaufenen Kinder in ihre eiserne Umarmung führen. Deshalb warnt man die Kinder, Kornblumen zu suchen, damit die Roggenmuhme sie nicht hasche.

„Laß stehen die Blumen, geh' nicht ins Korn,
Die Roggenmuhme zieht um da vorn.
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen.“ (Kopisch.)

In Westfalen haust der Hafermann im Felde, mit großem, schwarzem Hute und einem gewaltigen Stocke; er führt die Begegnenden durch die Luft hinweg, umwandelt die Kornhaufen, verlockt und neckt den Wanderer. Hat der Wind das Getreide an einer Stelle nach allen vier Seiten gelagert, so hat der Alte dort gesessen. Ueber ganz Deutschland verbreitet, aber erst seit dem dreizehnten Jahrhundert bezeugt, ist ein Brauch, der sich an den Namen des Alten knüpft. Wer das letzte Korn schneidet oder bindet, dem ruft man zu: „Du hast den Alten und mußt ihn behalten“ (d. h. den Winter über ernähren). Aus der letzten Garbe wird eine Puppe in Mannsgestalt gefertigt und bekleidet; die Schnitter und Binderinnen strömen herbei, rufen jubelnd

seinen Namen und knien nieder, küssen auch wohl die Kornfigur. Vom Felde wird dann der Alte feierlich heimgetragen oder hereingefahren. Zu Hause wälzen die Arbeiter die Puppe dreimal um die Scheune, setzen sie auf dem Hofe nieder, bilden einen Ring um sie, umtanzen sie dreimal, nehmen sie mit an das Erntemahl, setzen ihr Speise und Trank vor und laden sie zum Essen ein. Die letzte Binderin eröffnet mit dem Strohmann den ersten Tanz auf der Dreschdiele. Später wird er in der Scheune oder im Herrenhause aufgehängt. Der Hofherr soll ihn da wohl in Acht nehmen, damit er ihn behüte Tag und Nacht.

Wie die Dämonen, die Wald- und Feldgeister den Menschen schaden, ihnen krankheitserzeugendes, geisterhaftes Ungeziefer schicken, so können sie dasselbe auch wieder zurücknehmen. Deshalb umwandelt man z. B. bei Zahnschmerzen einen Birnbaum rechts und umfaßt ihn mit den Worten:

> Birnbaum, ich klage dir,
> Drei Würmer, die stechen mir,
> Der eine ist grau,
> Der andere ist blau,
> Der dritte ist roth,
> Ich wollte wünschen, sie wären alle drei todt.

Ruft der Baumgeist die Krankheit verursachenden Wesen nicht freiwillig zurück, so bedient man sich zauberischer Worte und symbolischer Handlungen, der unter uns sogenannten sympathetischen Kuren, welche bezwecken sollen, die schädlichen Geister unter einen Stein, in die Wüstenei zu verweisen, einem Vogel zum Mitnehmen zu empfehlen, oder sonst zu verbannen, vorzüglich aber sie auf einen Baum oder ein Kraut, oder sogar auf den Körper eines Dämonen zu übertragen. Wer z. B. an Schwindel leidet, läuft nach Sonnenuntergang dreimal nackt um ein Flachsfeld, dann bekommt der Flachs den Schwindel.

In der Altmark binden Kopfwehkranke einen Faden zuerst dreimal um ihr Haupt und hängen ihn dann in Form einer Schlinge an einen Baum; fliegt ein Vogel hindurch, so nimmt er das Kopfweh mit. Ein Gichtkranker soll sich vor Tagesanbruch im Walde einfinden, dort drei Tropfen seines (von den unsichtbaren Plagegeistern erfüllten) Blutes in den Spalt einer jungen Fichte versenken und nachdem die Oeffnung mit Wachs von Jungfernhonig verschlossen ist, laut rufen: „Gut Morgen, Frau Fichte, da bring i dir die Gichte! Was ich getragen hab' Jahr und Tag, das sollst du tragen dein Lebetag!" — In Mittel- und Niederschlesien wird behufs Uebertragung von Krankheiten vielfach das Verspinden und Durchziehen angewandt. Man ritzt die Haut des Kranken, bringt einen Tropfen seines Blutes auf ein Läppchen und dieses unter die Rinde eines Baumes oder in ein hineingebohrtes Loch, welches man dann „verspindet". Mit dem Verwachsen der Verletzung des Baumes schwindet die Krankheit. An manchen Orten pflegen die Mädchen ein Loch in eine Pappel zu bohren, einige ihrer Haare hinein zu stecken und diese dann mit einem Keil zu verspinden, damit mit den schnell wachsenden Pappelknospen zugleich ihr Haar schneller wüchse. Das Durchziehen wird bei Kindern angewendet, namentlich bei solchen, die mit einem Bruchleiden behaftet sind. Eine junge Eiche, an manchen Orten auch ein Weidenstämmchen, wird von oben an gespalten, und während sie oben zusammengehalten wird, zieht man das Kind dreimal hindurch. Dann wird der Baum zusammengebunden, und während er selbst verwächst, heilt die Krankheit. Panzer hörte einst im bayerischen Wald das Geschrei eines Kindes, und als er hinzu eilte, sah er einen Bauern und sein Weib, die ihr Kind, das an einem Bruche litt, durch eine gespaltene Eiche zogen, und im Fricktbal sieht man in den Eichwaldungen eine große Zahl von vernarbten Stämmen, die zu solchem Heil-

verfahren benutzt wurden. — Der Mensch hat auf diese Weise sein Schicksal, sein Leben mit demjenigen der Pflanze gleichsam auf mystische Weise verknüpft. Dies geht noch deutlicher aus dem Umstande hervor, daß es fortan für den so Geheilten gefahrvoll sein soll, wenn der mit ihm in Sympathie gebrachte Baum abgehauen wird, — sein Leben geht mit dem des Baumes zu Grunde. Stirbt der Mensch zuerst, so geht sein Geist in jenen Baum über, und wird der letztere nach Jahren zum Schiffsbau benutzt, so entsteht aus dem im Holze weilenden Geiste der Klabautermann, d. h. der Kobold oder Schutzgeist des Schiffes und der Mannschaft.

Die Bäume als menschliche Wesen gedacht, waren heilig und unverletzlich. Grausame Strafen standen nach den alten Rechtsgewohnheiten einzelner Orte auf der Schändung der Bäume. „Der en fruchtbaren Baum truttelde, soll mit seinen Dermen nach ufgeschnittenem Bauche umb den Schaden gebunden und damit zugehelen werden. Wenn jemand einen fruchtbaren Baum abhauete und den Stamm verdeckte dieblicher Weise, dem soll seine rechte Hand uf den Rucken gebuuden und sein Gemechte uf den Stammen genegelt werden und in die linke Hand eine Axe geben sich damit zu lösen.“ (Schaumburger altes Landrecht.) Noch am 13. November 1720 erklärten die Beisitzer des Holzgerichts, welches von Herrn von Holle zu Harenberg bei Hannover abgehalteu wurde, auf die Frage, wie Derjenige zu bestrafen sei, der einen Heister (junger Eich- oder Buchbaum) schäle: „man solle dem Täter das Eingeweide aus dem Leibe schneiden und daran knüpfen und ihn so lange umb den Heister herumjagen, bis er wieder bewunden wird. So einer befunden wird, der einem fruchtbaren Heister den Poll (Kopf) abhauete, solle dem Täter der Kopf wider abgehauen werden.“ Diese furchtbaren Strafandrohungen lassen erkennen, daß der Wipfel den Kopf, die deckende Rinde die Haut, der umwickelnde Bast

die Eingeweide des Baumes als eines beseelten, menschenartig empfindenden Wesens darstellten. Wer die Krone haut, Borke und Bast des lebenden Baumes reißt, beraubt den Baumgeist der zum Leben nothwendigsten Glieder. Der frevelnde Mensch muß mit dem entsprechenden Theile seines Körpers gut machen, was er an jenem gesündigt. Darum sprechen heute noch die Holzarbeiter in der Oberpfalz von Waldbäumen wie von Menschen und bitten den schönen, gesunden Baum um Verzeihung, ehe sie ihm „das Leben abthun“.

Die Verschmelzung zwischen Mensch und Baum war zuletzt eine so innig gedachte, daß man die Bäume wie Menschen betrachtete. In Westfalen kündigt man den Bäumen den Tod des Hausherrn an, indem man sie schüttelt und spricht: „Der Wirth ist todt.“ Der Baum „singt“, sagen die Holzarbeiter in der Oberpfalz, wenn der Wind durch die Blätter geht; er „seufzt“ unter dem Axtschlag und „stöhnt“, wenn er zu Boden fällt. Heilige Bäume „bluten“ beim Verletzen. Man vergleiche nur, was Schiller Walter Tell zu seinem Vater sagen läßt (Act III, Sc. 3):

Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führe mit der Axt?
Tell: Wer sagt das Knabe?
Walter: Der Meister Hirt erzählt's. Die Bäume seien
Gebannt, sagt er, und wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.

Bei Nauders in Tirol, so erzählt Zingerle, stand ein heiliger Lärchenbaum, der erst 1855 niedergehauen wurde. Allgemein herrschte der Glaube, der Baum blute, wenn man hineinhacke, und der Hieb gehe in den Baum und in den Leib des Frevlers zugleich, und die Wunde am Leibe heile nicht früher, als der Hieb am Baume vernarbe. Ein frecher Knecht nahm sich vor, um den Volksglauben zu Schanden zu machen, den

Baum zu fällen. Schon schwang er die Axt zum zweiten Hiebe, als Blut aus dem Stamme quoll und Blutstropfen von den Aesten niederträufelten. Der Holzknecht ließ die Axt vor Schrecken fallen und lief davon, fiel aber bald ohnmächtig zur Erde nieder und kam erst Tags darauf zur Besinnung. Blutspuren und Narbe sah man aber noch lange.

Aus dem Glauben, daß die Pflanze eine Seele habe, erwuchs die Ansicht, daß dieselbe der zeitweilige Körper einer Menschenseele sei. Die Seelen unglücklich Liebender oder unschuldig Gemordeter wandeln sich in weiße Lilien und andere Blumen, welche aus dem Grabe oder aus dem hinströmenden Blute hervorsprießen.

Blutbäume, welche aus dem Blute schuldlos Gerichteter entstanden sein sollen, giebt's noch an manchen Orten, z. B. die Blutlinde zu Frauenstein, einem bescheidenen Dörfchen in der Nähe von Wiesbaden, welche der rheinische Dichter Ferdinand Heyl mit folgenden Worten feiert:

„Stolz reckt dort in der Lüfte Reich mit dichtem Laubgewinde
Fünf Arme, selber Stämmen gleich, des Dorfes alte Linde.
Die Sage hält in ihrer Hut den Baum schon graue Zeiten,
Denn ob der Furcht, es möchte Blut aus seinen Zweigen gleiten,
Wird, seit der Frühling ihn belaubt, kein Aestchen ihm, kein Blatt geraubt.
Und seit sie grünt auf diesem Raum, scheint ein geheimes Leben,
Das nicht ersterben kann, im Baum zu walten und zu weben:
Und noch steht in der Sage Hut er als entsproßt unschuld'gem Blut!“

(Daheim 1883.)

Wie unsere Vorfahren Mensch und Pflanze fast als wesensgleich betrachteten, deuten folgende Beispiele an: Die Rebe thränt oder blutet nach dem Beschneiden; es giebt ein Reben- und Traubenblut, zugleich aber auch eine Liebfrauenmilch. „Während droben die hl. Maria ihr Kind zu stillen beschäftigt ist, fällt dann ein Tropfen aus ihren Brüsten auf die Erde herab; wo derselbe hinfällt, erwächst für den Winzer edelster

Wein, die Liebfrauenmilch zu Worms." (Rocholz I, S. 16.) „Der Baum seines Lebens grünt oder welkt" ist eine geläufige Redensart. Im Saterland (in Oldenburg) stickt man in die eine Ecke der Bettlaken, welche ein Bräutigam mitbekommt, wenn er aus dem elterlichen Hause in einen fremden Hof hineinheirathet, mit bunten Fäden einige Blumen und einen Baum, auf dessen Wipfel und reich belaubten Aesten Hähne sitzen. Zu beiden Seiten des Stammes stehen die Anfangsbuchstaben seines Tauf- und Familiennamens. Ebenso sticken die Mädchen in ihre Aussteuerhemden am Halse auf jede Seite der Spange je einen Baum nnd die Buchstaben ihres Namens. Es ist der Schicksals- oder Lebensbaum der jungen Leute selber gemeint, der aus dem heimathlichen Boden verpflanzt künftig auch in dem neuen Wohnsitze grünen, wachsen und Früchte bringen soll. In anderen Gegenden werden dem Hochzeitspaare grüne Bäume vorangetragen, ein grüner Baum prangt auf dem Wagen, der die Aussteuer der Braut in die neue Heimath führt, auf dem Dach oder vor der Thür des Hochzeitshauses. In Hochheim und anderen Orten in der Nähe von Gotha besteht der schöne Brauch, daß das Brautpaar zur Hochzeit zwei junge Bäumchen auf Gemeindeeigenthum pflanzen muß. An sie knüpft sich der Glaube, wenn das eine oder andere eingehe, müsse auch der eine oder andere der Eheleute bald sterben. Im Aargau herrscht noch heute die Sitte, in der Geburtsstunde eines Kindes ein Bäumchen zu setzen, in der Meinung, der Neugeborene gedeihe oder serbe (verkümmere) wie dieses Bäumchen. Für Knaben setzt man Apfel-, für Mädchen Birnbäume. Die Vorstellung vom Schicksals- oder Lebensbaum tritt deutlich hervor, wenn ein Fortreisender sein Leben sympathetisch mit einer daheimbleibenden Pflanze verknüpft. Im Märchen von den zwei Brüdern stößt der Fortziehende sein Messer in den Baum vor der Thür des Vaterhauses. So lange es nicht roste, sei das

ein Zeichen, daß er selbst gesund sei, wie der Baum. Im Märchen von den Goldkindern lassen die fortziehenden Jünglinge dem Vater ihre beiden Goldlilien zurück: „An ihnen kannst du sehen, wie es uns ergeht. Wenn sie frisch sind, befinden wir uns wohl; wenn sie welken, sind wir krank; wenn sie abfallen, sind wir todt.“ — Der in Abschiedsweh fast vergehende Liebhaber erklärt in dem schönen Volksliede: „Morgen muß ich fort von hier“ sein Leben mit der zurückbleibenden Geliebten, die wie ein Baum auf grüner Aue sprießt, der Art eins und verwachsen, daß es (wenn er mit dem Körper davonziehe) gleichsam dableiben und sein Wiederbild in der Ferne absterben werde:

„Dort auf jener grünen Au'
Steht mein junges Leben.
Soll ich denn mein Lebelang
In der Fremde schweben?
Hab' ich dir was Leids gethan,
Halt' ich um Verzeihung an;
Denn es geht zu Ende.“

Wie der einzelne Baum, so ist auch der Wald ein Gegenstand der Mythe und Verehrung. Die heiligen Haine wurden eingefriedigt und galten als Tempel, in welchen die Götter selbst wohnten. Den Semnonen war ein Wald so heilig, daß man ihn nur gefesselt betreten durfte, und der zufällig zur Erde Gefallene nicht wieder aufstand, sondern sich hinauswälzen ließ. Es durfte kein Baum, selbst kein Zweig oder Blatt verletzt werden. Sogar als ein lebendes und einheitliches Wesen wurde der Wald betrachtet. Wie von Gewässern, so sagte man auch von Wäldern, daß sie jährlich ein Menschenopfer fordern, nämlich das eines rettungslos Verirrten. Noch im achtzehnten Jahrhundert entstand die Sage, daß der als Hexenmeister geltende Zieten sein Heer aus List, um den Feind zu täuschen, in einen Wald verwandelt habe. Es ging dem General Zieten einmal herzlich schlecht, denn die Oesterreicher und Russen hatten ihn

mit Uebermacht angefallen und er mußte wider Willen Abends zum Rückzug trommeln lassen. So kam er in ein Thal, seine Soldaten waren sehr ermüdet, und er wußte, daß ihm die Feinde lebhaft nachrückten. Da rief er auf einmal: „Halt! und Keiner rühre ein Glied!" Die Soldaten standen wie eine Mauer. Nun schlug der alte Zieten ein Kreuz, murmelte Etwas dazu und im Hui war die ganze Armee in einen großen Wald verwandelt. Er selbst kletterte auf einen Eichbaum und lachte über das, was kommen werde. Es dauerte nicht lange, so lief der Feind von dem Berg herab, Panduren und Kosacken, Kroaten und Ungarn, Weißröcke und Grünröcke kamen und erstaunten, als sie anstatt des Heeres einen Wald vor sich sahen, den sie nun rasch durcheilten, indem sie zornig hier und da einen Zweig abhieben. Als die Feinde weit genug fort waren, stieg der alte Zieten von seiner Höhe, murmelte einen anderen Spruch und seine Soldaten standen wieder da mit Sack und Pack und wie eine Mauer. Mancher hatte zwar einen kleinen Hieb bekommen oder den Zopf verloren, das that aber nichts zur Sache und der Alte sagte: „Vorwärts, nun fassen wir den Feind im Rücken!" Der Feind wurde wirklich geschlagen und der alte Fritz wollte sich dann halb todt lachen über den Witz, den Zieten gemacht hatte.

Echt deutsch ist auch die Liebe zum Waldleben; in der Nähe des Waldheiligthums wurde die sterbliche Hülle begraben, und wird der Tod selbst „Freund Hain" genannt (vergl. die Schlußstrophe des Studentenliedes „Weg mit den Grillen und Sorgen"):

„Dräut euch ein Wölkchen von Sorgen,
Scheucht es durch Hoffnung bis morgen,
Hoffnung macht Alles uns leicht!
Hoffnung, du sollst uns im Leben
Lieblich und tröstend umschweben,
Und wenn Freund Hain uns beschleicht,
Mache den Abschied uns leicht!"

Gewisse Bäume des Waldes genossen bei unseren Vorfahren noch eine besondere Verehrung, weil man sie als persönliche Gaben und Geschenke gewisser Gottheiten betrachtete. War schon bei den Alten die Fichte dem Gott des Meeres Poseidon heilig, weil sie Schiffsholz und Masten hergab, der Hartriegel dem Kriegsgotte Mars geweiht, weil man von ihm Speerholz gewann, so waren bei den germanischen Stämmen insbesondere Eiche, Esche, Linde, Birke, Buche und Hasel heilige und geweihte Bäume ihrer Götter.

Die Eiche, in der Vollkraft ihres Wachsthums, in ihrer würdevollen Erscheinung so recht das Bild markigen, deutschen Wesens, war dem Gotte Donar geweiht, der sich im rollenden Donner und im grellen Blitz offenbart. Niemand wagte es, sie ihres Laubes oder ihrer Zweige zu berauben. Das Recht, sie zu vernichten, hatte allein Donar, der mit seinem Wetterstrahl die stolze Eiche trifft, daß sie zerschmettert zu Boden sinkt. Der heilige Eichenhain konnte nur vom opfernden Priester betreten werden. In dem heiligen Dunkel saßen die Priesterinnen und lauschten dem Rauschen des Laubes, um dem harrenden Volke den sich darin offenbarenden Willen ihres Gottes zu verkünden. Unter den hohen Kronen der Eichbäume versammelten sich alljährlich — gegen den Frühling hin — unsere germanischen Voreltern, um den Donnerer zu bitten, Frost und Kälte zu bannen und den lachenden Lenz senden zu wollen. Brachen einmal Pest und bösartige Krankheiten verheerend aus, so eilten wiederum die heidnischen Germanen in großer Angst um ihr Leben nach dem heiligen Eichbaum und beteten. Desgleichen versammelten sie sich daselbst, wenn endgültig beschlossen werden sollte, ob der holde Frieden noch fernerhin in den Gauen weilen oder Krieg und Kriegsgetümmel die Fluren verwüsten sollte. Die alten, ehrwürdigen Baumriesen waren Zeugen, wie die starken, unbändigen Söhne des Vater-

landes die Freiheit liebten und alles Gut und Blut daran zu setzen erklärten, wenn es galt, den vaterländischen Boden von der Fremdherrschaft zu befreien. In dem Dunkel des Haines lagen auch die geweihten Fahnen, welche die tapferen Helden voll Ehrgefühl hervorholten, sobald der Kriegsruf durch die Gauen hallte. Und kamen dann die Streiter für Freiheit und Vaterland siegreich zurück, so wurden sie von den Daheimgebliebenen mit Kränzen aus Eichenlaub empfangen, die den Siegern aufs Haupt gedrückt wurden — eine Sitte, die sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Stolz zogen diese zu den Ihrigen, denn ein Eichenkranz galt mehr, als eine goldene Fürstenkrone. — Die geliebten Todten begrub man gern im Waldesdunkel unter hochragenden Eichen, und der Eichenkranz war als Gräberschmuck beliebt. Deshalb ruft der Dichter aus:

„Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glück
In deiner Vorzeit heil'gem Silberglanz,
Vergiß die theuren Todten nicht und schmücke
Auch uns're Urne mit dem Eichenkranz." (Th. Körner.)

Der Glaube an die Heiligkeit des Eichbaumes wurzelte so tief in dem Gemüthe unseres deutschen Volkes, daß die ersten Sendboten, welche in das finstere Heidenthum das helle Licht des Christenthums bringen wollten, oft vergeblich dagegen ankämpften. Es ist bekannt, wie Bonifacius, der große Apostel der Deutschen, jene Donnereiche bei Geismar in Hessen mit eigener Hand fällte, ohne daß ihn, den Frevler, wie man erwartet, ein Blitzstrahl zerschmetterte. In manchen Gegenden Niedersachsens und Westfalens erhielt sich die Verehrung heiliger Eichen bis in die neueste Zeit. Im Paderbornischen befindet sich eine solche, zu welcher die Bewohner von Kalenberg und Wormeln noch jetzt in feierlichem Zuge gehen.

Als Stammbaum des ganzen Menschengeschlechts galt den Germanen, wie schon erwähnt, die Esche. Sie war ihnen

daher besonders heilig. Eine Esche, die sogenannte Weltesche (Yggdrasil), ragt mit ihrem Wipfel über die Wohnungen der Götter empor; ihre Zweige breiten sich über die ganze Welt aus und spenden überall kühlen Schatten. Drei Wurzeln halten sie fest und reichen bis in die Unendlichkeit. Die eine zieht sich nach den Wohnungen der Menschen. Am Fuße derselben sitzen drei weissagende Frauen (Nornen), denen alle Zeiten offenbar sind; sie heißen Urd, Werdendi und Skuld, d. h. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In ihrem Schooße liegen die heiteren und die schwarzen Loose, welche den Menschen das zugedachte Schicksal bereiten, indem ihnen bald Kummer und Leid, bald Freude und Glück auf den Lebensweg gestreut wird. Damit die Esche ewig grüne, stets Blätter und Knospen trage, nehmen die vielwissenden Frauen Wasser aus dem Brunnen der Vergangenheit und benetzen sie damit. Zwei majestätische Schwäne, weiß wie frisch gefallener Schnee, ziehen stumm ihre Kreise, die Menschen mahnend, still und ernst ihre Lebensaufgabe zu erfüllen. — Die zweite Wurzel geht nach dem Lande der Riesen, wo ein Wunderquell murmelt, der sie begießt und befruchtet. Ein Wächter sitzt an seinem Ufer und treibt Alle, die von dem Wunderwasser trinken wollen, unerbittlich fort. Ein Trunk aus der Quelle verleiht eine Fülle von Weisheit, daß selbst die Zukunft gelichtet ist. Aber keinem Sterblichen, selbst keinem der unsterblichen Götter ist das Glück beschieden, davon zu trinken; nur der höchste Gott, Allvater, neigte sich einst zum klaren Wasserspiegel und trank, weshalb ihm alle Weisheit innewohnt. — Die dritte Wurzel zieht sich nach dem Reiche der blassen Todtengöttin, wo ein gewaltiger, rauschender Kessel steht, aus dem die urweltlichen Ströme entspringen. Hier aber droht dem Baume Gefahr, denn an der Wurzel nagt ein schrecklicher Drache, welcher ihn umzustürzen droht. — Auf dem Wipfel des Baumes weidet eine Ziege, die aus ihrem Euter

den im Heldenkampfe Gefallenen täglich frische Milch spendet. Neben ihr zehrt ein riesiger Hirsch von dem Laube; dazu wandeln vier andere an den Aesten entlang, welche mit gekrümmtem Halse die Knospen und Blätter abrupfen. Ein starker Adler sitzt in dem Wipfel und ist himmlischer Weisheit voll. Endlich schwingt sich ein Eichhörnchen ohne Rast und Ruhe von Zweig zu Zweig und überbringt die Zankworte, welche der Drache gegen den Adler ausstößt. — Fragen wir nach der Deutung dieser wunderbaren Mythe, so erkennt man leicht, daß die Weltesche ein Sinnbild der Zeit und des Lebens ist. Wie auf sie feindliche Mächte zerstörend einwirken, so nagen am Lebensbaume der ganzen Menschheit Zerstörung und Verderben; doch wird derselbe, wenn auch Blätter und Knospen zur Erde fallen, ewig grünen und Geschlechter auf Geschlechter entstehen lassen. — Unter der Weltesche hielten einst die Götter Gericht, und noch im siebzehnten Jahrhundert wurde in der Schweiz unter der Esche Gericht gehalten. Die Esche schützt vor Blitzschlag, stillt Blutungen, und vor Allem vertreibt sie giftige Schlangen. Mit einem Eschenzweige kann man jede Schlange tödten oder doch unbeweglich machen. Ein Haus im Schatten einer Esche oder mit Eschenblättern umstreut ist vor Schlangen sicher. Ihrer Heiligkeit — besser wohl ihres zähen Holzes — wegen wurde die Esche zur Anfertigung vieler Geräthe verwendet; der Skandinavier schnitzte Lanzen und Wanderstäbe daraus, und heute noch verfertigt der Alpler seine Bergstöcke aus Eschenholz.

Eine nicht minder wichtige Rolle spielt die Eberesche oder der Vogelbeerbaum. Sie ist der Hammer in der Hand Donars; dieser aber schützt gegen Zauberer und Riesen. In der ersten Maiennacht zeichnete man daher sein Bildniß dreimal an die Hausthüre, welches dann durch christlichen Einfluß später in drei Kreuze verwandelt wurde. Vom Holze der Eberesche,

die ebenfalls nicht vom Blitze getroffen werden soll, müssen die Stierjoche und die Kufen zum Bierbrauen gemacht werden, und mit ihren Blättern füttert man die kranke Ziege — ein Thier Donars —, um sie zu heilen.

Wenn die Eiche als Sinnbild der Kraft, des Muthes und des Ruhmes gilt, so ist die Linde ein Symbol der Sehnsucht und Zärtlichkeit, der Liebe und der Lieder. In zahlreichen Liedern und Gesängen wird sie verherrlicht. Als Baum der Liebe fand die Linde einen würdigen Platz auf den Gräbern der Geliebten. Darum singt der Dichter:

„Drum wenn ich einst gestorben bin,
Pflanzt eine Linde mir aufs Grab;
Die Blüthe duftet, es duftet das Laub:
Das wehen die Winde nicht ab."

Sie war in uralter Zeit der Göttin der Liebe, Frigga oder Holda, geweiht. Unter den Zweigen des Lindenbaumes wurden Gerichte — ich erinnere nur an die Vehmgerichte — und Feste abgehalten. Die Jugend versammelte sich dort zum Spiel, die Alten zu ernsten Reden und wichtigen Berathungen. Die stolzen Jünglinge kamen, mit Hellebarden und Spießen bewaffnet, und hielten den Tanz, dem Alt und Jung zuschaute. War der Tanz zu Ende, dann trat die Gesellschaft zum Ringelreihen an. Alle faßten einander bei den Händen, sangen im Wechsel und gesellten die Paare, welche den Reigen sprangen. Der Spielmann spielte dazu neue Lieder, die in den dichten Kronen lieblich wiederhallten. Unter der Linde fanden auch, namentlich im Mittelalter, die Trauungen statt; und wenn der Eid der ehelichen Treue unter freiem Himmel abgelegt werden sollte, so gab es sicher keinen würdigeren Platz, als unter dem Baum der Liebe. — Da die Linde in sehr nahe Beziehung zur Gottheit gebracht wurde, war es natürlich, daß sie in mancher Hinsicht für wunderthätig galt. Man fabelte,

ie sei gegen den Blitzstrahl gefeit und berge der Götter Segen. Bar nach einem heftigen Gewitter der Regen vom Himmel ge- lossen, so eilte Jung und Alt unter ihre Krone und ließ die Tropfen, welche an den Blättern hängen geblieben waren, auf ich niederrieseln, weil man glaubte, das Wasser schütze gegen llerlei Krankheiten und Zufälle. Ihr Bast diente als Schutz- iittel gegen bösen Zauber, den Teufel und alle bösen Geister nd wurde daher mit heiliger Scheu betrachtet und aufbewahrt. Im Gegensatze dazu war in manchen Gegenden, besonders im lorden und Nordosten Deutschlands, der Aberglaube im Schwange, e verleihe dem Zauberer Gewalt, Menschen in Wölfe, so- enannte Werwölfe, zu verwandeln. Die Verwandlung dauert ewöhnlich neun Tage; wirft man am zehnten Tage Eisen oder Stahl über einen Werwolf, so wird er in seine nackte Menschen- atur zurückgewandelt, ebenso wenn man ihn dreimal bei seinem lamen ruft. Man erkennt einen Menschen, der ein Werwolf t, daran, daß er Fasern zwischen den Zähnen hat, welche von en zerrissenen Kleidern herrühren, oder an den zusammen- ewachsenen Augenbrauen, oder er hat am Kreuz ein Wolfs- hwänzchen oder auf dem Kopfe zwei Wirbel. Nicht immer t der Werwolf ein verwandelter lebender Mensch, sondern ein em Grabe in Wolfsgestalt entstiegener Leichnam. Er hat im Grabe keine Ruhe und erwacht wenige Tage nach der Bestattung. Dann wühlt er sich, nachdem er das Fleisch von den eigenen länden und Füßen abgefressen hat, um Mitternacht aus dem Grabe hervor, fällt in die Heerden und raubt das Vieh, oder eigt in die Häuser, legt sich zu den Schlafenden und saugt hnen das warme Herzblut aus; nur eine kleine Bißwunde auf er linken Seite der Brust zeigt die Ursache ihres Todes an. — in nicht unwesentlicher Antheil ist der Linde in der herrlichen Siegfriedsage zugewiesen. Jung Siegfried ging von des Vaters Burg herab, um seine Heldenkraft zu erproben. In der

Hand trug er einen Stecken, in der Brust aber hohe Kühnheit. Nachdem er sich ein gutes Schwert geschmiedet hatte, erschlug er einen grimmigen Drachen und badete sich in dessen Blute, das seine Haut so fest wie Horn machte. Beim Baden aber fiel ihm ein Lindenblatt zwischen die Schultern, wodurch die berührte Stelle verwundbar blieb. Hier traf ihn des grimmen Hagens hinterlistig geschleuderter Speer, Siegfried sank in die Blumen des Grases und verschied nach kurzem Todeskampfe.

Die Birke, jener liebevolle Wohlthäter der Nordländer, war bei unseren Vorfahren ein echter Freudenbaum. Sobald die ersten Sonnenstrahlen des Frühlings mild vom Himmel leuchten, schmückt sie sich mit frischem Grün, Alt und Jung zieht hinaus zum lieblichen Birkenwalde, um das Frühlingsfest zu feiern. Hier wird nach den Klängen der Musik getanzt, dort geschaukelt, hier singt die fröhliche Menge lustige Volkslieder, dort haben sich Bekannte vereinigt und genießen unter Lachen und Scherzen, was die einfache Küche zu bieten vermag. Ueberall wogt es unter den biegsamen, schlanken Zweigen von fröhlichen Menschen, die eine Zeit lang die Mühen und Sorgen des Lebens vergessen. Naht der Abend, so schmücken sich die Festgenossen mit Birkenzweigen und ziehen in ihre Hütten, die statt der Ziegel mit Birkenrinde gedeckt sind. — In vielen Gegenden ist es heute noch Sitte, daß am Pfingsttage, wenn der Frühling seinen Einzug hält, die Jungfrauen das trauliche Stübchen und die Eingangsthüre des Hauses mit jungen Birkenzweigen, „Maien,“ schmücken. Die Pfingstbirke oder der Pfingstmai spielt nicht selten, namentlich in ländlichen Ortschaften, besonders in Rheinland und Westfalen, eine große Rolle. Am Abend vor dem Festmorgen ziehen die jungen Burschen in den Wald und holen die schönsten Bäume des Birkenwaldes, um sie während der Nacht vor dem Fenster einer vielliebeu Jungfrau aufzupflanzen. Erwacht das Mädchen und sieht den

stattlichen Baum, so fühlt es sich hochgeehrt, da es weiß, daß es sich Liebe erwarb. Hat aber irgend eine Jungfrau die Gunst der Jünglinge verloren, sei es, daß sie hochmüthig oder zänkisch und abstoßend war, so erhält sie entweder gar keinen oder einen trockenen Baum (an manchen Orten einen Strohwisch). Ein solch gezüchtigtes Mädchen ist lange Zeit hindurch Gegenstand der boshaftesten Bemerkungen und des Spottes. Weiß daher ein Mädchen, daß es nicht beliebt ist und sich einer Züchtigung gewärtigen muß, so drückt es in der Pfingstnacht vielleicht kein Auge zu, damit es vor Tagesanbruch, ehe die Bewohner erwachen, den Schandbaum hinter dem Fenster fortschaffe.

Bei der Erziehung der Kinder war in früheren Zeiten die Birkenruthe ein vortreffliches Heilmittel gegen Ungehorsam und Trotz. Diese Züchtigungsart hielt man für unerläßlich, und ein Dichter des sechzehnten Jahrhunderts singt:

„Grüß dich, du edles Reise,
Deine Frucht ist Goldes werth,
Der jungen Kinder Weise,
Du machst sie fromm und gelehrt."

Die stattliche Buche hat zwar keinen Antheil an dem Siegesjubel und den Kriegsthaten unserer Vorfahren; dafür aber hat sie in stiller, segensreicher Weise beigetragen, gute Sitte und Bildung unter dem Menschengeschlecht zu verbreiten. In der Zeit der alten Germanen, wo noch kein Papier erfunden war, gab sie die Stäbe her, in welche gewisse Zeichen für Laute und Wörter eingeschnitten wurden, damit wichtige Ereignisse und Lehren auf die späte Nachwelt sich vererben konnten. Diese Schreibart hatte im Vergleich zu der anderer Völker des Alterthums, welche die Schriftzeichen in Blätter ritzten, den entschiedenen Vorzug der Dauerhaftigkeit. Zum Danke dafür hat man den Schriftzeichen für die Laute nach ihr den Namen „Buchstaben" gegeben, welches bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Als

später die Kunst der schriftlichen Darstellung weiter ausgebildet wurde, war die Buche die treue, helfende Begleiterin des Fortschrittes. Schon vor der Zeit Gutenberg's, des Erfinders der Buchdruckerkunst, schnitt man in glatte Holztafeln, meist aus Buchenholz, erhabene Bilder, bestrich sie mit Farbe und druckte sie alsdann auf Papier. Später fügte man den Bildern auch Reime und Sprüche bei und druckte zuletzt größere Bücher. Bei diesem Verfahren aber mußte man ebenso viele Holztafeln anfertigen, als das Buch Seiten hatte, und für jedes neue Buch waren neue Tafeln nothwendig. Da kam Gutenberg auf den Gedanken, die Buchstaben einzeln aus Holz zu schneiden und sie zu verschiedenen Wörtern zusammen zu setzen. Aber er fand bald, daß sich die Holzbuchstaben, selbst die festen aus Buchenholz, leicht abnutzten, und daß es viele Mühe machte, die so schnell verbrauchten durch neue ersetzen zu müssen. Nun sann er darauf, Buchstaben aus Metall zu fertigen, und nach langen Mühen gelang es, damit die Bibel, dies viel begehrte Buch der Bücher, zu drucken. Die Buchenbuchstaben wurden nunmehr bei Seite gesetzt, das Buchenholz aber mußte auch jetzt noch wesentliche Dienste leisten, denn die gedruckten Bücher wurden mit Einbanddeckeln aus Buchenholz versehen. „So hat die Buche treu und ehrlich geholfen, die Menschheit weiser und frömmer zu machen," sagt Warnke, „und darum verdient sie es, gerade so gut besungen zu werden, wie die kriegerische Eiche, aus deren Holz die Speere geschnitten wurden." — Als Baum der „Wissenschaft" soll sie zuweilen auf ihren Blättern ein T bilden, wodurch sie auf Gott Thor (Donar) hinweise, der sich darin offenbare, denn T ist das Runenzeichen für Thor. Wer so glücklich ist, ein solch gekennzeichnetes Blatt zu finden, kann der Sage nach sich, seine Thiere, sowie sein ganzes Haus vor Schäden und Verzauberungen schützen.

Der Haselstrauch, in der altdeutschen Mythologie dem

Gotte Donar geweiht, hat vor Allem die Kraft, Verborgenes zu entdecken. Zu dem Ende schneidet man an einem dazu geeigneten Tage Morgens zwischen drei und vier Uhr einen jungen, einjährigen Zweig ab, der von den Einflüssen der Witterung am wenigsten gelitten hat und daher am empfindlichsten ist, und benutzt ihn als Wünschelruthe. Damit dieselbe aber recht brauchbar werde, soll man beim Abschneiden sprechen:

„Ich schneide dich, liebe Ruthe,
Daß du mir mußt sagen,
Was ich dich will fragen,
Und dich so lang' nicht rühren,
Bis du die Wahrheit thust spüren."

Oder:

„Gott grüß' dich, du edles Reis.
Mit Gott dem Vater such' ich dich,
Mit Gott dem Sohne find' ich dich,
Mit des heiligen Geistes Macht brech' ich dich."

Die Wünschelruthe öffnet verschlossene Berghöhlen und Thüren, läßt Wasserquellen finden, schützt gegen Zauberei, vertreibt Hexen und böse Geister. Mit ihr kann man das Feuer beschwören und sich vor Schlangen und dem Blitze schützen, vermißtes Geld, verirrtes Vieh, einen heimlichen Feind, den verlorenen Weg, ja selbst Räuber und Mörder finden; sie giebt kund, ob Jemand in der Fremde gesund oder krank, todt oder lebend ist, ob eine Frau einen Sohn oder eine Tochter gebären werde, ja man kann im Meere jene Stellen finden, an welchen Waaren untergesunken. — Die Haselnuß galt als das Sinnbild des Frühlings, des Lebens und der Unsterblichkeit und, weil sich die Haselnüsse oft gepaart finden, auch als ein Zeichen des ehelichen Glücks. Mit Haselstäben wurden die Saatfelder, die Gerichtsplätze und die Wahlplätze für die Zweikämpfe umsteckt, und zwar zum Zeichen, daß diese Stellen von keinem Unberufenen betreten werden durften. Man dachte sich den Strauch

von einem geistigen Wesen geschützt, und unsere Volkslieder führen oft Gespräche mit der „Frau Hasel". Im Schwarzwald trugen die Hochzeiter eine Haselruthe, und wenn in einem Jahre viele Haselnüsse wachsen, gilt es als ein Anzeichen, daß viele Kinder zur Welt kommen sollen. Auch die Ruthen, welche Jakob in den Brunnen legte, um seine Schafe besonders fruchtbar zu machen, sollen Haselstäbe gewesen sein. Die Haselstaude galt also mit ihren zahlreichen Früchten als ein Symbol der Vermehrung. — Zur Kindererziehung darf die Haselruthe nicht verwandt werden, denn die Kinder verlieren dadurch ihren geraden Wuchs. Dafür kann man aber mit einem Haselstocke auch sogar Abwesende recht nach Herzenslust durchbläuen. Man geht zu diesem Zwecke am Charfreitag vor Sonnenaufgang hinaus und schneidet, ohne zu reden und ohne angeredet zu werden, das Antlitz gegen Osten gewendet, den Haselstock im Namen der heiligen Dreifaltigkeit mit drei Schnitten ab. Dann nimmt man ein altes Kleidungsstück, spricht den Namen Desjenigen darüber aus, der die Bescheerung empfangen soll, und schlägt darauf los, so lange man Kraft und Lust hat. Der Genannte wird dann, und sei er wo immer, die unsichtbaren Hiebe aufs Schmerzlichste empfinden. Einst stand ein Hirt ruhig auf einen Stock gelehnt, als mehrere Soldaten vorüber kamen. Einer von ihnen, ein guter Schütze, schoß den Stab weg, so daß der Hirte hinfiel. Dieser jedoch sagte nichts, sondern zog, als die Soldaten vorüber waren, seinen Kittel aus und schlug mit seinem Haselstock so wacker darauf los, daß man den Soldaten, der überdies von seinen Kameraden verhöhnt wurde, eine Viertelstunde weit schreien hörte. Wer seine Rache noch weiter treiben will, der schneidet Sonntags vor Sonnenaufgang einen jährigen Haselzweig, beugt sich nieder und spricht zu diesem: „Ich schneide dich im Namen meines Feindes N. N., den ich zu verstümmeln Willens bin." Dann geht er nach

Hause, legt den Zweig im Namen der heiligen Dreifaltigkeit auf einen Eichentisch, holt sich ein scharfes Messer und zerhackt den Zweig, indem er spricht:

„Bald — bleuein — droch — mirroch — betu — baroch — assa — maroth! Die hl. Dreifaltigkeit strafe den, der dies Uebel begangen und lasse es nicht zu, es zu wiederholen. Eson — elion — emasis — ales erge!“

So furchtbar diese Formel auch klingen mag, so wollen wir mit Perger, dem diese Schilderung entnommen, hoffen, daß Niemand darunter leidet, als der arme, einjährige Haselzweig.

In den Kreis der heiligen Bäume, der sich noch erweitern ließe, gehört auch der Hollunder oder Flieder. Mit heiliger Scheu betrachtete man die Menge schwarzer Beeren, die stark duftenden, schweißtreibenden Blüthen, das lockere Mark und den hohl werdenden Stamm. Bis auf unsere Tage vermuthete man in seinem dichten Laube ein geistiges Wesen, die Frau Holle oder Holder, welche ihn mit übernatürlichen Kräften ausrüste und vor Verletzung schütze. Jetzt noch ziehen die Tiroler vor dem Hollunder den Hut, und die Schleswiger baten ihn ehedem kniefällig um Verzeihung, ehe sie seine Aeste stutzten, indem sie mit Andacht sprachen: „Frau Elhorn (Holder), gieb mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde.“ Die alten Germanen benutzten ihn beim Bestatten ihrer Leichen, damit er dem Verstorbenen noch nach dem Tode Segen spende; der Schreiner ging schweigend zum Holderbusch und schnitt eine Stange ab, um das Maaß einer Leiche zu nehmen, und der Fuhrmann, der die Leiche fuhr, trug statt der Peitsche einen Hollunderstock. Die trauernden Verwandten legten auf das Gesicht des Todten einen Fliederzweig und pflanzten einen Fliederbusch auf das theure Grab. Der Hollunder beschützt Haus, Hof und Vieh; in seinem Schatten schläft man sicher gegen jeden Unfall; den Schläfer wecken süße

Träume, von lustigen, lichthellen Elfen umgaukelt. — Der Holder gilt dem Landmann als eine vollständige Hausapotheke, denn er benutzt die Blüthe, die Frucht, das Mark, die Rinde, den Splint, das Holz und die Wurzel. Schält er den Splint nach aufwärts los, so dient ihm dieser als Brechmittel, zieht er ihn nach abwärts vom Holz, so wirkt er abführend. Wer Jemand heilen will, der an Zahnweh leidet, geht mit einem Messer in der Hand rücklings zu einem ihm bekannten Holderbusch und spricht, ohne aufzusehen: „Liebe Frau Hölter, leiht mir ein Spälter, den bring' ich euch wieder." Darauf löst er ein Stück Rinde los, schneidet einen Spahn aus dem Holz, den er, wieder rückwärts gehend, in die Stube trägt. Nun ritzt der Leidende sein Zahnfleisch mit dem Spahn, bis dieser blutig wird, und dann trägt der Andere, abermals rücklings gehend, den Spahn zum Holder zurück, setzt ihn wieder ein und verbindet die Rinde, worauf sich der Zahnschmerz verliert. Andere Heilkünstler meinen, man könne durch einen Hollunder das Fieber vertreiben, indem man die Krankheit auf den Busch übertrage. Schweigend gehen sie zu einem dazu auserſehenen Strauch, fassen ein Zweiglein, um es zu brechen, und sprechen die Zauberformel:

„Zweig, ich biege dich, Fieber nun laß mich;
Ich hab' dich einen Tag, hab' du's nun Jahr und Tag."

Am anderen Morgen soll der Kranke gesund sein. Steckt ein Fieberkranker, ohne zu sprechen, einen Fliederzweig in die Erde, so bleibt das Fieber daran haften und hängt sich an Denjenigen, welcher zufällig dahin kommt; daher soll man nie einen im Boden steckenden Holderzweig berühren, am allerwenigsten mitnehmen. Darum:

„Ragt aus der Erde ein Holderzweig, —
Drücke dich schleunigst aus seinem Bereich!"

Nicht unerwähnt bleibe die Tanne. Dort, wo es keine Eichen gab, erklärte man die immergrünen Tannen für den

Wohnsitz der Götter. Die den Göttern geweihten Tannen galten für gefeit und gebannt, und als später die christlichen Sendboten dieselben umhauen wollten, widersetzten sich die Alten dem ebenso, wie dem Fällen der sogenannten Donnereichen. Die Tannen lieben die Gesellschaft; sie vereinigen sich oft zu unabsehbaren Wäldern, wo Stamm an Stamm zum Himmel emporstrebt. Unter ihren dichten Kronen herrscht ein geheimnißvolles Dunkel, das abergläubischen und furchtsamen Menschen Entsetzen bereitet. Die Thiere, welche in diesem Dickicht wohnen, treten in ihren Umrissen nicht klar hervor; sie eilen durch das Halbdunkel wie Geister und Dämonen, schattenhaft und gespenstisch. Aengstliche Naturen glaubten daher in ihnen überirdische Wesen, Ungeheuer und Kobolde zu sehen. So kam es, daß bei unseren Vorfahren oftmals der finstere Tannenwald für den Aufenthaltsort böser Geister, frecher Riesen und schrecklicher Unthiere galt. Wer erinnert sich nicht der schönen Heldensage von „Roland dem Schildträger". Dieser zieht mit seinem Vater Milon aus und erschlägt Nachts den Riesen im Ardenner Walde, dessen Schild ein kostbares Kleinod enthält, welches blitzt und leuchtet wie die Sonne. — Weil die Tanne zu allen Zeiten in frischem, hoffnungsreichem Grün prangt, ist sie dem gläubigen Germanen ein Sinnbild der Hoffnung und Beständigkeit. Ihre immergrünen Nadeln erinnern an die immerwährende Liebe des himmlischen Vaters, die sich in der Geburt des Jesuskindes offenbart, und an das ewige Licht, welches in die Finsterniß leuchtet. Kein Baum war somit würdiger, zum Weihnachtsbaum ausersehen zu werden. Tacitus erzählt in seinen „Annalen" von dem Feste der Tanfana, einer Göttin, welche besonders von den Deutschen am Niederrhein verehrt wurde, daß bei demselben Tannenzweige in der Hand getragen wurden, und wird von diesem Feste unser Weihnachtsbaum abgeleitet.

Diese, keineswegs historisch nachweisbare Meinung findet ihre Erklärung in dem Wunsche, die Sitte des lichterstrahlenden Christbaumes in die uralte Zeit zurückzuverlegen, weil wir Deutsche uns ein Weihnachtsfest ohne dieselbe gar nicht mehr vorstellen können. Die erste klare Erwähnung des Christbaumes findet sich in der „Katechismus-Milch“ des Straßburger Professors Dannhauer aus dem siebzehnten Jahrhundert. Derselbe eifert dagegen mit folgenden Worten: „Unter anderen Lappalien, damit man die frohe Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begehet, ist auch der Weihnachtsbaum oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen oder Zucker behängt und ihn hernach schütteln und abblumen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht, ist ein Kinderspiel, doch besser als andere Phantasie und Abgötterei, so man mit dem Christkind pfleget zu treiben und also des Satans Kapelle neben die Kirche bauet und den Kindern eine solche Opinion beibringt, daß sie ihre inniglichen Kindergebetlein vor dem vermummten oder vermeinten Christkind fast abgöttischer Weis ablegen.“ Im vorigen Jahrhundert geschieht nur ausnahmsweise Erwähnung des Christbaumes. Goethe fand ihn in Leipzig im Hause von Theodor Körner's Großmutter, Minna Stock, im Jahre 1765. Schleiermacher in seiner 1805 zuerst erschienenen „Weihnachtsfeier“ und Tieck in der Novelle „Weihnachtsabend“ erwähnen ihn noch nicht als Bestandtheil der Festfeier in Berlin. 1815 brachten ihn preußische Officiere nach Danzig. Die Vertiefung des religiösen Lebens nach den Freiheitskriegen beförderte vor Allem seine Ausbreitung, so daß er bald in dem protestantischen Norddeutschland als der schönste Schmuck zu der Weihnachtszeit gehörte. Immer mehr breitet sich die Sitte aus und findet auch in katholischen Kreisen, namentlich der Rheinlande, Eingang. Der Weihnachtsbaum ist das echte Symbol deutschen Gemüthes und deutscher Geistestiefe,

ein Gegenstand heißer Sehnsucht von Millionen Kinderherzen; durch ihn ist unser Weihnachtsfest zum schönsten auf dem weiten Erdenrund geworden.

Auch an manche andere, noch jetzt in unserem Volksleben lebendige Sitte erinnert die Tanne. Es ist eine allgemein verbreitete Sitte, beim Richten eines Hauses einen Mai- oder Tannenbaum auf den Giebel desselben zu nageln. Die geschmückte Tanne oder, wie in vielen Gegenden, nur ein geschmückter Kranz, sollen von dem neuerbauten Hause Blitz und Sturm fernhalten und das Haus bis auf Kindeskind grünend und blühend erhalten. Die Richttanne stellt den Genius des Wachsthums dar, der als guter Hausgeist alle Zeit über der neuen Wohnstätte walten möge.

„Die Heiligkeit der Pflanzen hört bei keiner Klasse derselben auf, wie sie bei keiner anfängt," sagt Henne am Rhyn; „es werden unter dem zahllosen Heere ihrer Arten schwerlich viele zu finden sein, welche nicht in der Mythe oder wenigstens in deren entstelltem Ueberreste, dem Aberglauben, eine Rolle spielen." Für das nähere Studium sei auf die am Schlusse erwähnte Literatur hingewiesen, vor Allem auf die Werke von Perger, Reling und Bohnhorst, Rosenkranz und Warnke. Nur die Lieblingsblumen des deutschen Volkes, die Rose und die Lilie, mögen noch Erwähnung finden.

Wie die Eiche die Königin des Waldes, so ist die Rose ihrer Schönheit und ihres bezaubernden Duftes willen die Königin des Gartens und der Blumen. Keine Blume ist von Alters her so geehrt, keine so geliebt, keine so oft besungen worden, wie sie. Schon im hohen Alterthum galt sie als ein Sinnbild der Liebe, der Freude und Lust, der Anmuth und Zärtlichkeit. Auch bei unseren Vorfahren nahm die Rose eine hervorragende Stelle ein, und mehrfach begegnen wir derselben in der deutschen Mythologie und dem Volksglauben. So führt

Loki den Frühling dadurch herbei, daß er die winterliche Erde zum Rosenlachen zwingt; denn sobald die Wintergöttin lacht, schmilzt Schnee und Eis, der Frühling hält seinen Einzug und schmückt die Flur mit Rosen. Der Dornbusch der wilden Rose war den germanischen Völkern ein Bild des Feuers, und da die dereinstige Vollendung der Welt durch Feuer geschehen sollte, so war ihnen der Dornbusch ein Bild des Weltunterganges. Deshalb heißt's im Rheinlande, in welchem sich noch die schöne Sitte erhalten hat, Jungfrauenleichen mit Kränzen von wilden Rosen zu schmücken, der Weltuntergang und das jüngste Gericht seien nahe, sobald der Rosenstrauch zweimal in einem Jahre geblüht habe. Die Heckenrose oder wilde Rose, welche mit ihren dornigen Zweigen ein für Menschen und Thiere undurchdringliches Dickicht bildet, soll mit Vorliebe an solchen Orten wachsen, an denen einst heilige Haine gestanden oder die zu Opfer- und Begräbnißstätten gedient haben. Sie verdankt ihr Entstehen dem Umstande, daß einst Maria die Kleider des Jesuskindleins zum Trocknen über diesen Strauch breitete. Diese Sage erinnert an das germanische Heidenthum. Noch heute erwartet man im Volke, besonders in Norddeutschland, wenn es die Woche hindurch geregnet hat, am Ende derselben schönes Wetter, denn „Frau Holle muß zum Sonntag ihren Schleier trocknen"; sie hängt ihn auf Rosenbüsche, und darum erblühen die Rosen so schön. Hexen und Werwölfen war die wilde Rose gefährlich; brach eine Hexe einen Zweig von ihr, so war sie entlarvt, und der Werwolf ward durch die Berührung dieses Strauches wieder zum Menschen. Sie galt auch als Vorzeichen des Todes. Als letzten Rest dieser Anschauung kann man den noch heute anzutreffenden Aberglauben ansehen, daß eine einzelne im Herbste aufblühende Rose den Tod eines Familiengliedes ankündet. — Die Monatsrose ist nach der Sage aus einem in das Meer gefallenen Tropfen von

Christi Blut entstanden. Auch die nach unten gebogenen Stacheln weiß die Sage zu erklären. Der vom Himmel gestürzte Luzifer hatte sich einen Strauch mit langen Ruthen und voller Dornen geschaffen, um an diesen Gerten wie an einer Leiter wieder in den Himmel zu steigen. Als aber der Herr seine Absicht merkte, bog er die Zweige nieder. Der hierüber erzürnte Teufel krümmte auch die Dornen (Stacheln), so daß sie fortan Alles, was sie berühren, festhalten.

Nach der Meinung des Volkes wachsen Rosen nicht gern da, wo ein Todter liegt, und wenn man einem Todten Rosen mit ins Grab giebt, so welkt der Strauch, der sie getragen hat. Werfen Liebende Rosenblätter in einen Bach und schwimmen zwei dieser Blätter, ohne sich zu trennen, mit einander, so kommt das Paar dereinst zusammen.

Unter den sich an die Rose anknüpfenden Sitten sind besonders die Rosenfeste zu erwähnen, die in Frankreich, Deutschland und anderen Gegenden gefeiert wurden. Am Rosenfeste wurde über die Sitte und das Betragen der jungen Mädchen eines Ortes Gericht gehalten, und dasjenige, welches den Eltern am gehorsamsten und außerdem in ihrem Wandel am tugendhaftesten gewesen war, wurde mit einem Rosenkranze geschmückt und als „Rosenkönigin" allgemein geachtet. — Gleich den Römern hingen auch die Deutschen bei ihren Gelagen eine Rose als Sinnbild der Verschwiegenheit an die Decke des Zimmers, weil sie ihr Inneres durch eine Menge Blätter verbarg; man vertraute sich Geheimnisse sub rosa (d. i. unter den Rosen) an und ein deutscher Reimspruch heißt:

„Was wir kosen,
Bleib' unter den Rosen."

Neben der Rose, der unbestrittenen Königin der Blumen, ist die Lilie eine Lieblingsblume des deutschen Volkes. Schon bei den alten Kulturvölkern war sie beliebt und verehrt; bei den

Römern galt sie als Zeichen der Hoffnung, bei den Morgenländern war sie das Sinnbild der Reinheit und Unschuld, andererseits aber auch ein Symbol des blassen Todes. Nicht nur erhielt die holde, lebensfrohe Jungfrau bei feierlichen Anlässen Lilien geschenkt, sondern Lilien wurden auch zum Zeichen der Trauer und Treue als letzte Liebesgabe der Dahingeschiedenen auf den Sarg gelegt. Bei den feierlichen Processionen der Katholiken am Frohnleichnamsfeste tragen heute noch weißgekleidete Mädchen außer sonstigen auf das Fest hindeutenden Insignien vor Allem weiße Lilien in der Hand. — In der deutschen Mythologie trägt der Gott Thor in der rechten Hand den Blitz und in der linken das Scepter, welches mit einer Lilie gekrönt war. Daß die Lilie aus den Gräbern von Liebenden und unschuldig Hingerichteten hervorsproß, wurde erwähnt. Wenn sie auf der Friedstätte unschuldig Ermordeter erscheint, so ist sie ein Zeichen der kommenden Rache; entsprießt sie auf dem Grabhügel eines armen Sünders, so kündet sie Vergebung, die Sühne der Todesgottheiten an. Endlich gilt die Lilie auch als ein Gruß des Todten an den zurückbleibenden Lebenden; daher die Sage, daß der Geist des Verstorbenen selbst die Blume auf sein Grab gepflanzt habe:

„Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf mein Grab — —
Die soll ja mein Feinsliebster
Noch einmal seh'n."

Während des Mittelalters wurden besonders in den Klostergärten die Lilien von den Mönchen gehegt und gepflegt. Das unwissende Volk, welches wohl ab und zu einen Blick in diese Pracht warf und die herrlichen Blumen sah, legte ihnen für das Leben der Mönche eine besondere Bedeutung bei, und bald gingen im Volke die wunderlichsten Sagen über die Lilien um. Grimm führt folgende Sage an: Wenn einer der Mönche im

Kloster Korvey an der Weser sterben sollte, fand er drei Tage vor seinem Tode eine weiße Lilie in seinem Chorstuhl, und wie diese Lilie welkte, so welkte auch er. Einst war einer dieser Mönche sehr ehrgeizig und wünschte selbst Prior zu werden; deshalb verschaffte er sich heimlich einen Lilienzweig und legte denselben in den Chorstuhl des siebzigjährigen Priors, der über diese Blume so sehr erschrak, daß er wirklich nach drei Tagen verschied. Der Mönch wurde nun selbst Prior, aber er hatte im Leben keine fröhliche Stunde mehr, sein Gewissen beunruhigte ihn, und ernst und verschlossen verbrachte er seine Tage. Auf dem Todtenbette bekannte er später seine That.

Gar lieblich ist die Sage, wie die Lilienglocken besonders den Elfen dienen, um die andächtigen, frommen Brüderchen zum Gebet zu rufen. Eine jede Blume hat ihren Elf, der mit ihr geboren und mit ihr wieder vergeht. Bricht der Abend herein und wird es im Garten stiller und stiller, so eilt ein Elf an den zarten Lilienstengel und rüttelt daran, bis die Glöckchen läuten. Bei diesen Blumentönen erwachen die Schläfer rings umher, schlüpfen aus ihren Verstecken und pilgern schweigend und ernst der Lilie zu, um in ihr als ihrem Dome zu beten. Andächtig knien sie nieder, falten ihre Händchen und danken dem gütigen Schöpfer für alles Gute, das er ihnen schenkte. Haben sie ihr Gebet beendet, so eilen sie zurück zu ihren zarten Blumenbettchen und schlummern ohne Sorge und Kummer im Vertrauen auf den gütigen Vater ein, dessen Auge über ihnen wacht.

„Kind, mein Kind, hörst du die Abendglocken,
Komm und falte betend deine Hände;
Und dann wirst du auch so selig schlummern,
Wie der Elfe dort im Lilienkelche!“

So verehrten unsere Vorfahren die Pflanzenwelt, sie als Wohnstätte der Götter oder götterhafter Wesen betrachtend, in inniger Liebe und Zuneigung. Jener religiöse Kultus, jener

Glaube an die Gleichartigkeit des Menschen und des Baumes, an die wunderbare Zauberkraft der Pflanzen ist mehr oder weniger geschwunden, — die altgewohnte Liebe und Zuneigung jedoch hat sich bis heute erhalten und zeigt sich in der sorgsamsten Pflege dieser lieblichen Kinder der Natur bei Hoch und Niedrig, bei Alt und Jung, in der Hütte des armen Arbeiters wie im Palast der Fürsten und Könige.

Literatur.

Außer eigenen Aufzeichnungen und einem kleineren Aufsatze von Rich. Kramer in der Zeitschrift „Bildungsverein" (1898) wurden benutzt:

1. Albers, Lebensbilder aus der deutschen Götter- und Heldensage. 2. Aufl. Leipzig 1887.
2. Edda, Die, deutsch von Jordan. Frankfurt 1889.
3. Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Aufl. Berlin 1878.
4. „ Deutsche Sagen. 3. Aufl. Berlin 1891.
5. Henne am Rhyn, Die deutsche Volkssage. 2. Aufl. Leipzig 1879.
6. Hermann, Paul, Deutsche Mythologie. Leipzig 1898.
7. Mannhardt, Wald- und Feldkulte. Berlin 1875.
8. Perger, Ritter von, Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart 1864.
9. Reling und Bohnhorst, Unsere Pflanzen u. s. w. 3. Aufl. Gotha 1898.
10. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vergangenheit. Berlin 1867.
11. Rosenkranz, Die Pflanzen im Volksaberglauben. Kassel 1893.
12. Simrock, Deutsche Mythologie. 3. Aufl. Bonn 1869.
13. Söhns, Unsere Pflanzen u. s. w. Leipzig 1897.
14. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. Innsbruck 1871.
15. Warnke, Pflanzen in Sitte, Sage und Geschichte. Leipzig 1878.

Die Pflanzenwelt

im Glauben und Leben unserer Vorfahren.

Von

P. Spelter,

Oberlehrer in Solingen.



Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königliche Hofbuchhandlung.

1900.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.



